

Melissa Fay Green

Andrea Stumpf

Alle meine Kinder

*Haregewoin Teferra -
ein Leben für die Waisen Äthopiens*

Blanvalet Verlag

Teil 1

1

AUGUST 2004

An einem düsteren Nachmittag während der Regenzeit saß ich in einem überfüllten Wohnzimmer im äthiopischen Addis Abeba, völlig überrascht von den Wassermassen. Der Regen trommelte ohrenbetäubend auf die Blechdächer der auf die Hügel gebauten Häuser, so als stünden sämtliche Bewohner dort oben und schlugen mit Stöcken auf Töpfe ein. Den Hof verwandelte das Wasser in einen kochenden Kessel. Durch die sperrangelweit offen stehende Haustür sah ich die eintreffenden Besucher über die vom Matsch schlüpfrigen Trittsteine springen. Auf der Schwelle zu Haregewoin Teferras unverputztem Haus - eine einfachere Unterkunft mit mehr undichten Stellen als das moderne einstöckige Haus, das sie früher ihr Eigen nennen durfte - nahmen die Männer ihre Hüte ab und schüttelten sie, und die Frauen wrangen ihre Tücher aus. Obwohl Haregewoin jeden Tag ein wenig weiter aus der Mittelklasse abrutschte, der sie früher angehört hatte, hatten ein Dutzend alter Freunde beschlossen, den Wolkenbruch bei ihr auszusitzen - einige, um ihre Loyalität zu bekunden, andere vielleicht, weil sie sehen wollten, was sie als Nächstes tun würde. Alle betraten das Haus mit einem strahlenden Lächeln, trotz ihrer Befürchtungen, wen sie unter den Gästen antreffen könnten. Sie begrüßten einander mit Handschlag oder einem leichten Hochziehen der Augenbrauen und drängten, kleine Pfützen auf dem Betonboden hinterlassend, herein, um sich zu der untätigen Runde zu gesellen.

Die Gastgeberin, eine temperamentvolle, rundliche, knapp über einen Meter vierzig große Frau, schlurfte in ihren Plastiksandalen über den nassen Boden. Haregewoin Teferra war eine gebildete, zwei Sprachen sprechende Frau Ende fünfzig und kam ursprünglich vom Land. In ihren dicken Haaren, die sie mit einem dreieckigen Tuch zusammengebunden hatte, ringelten sich ein paar graue Strähnen. Ihre kaffeebraune Haut glühte in der Hitze. Sie trug das, was sie stets trug: einen langen Baumwollrock mit Leopardmuster und einem elastischen Bund und ein rotes, kurzärmeliges T-Shirt. Nachdem sich alle Besucher gesetzt hatten, eilte Haregewoin zurück zu ihrem Stuhl und beugte sich lächelnd nach vorn, begierig, die Neuigkeiten zu hören.

Wenn sie lachte, schlug sie die Hände vor der Brust zusammen und lehnte sich zurück, ihre Augen verschwanden dann zwischen den Lachfältchen, und ihre Schultern bebten.

Es war kein Feiertag, und auch sonst gab es keinen besonderen Anlass. Einige von Haregewoins alten Freunden waren aus Altersgründen aus dem Beruf ausgeschieden oder hatten ihr Geschäft aufgegeben; andere hatten nicht genug zu tun, die schlechte äthiopische Wirtschaftslage bot ihnen schlicht keine Gelegenheit, einer lohnenden Beschäftigung nachzugehen.¹ Wieder andere hatten verborgene Gründe dafür, dass sie sich an einem ganz normalen Wochentag die Zeit für einen Besuch nehmen konnten.

Einer der Gäste stellte für die Neuankömmlinge eine regelrechte Mutprobe dar. Wollen wir doch mal sehen, wie weit dein gutes Benehmen reicht, besagte die Miene von Zewedu Getachew, ein einstmals gut aussehender und wohlhabender Mann. Er hatte als Bauleiter für ein französisches Unternehmen gearbeitet und an der Universität von Addis Abeba Ingenieurwesen unterrichtet. Seine Schultern unter der khakifarbenen Jacke waren hochgezogen, wohl weniger wegen des Regens, als vielmehr aus Zorn darüber, dass ihm das Leben so übel mitgespielt hatte, dass eine Krankheit ihn seine Stelle und seinen guten Namen gekostet hatte.

Auf dem gesamten Kontinent werden Millionen von Menschen nach einem neuen Binärsystem eingeteilt, indem man ihnen mitteilt, dass sie »positiv« oder »negativ« sind, so als hätten sie sich über Nacht in Protonen und Elektronen verwandelt und als ginge es um subatomare Physik und nicht darum, wer leben wird und wer geächtet, grauenvolles Leid durchmachen und sterben wird.

Haregewoin war die einzige der vielen Freunde, in deren Häusern er einst ein und ausgegangen war, die ihn noch willkommen hieß. Er drückte sich an die Lehne des metallenen Küchenstuhls, die Arme vor der Brust verschränkt, weder erwartete er einen Händedruck, noch bot er selbst jemandem die Hand. Auf seinen Wangen lag ein dunkler Bartschatten.

Eine scheinbar wirkende, hübsche junge Frau in einem langen Rock nahm auf einem niedrigen Stuhl Platz und röstete frische Kaffeebohnen in einer Eisenpfanne über einem tragbaren Öfchen. Sara war während ihres zweiten Jahres vom College verwiesen und von ihren Eltern verstoßen worden, als klar wurde, dass ihr hartnäckiger Husten nicht nur von einer Tuberkulose herrührte (die ihre Eltern noch veranlasst hatte, sie ins Auto zu packen und zu

den besten Ärzten zu bringen), sondern von etwas Unaussprechlichem (weswegen sie sie des Hauses verwiesen). Wie die meisten äthiopischen Mädchen war auch diese junge Frau zur Unterwürfigkeit erzogen worden, so dass sie nicht darauf vorbereitet war, allein in der Stadt zurechtzukommen; als Haregewoin sie fand, saß Sara zusammengekauert in einem Torweg. Anders als vielleicht Sara selbst wusste Haregewoin, dass das junge Mädchen bald nur noch die Wahl haben würde, zu betteln oder seinen Körper zu verkaufen.

Es war also ein seltener Anblick, der sich hier an einem ganz normalen Wochentag in Ostafrika bot: ein Haus, in dem Männer und Frauen aus der Mittelschicht, die von der Epidemie nicht persönlich betroffen waren, neben Männern und Frauen saßen, die ihr hilflos ausgeliefert waren.

Der Regen prasselte auf das Dach, verwandelte den Hof in eine riesige Schlammfütze und trieb Herden barfüßiger kleiner Kinder durch Haregewoins offene Tür.

Ich saß auf einem schmalen Sofa neben einer finster dreinblickenden alten Frau, die in einen Kokon aus handgesponnener Baumwolle gehüllt war. Ihre dunkle, schlaffe Haut und die hängenden Augenlider wurden von einem Kopftuch nach oben gezogen, was ihr den Ausdruck besorgter Missbilligung verlieh. Ich weiß nicht, ob sie sich darüber ärgerte, dass ihr Gesicht in eine Grimasse gezwungen wurde oder weil sie an mich geraten war. Im Laufe der Stunden wurden wir wie Fremde auf einer nächtlichen Busreise widerstrebend miteinander vertraut. Heimlich und ohne dabei eine Miene zu verziehen, schoben wir uns gegenseitig millimeterweise über das umkämpfte Territorium.

Der Wind wehte feinen Sprühregen durch die offen stehende Tür. Das weiß gestrichene Zimmer schien wie ein Hausboot auf dunklen Wellen hin und her zu schaukeln. Die mumifizierte Witwe an meiner Seite gewann langsam an Boden, während sie sich aus ihren langen Baumwollschals schälte.

Es hatte ein paar Wochen gedauert, bis ich mich daran gewöhnt hatte. An den langen Nachmittagen, wenn die Luft in Addis Abeba von Regen gesättigt ist, flüchten sich die in der Stadt lebenden Tiere - Ziegen, Schafe, Esel, streunende Hunde, Spechte, Spottdrosseln, Schwalben - in Ritzen und Nischen, oder sie ziehen zum Schutz vor der Sintflut den Kopf ein und schlafen. In diesen Stunden sehne ich mich danach, mich die Treppe zu meinem sauberen

Zimmer im Yilma Hotel hochzuschleppen, die schlammverkrusteten Schuhe und Socken abzustreifen, einen Schluck aus der Wasserflasche zu nehmen, mich mit Bahru Zewdes *History of Modern Ethiopia* ins Bett zu legen und dann zu schlafen, während sich die langen, dünnen Vorhänge, schwer von der Nässe und vom Geruch des Regens, bauschen.

Aber hier saß ich auf einem Sofa in Haregewoins Zimmer und konnte nicht weg. Die allgemeine Trägheit hatte auch mich erfasst. »Jetzt?«, sagten alle befremdet. »Du willst jetzt gehen, bei diesem Wetter?« Sicherlich dachten einige: Die *ferange*, die Weiße, muss *jetzt* irgendwohin? Selamneh Techane, mein Freund und Fahrer, der mit in die Hände gestütztem Kopf dasaß, richtete sich auf und sah mich mit müden Augen verwundert an. Immer wenn ich mich erheben wollte, streifte die Matrone neben mir eine weitere Schicht ihrer Tücher ab.

Bleib einfach hocken, schienen alle sagen zu wollen; wir werden das gemeinsam durchstehen. Also hockten wir während des endlosen Trommelns des nachmittäglichen Regengusses beisammen. Der Kaffee aus den kleinen Tassen, in denen am Boden dick der braune Zucker stand, versetzte uns aus irgendeinem Grund noch schneller in einen schläfrigen Zustand. Nachdem wir unsere leeren Tassen auf das vierbeinige Holztablett, das auf dem Boden stand, zurückgestellt hatten, versickerte das Gespräch in kürzester Zeit. Keiner klopfte gegen die Lampe, als das schwache Licht zu flackern begann. Niemand schaltete den verstaubten Fernseher ein, auf dem auf einem vergilbten Deckchen eine Vase mit Plastikblumen stand. (Es gab auch nichts anzusehen: Tag für Tag brachte der von der Regierung kontrollierte Fernsehsender praktisch ununterbrochen traditionelle Tänze, unter gleißendem Studiolicht von springenden, hüpfenden Tänzern vorgeführt.) Meine unerschütterliche Sitznachbarin, die sich mittlerweile fast ausgewickelt hatte, schnarchte vor sich hin.

Haregewoins Handy klingelte, und sie meldete sich mit einem knappen »Allo? Abet?« (Ja?). Der Sofatisch war mit Papieren bedeckt, und es gab noch ein Festnetztelefon, das ebenso oft klingelte. Auf Haregewoin Teferra lasteten weder Wind noch Regen oder Schläfrigkeit. Selbst bei diesen sintflutartigen Regenfällen ging das Leben in der Stadt weiter, und sie musste Verhandlungen führen. Vielleicht wollte sie ihren alten Freunden auch sagen: »Seht ihr? Ich bin noch am Leben.«

Sie ließ das Handy sinken und starrte nachdenklich vor sich hin.

»Was ist los?«, fragte jemand. Damit hatte sie gerechnet.

»Das ist das *kebele*, die Gemeinde- und Stadtteilverwaltung. Sie fragen, ob ich Platz für ein Kind habe.«

Einige Besucher lachten auf, unter der Oberfläche regten sich Zweifel. Die Äthiopier - besonders die vom Hochland, die Amhara und die Tigray - sind bekannt für ihren Sarkasmus, daher fielen vielleicht auch einige versteckte Boshaftigkeiten in einer Sprache und mit einer Scharfzüngigkeit, die ich sogar in der Übersetzung nicht verstehen konnte. Die Äthiopier haben ihre Begabung zur doppelbödigen Rede jahrhundertelanger Tyrannei zu verdanken. Sie hat sogar einen Namen: *sām enna wärq* (Wachs und Gold), *sām* ist die oberflächliche Bedeutung und *wärq* die tiefere oder verborgene Bedeutung. Wer diese Art des Sprechens beherrscht, gilt als Meister der Redekunst.

Wie dem auch sei, Haregewoin hatte jedenfalls keinen Platz mehr für ein weiteres Kind: das Haus mit seinen zwei Zimmern, die beiden kleinen Nebengebäude und der verrostete, hellblaue Güterwaggon, aus dem eine Tür herausgeschnitten worden war, platzten jetzt schon aus allen Nähten vor Kindern jeden Alters, die wehmütigen Erwachsenen, die sich hier herumdrückten, nicht zu vergessen.

Sie setzte sich kurz, das Handy an die Brust gedrückt, die Finger der anderen Hand am Mund, und zählte. Keiner bewegte sich, und keiner bot an, an Haregewoins Stelle das Kind zu sich zu nehmen. Wer wusste schon, in welchem Zustand es war. Möglicherweise hatte es eine Krankheit, vermutlich ansteckend, sicher war es hungrig und schmutzig; barfuß, ohne Schulbildung, verzweifelt. Nein danke. Es wurde zwar begrüßt, dass das *kebele* sich darum kümmerte, aber weder das *kebele* noch die Regierung kamen für den Unterhalt des Kindes auf.

Haregewoin erhob sich. »Ich gehe«, sagte sie.

Überzeugt, an diesem Nachmittag im Sinne der anderen zu sprechen, sagte ich: »Jetzt? Du willst *jetzt* gehen?« Bestätigung heischend sah ich die anderen an.

Aber das fragte man nicht jemanden, der tatsächlich zu arbeiten hatte, da richtige Arbeit schwer zu finden war und stets geachtet wurde. Einige müssen gedacht haben: Jetzt will plötzlich die *ferange* nicht gehen?

»Darf ich mitkommen?«, fragte ich, schon etwas kleinlauter.

»Ja. *Ishi*, in Ordnung. Komm. Bitte.«

Selamneh Techane, der Taxifahrer, sprang sogleich auf, die Schlüssel in der Hand. Haregewoin besaß kein Auto, ganz zu schweigen von zwei Autos wie während ihrer Ehe. Sie nahm ihren *shamma* (ein dickes, handgewebtes Tuch) und ihre schwarze Handtasche und schlurfte munter über den Hof.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich, während ich hinter ihr her durch den Schlamm watete.

»Das Kind holen«, rief sie mir über die Schulter zu und kletterte auf den Beifahrersitz von Selamnehs stahlblauem Taxi. Ich nahm hinten Platz, und schon schossen wir davon.

An der Kreuzung zwischen der unbefestigten Straße hügelaufrwärts und der asphaltierten Durchgangsstraße hielten wir an, um eine Frau in Khakihose und Regenjacke einsteigen zu lassen, die vor ihrem Haus auf uns wartete. Nachdem sie neben mir Platz genommen hatte, stellte sie sich vor und schüttelte allen die Hand. Sie hieß Gerrida; sie war Hausfrau und mit einem Polizisten verheiratet. Sie war diejenige, die im Namen des *kebele* angerufen hatte.

»Der Kleine heißt Mintesinot. Er ist ungefähr zweieinhalb Jahre alt«, sagte Gerrida. Er lebte auf der Straße, in der Nähe einer vielbefahrenen Kreuzung in der Stadt. Zwei Monate zuvor war seine Mutter Emebate an Lungenentzündung gestorben (eine opportunistische AIDS-Infektion); inzwischen war auch sein Vater schwer erkrankt und hustete die ganze Nacht, wahrscheinlich hatte er Tuberkulose (TB ist eine der typischen opportunistischen AIDS-Infektionen, die ein durch HIV geschwächtes Immunsystem befallen).² Allen war klar, dass der junge Vater bald sterben würde.

Gerrida hatte der kleinen Familie über die Jahre immer wieder unter die Arme gegriffen, sagte sie, und auch viele andere aus dem Viertel hatten geholfen. Aber nun, da die Mutter von Mintesinot gestorben war, war es an der Zeit: Der Junge brauchte eine bessere Versorgung als die, die ihm sein obdachloser, todkranker Vater neben dem Rinnstein einer verkehrsreichen Straße, beinahe unter den Hufen von Ziegenherden und Eseln und vor aller Augen zuteil werden ließ.

»Das Kind hat immer ein Lächeln auf dem Gesicht«, versicherte Gerrida mir auf Englisch.
»Ein reizender Junge.«

Ich fragte mich einen Moment lang, warum Gerrida den kleinen Jungen nicht nahm. Aber wenn seine Eltern tatsächlich dieser unaussprechlichen Krankheit zum Opfer gefallen waren, dann konnte sie es nicht. Das Stigma der Seuche haftete auch an den Waisen, Witwen und Witwern, so als steckten sie voller Keime und Bakterien.

Wir schlängelten uns durch den Verkehr und fuhren über ampellose Kreuzungen, während vollgeladene Lastwagen, Busse und Taxis die Straßen entlangrasten, bremsten, schlingerten, stecken blieben und von herumstehenden Leuten, die auf ein kleines Almosen hofften, zum Ausweichen gezwungen wurden. Ein Grüppchen Esel, beladen mit grünen Zweigen, trottete durch den Verkehr, auf dem Mittelstreifen graste verträumt eine bucklige Kuh, als stünde sie im kniehohen Gras auf einer Wiese und ihr einzige Sorge wären die Wolken am Himmel.

Auf ihrer ersten Reise nach Addis Abeba sagte meine vierundzwanzigjährige Tochter Molly Samuel: »Wenn ich jemals so viele Leute in den Straßen einer amerikanischen Stadt sähe, dann würde ich denken, dass sie vor einer Naturkatastrophe fliehen.« Es hatte aufgehört zu regnen, und zwischen den Wolken blitzte kalt die Sonne hervor. Ein Mann lief den Bürgersteig entlang und hielt dabei die Hinterläufe seiner Ziege in die Höhe; das Tier galoppierte so schnell es konnte auf seinen knöchigen Vorderläufen, den Rumpf hoch in der Luft, so dass es aussah wie ein Schubkarren. Runzlige kleine Frauen mit Kopftüchern humpelten mit tief gebeugtem Rücken die Böschung hinunter, viel zu große Feuerholzbündel auf den Schultern. Frauen in *hijabs* (islamische Kopftücher) strömten über die vollen Bürgersteige, während andere in schicken Hosenanzügen auf hohen Absätzen um sie herumsteuerten. Männer jeden Alters, gute Freunde, gingen Hand in Hand die Straßen entlang; Polizisten, Gewehre auf dem Rücken, standen händchenhaltend auf ihrem Posten. Junge Fußballspieler in bunter Sportbekleidung riefen sich etwas zu; dann bahnte sich ein weißbärtiger, in ein langes Gewand gekleideter Mann mit seinem Knotenstock einen Weg durch die Menge, und er sah aus, als käme er geradewegs aus der biblischen Wüste.

Ältere orthodoxe Äthiopierinnen in langen, weißen Kleidern und Tüchern schritten unter Schirmen mit langen roten oder goldenen Fransen einher, die aus glänzenden roten, grünen und lilafarbenen Stoffbahnen bestanden und mit Goldfäden durchwirkt und winzigen goldenen Ornamenten bedruckt waren. Die gläubigen Frauen öffneten ihre Schirme, um Gott zu danken,

dass er ihre Gebete erhört hat. Marktstände boten bündelweise diese farbenprächtigen Schirme an, auf denen die Sonne glitzerte wie von Glasscherben reflektiert.

»Wozu die vielen Schirme?«, fragte ich Selamneh auf meiner ersten Reise nach Äthiopien im Jahr 2001.

»Das sind...«, setzte er an. »Sind das nicht... die Schirme aus der Bibel?«

»Schirme? Aus der Bibel?«

»Ja.«

»Welche Schirme aus der Bibel?«

»Ich weiß nicht.«

An diesem Abend schickte ich meiner Familie in Amerika von einem Internetcafé aus eine Mail mit der Frage: »Kommen in der Bibel Schirme vor?«

Am nächsten Tag antwortete mir mein siebzehnjähriger Sohn Seth Samuel: »Mom, es hat doch immerhin vierzig Tage und vierzig Nächte geregnet.«

Und ein paar Tage später erinnerte sich Selamneh: »Als König Salomon die Bundeslade nach Jerusalem brachte, schützten die Menschen sie mit Schirmen.«

»Oh«, sagte ich. Und warum heben und drehen ältere Frauen in langen weißen Kleidern, während sie vorsichtig am Rand von Straßen, auf denen sich Autos, Vieh und Menschen drängen, durch den Schlamm waten, ihre Schirme in der Luft und lassen sie wie Drachen im Wind flattern, wenn nicht aus Freude an dem prächtigen Farbenspiel? Und warum heben an dem orthodoxen Feiertag Timket, an dem das Epiphaniiefest begangen wird, die Geistlichen Schirme in die Höhe, während ehrfürchtig ein Tabot, eine Nachbildung der Bundeslade, zur Schau gestellt wird? Weil Äthiopien das biblische Abessinien ist, das Reich der Königin von Saba, die nach Jerusalem reiste (gemäß der Heiligen Schrift und Legende), als die Bundeslade noch jung war.

Das alte Äthiopien, das wie eine Festung über dem Horn von Afrika wacht, unweit der Stelle, wo das Rote Meer, das Arabische Meer und der Indische Ozean zusammenfließen, hat über Jahrtausende fremde Eroberer abgewehrt und mit dem alten Ägypten, Persien, Arabien, dem Römischen Reich und Indien Handel mit Sklaven, Gold, Elfenbein, Gewürzen, Edelsteinen,

Stoffen und Tieren getrieben. Fünftausend Jahre alten ägyptischen Hieroglyphen ist zu entnehmen, dass die Pharaonen Myrrhe aus Äthiopien zu schätzen wussten. Jahrhundertlang beherrschte Aksum, das Reich der Amhara im äthiopischen Hochland, das Rote Meer und errichtete Burgen und riesige Stein-Monolithen, betrieb Gold-, Silber- und Kupferprägeanstalten. In persischen Schriften aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. wurde Aksum neben Rom, China und Persien zu den vier großen Kaiserreichen der Welt gezählt.

Heilige Schriften sowohl aus Israel als auch aus Äthiopien beschreiben den Besuch von Makeda beim König von Israel. Im ersten Buch der Könige, Kapitel 10, heißt es: »Und da das Gerücht von Salomo... kam vor die Königin von Reicharabien, kam sie, Salomo zu versuchen mit Rätselfragen... Und sie kam gen Jerusalem mit sehr vielem Volk, mit Kamelen, die Spezerei trugen und viel Golds und Edelsteine.«³ »Diese Königin des Südens war sehr schön von Angesicht und von herrlicher Gestalt«, steht in der alten äthiopischen Heiligen Schrift *Kebra Nagast (Der Ruhm der Könige)*.⁴ »Ihr Geist und ihre Klugheit, die Gott ihr verliehen hatte, waren von so hoher Art, dass sie nach Jerusalem ging, um die Weisheiten des Salomon zu hören.«⁵ Makeda, bei uns als Königin von Saba bekannt, vermählte sich mit Salomon und die beiden hatten einen Sohn: Menelik, Reichsgründer von Äthiopien (während des gesamten zwanzigsten Jahrhunderts behaupteten daher die äthiopischen Kaiser, davidischer Abstammung zu sein).

In den Schirmen, die sich über den vielen Menschen auf den staubigen Straßen wie Kaleidoskope drehen, blitzen geheimnisvolle alte Legenden auf.

Tradition und Moderne durchdringen einander, so wie sie es überall tun. Ein Schäfer treibt sein mageres Schaf am Rand der gepflegten, sanft gewellten Rasenfläche des palastartigen Sheraton Addis Hotel entlang. Ein handgeschriebenes Schild in einem Laden gibt bekannt, dass man hier Motorräder und Kamele mieten kann. Auf der Straße nach Zoia wird eine Lastwagenkolonne von einer stolz dahinschreitenden Prozession von Kamelen aus Afar aufgehalten. Ihre Besitzer, Nomaden mit langen lockigen Haaren, die unter farbigen Turbanen stecken, laufen schreiend und Stöcke durch die Luft schwingend neben den Tieren her, ohne den Lastwagen vor ihnen Beachtung zu schenken. Auf einer dünnen Ebene, Hunderte von Kilometern von jeder Elektrizität entfernt, steht ein junger Ziegenhirte mit einem Holzstecken in der Hand auf einem Feld und trägt ein T-Shirt, auf dem das Logo eines amerikanischen Baseballvereins, den Red Sox, prangt. Und eines Tages erblickte ich einen Schäfer und sein

Schaf, die per Anhalter auf einem Tankwagen mitfahren. Sie saßen rittlings, mit flatterndem Haar und windgepeitschtem Fell auf dem silbernen Geschoss und klammerten sich verzweifelt fest.

Selamneh steuerte waghalsig durch den mörderischen Verkehr, so dass wir auf dem Rücksitz hin und her geworfen wurden. Kinder liefen zwischen den Autos herum, klopfen an die Scheiben und boten Taschentücher, einzelne Eier und lebende Hühner, die sie an den Füßen in die Höhe hielten, zum Verkauf an. In Äthiopien gehen nahezu zwei Drittel der Kinder im Schulalter nicht zur Schule, womit das Land weltweit eines der letzten ist, und nur 41 Prozent der Erwachsenen können lesen.⁶ Die Mädchen und Jungen, die die braunen oder hellblauen Schulpullover mit V-Ausschnitt tragen, werden, egal, wie abgerissen sie aussehen, glühend beneidet von den Kindern in noch schmutzigerer Kleidung, die keine Schule besuchen. Die Kinder in Schuluniform schwenken ihre Hefte, während sie lachend und schwatzend über die Bürgersteige paradien, voller Hoffnung und Zuversicht, dass sie ihre Uniformen und Hefte nicht umsonst getragen haben werden.

»Noch ein oder eineinhalb Jahre nach Abschluss der Schule werden sie ganz wohlgenut sein«, erzählte mir Selamneh. »Dann stellen sie langsam fest, dass irgendetwas schief läuft.« Die Arbeitslosenquote in den Städten ist eine der höchsten auf der ganzen Welt.⁷ An Mauern und Wänden lehnen teilnahmslos dreinblickende junge Männer, teilen sich Zigaretten und beobachten die herumalbernden Schüler, die nur wenig jünger als sie selbst sind; sie haben die Schule abgeschlossen und warten, ohne zu wissen, worauf, während sie immer mehr verwahrlosen und irgendwann einer Trägheit verfallen, aus der sie nicht mehr herauskommen.

Erwachsene Bettler klopfen gegen die Autoscheiben. Stillende Mütter, die schweigend auf die Kinder in den staubigen Tüchern deuteten; ein Mann, der seine sechs Finger an jeder Hand den wartenden Autofahrern hinstreckte, bis sie ihm ein paar Münzen zuwarfen, damit er weiterging. Ein leprakranker Mann stellte seinen Arm zur Schau, der in einem verkohlt aussehenden Stumpf endete. Ein anderer drehte uns sein von Verbrennungen verunstaltetes Gesicht zu. Auf dem Bürgersteig lag ein Mann mit einem stark geschwollenen, brandigen Bein, an dem der Fuß amputiert worden war; es sah aus wie ein umgestürzter, schorfiger, roter Baumstamm. Eine Frau streckte ihr von einem Augentumor deformiertes Gesicht vor das Fenster, und ein kleiner Junge führte seinen blinden Großvater von Auto zu Auto. Es war ein

wandelndes Kuriositätenkabinett, der lebende Beweis der Statistiken: 81 Prozent der Äthiopier leben von weniger als zwei Dollar am Tag, und 26 Prozent leben von weniger als einem Dollar am Tag, weltweites Kennzeichen absoluter Armut.⁸

Äthiopien ist ein Binnenland (seit 1993, als nach einer Volksabstimmung Eritrea der dreiundfünfzigste souveräne Staat auf dem afrikanischen Kontinent wurde und Äthiopien der fünfzehnte von allen Seiten von Land umschlossene Staat), dessen riesige Einwohnerzahl, Dürreperioden, Nahrungsmittelknappheiten, nichtindustrielle Produktionsmittel, riesige Schuldenlasten, enorme Militärausgaben, ständige Grenzkonflikte mit Eritrea und Grundbesitz in Staatshand die Pläne der Entwicklungsexperten durchkreuzen und die Bevölkerung zu einem rückständigen Leben in Arbeitslosigkeit und Not verurteilen.

Das äthiopische Volk hat immer wieder für eine demokratische Regierung gekämpft, die sich für die Industrialisierung der Wirtschaft, ein besseres Bildungswesen und bürgerliche Gleichheit einsetzt, aber es wurde immer wieder enttäuscht.

1995 ging aus der ersten Mehrparteienwahl in Äthiopien Meles Zenawi als Regierungschef hervor und seine Ethiopian People's Revolutionary Democratic Front (EPRDF) wurde stärkste Partei. Aber die Regierung - die erste in Äthiopiens Geschichte mit einem demokratischen Anspruch - hat es nicht geschafft, der Industrialisierung, dem wirtschaftlichen Wachstum und der Durchsetzung der Menschenrechte den Weg zu bereiten. Dürreperioden, Nahrungsmittelknappheiten und Hungersnöte wechselten einander ab und veranlassten Kritiker der Regierung, Landreformen und eine Modernisierung der landwirtschaftlichen Produktion als unabdingbare Voraussetzungen für eine weitere Entwicklung zu fordern - vergeblich.

»In einem Land, in dem es keine verantwortungsbewusste Regierungsführung gibt und die Regierung sich aus Großgrundbesitzern und Unternehmern zusammensetzt, während die Bevölkerung zum größten Teil aus Pächtern besteht, kann man sich nur schwer vorstellen, wie der Privatsektor der Wirtschaft wachsen soll«, sagte im Jahr 2005 Lidetu Ayalew, Generalsekretär der oppositionellen Ethiopian Democratic Party (EDP).⁹

»Nachdem die EPRDF seit ungefähr vierzehn Jahren die Regierungsgewalt innehat, haben bis zu zwanzig Prozent der fünfundsechzig Millionen Einwohner des Landes nicht einmal eine

Mahlzeit am Tag«, sagte Berhane Mewa, der Präsident der Handelskammer von Äthiopien und Addis Abeba.¹⁰

Stattdessen betrieb die Regierung eine deutlich ethnisch geprägte Politik (wodurch vor allem die Tigray - denen der Regierungschef selbst angehört - gefördert wurden, so als wären die anderen ethnischen Gruppen Rivalen), rasselte gegenüber Eritrea mit dem Säbel und brachte Oppositionelle und Journalisten zum Schweigen. »Solange die EPRDF am Ruder bleibt, so lange bleibt das Land in Staatsbesitz«, sagt Meles. Grenzstreitigkeiten mit Eritrea treiben die Militärausgaben in schwindelerregende Höhen: Der eskalierende Konflikt, der 1998 schließlich zum Krieg führte, kostete die Regierung zwei Millionen Dollar am Tag; im Jahr 2000 betrug der Verteidigungshaushalt stolze 800 Millionen Dollar.¹¹

Gleichzeitig mit der Erhöhung des Militärhaushalts nehmen die Ausgaben für Gesundheit und Bildung relativ dazu ab. Zwar fließen seit 2000 mehr Gelder in den Bereich Soziales und Gesundheit, aber immer noch weit weniger als das, was dringend benötigt würde. Während in den anderen Ländern Schwarzafrikas die staatlichen Gesundheitsausgaben zehn Dollar pro Kopf und Jahr betragen, lagen sie in Äthiopien im Jahr 2002 bei zwei Dollar pro Kopf.¹²

So kommt es, dass die Opfer von Kinderlähmung und Malaria und HIV/Aids und Krebs und die Blinden und die Leprakranken und die geistig Behinderten und Unterernährten und die Waisen und die Sterbenden die Straßen der Hauptstadt bevölkern oder auf den Bürgersteigen liegen, hilflos ihrem Schicksal ausgeliefert.

Äthiopien hat im zwanzigsten Jahrhundert zwei Mal diktatorische Herrscher gestürzt: Kaiser Haile Selassie wurde 1974 durch einen von Major Mengistu Haile Mariam geführten kommunistischen Staatsstreich entmacht; Mengistu wiederum wurde 1991 durch Meles Zenawi und die EPRDF abgesetzt. Beide Revolutionen gingen mit enormem Blutvergießen einher.

Mit anzusehen, wie sich Meles' Regierung zu einer kriegstreiberischen Diktatur entwickelt, führte bei vielen Äthiopiern zu wachsender Enttäuschung und Unzufriedenheit.

Wie wir feststellten, waren weder Sohn noch Vater zu Hause. Wir stellten auch fest, dass das »Zuhause« aus einem Haufen dreckiger Lumpen und Plastiktüten auf dem Bürgersteig bestand, ein paar Schritte von einer Bushaltestelle entfernt. Zusammengebundene Wellblechstücke und Holzplanken bildeten einen niedrigen Schutzzaun um das schmutzige Lager. »Hier wurde er geboren, seine Mutter hat ihn an genau dieser Stelle zur Welt gebracht«, sagte Gerrida.

Gerrida erkundigte sich bei den Passanten, und ein paar freundliche junge Männer in Jeans und T-Shirt machten sich zuvorkommenderweise auf den Weg, um gemeinsam mit Mintesinot und seinem Vater zurückzukehren.

Wie jung und verwirrt der Vater aussah! Er war achtundzwanzig Jahre alt, mager, trug einen spärlichen Bart und ein zu großes, beige-grünes Hemd, rote Hosen und eine Kette mit einem Holzkreuz daran. Es hätte mich nicht überrascht, wenn er derjenige gewesen wäre, zu dessen Rettung wir gekommen waren. Gerrida berichtete uns, dass der junge Mann namens Eskender in derselben Firma zum Metallfacharbeiter ausgebildet worden war, in der sein Vater gearbeitet hatte, dass aber seine beiden Eltern schon vor Jahren gestorben waren. Als seine Aids-Erkrankung offenbar wurde, verlor er seine Stelle und sein Haus. Er und seine junge Frau Emebate, ebenfalls eine Waise, hatten sich hier, auf diesem kleinen Stück des Bürgersteigs, niedergelassen. Wenn es regnete, legten sie sich hin und breiteten eine Plastikfolie über sich und ihr Baby.

Eskender hielt einen stämmigen kleinen Jungen an der Hand, seinen Sohn, den stolzen Kronprinz des Viertels. Mintesinot hatte ein eckiges, dunkel glänzendes Gesicht, lange Locken und entzückende Segelohren. Er hüpfte herum, als gehörte ihm die Welt. Und ihm gehörte ja auch tatsächlich dieses Stück des Bürgersteigs, und jeder kannte ihn. Der Name Mintesinot bedeutete: Was soll er *nicht* können? Wenn Minty schlafen wollte, kletterte er über den dürftigen Schutzwall, der seine Decken umgab - das Ganze glich einer Burg, wie sie kleine Kinder zum Spielen bauten -, und die Vorbeigehenden bemühten sich, leiser zu sein, und flüsterten sich gegenseitig zu: »Das Baby schläft.« Als Haregewoin auf ihn zutrat, beäugte Mintesinot sie argwöhnisch und drängte sich dichter an Eskender.

Ich befürchtete, dass wir hier waren, um dem Vater sein Kind zu entreißen und mitzunehmen. Der junge Mann tat mir leid.

Gerrida holte einen Stoß offizieller Schreiben und Formulare aus ihrer Handtasche und hielt sie Eskender hin. Der junge Vater las die Verfügungen und lächelte traurig. Er reichte Haregewoin die Hand seines Sohnes.

»Na, komm, Mintesinot«, sagte sie sanft, aber der Junge sträubte sich wie ein Pony, das am Zügel gezogen wird. Haregewoin beugte sich zu ihm hinunter, um mit ihm zu reden, aber er versteckte sich hinter seinem Vater.

Dann versuchte es Selamneh. Er ging in die Hocke und sagte: »Mintesinot, möchtest du in meinem Taxi fahren?«

Die leuchtenden schwarzen Augen tauchten hinter dem schmutzigen Hemdschurz des Vaters wieder auf.

»Darf ich fahren?«, fragte der Junge mit klarer, heller Stimme.

Selamneh verlor vor Lachen beinahe das Gleichgewicht. Als er sich wieder beruhigt hatte, sagte er: »Na ja, vielleicht nicht gleich beim ersten Mal. Komm, mal sehen, ob es dir gefällt.«

»*Abate yimetal?*« Kommt mein Papa auch mit?

»Wir fahren zum Markt und kaufen Kekse für deinen Vater, ein Geschenk für ihn«, improvisierte Selamneh. Bei diesen Worten kam der kleine Mintesinot hinter seinem Vater hervor, nahm Selamnehs Hand und ließ sich bereitwillig zum Taxi führen und auf den Rücksitz setzen. Er winkte ein paar Bewunderern auf dem Bürgersteig von seinem Thron aus zu.

Ich drängte mich an den Leuten vorbei zum Vater durch. »Weiß er, wohin wir fahren? Weiß er, dass wir Mintesinot mitnehmen?« Meine Hände zitterten, weil alles so schnell ging, der Motor des Taxis lief schon wieder, Autos, denen es im Weg stand, begannen zu hupen, Leute rannten herum; hastig kramte ich in meinem Rucksack nach einem Stift und einem Blatt Papier und hielt beides in die Höhe. Einer der freundlichen jungen Männer nahm es und schrieb Haregewoins Telefonnummer und Adresse für Eskender auf. Der Vater dankte uns mit seinem unendlich traurigen Lächeln und steckte den Zettel in die Brusttasche seines Hemdes.

Dieses Kind war ganz offensichtlich sein Leben; er hatte mit nichts, nur mit Lumpen und Abfall und Almosen einen bezaubernden, selbstsicheren Jungen durchgebracht. Aber er hatte gewusst, dass dieser Tag kommen würde. Er begriff, dass gesunde Leute gekommen waren, um seinen Sohn mitzunehmen. Müde ließ er sich auf seinen einsamen Haufen von Decken sinken.

Als wir mit Mintesinot weggingen, machte die ganze Straße einen ärmeren Eindruck; der Vater hatte seinen einzigen Schatz verloren, als er die neue Adresse seines Sohnes wie eine Quittung in Empfang genommen hatte.

Kaum fielen die Türen des Autos zu, verschwand Mintesinots Lächeln. »*Abi!*«, schrie er, als das Taxi losfuhr. »Papa!« Er krabbelte zum Fenster. Seine Neugier erlosch schlagartig, und an ihre Stelle trat die Panik, von seinem Vater getrennt zu werden.

»Wir wollen doch mal sehen, ob wir für deinen Vater nicht ein paar Kekse kriegen können«, sagte Selamneh wieder, aber der Junge kniete schon auf der Rückbank und starrte mit ängstlichem Gesicht zur Heckscheibe hinaus. Er versuchte, sich den Weg nach Hause einzuprägen.

»Minty, Minty«, sang Haregewoin, drehte sich zu ihm um und klatschte in die Hände. Als er nicht reagierte, seufzte sie und sah wieder aus dem Fenster. Das *kebele* hatte ihr einen klaren Auftrag gegeben; sie konnte den Sohn retten, den Vater nicht.

Als wir in den von Wellblechwänden umgebenen Hof von Haregewoin fuhren, wimmerte Mintesinot: »Das ist gar nicht der Markt!« Ich erinnerte mich, dass ich noch eine Packung italienischer Kekse in meinem Rucksack haben musste, die von einem sechsstündigen Aufenthalt auf dem Flughafen von Rom vor einer Woche übrig geblieben waren. Ich reichte Mintesinot die Packung mit den restlichen Keksen und ging damit unwillentlich auf Selamnehs Trick ein. »*Biskut!*«, rief er triumphierend. »Kekse für meinen Papa!«

»Dann wollen wir dich mal waschen, junger Mann«, sagte Haregewoin und reichte ihn an Sara weiter. Fünf Minuten später war lautes Protest- und Angstgeheul zu hören. War das Kind überhaupt schon jemals gebadet worden? Eine halbe Stunde später kam Prinz Mintesinot mit glänzenden schwarzen Locken, einem sauberen T-Shirt und dunkelblauen, umgeschlagenen Bluejeans zurück, an seinen Füßen prangten ein Paar gebrauchte Power-Rangers-Turnschuhe mit Klettverschluss.

Als Mintesinot Selamneh erblickte, lief er zu ihm und warf sich in seine Arme. »Jetzt fahren wir zu meinem Papa!«, rief er strahlend.

Der Taxifahrer setzte ihn auf sein Knie. »Ich wünschte, ich könnte den kleinen Kerl zu mir nehmen«, sagte er. Selamneh, ein sanftmütiger siebenunddreißigjähriger Mann mit einem

eckigen Gesicht, das ein spärlicher Schnurrbart zierte, sehr einfühlsam und klug, hätte ohne Weiteres der Vater von Mintesinot sein können. Wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse anders gewesen wären, hätte Selamneh, der am liebsten Khakihosen, karierte Hemden und braune Oxford-Halbschuhe trug, Geschichtslehrer sein können, oder Psychologe oder Journalist. Aber so lebte er im Haus seiner Mutter, ohne Frau und unterbeschäftigt. In diesem Land gab es keine vernünftigen Darlehens- und Grundbesitzregelungen; man konnte keinen Kredit für den Besuch der Universität, für ein Auto oder ein Haus aufnehmen, der einem ehrgeizigen, strebsamen Menschen den sozialen Aufstieg ermöglicht hätte. Und was die Liebe anging (zum Beispiel zu einer Frau, die kürzlich ihren Abschluss an der Universität von Addis Abeba gemacht hatte), hatte mir Selamneh erklärt: »Ehrgeizige Eltern sehen es nicht gern, wenn ihre Tochter einen Taxifahrer heiratet.«

Betrübt ließ er Mintesinot von seinem Schoß herunterrutschen.

Mintesinots Auftritt brachte meine erschöpften Mitstreiter wieder auf die Beine. Alle lobten laut, wie hübsch er aussehe, während Haregewoin sich hinsetzte und einen Anruf entgegennahm.

Unvermittelt stand sie auf und sagte: »Noch eines. Es ist unglaublich. Ich muss los.«

Selamneh ging mit ihr, die Autoschlüssel klirrten in seiner Hand. Mintesinot hüpfte neben ihm her, zog an seinem Hosenbein, plapperte etwas von Keksen und Papa. Auf ein Zeichen von Haregewoin lief Sara zu Mintesinot, um ihn von dem Taxifahrer wegzuziehen, was zu erneutem, noch viel schlimmerem Geheul und Tritten wegen dieses Betrugs führte. »*Abi! Biskut!*« Er streckte die Hand, mit der er die italienischen Kekse hielt, in die Luft.

Selamneh kurbelte sein Fenster herunter. »Später, Minty, wir fahren später zu ihm.«

»Werden Sie ihn später denn wirklich nach Hause fahren?«, fragte ich und vermochte nicht, die Enttäuschung in meiner eigenen Stimme zu verbergen.

Mir fiel auf, dass ich neben dem Auto stand und auf Selamneh einredete wie zuvor Mintesinot.

»Nein.«

»Aber er wird seinen Vater wiedersehen?«

»Ja, er wird ihn wiedersehen.«

Ich kehrte zu meinem Platz in dem stickigen Zimmer zurück, zu traurig, um noch einmal Zeuge einer solchen Trennung eines Kindes von seinen Eltern werden zu wollen. Ich stellte fest, dass meine Sitznachbarin, die Matriarchin, aufgebrochen war.

»Wer war das eigentlich?«, fragte ich missmutig.

Ich erfuhr, dass die würdevolle Frau ein überaus geschätztes Mitglied der äthiopisch-orthodoxen Kirche und eine entfernte Verwandte von Haregewoins verstorbenem Ehemann war. Mit ihrem Besuch ehrte sie das Haus - ach was, das ganze Viertel.

Ich hätte ihr wahrscheinlich etwas mehr Platz auf dem Sofa machen sollen.

Sara brachte Mintesinot zurück ins Haus. Schluchzend versteckte er die Kekse unter seinem T-Shirt, um sie für seinen Vater aufzubewahren.

2

Am nächsten Morgen wachte ich in meinem Hotelzimmer bei Anbruch der Dämmerung in der klaren Gebirgsluft auf. Von der Grand Mosque, der Großen Moschee, waren die ersten tiefen Töne der Gebetsgesänge zu hören - *Allah, Allah* -, zu denen sich bald die Stimmen aus der Medhane Alem, der äthiopisch-orthodoxen Kathedrale, gesellten - *Halle-, Halle-, Hallelujah!* Die ziemlich monotonen Morgengebete wurden von knisternden Lautsprechern übertragen. Bald kam noch das Wiehern der Esel dazu, die über die unbefestigten Wege trotteten, die Schritte vereinzelter Langstreckenläufer auf den schwarz asphaltierten Straßen und das Krähen von Hähnen, als die Stadt langsam erwachte.

Am Nachmittag würde Addis Abeba in dem Staub versinken, der aus den Beton- und Ziegelfabriken entwich und von den Hufen Tausender Tiere aufgewirbelt wurde, im Rauch der Feuerstellen vor den Häusern und in Autoabgasen. Die Gebete würden ebenso wie die Flüche in der Kakophonie des Straßenlebens untergehen - schreiende Tiere und hupende Taxis; die Rufe der Markthändler und das Hin und Her der vielen tausend Fußgänger. Aber in den frühen Morgenstunden lag die höchstgelegene Hauptstadt Afrikas in klarer Luft da, und die Morgengebete schwebten hoch hinauf in den Himmel.

Ich stand auf dem schmalen, betonierten Hotelbalkon, der über dem winzigen Bauernhof des Nachbarn mit seinen Ziegen und Hühnern thronte, und dachte über das unfassliche Geschehen in Mrs. Haregewoins Haus am vorhergehenden Nachmittag nach: den Telefonanruf, die sofort gestartete Rettungsaktion für das Kind, das Zurücklassen des kranken Vaters und die Heimkehr, wo unser noch nicht einmal erkalteter Kaffee auf uns wartete.

Hier fand für mich eine Triage, eine Art Auslese statt. Haregewoin konnte nicht alle retten - eine Million Menschen waren in den zwanzig Jahren seit dem ersten Auftreten von Aids in Äthiopien an der Krankheit gestorben, und am stärksten waren Männer und Frauen (besonders Frauen) zwischen fünfzehn und neunundvierzig Jahren betroffen: eineinhalb Elterngenerationen.¹³ Haregewoin Teferra versuchte ein paar der betroffenen, verwaisten Kinder zu retten.

Ich kannte zwar ihre persönliche Geschichte noch nicht, aber ich kannte ungefähr die Zahlen, die hinter alldem standen. Als ich 2001 das erste Mal nach Äthiopien reiste (2003 lernte ich dann Haregewoin kennen), geschah das zum Teil deshalb, weil ich die Statistiken verstehen wollte.

Sie hatten mich eines Sonntagvormittags im Sommer 2000 in Atlanta kalt erwischt.

Ich saß an dem sonnigen Erkerfenster beim Frühstück, trank meinen Kaffee und befestigte einen Ohrring an meinem Ohr, die *New York Times* mit ihren Schreckensmeldungen vor mir auf dem Küchentisch ausgebreitet. Ich las das erste Mal vom »Kontinent der Waisen«¹⁴, wie die Vereinten Nationen Afrika bezeichneten. Das HIV-Virus (human immunodeficiency virus - menschlicher Immundefektvirus) und Aids (acquired immune deficiency syndrome - erworbenes Immunschwächesyndrom) hatte mehr als 21 Millionen Menschen das Leben gekostet, darunter vier Millionen Kinder.¹⁵

Mehr als 13 Millionen Kinder waren zu Waisen geworden, zwölf Millionen davon allein in Schwarzafrika. 25 Prozent dieser Kinder lebten in zwei Ländern: Nigeria und Äthiopien. In Äthiopien waren elf Prozent aller Kinder Waisen.¹⁶

Und es kam noch schlimmer.

UNAIDS (das Aids/HIV-Programm der Vereinten Nationen) stellte die Prognose auf, dass zwischen 2000 und 2020 weitere 68 Millionen Menschen an Aids sterben würden (eine Krankheit, an der seit der Einführung der antiretroviralen (ARV) Medikamententherapie in den späten 1990ern im Westen nur noch wenige Menschen starben).¹⁷

Bis zum Jahr 2010 würden zwischen 25 und 50 Millionen afrikanische Kinder bis zum Alter von 15 Jahren Waisen sein.¹⁸

In einem Dutzend Länder würden bis zu einem Viertel aller Kinder verwaisen.

Die Zahlen waren vollkommen verrückt.

Zwölf Millionen, 14 Millionen, 18 Millionen - wie konnten so hohe Zahlen Antworten auf andere Fragen sein als: »Wie viele Sterne gibt es im Universum?« oder »Wie viele Lichtjahre ist der Virgo-Superhaufen von der Milchstraße entfernt?«

Im Sommer 2000 waren mein Mann Don Samuel, ein Rechtsanwalt, und ich einundzwanzig Jahre verheiratet. Wir hatten zwei Töchter und drei Söhne, das jüngste unserer fünf Kinder war adoptiert: Molly war 1981 geboren, Seth 1984, Lee 1988, Lily 1992 und Jesse 1995. Sie trieben uns in den Wahnsinn, dem wir, beide in den Vierzigern, uns lachend ergaben. Wir stolperten durch das für eine bürgerliche Familie typische Chaos aus Erlaubnisschreiben, Fußballschuhen, Bibliotheksbüchern, Musikinstrumenten, Zahnarztterminen, naturwissenschaftlichen Projekten und College-Aufnahmeprüfungen. Abends entdeckte ich in meiner Hosentasche Dinge wie einen gekauten Kaugummi oder einen kleinen Ohrring in Delphinform oder eine einarmige Spider-Man-Figur (am nächsten Abend fand ich dann den fehlenden Arm in einer anderen Hosentasche). Einmal wurde ich bei der Sicherheitskontrolle am Flughafen gebeten, meine Handtasche auszuleeren, und ganz am Boden lag eine originalgroße Plastikbanane. Ich hätte sogar erklären können, was die Banane in meiner Handtasche zu suchen hatte, aber da sie keine unmittelbare Bedrohung darstellte, wurde ich ohne weitere Nachfrage durchgewunken. Unser Vorgarten sah wie ein Fahrraddepot aus. Der Rasen hatte kahle Stellen vom Federballspielen.

An diesem Sonntagmorgen hörte man unsere Kinder und ihre Freunde, die bei uns übernachtet hatten, fröhlich durchs Haus lärmern, während sie Schlafsäcke und Strandmatten von Zimmer zu Zimmer schleppten und nach Kleingeld suchten, um sich an dem Kiosk im Schwimmbad Süßigkeiten kaufen zu können. Eines der Kinder stieg ins Auto und drückte vorsorglich auf die Hupe, damit sich die Eltern endlich beeilten, obwohl die Eltern klar und deutlich erklärt hatten, dass der Ausflug ins Schwimmbad noch ein wenig warten musste. Es war der Sommer, in dem Jesse, den wir im Herbst zuvor aus einem bulgarischen Waisenhaus zu uns geholt hatten, an einem einzigen Nachmittag schwimmen gelernt hatte. Als wir ihn fragten, wie er das so schnell geschafft hatte, erklärte er uns: »Der Hai, der am tiefen Ende wohnt, hat es mir beigebracht.«

Und plötzlich brach diese fremde Welt in unser Haus ein: zwölf Millionen Waisen bis dato, 25 Millionen Waisen morgen. Und das waren nur die Aids-Waisen; wenn man noch die Malaria- und Tb-Waisen dazurechnete, kam man auf 36 Millionen Waisen in Schwarzafrika, nicht zu

vergessen die Kinder, die ihnen nahestehende Erwachsene durch Krieg und Hunger verloren hatten.

Der menschliche Verstand ist nicht imstande, zwölf oder 18 oder 25 Millionen Informationsbits aufzunehmen; unsere menschlichen Vorfahren mussten gedanklich nie mit größeren Mengen als zehn oder zwanzig von irgendetwas umgehen. Für jemanden, der kein Mathematiker, Epidemiologe, Demograph, Geograph, Soziologe, Medizinanthropologe oder Wirtschaftswissenschaftler ist - für jemanden also, der allenfalls jemanden mit einem solchen Beruf kennt (wobei ich das Privileg genieße, mich mit dem einen oder anderen Epidemiologen, der in dem drei Kilometer entfernten Bundesgesundheitsamt Centers for Disease Control (CDC) in Atlanta arbeitet, beim Fahrdienst zum Fußballtraining der Kinder abzuwechseln), sind Zahlen mit so vielen Nullen kaum zu begreifen. Vermutlich können viele Leute irgendwelche Berechnungen anstellen und Grafiken zeichnen, in denen Zahlen wie elf Millionen und 25 Millionen auftauchen, aber Hut ab vor jedem, der sich auch nur im Entferntesten etwas darunter vorstellen oder dessen Bedeutung ermessen kann.

Wer sollte zwölf Millionen Kinder großziehen? Diese Frage kam mir plötzlich in den Sinn. Es gab Tage, da wurden Donny und ich schon mit unseren fünf Kindern kaum fertig.

Wer brachte zwölf Millionen Kindern das Schwimmen bei? Wer unterschrieb zwölf Millionen Mal die Erlaubnis für den Schulausflug? Wer bereitete zwölf Millionen Pausenbrote zu? Wer feuerte bei zwölf Millionen Fußballspielen an? (Das war es jedenfalls, was wir an den Wochenenden trieben.) Wer kaufte zwölf Millionen Paar Turnschuhe, die aufleuchteten, wenn man auf- und absprang? Rucksäcke? Zahnbürsten? Zwölf Millionen Paar Socken? Wer sollte zwölf Millionen Gutenachtgeschichten erzählen? Wer fragte Donnerstagabend zwölf Millionen Kinder für den Vokabeltest am Freitag ab? Zwölf Millionen Besuche beim Zahnarzt? Zwölf Millionen Geburtstagsfeiern?

Wer steht nachts auf und spendet Trost bei 18 Millionen Alpträumen?

Wer tröstete und therapierte zwölf, 15, 18, 36 Millionen Kinder wegen des Todes ihrer Eltern? Wer bewahrte sie vor einem Leben als Sklavenarbeiter und Prostituierte? Wer vermittelte ihnen kulturelle und religiöse Traditionen, Geschichte und Landespolitik, handwerkliche Fertigkeiten, berufliches Wissen? Wer wird ihnen beistehen beim

Erwachsenwerden, bei der Wahl des richtigen Partners, der Arbeitssuche und der Erziehung der eigenen Kinder?

Nun, wie sich zeigt, niemand. Oder nur sehr wenige. Es gibt dazu einfach nicht genug Erwachsene. In den industrialisierten Ländern des Westens ist HIV/Aids eine chronische Krankheit geworden und kommt nicht mehr unbedingt einem Todesurteil gleich, aber in Afrika hat sie eine ganze Generation von Eltern, Lehrern, Rektoren, Ärzten, Pflegern, Professoren, geistigen Führern, Musikern, Dichtern, Beamten, Bauern, Bankangestellten, Trainern und Ladenbesitzern ausgelöscht.¹⁹

Diese verrückten Zahlen dringen bei den meisten von uns nicht tiefer ins Bewusstsein vor. So etwas passiert in unserer Zeit. Wir, die wir über die Geschichte des Völkermords an den Armeniern, den Holocaust und Stalins Gulag gelesen haben, die zu Zeiten der Gräueltaten in Kambodscha, Bosnien und Ruanda gelebt haben, stellen fest, dass wir wieder einmal auf der sicheren Seite sind. Das menschliche Leid auf der anderen Seite des Äquators mag vielleicht einen kurzen Moment lang Anteilnahme bei uns hervorrufen, aber wegen der großen zeitlichen und räumlichen Entfernung berührt es uns nicht wirklich. Das gilt selbst für die am stärksten betroffenen Länder Asiens und Afrikas, denn auch dort gibt es Leute - unter anderem die gewählten Führer -, die ganz bequem leben, während allen anderen das Wasser bis zum Hals steht.

Die Berliner Mauer ist gefallen, und auch den Eisernen Vorhang gibt es nicht mehr, aber mittlerweile könnte man den Eindruck gewinnen, als wäre quer durch den Atlantik oder das Mittelmeer eine pulsierende Mauer aus Scheinwerferlicht, Fernsehstars und Popmusik in die Höhe gewachsen. Es ist schwer, einen Blick hinter diese Mauer zu werfen, die sich aus inszenierten Dokudramen, Nachrichtenmagazinen und »Reality«-TV-Shows zusammensetzt, mit denen wir auf hunderterlei Weise abgelenkt und unterhalten werden, während sie uns das Gefühl vermitteln, dass wir es mit wahren Begebenheiten zu tun haben. Amerika kämpft so sehr mit dem Übergewicht seiner Bevölkerung und dessen Folgen, dass die US-Amerikaner ganz vergessen, dass es schlimmere Gewichtsprobleme gibt als Übergewicht.

Ein paar Menschen aus dem Westen haben allerdings einen Blick über die Mauer geworfen. Der UN-Sondergesandte Stephen Lewis gehört zu ihnen und auch der stets Fliege tragende,

weltreisende, charismatische Arzt Jonathan Mann, der bei dem Absturz der Swissair-Maschine vor Halifax starb. Bill und Melinda Gates und die ehemaligen US-Präsidenten Jimmy Carter und Bill Clinton zählen dazu.

Wie können wir anderen - normale Bürger, die auf asphaltierten Straßen zwischen Wohnung und Schule, Büro und Spielplatz, Supermarkt und Baumarkt hin und her fahren, die Eingangstür mit einem Fuß aufhalten, während sie mit der Post, den Einkaufstüten, der Handtasche, einem Buch und den Rucksäcken der Kinder unterm Arm versuchen, ins Haus zu kommen -, wie also können wir anderen es ihnen gleichtun?

An diesem Sonntagmorgen, an dem die Kinder in ihren Badesachen ungeduldig in der Einfahrt auf die Hupe drückten, fragte ich mich plötzlich: Kannst du nicht eine dieser afrikanischen Aids-Waisen adoptieren? Der Gedanke an Adoption ließ mich einen Blick über die Mauer werfen, machte es mir möglich, in den riesigen Zahlen mit all den Nullen etwas zu erkennen. Bevor ich als Journalistin nach Äthiopien ging, reiste ich als Adoptivmutter dorthin; Äthiopien war eines der wenigen afrikanischen Länder, die Ausländern eine Adoption ermöglichten.

Als Adoptivmutter nach Äthiopien zu kommen erwies sich als die beste Empfehlung von Haregewoin Teferra. Dort, woher sie kam, waren Mütter eine bedrohte Spezies, daher war eine Mutter, die bereit war, für ein fremdes Kind zu sorgen, jemand, den man mit offenen Armen empfing.

Ich habe schließlich keines der Kinder von Haregewoin adoptiert, aber dank der Vermittlung einiger Leute, Äthiopier und Amerikaner, die ein Waisenkind nach dem anderen aus Äthiopien schaffen und in Adoptivfamilien im Westen unterbringen, habe ich meinen Weg zu ihr gefunden.

Adoption ist nicht die Lösung für das HIV/Aids-Problem in Afrika. Durch eine Adoption lassen sich nur wenige Kinder retten. Aber Adoption klärt beispielhaft auf: Diese wenigen einst geliebten Kinder - die ihre Eltern wegen einer Krankheit verloren haben, die zu verhindern gewesen wäre - erhielten eine zweite Chance in einer Familie in fremden Ländern; sie sind junge Botschafter, und wir erhalten durch sie einen Eindruck davon, wie ihre Altersgenossen sind, diejenigen, die ohne Eltern in den Dörfern und Städten Afrikas zu Millionen leben und sterben. Auf jedes Waisenkind, das in einer Familie in der nördlichen Hemisphäre auftaucht - und den Buchstabierwettbewerb gewinnt, den Waldlauf gewinnt, dem Sportverein beitrifft,

Rollschuhlaufen, Trompete oder Geige spielen lernt -, kommen zehntausend afrikanische Kinder, die allein zurückbleiben.

»Adoption ist die letzte Möglichkeit«, erklärte mir im November 2005 Haddush Halefom, Leiter der dem Arbeits- und Sozialministerium unterstellten Adoptionsbehörde, die auch für internationale Adoptionen verantwortlich ist. »Historisch gesehen, haben die engen Verwandtschaftsbeziehungen in unserem Land bedeutet, dass es nur sehr wenige alleingelassene Waisen gab: Verwaiste Kinder wurden von der Großfamilie aufgezogen. Die HIV/Aids-Pandemie hat so viele unserer Familien zerstört, dass heute nicht mehr alle äthiopischen Waisen aufgenommen werden können.

Ich habe große Achtung vor den Familien, die sich unserer Kinder annehmen«, sagte er. »Aber ich bin vor allem an jeder Form von Hilfe interessiert, durch die wir die leiblichen Eltern der Kinder am Leben erhalten können. Adoption ist gut, aber für die Kinder wäre es natürlich besser, wenn sie nicht mit ansehen müssten, wie ihre Eltern sterben.«

Viel zu wenig medizinische Hilfe aus dem Westen erreicht Afrika. Heute, im Jahr 2006, brauchten 4,7 Millionen Menschen in Afrika dringend lebenserhaltende Aids-Medikamente, aber nur eine halbe Million bekommt sie. Täglich sterben 6600 Afrikaner an Aids. Im jüngsten UNICEF-Bericht ist zu lesen, dass in Zimbabwe alle 20 Minuten ein Kind an Aids stirbt oder durch Aids zur Waise wird.

Es gibt Erfolge. Die Aids-Medikamente wirken so gut, dass todkranke Menschen innerhalb von zwei Monaten nach Beginn der Behandlung keine Symptome mehr aufweisen und ihre Arbeit wiederaufnehmen können. Untersuchungen haben gezeigt, dass Afrikaner, die lebenserhaltende Aids-Medikamente bekommen, sich viel strikter an die Einnahmевorschriften halten als Kranke in Amerika oder Europa; ihre Erfolgsquote liegt bei ungefähr 90 Prozent. In Ländern wie Uganda und dem Senegal ist man inzwischen dabei, die Epidemie durch Informationskampagnen, dezentralisierte Gesundheitsfürsorge und medikamentöse Behandlung in den Griff zu bekommen.

Aber Afrika fehlen die Ressourcen, die nötig wären, um den Kampf gegen Aids zu gewinnen. Nach Schätzungen von UNAIDS werden ab 2007 die Kosten bei 20 Milliarden Dollar im Jahr liegen²⁰, um die Pandemie unter Kontrolle zu halten.

Die reichsten Länder der Welt trugen 2003 jedoch nicht einmal mit fünf Milliarden Dollar zum Kampf gegen Aids bei.

Gerechter Handel, Schuldenerlass, der Transfer medizinischer Fortschritte und die Unterstützung des Global Fund to Fight AIDS, Tuberculosis and Malaria (kurz: Global Fund) - all diese weitergehenden Maßnahmen sind unerlässlich, damit weniger Kinder zu Waisen werden, aber bislang konnten sich die wohlhabenden Länder noch nicht dazu durchringen.

Ich kannte sie zwar kaum, aber mir war klar, warum es jemanden wie Haregewoin gab. Die Krankheit kroch über das Land und zerstörte Familien. Sie war wie ein Tsunami im Zeitlupentempo, die Sterbenden riefen mit ausgestreckten Armen nach Hilfe, bevor sie untergingen und die Kinder den Eltern aus den Armen gerissen wurden. Haregewoin war eine ganz normale Bürgerin, eine Frau mittleren Alters aus der Mittelschicht, die sich plötzlich der schlimmsten Epidemie der Geschichte gegenüber sah, der einzigen Krankheit, die der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen jemals als Bedrohung für die globale Sicherheit bezeichnet hat, der ersten Krankheit, die Gegenstand einer UN-Vollversammlung war und die in den USA eines eigenen Koordinators im Rang eines Botschafters für würdig befunden wurde, der Krankheit, die Regierungen stürzt und die Beziehungen zwischen Nationen beeinflusst.²¹

Und ich weiß, dass sich Epidemiologen, Wirtschaftswissenschaftler und Soziologen, die sich mit der HIV/Aids-Pandemie beschäftigen, für Leute wie Haregewoin Teferra interessieren. In Kommissionen und auf Konferenzen in Washington, Paris und Genf versuchen sich die Fachleute aus aller Herren Länder vorzustellen, wie ein Alltag mit Waisen aussehen könnte. Reverend Dr. Gary Gunderson, einer der Leiter der Rollins School of Public Health der Emory-Universität in Atlanta, sagte mir: »Die Regierungen können viele Milliarden zur Verfügung stellen, was sie ja auch tun, und dennoch liegt für die große Mehrheit der 25 Millionen Waisen die einzige Hoffnung in Tausenden von Menschen wie Haregewoin Teferra. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass wir das Wunder ihres Daseins begreifen, damit wir wissen, wie wir uns an ihre Seite stellen und sie mit unseren Möglichkeiten unterstützen können. Ein Dutzend Konferenzen mit Experten aus der ganzen Welt werden nicht halb so viel Licht auf das Problem werfen, wie ihr Leben es tut.«

Aber wie kam es, dass Haregewoin Teferra sich gegen die Epidemie stellte? Warum drängten sich Zufluchtsuchende gerade auf ihren kleinen Hof, statt zu dem größeren Hof die Straße hinaufzugehen? Warum wählten sie ihr Haus mit den zwei Zimmern statt der zweistöckigen Villa auf der anderen Seite des Tals?

Es ging das Gerücht um, dass *Waizero, Mrs.*, Haregewoin positiv auf HIV getestet worden war.

Das Verlockende an dieser Erklärung war - zumindest für jene, die sie abgaben -, dass sie nahelegte, Haregewoin nehme nur deswegen Leute, die an HIV/Aids litten, bei sich auf und helfe ihnen, weil sie eine von ihnen war. Haregewoin rief HIV-Positiven keine Beleidigungen nach und bewarf sie nicht mit Steinen, sie streute keine Asche auf ihre Fußabdrücke und versuchte auch nicht, Aids-Kranke mit einem Besen zu verscheuchen, bevor sie ihnen die Tür vor der Nase zuschlug. Die Erklärung sprach ihre HIV-negativen Freunde und Bekannten davon frei, auch etwas zu unternehmen. Solange uns die Pandemie nicht selbst erwischt hat, können wir weiterhin so tun, als gäbe es sie nicht.

»Sie ist es allerdings nicht«, erklärte *Ato, Mr.*, Zewedu, Haregewoins alter Freund, denen, die das Gerücht verbreiteten. (Er selbst setzte sich erst mit der grauenvollen Lage der Aids-Leidenden auseinander, als er durch einen Bluttest erfuhr, dass er einer von ihnen war.) »Wobei Sie *mir* natürlich nicht glauben.«

Aber Zewedu hatte recht: Haregewoin war HIV-negativ. Ein tödliches Virus in ihrem Blut war nicht der geheime Grund dafür, dass ein Mensch sich an die vorderste Front begab. (Der Bluttest, der so etwas aufzeigen könnte, ist noch nicht erfunden worden.)

Wie kommt es also, dass - während die meisten Menschen instinktiv versuchen, sich und ihre Familienangehörigen vor einer Katastrophe in Sicherheit zu bringen - ein paar stehen bleiben, zurückblicken und Fremden plötzlich ihre Hand reichen? Statt in die entgegengesetzte Richtung zu fliehen, waten ein paar in die steigende Flut und versuchen, die Ertrinkenden auf höher gelegenes Land zu ziehen. Wie kam es, dass Haregewoin zu ihnen gehörte?

In den kommenden Monaten und Jahren erfuhr ich, dass es genauso wenig wie es einen Bluttest zur Identifikation derjenigen gibt, die sich in den Kampf stürzen, eine Erklärung gibt,

die in der Biographie begründet liegt. Man kann an keinem Lebenslauf vorhersehen, warum jener Mann oder jene Frau, die unberührt von einer Krise sind, plötzlich verkündeten: »Dagegen muss *ich* etwas tun.«

In der *Pirke Avot*, den Sprüchen der Väter aus dem dritten Jahrhundert, steht geschrieben: »Wo es jedoch an Menschen fehlt, sei bestrebt, ein Mensch zu sein.« (2,6)

Und Haregewoin versuchte es.

Die härteste Lektion, die ich lernen musste, als ich mich dieser Geschichte annäherte, war, dass Haregewoin Teferra keine Mutter Teresa war.

Zuerst war ich von dieser Erkenntnis niedergeschmettert. Ich hatte gedacht, ich schriebe an einer Hagiographie, an einem Kapitel über *Das Leben der Heiligen*.

Aber jemanden einen Heiligen zu nennen ist nur ein Versuch von vielen, sein außerordentliches Verhalten zu erklären. Sie muss verrückt sein! Sie muss ein Ausbund an Tugend sein! Was auch immer sie ist, sie lebt in einer anderen Sphäre als der Rest von uns, was bedeutet, dass wir fein raus sind. Da die meisten von uns weder das eine noch das andere sind - weder Heilige noch Überlebende, sondern bloße Zuschauer -, wird niemand von uns erwarten, dass wir uns einmischen.

Ich wurde Zeuge, wie Haregewoins Stern am Himmel erstrahlte und wie er wieder zu sinken begann. Als sie ihr Leben mit denen, die von der Pandemie zerstört wurden, zu teilen begann, wurde sie genau wie sie zu einem Niemand. Dann fing man an, in ihr eine Heilige zu sehen. Dann riefen plötzlich ein paar Leute: »He, das ist ja überhaupt keine Heilige!« und beschuldigten sie, unredlich gehandelt zu haben. Vielleicht begann sie aber auch als Heilige, wurde zur Tyrannin und dann wieder zur Heiligen. Oder war es umgekehrt? Ihre Geschichte wurde immer wieder umgeschrieben. In jedem Fall aber wurden Haregewoin nur Extreme zugestanden: Entweder war sie gut, oder sie war schlecht. Diejenigen, die sie beobachteten, urteilten gleichzeitig über sie.

Zewedu, ihr alter Freund, wusste, wer Haregewoin war: Ein ganz normaler Mensch, der sich durch schlechte Zeiten kämpfte, etwas mehr Herz als die meisten zeigte für jene Menschen in

seiner Umgebung, die litten, und dabei das eigene Wohlergehen nicht ganz aus den Augen verlor. Aber die meisten Beobachter konnten diesen nüchternen Standpunkt nicht teilen, und *Ato Zewedu* würde vielleicht nicht mehr lange leben.

Aber dann hörte ich zu meiner Freude, dass einige Leute meinen, auch Mutter Teresa sei keine Mutter Teresa gewesen.

3

An dem Morgen nach dem verregneten Nachmittag, als wir Mintesinot von der Straße aufgesammelt hatten, holte Selamneh mich vor meinem kleinen Hotel ab. Sein blaues Taxi quälte sich eine steile unbefestigte Straße hoch, dann stellten wir es ab und gingen zu Fuß weiter. Wir wanderten an endlos scheinenden mannshohen Mauern, Wänden und Zäunen entlang. Das Familienleben in Addis Abeba findet in Höfen statt, die sich hinter Wellblech, Steinmauern, Betonblöcken oder Holzoder Bambusstecken verbergen. Man weiß nie, was einen auf der anderen Seite erwartet. Es kann eine Hütte aus Lehm und Stroh sein, ein Ziegelhaus wie das von Haregewoin oder eine schicke mediterrane Villa mit Innenklo, Satelliten-Fernsehen, einer Waschmaschine, Internetanschluss und - von den oberen Balkonen - mit einer wunderbaren Aussicht auf die kühlen Entoto-Berge.

Horden von Kindern hüpfen auf der Straße herum, die an Haregewoins Hof entlangführte. Einige jagten mit Stöcken hinter Holzkreiseln her, ein Spiel, das in Amerika seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr gespielt wird. Einige trugen kleinere Kinder auf dem Rücken. Ihre wild zusammengewürfelte Kleidung passte nicht und war schmutzig. Selbst an heißen Tagen trugen viele Kinder schlecht sitzende Wintermäntel, die offenbar für das andere Geschlecht bestimmt waren, komplett mit kunstpelzbesetzten Kapuzen oder Handschuhen, die an die Ärmel befestigt waren. Irgendwelche Nordamerikaner oder Nordeuropäer hatten offenbar gebrauchte Kleider für Aids-Waisen zusammengepackt, und eine Kiste mit Parkas und Skihosen war in diesem heißen, trockenen ostafrikanischen Stadtviertel gelandet.

Die reichen Länder und ihre weltweit operierenden Organisationen und multinationalen Pharmakonzerne sträubten sich lange, ihre antiretroviralen Medikamente, also Medikamente zur Behandlung von Aids, mit anderen zu teilen. Die Welthandelsorganisation hat auch auf Betreiben der Vereinigten Staaten das Recht am geistigen Eigentum (zum Beispiel die molekulare Zusammensetzung von Aids-Medikamenten) über das Menschenrecht auf Gesundheit gestellt, so dass die Markenpräparate für die meisten Menschen, für die sie lebenserhaltend wären, unerreichbar sind.

Aber Schiffsladungen mit Secondhand-Kleidung treffen trotz Seuche, Unterernährung und Krieg regelmäßig ein. Den Bewohnern der ersten Welt ist es ein inneres Bedürfnis, gebrauchte Kleidung in Kisten zu verpacken und nach Afrika zu schicken.

Haregewoins Haus war wie die meisten Häuser von der wimmelnden Drei-Millionen-Stadt mit einer zwei Meter hohen Begrenzung aus ineinandergestecktem und mit Draht zusammengebundenem Wellblech abgeschottet. Sie schob den Riegel des schweren Hoftors auf, das an zwei Betonblöcken befestigt war, öffnete es nach innen und begrüßte Selamneh mit einem Kuss auf jede Wange. Dann zog sie mich mit beiden Händen zu sich herunter und küsste auch mich auf die Wangen. Mit meinen gut ein Meter siebzig überragte ich sie um einiges. Ich fühlte mich immer wie eine weiße Riesin neben Haregewoin. Sie hielt sich gerade, hatte den Kopf ein wenig in den Nacken gelegt, herausfordernd - vielleicht aber auch nur jederzeit bereit, mit viel größeren Leuten zu sprechen. Sie hatte Geschick darin, den Eindruck zu erwecken, dass alles, was auf ihrer Höhe geschah, normal war, während das Geschehen auf meiner Höhe ziemlich seltsam war.

Sie drehte sich um und zog uns hinter sich her ins Haus. Selamneh und ich setzten uns nebeneinander auf das niedrige wacklige Sofa im Wohnzimmer.

Haregewoin rief Sara, der von ihren Eltern verstoßenen ehemaligen College-Studentin, zu, dass sie mir zu Ehren die traditionelle »Kaffeezeremonie« vorbereiten solle, ein Ritual der Gastfreundschaft und des Genusses von *buna* (Kaffee).

Sara kam in einem handgewebten weißen Kleid mit bunten Stickereien herein. Sie trug ein Bündel langes, frisch geschnittenes, süß riechendes Gras und verteilte es auf dem Betonboden. Dann ging sie wieder hinaus, kehrte mit einem kleinen Kohleofen zurück, den sie auf den Grastepich stellte, und nahm davor auf einem niedrigen, dreibeinigen Hocker Platz. Sie begann in einer Pfanne frische Kaffeebohnen zu rösten, wobei sie die Pfanne schüttelte, um die Bohnen aus ihren Schoten zu befreien. Als das Kaffeebohnenöl in der Pfanne zu rauchen begann, trug sie sie am Griff zu uns herüber; Selamneh und Haregewoin wedelten sich den wohlriechenden Rauch ins Gesicht, und ich machte es ihnen nach. Zurück auf ihrem Hocker, zerstieß Sara die schwarzen Bohnen in einem Mörser, dann brühte sie den Kaffee in einer schön geformten, handgearbeiteten schwarzen Kanne auf. Sie goss den dicken *buna* in kleine

Porzellantassen, in die sie vorher eine Menge Zucker gelöffelt hatte. Traditionell bekamen Gäste Popcorn oder geröstete Gerste, *kolo*, zum Knabbern dazu.

Plötzlich stürzte Mintesinot mit einem Jauchzer durch die Haustür und warf sich in Selamnehs Arme.

»Fahren wir heute zu meinem Papa?«, fragte der Junge.

»Hm, heute nicht, aber bald. Hast du die Kekse noch?«

»Ja!«, rief er und zog die flach gedrückte Tüte, in der noch ein paar krümelige Reste waren, aus seiner Tasche.

»Minty, *na*, komm«, sagte Sara. »Wir sehen mal, was die anderen Kinder spielen.« Er nahm ihre Hand, blickte aber beim Weggehen über die Schulter zu Selamneh.

Haregewoin stellte die Kaffeetasse ab, nachdem sie einen Schluck getrunken hatte, und drehte sich auf ihrem Stuhl zu mir herum. Sie streckte ihre Hände aus, die Innenflächen nach oben gerichtet, als wolle sie prüfen, ob es regnete, und bedachte mich mit einem schiefen Lächeln. Sie bedeutete mir damit, dass ich jetzt meine Fragen stellen konnte. Aber ihr war nicht wohl dabei. Das Innere ihrer Augen war kohlrabenschwarz. Die traurigen Falten zwischen ihren Augenbrauen bedeuteten etwas anderes - Vorsicht.

Ihre Lebensgeschichte war nicht schön, und so wandte sie sich bei jeder Störung lächelnd von mir ab, froh, dass ihr Bericht unterbrochen wurde. Das Handy klingelte oder das Festnetztelefon, oder eine Bürokräft kam herein und bat sie um eine Unterschrift unter einen Brief, oder ein Besucher wollte mit ihr reden. Allen (nur nicht mir) wandte sie sich mit einem freundlichen, rosigen, lächelnden Gesicht zu. Wenn Haregewoin sich wieder zu mir drehte, zuckte sie die Schultern mit einem hilflosen Lächeln, das zu sagen schien: Sehen Sie? Es ist schier unmöglich, Zeit zum Erzählen dieser nutzlosen Geschichte zu finden, die sowieso nur aus längst vergangenem Zeug besteht und niemanden mehr interessiert.

Als sie sich in ein längeres Telefongespräch in rasend schnellem Amharisch verwickeln ließ, das es erforderlich machte, sich dauernd vor- und zurückzubeugen, sich auf die Brust zu schlagen und in heiseres Gelächter auszubrechen, setzte ich meine Mokkatasse ab und trat ins Freie. In der frischen Morgenluft schien das klare Licht des Hochlandes förmlich zu glitzern. Kinder sprangen auf der blanken Erde im Hof herum. Mein Blick fiel auf ein fröhliches kleines

Mädchen: Sie stolzierte barfuß in grauen Turnhosen unter einem rosa Rüschenkleidchen herum, und über dem Kleid trug sie einen zu kleinen Jungen-Wintermantel. Ich beobachtete, wie sie sich auf einen flachen Stein setzte und wie eine Prinzessin den Rüschenrock um sich herum ausbreitete. Sie war offenbar sehr stolz auf ihren Besitz und gab sich, behindert von dem engen Mäntelchen, alle Mühe, den starren Tüll zu glätten. Dann blickte sie sich um, um zu sehen, ob irgendjemand bemerkte, wie hübsch sie an diesem Tag war.

Ich bemerkte es. Ich trat zu ihr und strich ihr über den warmen kleinen Kopf, die steifen, trockenen Zöpfchen und murmelte ein unverständliches Kompliment auf Englisch. Erst zuckte sie zusammen, aber dann verstand sie, und ihre Lippen verzogen sich zu einem erfreuten, verlegenen Lächeln.

Ich hatte keine Ahnung, wer sich um das kleine Mädchen in Rosa kümmerte - vielleicht die Großeltern, vielleicht ein nur um wenig älteres Geschwister -, aber es war klar, dass sie sich erinnerte, wie es war, eine Mutter zu haben. Ein Kind, das schon lange Waise war, erwartete nicht, dass ihm jemand ein Kompliment für sein hübsches Kleid machte.

Haregewoin kam zu mir heraus. »Sprechen wir«, sagte sie.

Zwei ältere Frauen hatten ihren Weg in das Wohnzimmer gefunden und verbeugten sich, ohne sich von ihren Stühlen zu erheben, vor mir, als ich wieder in das Zimmer trat. In ihrer Gegenwart würde sie sicherlich keine Geheimnisse ausbreiten. Wir würden mit den glücklicheren Momenten ihres Lebens beginnen.

Sie war das älteste Kind (etwa 1946 geboren) von Teferra Woldmariam, Bezirksrichter in dem Dorf Yirgalem. (In Äthiopien erhält man den Vornamen des Vaters zum Nachnamen: Woldmariams Sohn Teferra ist Teferra Woldmariam; Teferra Woldmariams Tochter Haregewoin ist Haregewoin Teferra. Frauen behalten nach der Hochzeit ihren Namen.)

Der Richter und seine erste Frau hatten zwei Töchter, Haregewoin war die ältere; nach der Scheidung heiratete der Richter erneut, und seine zweite Frau brachte achtzehn Kinder zur Welt. Haregewoin lebte bei ihrem Vater und der Stiefmutter. »Jedes Jahr kam ein Kind, manchmal auch Zwillinge«, sagte sie lachend. Haregewoin war ein sehr kleines, sehr herrisches Kind. Sie trug ihr Haar zu zwei langen Zöpfen geflochten und stand mit in die Hüften

gestemmt Armen und skeptisch zur Seite geneigtem Kopf da, während sie sich irgendwelche Beschuldigungen, Bitten, Klagen und Ausreden von ihren jüngeren Geschwistern anhörte - und dann verwarf. Der Richter führte mit der gleichen nachsichtigen Befremdung den Vorsitz in Zivil- und Strafrechtsprozessen im einzigen modernen Gebäude des Städtchens.

»Ich habe immer gelacht«, erzählte mir Haregewoin. »Ich war ein sehr glückliches Mädchen. Mein Vater war zutiefst davon überzeugt, dass Mädchen eine Schulausbildung brauchten: Er wollte, dass ich für mich selbst sorgen konnte. Er bestand darauf, dass ich mich auf den Hosenboden setzte und lernte, aber ich hatte keine Geduld, ich wäre am liebsten immer aufgesprungen.«

Als Jugendliche wurde Haregewoin in eine weiterführende Schule in die Hauptstadt geschickt, wo sie bei einem Onkel und einer Tante wohnte. 1965, sie war neunzehn Jahre alt, traf sie auf der Hochzeit einer Freundin einen Mann wieder, der an ihrer Grundschule unterrichtet hatte. Worku Kebede war der Bruder des Bräutigams.

»Er war zwar nicht mein Lehrer gewesen, aber ich erinnerte mich an ihn«, sagte sie. »Mittlerweile trug er einen Schnurrbart. Er rauchte Zigaretten.« Der neunundzwanzigjährige Worku war groß gewachsen, ruhig und ernst, ein Biologielehrer mit einem Abschluss von der Universität Alemaye im äthiopischen Harar. Haregewoin dagegen war ein Flattergeist. Das ernste Gesicht von Worku wurde von einem überraschten Lächeln erhellt, als sie auf ihn zutrat und ihm mit dem Zeigefinger drohte und ihn beschuldigte, sich nicht an sie zu erinnern.

»Ich war so naiv«, sagte sie. »Er lachte mich aus.«

Es blieb nicht beim Lachen. »Er schickte Leute zu meinem Vater, die ihm erklärten, dass er mich heiraten wolle. Aber mein Vater lehnte ab. ›Er ist ein Lehrer. Dem kann ich meine Tochter nicht geben.‹ Zu mir sagte er: ›Ein Lehrer wird niemals ein Ehemann sein. Er wird immer wie ein Vater sein, noch mehr als ich.‹

Dann wandte sich ein Freund von Workus Vater an meinen Vater und stellte ihm Workus Familie vor. Mein Vater brauchte zwei Monate, um zu einer Entscheidung zu gelangen, aber schließlich erklärte er sich einverstanden.« 1966 heirateten die beiden, sie war zwanzig, er dreißig Jahre alt. »Wir heirateten in einer Kirche, es war eine wunderschöne Hochzeit; ich trug ein weißes Hochzeitskleid im westlichen Stil. Er hatte einen schwarzen Anzug und eine weiße Krawatte an. Abends gab es Musik, und es wurde getanzt.«

Sie mieteten in Addis Abeba ein modernes, einstöckiges Haus in der Nähe einer belebten Straße mit Kleidergeschäften, Bäckereien und Friseurläden. 1967, im ersten Jahr der Ehe, brachte Haregewoin eine Tochter zur Welt, Atetegeb. Zwei Jahre später wurde Suzanna geboren. Als die Mädchen in die Schule kamen, nahm Haregewoin eine Stelle als Sekretärin im Verkehrsministerium an. Später wechselte sie auf eine bessere Stelle in der Verwaltung der Universität von Addis Abeba und dann zur Burroughs Computer Company, einem amerikanischen Unternehmen. Worku wurde zum Rektor der Highschool ernannt. »Wir waren sehr glücklich miteinander«, sagte sie. »Wir lasen beide gerne, hatten dasselbe Hobby. Ich mochte die Romane von Danielle Steel. Er liebte Biographien und Geschichtsbücher. Wir haben uns zusammen immer wohl gefühlt.«

Worku liebte Bücher und ging sorgsam mit denen um, die er zu seinem Besitz zählen durfte, fasste sie nur mit sauberen Händen an und blätterte die Seiten mit den Fingerspitzen um. Atetegeb trat schon früh in die Fußstapfen des Vaters und war glücklich und zufrieden, wenn sie auf einem Stuhl neben seinem Schreibtisch sitzen und beim Licht seiner Lampe lesen durfte. Worku brachte ihr Bücher aus der Schule mit, und dann saß sie mit ernstem Gesicht da und strich gedankenverloren über die Bilder von Dinosauriern, Planeten und Walen.

Suzie dagegen hatte das überschäumende Temperament ihrer Mutter geerbt, sie war leicht zum Lachen zu bringen und saß kaum jemals still; schon war sie zur Tür hinaus, um sich zu ihren Freunden zu gesellen, und rief Atetegeb zu, sie solle mitkommen, aber die Schwester - mit einem schmalen, hübschen Gesicht, lockigen, schulterlangen Haaren und von Natur aus dunkel umrahmten Augen - lehnte dankend ab, ohne auch nur den Blick von der Seite zu heben. Als die Mädchen älter wurden, regte sich Haregewoin zunehmend darüber auf - »Du bist doch ein so hübsches Mädchen!«, erklärte sie Atetegeb immer wieder -, Worku nahm seine Tochter jedoch in Schutz und sagte auf Amharisch: »*Teyat*.« (»Lass das Kind in Ruhe.«)

4

In den Schulferien tankte Worku den Opel der Familie voll, Haregewoin packte einen Korb mit Obst, Linseneintopf, Maisbrei, *injera* (das landestypische Brot, ein schwammartiger Pfannkuchen aus gesäuertem Teig) und Flaschen mit Wasser, und die vier fuhren hinaus aufs Land.

Sie verließen Addis in Richtung Süden nach Debre Zeyit und fuhren den Abessinischen Graben an der Seenkette entlang. Am Ufer der platinblauen Kraterseen gab es Kuckucke und Pirole, Bienenfresser und Schwalben zu sehen. Mehr als 800 Vogelarten hat man bislang in Äthiopien gefunden, darunter 14 endemische Arten.²²

Die Familie kutscherte durch das sonnenüberflutete Grasland der Savanne. Neben den mit Teff bebauten Feldern, dem landestypischen Getreide, konnten die vier einen Blick auf Familien erhaschen, die noch wie ihre Vorfahren in *tukuls*, runden Strohütten, lebten. Ein kleines Kind trieb die paar Enten oder Gänse der Familie mit einer Peitsche aus weichem Gras zu einem Teich. In alten Obstgärten wuchsen harte, kleine Orangen. Mitten auf der versengten Ebene bot ein dorniger Akazienbaum einem vorbeiziehenden Nomaden einen kleinen schattigen Fleck.

Dikdiks und Zebras, Kuhantilopen und Schraubenantilopen, Gazellen und Paviane trieben sich an den unberührten Plätzen herum. Am Ziway standen Nilpferde im Schilf bis zum Bauch in dem grünen Wasser des Sees und ließen einen gurgelnden Bariton hören. Gelegentlich tauchte eines aus dem See auf, und das Wasser rauschte über sein riesiges, schwarz glänzendes, flaschenkürbisförmiges Gesicht mit den großen, hervorquellenden Augen. Dann gähnte es mit seinem gewaltigen Maul die anderen an, tauchte wieder unter und verschwand. In der Ferne drehte eine rosa-weiße Wolke aus Flamingos ihre Kreise über der glitzernden Wasseroberfläche.

45 verschiedene Ethnien bevölkerten das Land südlich von Addis Abeba, zu denen auch die berühmten Mursi mit ihren Tellerlippen gehörten, und die Karo mit ihren bemalten Körpern.²³ Einige dieser Völker des Südens wussten, dass sie von den Hochländern kolonisiert worden waren, und beteiligten sich an der schwierigen Aufgabe, einen Nationalstaat zu bilden; andere

hatten nie von »Äthiopien« oder Menelik II. gehört, jenem Kaiser, der um die Wende zum 20. Jahrhundert regierte und der sie besiegt und Anspruch auf ihr Land erhoben hatte.

Das Grundgestein von Äthiopien bildet Gondwanaland, der erste Kontinent der Erde, 600 Millionen Jahre alt. Uralte Meere sind darüber hinweggeflossen, gefolgt von Äonen trockener Winde, Sedimente lagerten sich über die Jahrhunderte auf dem harten, alten Kontinent ab, um über Millennien hinweg von Wind und Regen verwittert zu werden. Heute, so schreiben die Historiker Graham Hancock und Richard Pankhurst, »liegt Gondwanaland wieder entblößt da und schimmert in dem nie verlöschenden Feuer alter Mineralien wie Gold und Platin«.²⁴

Alle paar Jahre tauchen Archäologen aus ihren in den Felsspalten der trockenen Hügel errichteten Zeltlagern auf und geben den Fund von verblüffend alten Knochen bekannt. In dieser Landschaft befindet sich die Wiege der Menschheit. Das äthiopische Nationalmuseum bewahrt die Knochen des drei Millionen Jahre alten Hominiden Dinkenesch beziehungsweise Lucy auf, die 1974 von dem amerikanischen Anthropologen Donald C. Johanson entdeckt wurde und von der es heißt, sie sei die Mutter der Menschheit.

Eines der faszinierendsten Geheimnisse der Naturgeschichte - »Wo befinden sich die Quellen des Nil?« - wird im nördlichen Hochland von Äthiopien zum Teil gelüftet. Der Tana ist die Quelle des Blauen Nil, der sich an der Grenze von Uganda, Tansania und Kenia mit dem Weißen Nil aus dem Viktoriasee vereinigt und dann durch den Sudan nach Ägypten fließt. Die Wasserfälle des Blauen Nil heißen auf Amharisch Tisissat, »Wasser, das raucht«. Im Tanasee liegen viele kleine Inseln, auf denen Klöster aus dem 15. Jahrhundert stehen. Dort leben Mönche, die mittelalterliche religiöse Texte studieren, auf Pergament aus Ziegen- und Pferdehaut in der alten Sakralsprache Ge'ez verfasst. Sie sind in das *Kebra Nagast*, »Zum Ruhm der Könige«, vertieft, ein Ge'ez-Epos aus dem 14. Jahrhundert, das die Reise von Königin Makeda von Aksum nach Jerusalem beschreibt.

Ein anderes großes Geheimnis der Geschichte ist die Frage, wo sich die Bundeslade befindet. Man glaubt, dass die Bundeslade - oder die Stiftshütte - die erste, zerbrochene, Tafel mit den Zehn Geboten enthält, oder die zweite, intakte, die Moses dem Volk Israel am Berg Sinai übergab oder auch beide. Das Volk Israel nahm sie auf seiner Wanderung durch die Wüste Sinai und bei der Landnahme Kanaans mit. König David ließ sie nach Jerusalem bringen, und König

Salomon veranlasste im zehnten Jahrhundert v. Chr. den Bau eines Tempels, wo sie eine dauerhafte Heimstatt fand.

Im Jahr 586 v. Chr. wurde der Tempel des Salomon von den Babyloniern unter Nebukadnezar zerstört. Was danach mit der Lade geschah, liegt im Dunkeln und beschäftigt seit fünfzehnhundert Jahren Gelehrte und Forscher. Möglicherweise plünderten die Babylonier den Tempel, wobei die Eroberer genaue Listen ihrer Beutestücke anfertigten, auf denen sich die Bundeslade nicht fand. König Josua hat sie vielleicht auf dem Tempelberg vergraben (der nun unter dem Felsendom liegt und für Archäologen nicht zugänglich ist). Oder König Salomon hat in der Nähe des Toten Meers eine Höhle ausgesucht, in der die Bundeslade im Fall einer Katastrophe in Sicherheit gebracht werden sollte.

Die Äthiopier jedenfalls glauben zu wissen, wo der Tabot (das amharische Wort für die Bundeslade) ist: In der alten Hauptstadt Aksum, wohin ihn einstmals König Menelik zu Zeiten Salomons gebracht hat. In einem kleinen Granitgebäude auf dem Grund der Kirche der Heiligen Maria von Zion, bewacht von einem Mönch, der als Wächter der Lade bekannt ist.

Davon weiß jeder Äthiopier zu berichten.

Es fragt nur kaum jemand danach.

Die Modernisierung des Landes und die Erweiterung der Verwaltung auf benachbarte Gebiete setzte Ende des 19. Jahrhunderts ein. In den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts besetzten die Italiener Teile der Küste des Roten Meers, und Kaiser Menelik II. ging - mit eigenen Territorialplänen - ein Bündnis mit ihnen ein und unterzeichnete den Vertrag von Ucciali. Er akzeptierte die Ansprüche Italiens auf Eritrea und die nördlichen Gebiete um die Städte Keren, Massawa und Asmera (die zu dem Gebiet gehörten, das Eritrea werden sollte) und erhielt im Tausch dafür Geld und Waffen, unter anderem 30 000 Musketen und 28 Kanonen.

Allerdings gab es zwei Fassungen des Vertrags von Ucciali, von denen die italienische Fassung Äthiopien eine wesentlich stärker untergeordnete Rolle zuschrieb als die amharische. Italien gab bekannt, dass Äthiopien italienisches Protektorat geworden sei, wovon Äthiopien nichts wissen wollte.

1890 wies Menelik II. den italienischen Anspruch offiziell zurück, und 1893 erklärte er den gesamten Vertrag für nichtig.

Italien entschloss sich, militärische Maßnahmen zu ergreifen. Dem italienischen Befehlshaber der eritreischen Kolonie wurde der Befehl erteilt, der äthiopischen Armee eine vernichtende Niederlage zu bereiten; er versprach, im Triumph zurückzukehren und den äthiopischen Kaiser in Fesseln vorzuführen.

Ende Februar des Jahres 1896 brach der äthiopische Kaiser mit 100 000 Fußsoldaten und in Begleitung seiner Frau, Kaiserin Taytu, von Addis Abeba auf. »Seine Armee war nicht allein wegen ihrer schiereren Größe bemerkenswert, sondern weil sie darüber hinaus eine deutliche Demonstration der nationalen Einheit war«, schreibt der Historiker Bahru Zewde, Professor an der Universität von Addis Abeba. »Es gab kaum einen Landesteil von Äthiopien, der kein Kontingent geschickt hätte.«²⁵

Die Italiener hatten die Höhenzüge um Amba Alagi besetzt, die eine natürliche Festung bildeten; die Vorhut der Äthiopier griff an und kämpfte hügelauflwärts gegen einen Feind, der sich verschanzt hatte und besser bewaffnet war. Die Italiener wurden vertrieben, unter den Gefallenen befand sich auch ihr Befehlshaber.

Die zweite Phase des Feldzugs bestand aus der Belagerung der italienischen Festung Mekele, 80 Kilometer weiter südlich, in deren Verlauf den italienischen Truppen die Essens- und Wasservorräte ausgingen, so dass sie sich schließlich ergaben.

In der Nacht des 29. Februar 1896 setzte der italienische General Oreste Baratieri in Erwartung eines leichten Siegs überraschend drei Marschkolonnen in Bewegung. »Die Nachricht eilte den Truppen voraus«, schreibt Zewde, »und wurde von Seiten der Äthiopier, die auf eine Entscheidungsschlacht brannten, mit großer Erleichterung vernommen.«²⁶

Am 1. März 1896 trafen die beiden Armeen aufeinander.

Zewde schreibt: »Der eigentliche Grund für die katastrophale Niederlage der Italiener lag darin, dass die drei Kolonnen es nicht schafften, ihr Vorgehen zu koordinieren. Weil sie die Karten falsch gelesen hatten, war [General Matteo] Albertones Brigade von den anderen abgeschnitten, so dass sie dem Ansturm der vereinten äthiopischen Truppen ausgesetzt war. In dem Versuch, Albertone zu Hilfe zu kommen, brach [General Vittorio] Dabormida mit fatalen

Folgen nach rechts statt nach links aus. Die Folge war, dass die Italiener vernichtend geschlagen wurden, wobei auch die Verluste auf äthiopischer Seite nicht gering waren. Um die Mittagszeit des 1. März war die Schlacht von Adwa praktisch geschlagen. Den kolonialen Bestrebungen Italiens war damit ein Ende gesetzt. Äthiopien hatte seine Unabhängigkeit bewahrt.«²⁷

Als die Nachricht von der Niederlage Italien erreichte, brachen auf den Straßen Unruhen aus, die zum Rücktritt des Ministerpräsidenten Crispi führten. Die neue italienische Regierung erkannte die Unabhängigkeit Äthiopiens an.

»Die Schlacht von Adowa [sic] war zur damaligen Zeit die schlimmste Niederlage, die seit Hannibal einer europäischen Armee durch eine afrikanische Armee zugefügt worden war«, schreibt Greg Blake in *Military History*, »und ihre Folgen waren noch bis ins 20. Jahrhundert deutlich zu spüren. Als Beispiel eines Kolonialkrieges epischen Ausmaßes ist sie wohl kaum zu übertreffen. Vor allem aber sollte sie als Beispiel für die zwei Torheiten der Arroganz und Fehleinschätzung des Feindes nie vergessen werden.«²⁸

Die äthiopische Schrift und das äthiopische Alphabet, die äthiopische Kirche, der äthiopische Kalender, Ge'ez (die erste Schriftsprache Afrikas²⁹) und die äthiopische Literatur, die illuminierten Ge'ez-Bibeln, die äthiopischen Feiertage und die landestypischen Formen in Architektur, Malerei, mündlicher Dichtung, Tanz und Wandteppichen überdauerten unverändert, einzigartig auf dieser Welt.

Und die schönen, schlanken, stolzen Äthiopier wissen auch das.

Was zeichnet all diese Dinge aus, jene seltenen Kulturgüter Äthiopiens? Vielleicht gibt die Tatsache, dass Äthiopien der Welt den Kaffee schenkte, darüber Aufschluss. Die Kaffeebohnen wurden das erste Mal in den Wäldern von Kaffa geerntet.

Wie viele Jahrtausende saßen die Abessinier dort oben auf dem Felsplateau, diskutierten in ihren Kaffeehäusern über Literatur, während gleichzeitig im barbarischen Europa weniger weit entwickelte Exemplare des *Homo sapiens* sich gegenseitig mit Steinen erschlugen, auf Streitrössern herumritten und Speere aufeinander schleuderten? Wie viele tausend Jahre haben die scharfsinnigen Äthiopier die Quelle des Nil und den Aufbewahrungsort der

Bundeslade gekannt und darüber in ihrer blumigen Sprache, die kein Außenstehender lesen oder verstehen konnte, gesprochen und geschrieben?

Immer wenn sie sich einer Kleinstadt oder einem Dorf näherten, verlangsamte Worku das Tempo. Zu beiden Seiten der Straße waren Tischtennistische aufgebaut. Männer spielten, und Kinder sahen zu. Jungen spielten Fußball mit Bällen, die sie aus Plastiktüten und Schnüren gebastelt hatten. Händler standen am Straßenrand und boten frische Kaffeebohnen, Mangos, Kürbisse und Eier feil, die sie auf Baumwolltüchern auf der bloßen Erde ausgebreitet hatten. Bienenzüchter verkauften frischen Honig aus ausgewaschenen Plastikbehältnissen, die an Stangen hingen. All das zog an der Familie vorbei, während sie über die Straße holperten, die Fenster heruntergekurbelt, Haregewoin und Suzie auf den heißen kunststoffbezogenen Sitzen vor sich hin dösend, Atetegeb mit einem Buch auf der Rückbank.

In den kleinen Städten kamen barfüßige Kinder angelaufen, die Sandalen verkauften, Seifenstücke, Nester mit Eiern, Äste, die voller Nüsse hingen, oder bunte Körbe. Diejenigen, die nichts zu verkaufen hatten, fragten, ob sie die Fliegen von der Windschutzscheibe putzen dürften. Die staubbedeckten Dorfmädchen hatten sich die Haare mit Stofffetzen hochgebunden, die Haut fast schwarz von der stechenden Sonne. In bunt gestrichenen Holzhäusern untergebrachte Gästezimmer und Wellblechläden verliehen den Dörfern ein farbiges Gesicht, und schon von fern konnte man den Duft des frischen, hier angebauten Kaffees und der Fleischartöpfe riechen. Die Familie aus der Stadt hielt an einem Café mit einer von Bäumen beschatteten Terrasse, wo sie Coca-Cola bestellten und sich im gefliesten Waschraum Wasser ins Gesicht spritzten. Sie setzten sich unter einen Schirm und sahen zu, wie die Dorfjungen auf ihren Eselskarren waghalsig die Hauptstraße hinunterkurvten. Die acht- oder zehnjährigen Jungen standen auf den Gefährten, ließen ihre Peitsche durch die Luft sausen und preschten wild schreiend über die Straße. Andere ritten auf ungesattelten Eseln durch den Staub und scheuchten Ziegen, Hühner und Fußgänger aus dem Weg. Atetegeb und Suzie lachten über die aberwitzige Parade der Jungen, Karren und Tiere; die beiden waren ein wenig neidisch auf das ausgelassene Leben der Kinder auf dem Land, wie es auch ihre Mutter erfahren haben musste und das sie beide nicht kannten.

Eine Zeit lang hatte Haregewoin sich Gedanken gemacht, weil sie und Worku nur zwei Kinder hatten. Sie war davon ausgegangen, dass sie zehn oder 15 Kinder großziehen würden. Das machte man so, dachte sie. Aber Worku genoss den Frieden und die Ruhe. Ihm genügte schon das Durcheinander, das die zwei Mädchen anrichteten. Sie überlegte: Würden zwei Kinder überhaupt für sie sorgen können? Aber die erste Zeit mit den Kindern war nicht leicht gewesen - Suzie war als Säugling oft krank -, und so gab Haregewoin nach: »Zwei reichen.« Ihre Besorgnis rührte sicherlich von ihrer Herkunft vom Land her, wo die Säuglings- und Kindersterblichkeit hoch war. Zwei Kinder in der Stadt zu modernen, gebildeten Menschen großzuziehen hatte vieles für sich: Musikunterricht, Ferien und Geburtstagsfeste. Das bürgerliche Leben in der Stadt versprach Gesundheit und Sicherheit. Das Glück ihrer kleinen Familie würde gewiss immer anhalten.

5

Worku und Haregewoin wussten, dass hinter dieser ländlichen Idylle eine hässlichere Wirklichkeit lag. Mitte der Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts erlebte Äthiopien eine Palastrevolte, die in Korruption und Totschlag enden sollte.

Kaiser Haile Selassie, der »Löwe von Juda«, hatte während ihres ganzen Lebens und des Lebens ihrer Eltern über Äthiopien geherrscht.³⁰ Noch als er alt war und zunehmend verwirrter wurde, machte der König der Könige für die künftige Führung des Landes keine Pläne, die über seine eigene Langlebigkeit hinausgingen. Die göttliche Aura, mit der er sich umgab, schien von seiner Unsterblichkeit zu zeugen.

Selassie, der 1892 als Tafari Makonnen zur Welt gekommen war, hatte es durch Beziehungen, Heiratspolitik und Staatskunst 1913 zum Titel des *ras* (Herzog) von Harar gebracht. 1930 wurde er zum 111. Kaiser in der Nachfolge von König Salomon gekrönt und nahm den Herrschernamen Haile Selassie I. (»Macht der Dreifaltigkeit«) an. Selassie gab sogleich die erste Verfassung Äthiopiens in Auftrag, die die Heiligkeit seiner Person festschrieb sowie sein Geburtsrecht auf den legendären Thron von Menelik I., dem nahezu mythischen Sohn der Königin von Saba und des Königs Salomon von Israel. Selassie war ein klein gewachsener Mann mit leiser Stimme, traurigen Augen und einem sorgfältig gestutzten Vollbart; es heißt, er habe eigens einen Kissenträger gehabt, der stets, wenn sich sein sehr klein geratener Herr setzen wollte, zu ihm eilte, um ihm ein Satinkissen unter die Füße zu schieben, damit seine Beine nicht wie die eines Kindes in der Luft baumelten. Aber auf der Weltbühne bewegte er sich wie ein Riese. Er war eine Integrationsfigur Afrikas und ein herausragender Staatsmann, rauschte mit seiner Entourage durch die Hauptstädte Europas und galt in der ganzen afrikanischen Diaspora als Held. Bald nach seiner Krönung begann ihn eine jamaikanische Sekte als Gott zu verehren; sie nannten sich Rastafaris nach seinem früheren Titel Ras Tafari.

Haile Selassie, ein eleganter und eloquenter Mann, repräsentierte Äthiopien. Zu Hause gab er sich als liebender Vater seiner Untergebenen. Er war der einzige freie schwarze afrikanische Monarch überhaupt.

Wie seit alters her machte seine Lage am Roten Meer Äthiopien zu einem wertvollen Stück Land, insbesondere nachdem 1869 der Suezkanal eingeweiht worden war. In der Moderne wurde das Kaiserreich mit den Territorialplänen eines industrialisierten Europa konfrontiert. Selassie und sein Vorgänger Kaiser Menelik II. sahen sich von allen Seiten von britischen, französischen und italienischen Kolonien umschlossen und den Einflüssen und expansionistischen Bestrebungen von deren Mutterländern ausgesetzt.

Zwar hatte Kaiser Menelik II. 1896 den Italienern in der Schlacht von Adwa eine schmachvolle Niederlage bereitet, aber Italien sollte im folgenden Jahrhundert zurückkehren. Am 3. Oktober 1935 fiel das faschistische Italien in dem von Selassie beherrschten Äthiopien ein, ohne ihm vorher den Krieg erklärt zu haben. Die Italiener waren entschlossen, sich nicht noch einmal demütigen zu lassen; sie fügten den Äthiopiern mithilfe ihrer überlegenen Waffentechnik und chemischer Kampfstoffe empfindliche Verluste zu und standen nach sieben Monaten vor den Toren von Addis Abeba.

Der Kaiser reiste nach Genf, trat vor den Völkerbund und verlangte Gerechtigkeit von der Weltgemeinschaft. Noch nie hatte ein afrikanischer Monarch sein Land vor dieser hohen Kammer vertreten, von wo aus während des »Gerangels um Afrika«³¹ koloniale Feldzüge beschlossen worden waren. Er protestierte »gegen den ungleichen Kampf zwischen einem Staat mit mehr als 42 Millionen Einwohnern, der über die finanziellen, industriellen und technischen Mittel verfügt, um todbringende Waffen in unbeschränkter Zahl herzustellen, und auf der anderen Seite einem kleinen Volk von nur zwölf Millionen Menschen ohne Waffen und ohne Reichtümer, das nichts als das Recht und das Versprechen des Völkerbundes auf seiner Seite hat«.³²

Er sprach im Namen »jedes kleinen Volkes, das von Gewalt bedroht ist«³³. Menschen auf der ganzen Welt waren von seinen Worten tief bewegt, und die Amerikaner nannten ihn einen Helden. Aber keine Nation unternahm etwas, um Äthiopien zu befreien. Selassie verbrachte die Kriegsjahre in Großbritannien, während in seiner Heimat weiterhin Widerstand gegen den Ansturm geleistet wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte Selassie auf den Thron zurück und gerierte sich zunehmend autokratisch. Er war ein Potentat, ein Pharao. Bittsteller knieten vor dem Kaiser oder warfen sich vor ihm in den Staub; sein Wort hatte uneingeschränkt Geltung. Auf das unanfechtbare Wort des Königs der Könige hin wurden Männer befördert und belohnt, gehängt oder erschossen. Er modernisierte Äthiopien, aber ohne etwas an seinen Führungsstrukturen zu ändern: Er selbst stand an der Spitze, dann kam ein Kreis von Großgrundbesitzern, die ihm ihre Stellung verdankten, und schließlich all die Bauern, die in Subsistenzwirtschaft lebten. Ohne seine Erlaubnis wurde keine Straße geteert, keine Schule, keine Fabrik und kein Krankenhaus gebaut, und jedes große Bauwerk wurde nach ihm benannt. Sein Antlitz zierte alle Münzen und Geldscheine. Er verfügte die industrielle Entwicklung Äthopiens, und so fand eine industrielle Entwicklung statt, aber keine politischen oder wirtschaftlichen Reformen. Er rief eine Zeitung ins Leben, ließ aber keine freie Presse zu. Unter seiner Ägide wurden eine Luftwaffe und eine Fluggesellschaft aufgebaut; er war einer der Gründer der Organisation für Afrikanische Einheit und holte deren Hauptquartier nach Addis; aber seinen Landsleuten ließ er lange nicht so viel Aufmerksamkeit zuteil werden wie den Diplomaten fremder Länder und anderen Kontakten ins Ausland. Er gründete die Universität Haile Selassie I (die heutige Universität von Addis Abeba) und ermöglichte den besten Studenten ein Studium an einer ausländischen Universität, reagierte aber empfindlich, wenn sie zurückkehrten und das feudale System der Landverteilung, die primitiven Produktionsmittel und das Fehlen demokratischer Strukturen kritisierten.

Die Landwirtschaft und damit die Grundlage der gesamten Wirtschaft sah noch wie in vergangenen Jahrhunderten aus: Sie wurde ausschließlich von Mensch und Nutztier betrieben, es gab Raubbau, und die Bauern wurden durch Abgaben und Steuern an die Großgrundbesitzer belastet. Die fast mittelalterlich anmutende gesellschaftliche Ungleichheit erlaubte es dem Kaiser, in einem goldglänzenden Reich mit den erlesensten Juwelen und Roben, mit Ballsälen und Banketten und einer ganzen Rolls-Royce-Flotte zu leben; er genoss ein Leben im Überfluss, war ständig auf Reisen oder spazierte in seinem Privat zoo hinter den Palastmauern umher. Seine Löwen fütterte er mit Steaks und seine Pfauen mit wertvollem Korn. Wenn er und seine Palastwache in einer Wagenkolonne ausfuhren, säumten Menschenmassen die Straße und hofften auf ein Nicken oder eine Geste von ihm, und fiel der Blick des Kaisers auf sie, kam das für sie einer Segnung gleich. Aber Millionen Menschen lebten im Elend.

Der Kaiser tat nichts zum Erhalt der Wälder in seinem Land, die zur Beschaffung von Bau- oder Brennmaterial abgeholzt wurden; die abgeholzten Gebiete wurden zu Wüsten; das Land, das ohnehin schon unter regelmäßig wiederkehrenden Dürrezeiten litt, trocknete noch mehr aus; der Mutterboden wurde vom Wind weggetragen und lagerte sich in dem einstmaligen klaren Wasser der Flüsse ab. Als 1972 die großen Regenfälle in den Provinzen Wello und Tigray im ehemals bewaldeten Hochland ausblieben, kam es zur Hungersnot.

Sie hätte abgewendet werden können. Andere Provinzen hatten in diesem Jahr die übliche Ernte eingefahren, und die Regierung erhielt ausreichend Unterstützung aus Amerika, um Getreide für die Bedürftigen zu kaufen. Aber wenn der Herrscher erklärt hätte, dass in den nördlichen Provinzen eine Hungersnot drohte, wäre das ein Eingeständnis, versagt zu haben, gleichgekommen; Äthiopien hätte auf der ganzen Welt an Ansehen eingebüßt, und die Bewohner außerhalb der Hungergebiete hätten möglicherweise das Vertrauen in Selassie verloren, der nach wie vor von sich das Bild des omnipotenten Herrschers und treusorgenden Vaters verbreitete.

Daher vertuschte der Palast die Ernteauffälle und die Hungersnot. Hunderttausende kamen von den Dörfern des Hochlands herunter, lebende Skelette. Sie ließen ihre Alten und Kinder, ihre Ehemänner und Ehefrauen, die schon tot waren oder im Sterben lagen, in den Häusern und auf den Straßen zurück. Ryszard Kapuscinski, ein Afrika-Korrespondent aus Polen, stieß in der Kleinstadt Debre Sina auf eine Straße voll Sterbender.

»Im Staub und Dreck lagen ausgemergelte Körper... die Dürre hatte den Menschen das Wasser geraubt und die Sonne ihre Ernte verbrannt. Sie waren hierher in die Stadt gekommen, getrieben von der verzweifelten Hoffnung, dass man ihnen einen Schluck Wasser und einen Bissen zu essen geben würde. Schwach und zu keinerlei Anstrengung mehr imstande, starben sie an Hunger, dem stillsten und fügsamsten Tod. Ihre Augen waren halb geschlossen, kein Lebensfunke mehr, ohne Ausdruck, und ich weiß nicht, ob sie noch etwas sahen, ob sie ihren Blick überhaupt noch auf etwas richteten ...

Die Regierung hätte natürlich eingreifen können oder es zumindest der Welt gestatten können«, schrieb Kapuscinski, »aber um des eigenen Ansehens willen wollte das Regime nicht eingestehen, dass im Land Hunger herrschte.«³⁴

Professoren der Universität Haile Selassie I. brachten den Skandal an die Öffentlichkeit, sie reisten in die betroffenen Provinzen und kehrten mit Fotos von Tausenden hungernder Menschen zurück. Studenten demonstrierten, verlangten von der Regierung Hilfe für die Hungernden und sammelten Spenden; Soldaten erhielten den Befehl, das Feuer auf die demonstrierenden Studenten zu eröffnen, es gab einige Tote, und die Professoren wurden entlassen. Ein britischer Journalist namens Jonathan Dimbleby schmuggelte Filmmaterial über die Hungersnot außer Landes; als der Dokumentarfilm mit dem Titel *The Unknown Famine* im britischen Fernsehen ausgestrahlt wurde³⁵, reagierte die Welt mit Entsetzen und schickte erste Hilfslieferungen.

Das öffentliche Bekanntwerden der Hungersnot war der Anfang vom Ende der Herrschaft Haile Selassies. Von der Regierung in eine zunehmend schwierige wirtschaftliche Lage gebracht, streikten zuerst die Taxifahrer aus Protest gegen die Benzinsteuern, dann streikten die Lehrer wegen ihres niedrigen Lohns und schließlich die Soldaten - in den Kasernen im ganzen Land - wegen des dürftigen Solds, des miserablen Essens, verschmutzten Wassers und ihrer auch sonst erbärmlichen Lebensbedingungen.

1974 übernahm eine Gruppe von hundertzwanzig jungen Offizieren das Ruder. Sie strahlten im äthiopischen Fernsehen Jonathan Dimblebys Film über die Hungersnot aus, in den Aufnahmen von einem Festmahl im Palast geschnitten worden waren. Sie vertrieben den Hofstaat und plünderten den Palast; und als sie schließlich den zweiundachtzigjährigen Herrscher holen kamen, ließ sich dieser widerstandslos abführen. Sie forderten ihn auf, auf dem engen Rücksitz eines VW Käfers Platz zu nehmen, und fuhren davon; er sollte nie mehr in den Palast zurückkehren.

Das Coordinating Committee of the Armed Forces, Police, and Territorial Army oder *Derg* (Ge'ez für Rat oder Komitee) zog die Zügel straffer an. Einer der Revolutionsführer, Major Mengistu Haile Mariam, ebnete sich mit Morden und Komplotten den Weg bis an die Spitze des *Derg*, indem er seine Genossen beseitigen ließ.³⁶ Achtzig der ursprünglich hundertzwanzig an der Revolte beteiligten Offiziere wurden auf Befehl ihres ehemaligen Kameraden exekutiert. Mengistu ordnete darüber hinaus die Exekution von sechzig hochrangigen Beamten Selassies an, des Patriarchs der äthiopisch-orthodoxen Kirche und nach einer gewissen Zeit auch die des betagten Herrschers selbst. Es dauerte nicht lange, und die vielen Parteien, die wie Pilze aus

dem Boden geschossen waren, wurden verboten; die aufkeimende Hoffnung nach dem Sturz der Feudalherrschaft wurde durch die Brutalität des neuen Diktators jäh erstickt.

Den größten Widerstand gegen Major Mengistu leistete eine rivalisierende marxistische Organisation, die Ethiopian People's Revolutionary Party (EPRP), die für ein demokratisches System und die Selbstbestimmung der ethnischen Minderheiten eintrat. Sie forderte den Rücktritt der Offiziere des *Derg*, um gewählten zivilen Führern Platz zu machen, da sie ihre historische Mission erfüllt hätten.

Mengistu antwortete mit »rotem Terror«, wie er es im Geiste der sowjetischen Tradition nannte. Er forderte die Bürger auf, alle verdächtigen Aktivitäten den neu eingerichteten *kebeles* zu melden; er bewaffnete Beamte nachgeordneter Verwaltungsebenen, die dem *Derg* treu ergeben waren, und ermächtigte sie, Verräter hinrichten zu lassen. Tatsächliche und vermeintliche Widersacher Mengistus (insbesondere Intellektuelle, Studenten und Lehrer) wurden zu Hunderttausenden hingerichtet - manche von den eigenen Nachbarn.

Unter Mengistu wurde Äthiopien zu einem weiteren Schlachtfeld im Kalten Krieg.

Die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten stützten rassistische und repressive Regimes in Angola, Mosambik und Rhodesien (Südrhodesien ist das heutige Simbabwe und Nordrhodesien Sambia) und förderten raffgierige Diktatoren wie Joseph Mobutu in Zaire (die heutige Demokratische Republik Kongo), und sie taten all das mit der Begründung, der kommunistischen Infiltration von Afrika etwas entgegenzusetzen zu müssen.

Im Gegenzug wurde der Kontinent mit Waffen aus der Sowjetunion überschwemmt. Als die UdSSR Somalia gegen Äthiopien den Rücken stärkte, rüsteten die Vereinigten Staaten Äthiopien auf; als 1977 der Ogadenkrieg ausbrach, bewaffnete die UdSSR Äthiopien, und die Vereinigten Staaten unterstützten die somalischen Invasoren.

Aus der Sowjetunion flossen zehn Milliarden Dollar, zum Teil in Form von Waffenlieferungen, nach Äthiopien, bis selbst Michail Gorbatschow genug von Mengistu hatte und sich von ihm abwandte. In den letzten Jahren des Militärregimes betrug der Verteidigungshaushalt fast eine Milliarde Dollar jährlich beziehungsweise 14 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Äthiopien hatte mehr als genug Panzer, Gewehre, Artillerie, Geschütze, Granaten und Raketen, um jeden Mann, jede Frau, jedes Kind und jede einzelne Kuh auszurüsten, aber Millionen litten tagein, tagaus Hunger.

Und parallel dazu nahm im Verborgenen eine ebenso grausame Wirklichkeit Gestalt an, die schließlich mehr Menschen umbringen und Mengistu lange überleben sollte.

Eine, die Worku und Haregewoin nicht kommen sehen konnten.

Sie hatte noch keinen Namen in Äthiopien.

Ungefähr zwischen 1975 und 1980 begann sich - nicht nur in Äthiopien, sondern auch in Uganda und Ruanda und dem Kongo, an den Ufern des Viktoriasees und des Kongoflusses - eine hochansteckende, kräftezehrende und tödliche Krankheit auszubreiten.³⁷ Es war ein Virus (d. h., der Organismus kann sich nicht unabhängig reproduzieren - er dringt in die menschliche Zelle ein und programmiert sie so um, dass sie die Replikation des Virus übernimmt). Es war ein Retrovirus (d. h., sein Genom besteht aus zwei RNS- statt DNS-Molekülen; in jeder Wirtszelle schreibt ein Enzym das Virusgenom zur DNS um - Reverse Transkriptase -, um so das Genom des Wirts zu infiltrieren). Und es war ein Lentivirus, ein langsames Virus, das heißt, es dauert lange, bis sich krankmachende Reaktionen im Körper entwickelten.³⁸

Jedes Viruspartikel hat einen Durchmesser von einem Zehntausendstel Millimeter. Unter dem Mikroskop sehen sie wie Plastikbälle mit Saugnäpfen aus, die Art, die haften bleibt, wenn man sie gegen eine Wand oder ein Fenster wirft. Diese Bälle sind, ähnlich Wasserbomben, mit einer Flüssigkeit gefüllt. Enzyme bilden in der zähen Flüssigkeit ein Tupfenmuster, und mittendrin schwebt noch etwas Größeres: ein Keil mit weichen Kanten (ähnlich einem Stück Pizza, das unter Wasser treibt). In dem durchsichtigen Keil wiederum schwimmen zwei Stränge Genmaterial. Also: RNS-Stränge innerhalb des Keils innerhalb des Saugnapfballs. Ein HIV-Partikelhaufen sieht aus wie Froschlauch.

Ein HIV-Partikel dockt an ein größeres menschliches weißes Blutkörperchen (die CD4 oder T-Helferzelle) an und verschmilzt seine Membran mit der der menschlichen Zelle. Sein Genmaterial dringt in den Zellkern des eroberten weißen Blutkörperchens und zwingt es, HIV-Partikel auszustoßen. Schon allein die Bilder von diesem Vorgang sehen unheimlich aus: die unschuldige T-Helferzelle durch den Parasiten verformt; der Marsch der kleinen HIV-Partikel - von denen jedes einen dieser Keile enthält - durch die Zellmembranen und hinaus in den Blutkreislauf.

Ungefähr die Hälfte der HIV-Infizierten leiden in den ersten zwei bis vier Wochen nach der Infektion unter grippeähnlichen Symptomen - Fieber, Müdigkeit, Ausschlag, Gelenkschmerzen, Kopfweh und geschwollene Lymphknoten -, und dann zieht sich die Krankheit zurück, manchmal für Jahre.

»Magerkrankheit« wurde sie anfänglich in Uganda genannt, weil sie die Kranken mit schrecklichen Durchfällen auszehrte.³⁹

In den 1970er-Jahren, als Haregewoins Familie noch jung war, wusste kaum jemand, dass diese Krankheit wie ein Ungeheuer lauernd im Hinterhalt lag. Aber sie hatte angefangen, sich zu zeigen - eine Klaue hier, das Aufblitzen eines spitzen Zahns da.

Sie trat anfangs auf als:

Slim Disease (»Magerkrankheit«, auch Wasting-Syndrom genannt) in Kinshasa, Zaire (späte 1970er-Jahre)

Slim Disease in Uganda und Tansania (frühe 1980er-Jahre)

Kandidose der Speiseröhre in Ruanda (seit 1983)

Aggressives Kaposi-Syndrom in Kinshasa, Zaire (Anfang der 1980er-Jahre)

Aggressives Kaposi-Syndrom in Sambia und Uganda (seit 1982 und 1983)

Kryptokokken-Meningitis in Kinshasa, Zaire (Ende der 1970er- und Anfang der 1980er-Jahre)⁴⁰

»Kennzeichnend für diese erste Phase war Schweigen«, schrieb der mittlerweile verstorbene Dr. Jonathan Mann, einer der bedeutendsten frühen AIDS-Forscher und Fürsprecher der Erkrankten. »Das menschliche Immunschwächevirus war unbekannt, und die Ansteckung wurde von keinerlei augenfälligen Anzeichen oder Symptomen begleitet... Während dieser Zeit des Schweigens konnte sich die Krankheit ungehindert ausbreiten, es gab weder ein Bewusstsein dafür noch irgendeine Prophylaxe, so dass damals möglicherweise zwischen 100 000 und 300 000 Menschen infiziert wurden.«⁴¹ 1990 waren in Äthiopien schon schätzungsweise 61000 Kinder durch AIDS zu Waisen geworden, nach Uganda und der Demokratischen Republik Kongo weltweit die dritthöchste Zahl.⁴²

6

1990 klingelte bei Haregewoin eines Morgens das Telefon. Das Einzige, was sie verstand, war, dass Worku etwas zugestoßen war.

Eine Frau schrie in den Hörer, Worku sei gerade auf einer Sitzung des *kebele* zusammengebrochen. Er habe eine schulische Angelegenheit vorgetragen, dann habe er wieder Platz genommen und sei einfach nach vorn gekippt. Alle seien ihm zu Hilfe geeilt. Haregewoin solle schnell - ganz schnell! - ins Krankenhaus kommen. Die Anruferin schluchzte und hängte ein.

Haregewoin legte den Hörer auf, völlig verwirrt, dann hob sie wieder ab, um jemanden anzurufen. Aber wen sollte sie anrufen? Ach ja! Worku, sie wollte Worku anrufen, in seinem Büro in der Schule, um ihm etwas zu sagen. Sie störte ihn nicht gern während der Arbeit, aber bei einem Notfall... Moment mal... Nein. Sie begann zu zittern, zwang sich, die Autoschlüssel zu nehmen, das Haus zu verlassen, die Tür abzuschließen, den Motor anzulassen, zurückzustoßen und sich in den fließenden Verkehr einfädeln; sie sah nichts, sie atmete nicht, sie dachte nicht; sie fuhr einfach. Auf dem betonierten Parkplatz des Krankenhauses standen ein paar Leute vor einer Trage und warteten auf Haregewoin. Sie sei zu spät gekommen, sagten sie. Er sei von ihnen gegangen, er sei gerade gestorben. Sie traten von der Trage zurück, ihre Mienen sagten, dass es Worku war, der unter dem Tuch lag.

»Ich bin gleich hergekommen«, protestierte Haregewoin, während sie auf sie zuing. »Er war überhaupt nicht krank. Er war nie krank.«

Sie stand vor dem zugedeckten Körper, der vielleicht doch nicht der von Worku war. Vielleicht würden sie heute Abend den Kopf schütteln und über dieses furchtbare Missverständnis lachen, darüber, welchen Schrecken man ihr damit eingejagt hatte. Jemand schlug das Tuch zurück.

»Er hatte einen Herzanfall«, sagte jemand.

»Er hat noch nicht einmal über Kopfschmerzen geklagt«, widersprach Haregewoin.

»Vielleicht vom Rauchen?«, fragte jemand.

»Er war erst vierundfünfzig«, erwiderte Haregewoin, bereit, es mit jedem aufzunehmen, der ihr weismachen wollte, dass ihr Mann tot war.

Haregewoin war auf dem Land aufgewachsen, und dort war der Tod ein Vertrauter. Der Tod ist einer der Dorfältesten. Aber hier? In der Stadt? An einem ganz gewöhnlichen Schultag? Er war doch der Rektor der Highschool! Sie hatten zwei kaum erwachsene Kinder zu Hause. (Sie hatten nur diese beiden Kinder!) Der Tod war ein Mörder. Sie musste sich von anderen Leuten nach Hause bringen lassen. Sie konnte sich nicht mehr an den Weg erinnern.

»Er war mein Bruder, mein Mann, mein Freund; er war alles für mich«, erklärte sie jedem.

Sie verspürte noch viele Wochen den Impuls, ihn anzurufen und ihm zu erzählen, dass etwas Schlimmes passiert war. Nachts im Bett überkam sie der Drang, mit ihm zu reden, wenn sie dachte, dass er wach neben ihr lag und nachsann. Die Beerdigungsvorbereitungen, Besucher und Formalitäten nahmen fast jede wache Stunde in Anspruch. Wenn sie in ihr Schlafzimmer ging, um einen Moment für sich zu sein, sprangen sofort ein paar Verwandte auf, um ihr zu helfen - sie liefen voraus und schüttelten ihr das Bett auf, brachten ihr ein Glas Wasser, erboten sich, Tee zu kochen. Ihr Vater war zu alt zum Reisen, aber als sie ihn anrief, weinte er. Es schien noch gar nicht so lange her zu sein, dass Worku Richter Teferra Woldmariam um die Hand seiner Tochter gebeten hatte. Jetzt hatte der Richter ihn überlebt. »Es tut mir weh, dich als Witwe sehen zu müssen«, sagte er.

Dann schienen plötzlich alle das Gefühl zu haben, dass es genug des Trostes war, und kehrten in ihre Häuser und Dörfer zurück.

Haregewoin wusste nicht genau, was sie jetzt mit sich anfangen sollte. Die drei Frauen schlepten sich durchs Haus, aber nur weil sie schlafen, sich waschen, anziehen und hin und wieder reden mussten. Sie bewegten sich wie alte Leute. Die Geräusche im Inneren des Hauses waren gedämpft, während die Geräusche, die von draußen hereindrangten, schrill und laut schienen.

Atetegeb, dreiundzwanzig Jahre alt, arbeitete für das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen und war als Disponentin für die Entsendung von Lastwagen mit Lebensmitteln in Hungergebiete zuständig. Sie war gläubig und versuchte, den Tod ihres Vaters

als göttliche Fügung zu begreifen. »Gott hat ihn zu sich gerufen«, sagte sie. Suzie studierte an der Universität. Nach ein paar Wochen ging sie wieder mit ihren Freunden aus, aber jetzt verließ sie leise das Haus und ließ die Tür nicht wie sonst unter fröhlichem Gelächter hinter sich zufallen. Atetegeb verbrachte die Abende in ihrem Zimmer und las. Aber Haregewoin spürte, dass Atetegeb einen gewissen Widerstand zu entwickeln begann; ihre Nachgiebigkeit schien mit dem Tod des Vaters aufzuhören; sie wurde ihrer Mutter gegenüber aufsässig und fing wegen der geringsten Kleinigkeit an zu streiten; es genügte schon, dass Haregewoin ein bestimmtes Essen kochte, und Atetegeb erklärte, sie hätte lieber etwas anderes gewollt oder dass es zu wenig gewürzt sei. In intellektueller Hinsicht war sie anderen immer voraus gewesen, dachte Haregewoin, aber in sozialer Hinsicht war sie ein Spätzünder. Sie begann sich nachts aus dem Haus zu schleichen, in Anbetracht ihrer mangelnden Erfahrung erschien dies eine übertriebene Heimlichtuerei. Da sie es nicht gewohnt war, wie Suzie im Kreis von Freundinnen und umgeben von einer Schar männlicher Bewunderer durch die Straßen zu promenieren, fehlte es ihr an Unbeschwertheit. Sie tat alles mit großem Ernst. Sie wusste nicht, wie man flirtete, eine Beziehung einging, sie wieder beendete. Während Haregewoin alle Freunde von Suzie kannte, kannte sie keinen einzigen von Atetegeb, auch nicht den geheimnisvollen Mann, der Atetegeb's Freund war, wie sich herausstellte. Hätte Worku dieses Mal auch »teyat« gesagt, lass das Kind in Ruhe?

Suzie war ihnen eines Abends zufällig auf der Straße begegnet und hatte so den Mann kennengelernt, den ich hier Ashiber nennen will. »Er ist unsympathisch«, sagte sie.

»Wie sieht er aus?«, fragte Haregewoin.

»Alt. Sehr groß, sehr kräftig, helle Haut. Er ist furchtbar von sich überzeugt.«

»Vielleicht macht sie mit ihm Schluss.«

»Das wird sie nicht tun«, sagte Suzie voll düsterer Vorahnungen.

Wenn ein Mann nichts taugt, dann heißt es bei Suzie »Auf Wiedersehen! Her mit dem Nächsten!«, dachte Haregewoin. Atetegeb ist da ganz anders. Aber ich sage den Mädchen immer: »Ich suche keinen Mann für euch aus. Ihr müsst euch schon selbst einen suchen. Sucht euch jemanden, der gut zu euch ist.«

Sie hoffte, dass Atetegebs gutes Herz ihr den rechten Weg weisen würde. Schon als Kind war sie immer ungemein großzügig gewesen. »Sie greift in die Tasche, um einem Bettler einen Birr zu geben«, erzählte mir Haregewoin, »und wenn sie aus Versehen einen Hundert-Birr-Schein herauszieht, dann gibt sie ihm den. ›Warum verschenkst du so viel Geld‹, frage ich sie, und sie antwortet: ›Wer sagt denn, dass ein Armer keine hundert Birr haben soll?‹ Sie kommt mit der Hälfte oder einem Viertel ihres Gehalts nach Hause, den Rest hat sie verschenkt.«

Die drei Frauen standen sich nach wie vor sehr nahe, aber sie machten am Wochenende keine gemeinsamen Ausflüge mehr. Sie hatten einen kleinen Fernseher, den sie oft während des Abendessens einschalteten. Tagsüber im Büro plauderte Haregewoin mit ihren Kollegen und lächelte, aber das geschah ganz mechanisch; ihre Augen und ihre Stimme hatten etwas Lebloses. Abends, wenn Suzie ausging, zog sich Atetegeb in ihr Zimmer zurück, um zu lesen, schlich sich dann aber später allein davon. Haregewoin überließ sich ihrer Trauer. Sie ging nachts ins Bett und saß dann da und starrte die gegenüberliegende Wand an, wie betäubt.

Wenn jemand Worku erschossen hätte, dachte sie, dann würde das mehr Sinn ergeben als das hier.

»Mutter, ich habe jemanden kennengelernt«, erklärte Atetegeb Haregewoin schließlich, obwohl ihre Mutter bereits Bescheid wusste, einschließlich der Tatsache, dass der Freund der vierundzwanzigjährigen Atetegeb Mitte dreißig war.

»Das freut mich für dich, Liebes. Wann willst du ihn mir vorstellen?«

Ihr durchgesessenes Sofa ächzte an dem Abend, an dem Ashiber sich darauf fallen ließ und es sich mit weit von sich gestreckten Beinen bequem machte. Er sah sich mit missbilligender Miene in dem Zimmer um. Er trug ein Holster mit einer Pistole, und der billige schwarze Stoff seiner Uniform spannte über seinen breiten Schultern und muskulösen Oberarmen. Der Mutter fiel es schwer, hinter die Fassade des harten Kerls zu blicken. Die Waffe erweckte den Eindruck, ein eisernes Symbol der Macht habe sich in die Nähe dieses Mannes verirrt und er habe zugegriffen. Wollte er Haregewoin mit der Waffe beeindrucken? Sie war es jedenfalls nicht; was dagegen die unerfahrene Atetegeb anging, so war sie ihm bereits erlegen.

Beim Essen thronte Ashiber an ihrem kleinen Tisch mit dem bestickten Tischtuch auf Workus Stuhl und widmete sich mit Hingabe dem Essen. Er lachte selbst am lautesten über seine Bemerkungen, doch das, was die Frauen sagten, schien ihn rasch zu langweilen. Aber bei all seinem Gehabe war er kein wichtiger Mann, wie Haregewoin feststellte: Er arbeitete für den Sicherheitsdienst einer privaten Firma.

Aber was sollte eine Mutter ihrer geliebten Tochter sagen, die sich einbildete, verliebt zu sein, und das zum ersten Mal? Noch dazu einem fleißigen und hoffnungsvollen Mädchen ohne Lebenserfahrung? Vielleicht sah Atetegeb in Ashiber einen der romantischen Helden aus den Romanen ihrer Mädchenzeit. Vielleicht meinte sie etwas Freundliches und Gutes hinter der selbstgefälligen Miene zu entdecken, hinter den gewaltigen Muskeln, den geringelten Haaren, die so dick eingeölt waren, dass sie in der Sonne aussahen wie aus Metall.

Atetegeb's Vater war ein gütiger Mann gewesen; natürlich wollte sie an ihrem Freund nichts Autoritäres sehen. Atetegeb wusste kaum, dass es so etwas gab, außer in Büchern.

Suzie wusste es. Haregewoins und Suzies Blicke trafen sich, als das Hausmädchen das Geschirr abräumte.

»Er... er sieht nicht übel aus«, sagte Haregewoin später zu Suzie, um eine Spur von Optimismus bemüht. »Er sieht ganz gut aus.«

»Sie ist viel zu still, wenn sie in seiner Nähe ist«, erwiderte Suzie.

In der Nacht wachte Haregewoin von einem schmerzhaften Stechen in der Seite auf, das sie irrtümlich für eine Begleiterscheinung des Kummers gehalten hatte. Dieser Schmerz quälte sie seit Monaten. Sie hatte angenommen, er rühre von Stress her und von der Angst vor der Zukunft und dass er im Lauf der Zeit von selbst wieder vergehen würde. Stattdessen überkamen sie mehrmals am Tag Krämpfe; in der Arbeit musste sie sich über ihren Schreibtisch beugen und mit den Armen abstützen, um die Schmerzen auszuhalten. Sie schob mit einer Hand Unterlagen hin und her, um es vor ihren Kollegen zu verbergen.

Während sie wach lag und vor sich hin weinte, drang fahles Licht durch die hölzernen Jalousien und zeichnete ein Streifenmuster auf ihre Bettdecke. Seit Workus Tod neigte Haregewoin zu Düsterei, und sie kam zu dem Schluss, dass sie Krebs hatte und sterben musste. *Jetzt bin ich an der Reihe*, dachte sie. Nach Workus unerwartetem Tod sagten viele Leute zu Haregewoin: »Es war Gottes Wille«, weil sie den Ausdruck unendlicher Verwirrung und Verzweiflung auf ihrem Gesicht nicht ertragen konnten. Haregewoin weinte und bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Tuch, sie konnte keinen Sinn darin erkennen. Die Ungerechtigkeit und die *Verschwendung*, die sein plötzlicher Tod bedeutete, verstörten sie.

Jetzt, mitten in der Nacht, schlaflos, sich die schmerzende Seite haltend, dachte sie über ihre Möglichkeiten nach. Das Gesundheitssystem in Äthiopien gehörte mit zu den schlechtesten auf der Welt. Weder Haile Selassie noch Mengistu hatten in das öffentliche Gesundheitswesen investiert. 90 Prozent der Äthiopier verfügten über keine richtigen Sanitäreinrichtungen. 75 Prozent hatten keinen Zugang zu sauberem Wasser. 90 Prozent der Mütter brachten ihre Kinder ohne medizinische Hilfe zur Welt (verglichen mit 66 Prozent in Schwarzafrika). Weniger als die Hälfte der Bevölkerung lebte in einem Umkreis von zehn Kilometern zu irgendeiner medizinischen Einrichtung, und die existierenden Einrichtungen waren heruntergekommen

und verfügten weder über eine angemessene Ausstattung noch über die nötigsten Medikamente.

1991 beschloss Haregewoin, Geld von ihrem Konto abzuheben, sich ein Flugticket nach Kairo zu besorgen und sich dort in einem Krankenhaus untersuchen zu lassen.

Schweren Herzens kündigte sie bei Burroughs Computer, und an einem Freitagnachmittag - sie wünschte, sie wäre zu Hause im Bett - bedankte sie sich bei allen für die kleine Abschiedsparty, die sie für sie gaben. Sie waren wirklich traurig darüber, dass sie ging. Als Älteste von zwanzig Geschwistern hatte Haregewoin eine gewisse Nachsicht gelernt, sie ertrug die größten Albernheiten und das schlimmste Chaos mit stoischer Miene, um dann irgendwann in die Hände zu klatschen und für Ordnung zu sorgen. Obwohl ihre Kollegen sie alle überragten, gefiel es ihnen, dass sie sie wie ihre frechen kleinen Brüder und Schwestern behandelte, im gleichen Atemzug schimpfte und lachte. Sie würde ihnen fehlen.

Ihre Töchter fuhren sie zum Flughafen. Drei kleine, mollige, schöne Frauen standen auf dem Parkplatz und hielten einander lange umarmt, mit zusammengesteckten Köpfen, das Gesicht von Haaren verdeckt, die Arme ineinander verschränkt. Sie hatten beschlossen, dass Suzie ihr Studium beenden und Atetegeb ihre Arbeitsstelle beim World Food Programme behalten sollte und dass Haregewoin allein nach Ägypten reisen würde. Die Mädchen versprachen ihr, sie zu besuchen, sobald sie Ferien hätten. Die drei hielten sich umfasst und weinten. Was, wenn es das letzte Mal war? Einen Moment lang klammerten sich die jungen Frauen wie kleine Kinder an das Baumwolltuch ihrer Mutter, als sie sich aus ihren Armen lösen musste, und stießen einen Klagelaut aus.

Eine Frage blieb ungeklärt: Ashiber. Als Haregewoin die Treppe zum Flughafen von Addis Abeba hinaufging und sich umdrehte, um zuzusehen, wie ihr kleines blaues Auto vom Parkplatz fuhr, fragte sie sich, ob Atetegeb jetzt dachte: *Ich bin frei!*

Endlich eine gute Nachricht: die ägyptischen Ärzte fanden lediglich eine gutartige Gebärmutterzyste. Haregewoin blieb zunächst noch eine Weile in der von der Sonne aus Ton gebrannten Stadt, um sich zu erholen, und beschloss dann, ganz zu bleiben. Sie sollte sieben glückliche Jahre hier verbringen. In Kairo gab es eine große Gemeinde von Äthiopiern aus der Mittelschicht, die vor dem kommunistischen Regime in ihrer Heimat geflohen waren.

Haregewoin fand eine Stelle als Caterer und Veranstaltungsorganisatorin bei einer äthiopisch-orthodoxen Kirche. Zuerst wohnte sie in einem Zimmer, das ihr die Kirche zur Verfügung stellte, dann zog sie in eine eigene kleine Wohnung. Atetegeb und Suzie kamen zu Besuch, und Haregewoin versuchte, sie zum Bleiben zu überreden. Suzie erklärte sich bereit und zog zu ihr nach Kairo. Aber Atetegeb erklärt, sie hinge an ihrer Arbeit beim World Food Programme in Addis Abeba und wolle zurückkehren.

Haregewoin sparte sich die Mühe, sie darauf hinzuweisen, dass Kairo ebenfalls ein hervorragender Ausgangspunkt für Hilfsprogramme gegen den Hunger war.

Major Mengistu Haile Mariam wurde 1991 gestürzt, als Haregewoin bereits in Kairo lebte.

Sein Zwangsumsiedlungsprogramm hatte zu Hungersnöten geführt, und Mengistu versuchte, das zu vertuschen, genauso wie der letzte Kaiser. Das erneute Auftauchen wandelnder Skelette strafte seine Dementi Lügen.

»Während dieser Zeit starben in Äthiopien eine Million Menschen, eine Tatsache, die zuerst von Kaiser Haile Selassie und danach von dem Mann, der ihm Thron und Leben nahm, verheimlicht wurde«, schreibt Kapuscinski. »Ihr Streben nach Macht trennte sie, ihre Lügen vereinten sie.«⁴³

Der mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Wirtschaftswissenschaftler Amartya Sen hat festgestellt, dass es noch niemals eine Hungersnot in einem Land mit einer freien Presse gegeben hat.⁴⁴

Eine freie und gut informierte Wählerschaft lässt es nicht zu, dass ein Präsident oder ein Premierminister im Amt bleibt, unter dessen Regierung Tausende von Menschen verhungern.

Die lebenden Toten erhoben ihre Stimme. Ihre bitteren Gedichte wurden jahrelang von Mund zu Mund weitergetragen, allerdings drangen sie bis vor kurzem nicht aus dem Land heraus.

Oh, dieser grausame Tag, wie grausam er war,
machte einen Kuhhirten aus mir,
warf die Schwester den Geiern vor. (Couplet 18)

Ich habe mit Gott gestritten
um nichts weiter
als ein Stück Brot.
»Warum willst Du es mir nicht geben?
Du kannst es doch nicht essen,
Du hast doch keinen Magen.« (Couplet 56)

Professor Fekade Azeze von der Universität in Addis Abeba hat die Texte der »anonymen Dichter« gesammelt, die Verse über ihren Hunger schrieben und weitergaben. Die schrecklichen Botschaften entbehren weder des Scharfblicks noch des Sarkasmus:

Die Wolken verblassten am Himmel,
und der Regen verschwand von der Erde,
als wären sie zornig über die krakeelenden Komitees.
(Couplet 3)

Ich wünschte, Gott stiege auf die Erde hernieder,
und ich würde Ihm von seinen Werken erzählen.
Er denkt nämlich, dass ich glücklich bin, weil ich Ihn preise.
(Couplet 55)

Selbst Mann und Frau
geben sich nicht mehr gegenseitig zu essen,
weil jeder von ihnen sagt:

»Rette mich, Herr! Oh, Herr!«
(Couplet 12)⁴⁵

Mit dem Zerfall der Sowjetunion verlor Mengistu seine Rückendeckung, seine gefüllten Bankkonten und seine Waffenlieferungen. Die EPRDF und die Tigrayan People's Liberation Front (TPLF) besetzten Addis Abeba und entmachteten den *Derg*. Erleichtert und in dem Gefühl, ebenfalls befreit worden zu sein, kehrten Mengistus Soldaten barfuß und hungrig zu ihren überall im Land verstreuten Familien zurück. Mengistu floh nach Simbabwe.

Der Rebellenführer Meles Zenawi wurde zum Premierminister ernannt, und die EPRDF wurde Regierungspartei.

Das Experiment der Sowjets hatte eine halbe Million unschuldiger Menschen das Leben gekostet.

Und die Zahl der Aids-Waisen stieg auf 294 000, damit lag 1995 Äthiopien nach Uganda, der Demokratischen Republik Kongo und Simbabwe weltweit an vierter Stelle.

Mengistus Sturz weckte große Hoffnungen. Zweimal innerhalb von 17 Jahren hatten sich die Äthiopier von einem despotischen Herrscher befreit.

In ganz Afrika lehnten sich die Menschen gegen Kolonialansprüche und Unterdrückung auf; gegen die fremden Staaten, die ihnen Öl, Kupfer, Gold, Uran, Diamanten, Kaffee, Chrom, Arbeit und ihre Gleichheitsrechte stahlen. Angola, Mosambik, Namibia, Simbabwe und Südafrika führten Befreiungskriege; der Rest (außer Liberia und Äthiopien - die nie kolonialisiert worden waren) trug politische Kämpfe aus.

Von Libyen im Jahr 1951 bis Südafrika im Jahr 1994 fielen die Kolonialmächte. Mit dem Rückzug der Sowjetunion gab es auch keine Investitionen mehr auf den afrikanischen Schlachtfeldern wie im Kalten Krieg. Für Äthiopien war es an der Zeit, sich gemeinsam mit den postkolonialen afrikanischen Staaten an das Abenteuer Frieden und Demokratie, Bildung, Frauenrechte, Gesundheit und wirtschaftliche Entwicklung zu wagen.

Stattdessen begann die »Entwicklungs«-Uhr rückwärtszugehen - wegen des heimlichen Feindes, der keiner Ethnie angehörte und keine Politik vertrat und wegen des Welthandels und der Finanzpolitik der Industrienationen, die den jungen Regierungen aufgezwungen wurden.

»Begriffe wie ›Entwicklungsländer‹ [erwecken] den Eindruck, dass sich die gesamte Welt in die gleiche Richtung bewegt, wenn auch mit unterschiedlicher Geschwindigkeit«, schreibt Mark Heywood vom AIDS Law Project der Universität Witwatersrand in Johannesburg. »Aber es bewegt sich nicht die gesamte Welt in die gleiche Richtung. Viele sogenannte ›Entwicklungsländer‹ sollte man besser als Nichtentwicklungsländer bezeichnen. Sie bewegen sich rückwärts. Bei einer ganzen Reihe zentraler Indikatoren hat inzwischen eine Umkehr in der Entwicklung stattgefunden. Seit 1992 steigt die Säuglingssterblichkeit in Südafrika wieder an, nachdem sie 20 Jahre lang gesunken war. Die Lebenserwartung von Erwachsenen sinkt. Die Armut wächst.«⁴⁶

All das gilt auch für Äthiopien. Zu den Auslösern des gesellschaftlichen Zusammenbruchs zählte nicht nur die HIV/ Aids-Epidemie, sondern auch die von der Weltbank und vom Internationalen Währungsfonds aufgezwungene Politik der Strukturanpassung. Ab 1980 wurden Kredite an Entwicklungsländer davon abhängig gemacht, dass die Kreditnehmer eine freie Marktwirtschaft einführen, und zwar ohne Übergang. Diese Strukturanpassung (auch bekannt als Schocktherapie) erforderte es, die Mittel für öffentliche Aufgaben wie Gesundheit und Bildung zu kürzen. Überall in Afrika wurden Schulgebühren eingeführt, damit der Staat nicht mehr allein für die Schulen aufkommen musste; und auch in Krankenhäusern und Kliniken wurden Gebühren eingeführt, um den öffentlichen Haushalt zu entlasten. Die neue Politik schloss die Armen aus dem Gesundheits- und Bildungswesen aus.

In den reichen Ländern haben sich freie Marktwirtschaften über Jahrhunderte hinweg durch Versuch und Irrtum entwickelt, aber die Geschichte hat die von außen kommenden Experten nicht von ihrer utopischen Mission abgehalten, mit katastrophalen Folgen.

Als die Vereinten Nationen im Jahr 2005 für den Human Development Index Gesundheitszustand, Lebenserwartung, Ausbildung und Lebensstandard der Bevölkerung in 177 Staaten einschätzte, landete Äthiopien an 170. Stelle. Der Gender-Related Development Index der Vereinten Nationen, der geschlechterspezifische Ungleichheiten erfasst, nannte Äthiopien unter 140 Staaten an Stelle 134. Für den Human Poverty Index wurden 103 Staaten untersucht und hier landete Äthiopien an Stelle 99.⁴⁷

Wohlergehen und Gesundheit der Menschen befanden sich im freien Fall.

8

In vielen Ländern erscheint eine Heirat zur Erlangung der Green Card in den USA verlockend; während ihres Aufenthalts in Kairo hörte Haregewoin von einem jungen Amerikaner äthiopischer Herkunft in Maryland, der zu entsprechenden Verhandlungen bereit war. Er willigte ein, für eine bestimmte Summe nach Addis Abeba zu fliegen, Atetegeb zu heiraten und sie mit in die Vereinigten Staaten zu nehmen. Atetegeb erklärte am Telefon, sie würde es sich überlegen. Ein paar Tage später rief sie ihre Mutter an und sagte ja. Haregewoin machte sich keine Illusionen: Sie nahm an, dass Atetegeb vorhatte, sich von ihrem Green-Card-Ehemann scheiden zu lassen, sobald sie in den Vereinigten Staaten Fuß gefasst hatte, Ashiber zu heiraten und ihn nachzuholen. Sie hoffte allerdings, dass der Sicherheitsmann in Vergessenheit geraten würde, sobald sich ihre Tochter in den Vereinigten Staaten eingelebt hatte und die Freiheit dort genoss.

Bevor jedoch eine Hochzeit zum Zweck der Einwanderung stattfinden konnte (und Haregewoin beeilte sich wirklich), ergriff Ashiber die Initiative. Atetegeb rief erneut an, dieses Mal gab sie ihre Verlobung mit Ashiber bekannt - die Hochzeit sollte schon in wenigen Wochen stattfinden! Eines musste Haregewoin dem Mann lassen: Er war vorausschauend. Er hatte zweifellos die gleiche Entwicklung vorhergesehen wie sie: Atetegeb als moderne amerikanische Frau, die die Verbindung zu ihrem Freund in der Heimat kappte.

Die Störungen in der Telefonleitung - die parallel zum Roten Meer durch den östlichen Sudan verlief - verwandelten den Aufschrei der Mutter und ihre Klagen und Einwände in einen überraschten Ausruf und Glückwünsche. Dann wurde die Verbindung unterbrochen. Die Besorgnis der Mutter ging ins Leere, entwich aus der brüchigen Leitung und verschwand wie ein Tropfen Wasser im ockerfarbenen Glutofen der Nubischen Wüste.

Haregewoin weigerte sich, zur Hochzeit nach Hause zu fliegen. Sie schob ihre Arbeit vor, die Kosten, eine schlimme Erkältung. Die Wahrheit war, wie sie Suzie gestand: »Ich will ihn nicht sehen. Ich will ihn nicht mit ihr zusammen sehen.« Ashiber und Atetegeb wurden in aller Stille

von einem orthodoxen Priester getraut. Vielleicht würde es ja gutgehen mit den beiden, hoffte Haregewoin aus der Ferne.

Dann wurden die Briefe ihrer zurückhaltenden Tochter immer kürzer und seltener. Es war nicht leicht anzurufen, aber Haregewoin tat es.

»Sag mir, was los ist«, sagte sie.

»Nichts, Mutter. Mir geht es gut.«

»Sag es mir, Liebes.«

»Ich bin nur müde. Ich bin einfach nur sehr, sehr müde.«

»Behandelt er dich gut? Ist er freundlich zu dir?«, erkundigte sich die Mutter.

»Ja, Mutter. Er ist gut zu mir. Er ist nett. Damit hat es nichts zu tun. Ich muss jetzt Schluss machen. Ich hab dich lieb.«

Haregewoin und Suzie schrieben jede Woche an Atetegeb: »Komm zu uns! Nur zu Besuch!«

»Mein Ehemann würde es nicht schätzen, wenn ich nicht bei ihm wäre«, lautete die merkwürdig gestelzte Antwort.

Hier und da fand sich in Atetegeb's Briefen ein Hinweis auf eine Krankheit: Erschöpfung, Depressionen, ein hartnäckiger Husten und an manchen Tagen eine so große Mattigkeit, dass sie es kaum schaffte aufzustehen.

»Bitte lass dich untersuchen«, schrieb Haregewoin und legte dem Brief Geld für den Besuch bei einem Arzt bei.

»Bitte macht euch nicht so viele Sorgen um mich«, schrieb Atetegeb zurück. »Ich habe euch beide sehr lieb.«

Eines Abends nach der Arbeit öffnete Suzie die Post und stieß einen Schrei aus.

»Um Gottes willen! Was ist los?«, rief Haregewoin.

Suzie hielt den Brief in die Höhe. »Sie ist schwanger.«

Sie beeilten sich zu antworten und schrieben in den nächsten Tagen viele Briefe. »Geht es dir denn auch gut genug dafür? Bist du deswegen immer so müde gewesen? Waren das die ersten Anzeichen der Schwangerschaft?«

»Wahrscheinlich waren es nur die ersten drei Monate, die sie so müde gemacht haben«, sagte Haregewoin beim Abendessen erleichtert. Suzie rechnete im Stillen nach und hatte ihre Zweifel.

Haregewoin flog für einen Besuch nach Hause. Atetegeb, blass und mit dunklen Schatten unter den Augen, breitete die Arme aus.

»Mein Liebling!«, rief Haregewoin und drückte sie an sich.

Ashiber war in Hochstimmung: ein verheirateter Mann, ein werdender Vater, Herr im eigenen Haus. Haregewoin bemühte sich nach Kräften, ihn zu mögen; wenn beim Abendessen sein Lachen durchs Zimmer dröhnte, fiel sie halbherzig mit ein. Haregewoin merkte, dass er sie beeindruckten wollte; wenn ihm das nicht gelang, wich er ihrem Blick aus, erhob sich mit einer Entschuldigung abrupt vom Tisch und verließ das Zimmer.

Haregewoin füllte Atetegebts Schränke mit Lebensmitteln und Vitaminen. In einer Drogerie studierte sie die Verpackung eines amerikanischen Shampoos, das »Leuchtkraft« versprach, und kaufte es. Nach zwei Wochen bestellte sie ein Taxi, um sich zum Flughafen bringen zu lassen. Zum Abschied umarmte sie ihre Tochter und flüsterte: »Komm zu uns. Wir haben Platz für dich. Komm, und bring dein Kind in Kairo auf die Welt, danach kannst du ja wieder nach Hause.«

»Ich soll meinen Ehemann verlassen?«, rief Atetegeb erstaunt aus.

»Nein, du sollst ihn nicht verlassen, du sollst dir nur von uns mit dem Kind helfen lassen, bis du dich wieder kräftiger fühlst«, sagte Haregewoin und strich ihrer Tochter über die Haare.

Als sie in dem stickigen Taxi saß, kurbelte sie das Fenster herunter und rief: »Ich habe dich sehr lieb.« Mit zitternden Händen öffnete sie ihre Geldbörse und gab ihrer Tochter ein Bündel Geldscheine, ihre Reisekasse. »Das ist für dich. Verwende es nur für dich.«

Sechs Monate später brachte Atetegeb einen gesunden Jungen zur Welt. Bei dem kurzen Anruf hörte Haregewoin die Erleichterung und Freude in Atetegebts Stimme. Selbst Ashiber kam ans Telefon und rief: »*Selam, Ayateh!*« Hallo, Großmutter! Haregewoin raste durch Kairo und kaufte Geschenke für das Baby, überaus glücklich und erleichtert, einer unbekanntem Katastrophe entronnen zu sein.

Sobald die Geschenke verschickt waren und die erste Aufregung sich gelegt hatte, verspürte Haregewoin erneut eine nagende Furcht. Sie wachte nachts schweißüberströmt und von düsteren Vorahnungen geplagt auf, wie in den Monaten, in denen sie gedacht hatte, sie hätte Krebs. Sie rollte sich im Bett zusammen, überlegte, woher ihre Sorge rührte - handelte es sich um neue Schmerzen, eine Krankheit, die sich ankündigte? Im Geiste unterzog sie ihren Körper einer Untersuchung, aber sie konnte keinen Hinweis finden. Nein, es hatte mit Atetegeb zu tun.

»Soll ich kommen, um dir mit dem Baby zu helfen?«, schrieb sie.

»Ja, aber nicht jetzt. Komm doch später«, schrieb Atetegeb zurück.

»Soll ich fahren?«, fragte sie Suzie.

»Ich weiß es nicht, Mutter. Soll ich fahren?«

»Na ja, deine Schwester hat gerne Geld. Wir sollten besser weiterarbeiten und ihr hin und wieder etwas zukommen lassen. Ich weiß nicht, wie viel Geld er ihr gibt. Außerdem, wenn ich zurück nach Addis gehe, wo soll ich dann wohnen - bei ihnen?«

»Bei Ashiber?!«

Als hätten sie das Thema nicht gerade erst abgehakt, fragte sie Suzie nach wenigen Tagen jedoch erneut: »Soll ich fahren?«

Sie rief in Addis Abeba an. Ashiber meldete sich, er war unfreundlich. »Sie schläft«, sagte er und legte auf.

Ein paar Tage später rief sie wieder an und hatte wieder ihn am anderen Ende. Sie schraubte ihre Stimme eine Oktave höher und versuchte einfach nur wie eine glückliche Großmutter zu klingen. »Wie geht es dem Baby? Wie geht es meiner Tochter?«

Dieses Mal antwortete er: »Sie ist nicht da.«

Jetzt sagte ihr der Knoten in ihrem Inneren jede Stunde einoder zweimal: *Da stimmt etwas nicht*. Vielleicht stimmte mit dem Kind etwas nicht. Ihr Entschluss stand fest: Sie musste nach Addis Abeba. Sie flog nach Hause, ohne jemandem etwas von ihrem Kommen zu sagen, und ließ sich von einem Taxi zum Haus ihrer Tochter fahren.

9

Mit einem Koffer voller Geschenke stand sie vor dem Hoftor. Eine ihr unbekannte Frau mittleren Alters öffnete ihr, ein Hausmädchen, mit dem zwei Monate alten Säugling im Arm.

Haregewoin betrat die betonierte Einfahrt und streckte die Hand nach dem kleinen Jungen aus. »Ich bin seine Großmutter«, sagte sie. Sie beugte sich zu ihm und atmete seinen säuerlich-süßen Geruch ein. Innerhalb von Sekunden eroberte sich das Baby einen festen Platz in ihrem Leben, neben Worku, Atetegeb und Suzie. Ein entzückender Junge mit samtiger Haut, weit geöffneten runden Augen und vollen dunklen Lippen; er war so glatt wie ein Stück Seife, fest und angenehm. Ein paar einzelne Löckchen standen ihm vom Kopf ab, seine Augenbrauen sahen aus wie zarte Federn und verliehen ihm einen fragenden Ausdruck.

»Wo ist meine Tochter?«, rief Haregewoin und war selbst erstaunt, wie schnell der Argwohn, der sie hierhergeführt hatte, in reine Freude umgeschlagen war. Während sie vor der geschlossenen Schlafzimmertür ihrer Tochter darauf wartete, dass das Hausmädchen ihr Kommen meldete, hatte sie das Gefühl, einen kleinen Kaiser im Arm zu halten und vor den Gemächern der Kaiserinmutter zu stehen.

»Hallo, Liebes! Ich bin es, Mama!«, rief sie durch die geschlossene Tür. Sie badete in dem hellen Leuchten auf dem Gesicht ihres Enkels. Seine Augenlider flatterten, ein winziges Schnauben kam aus der kleinen Nase, er zuckte kurz, stieß einen Seufzer aus und schlief ein. Als sich der Griff seiner warmen kleinen Hand um ihren Finger lockerte, verabschiedete Haregewoin sich innerlich von dem Leben, das sie sich in Kairo aufgebaut hatte. Würde sie den Kleinen auch nur so lange verlassen können, wie sie brauchte, um zurückzufliegen und ihre Sachen zu packen? Nein, Suzie konnte ihr alles schicken. Sicher fand sie in der Nähe ein Haus, das sie mieten konnte. Sie schwebte wie auf Wolken.

Das Hausmädchen öffnete die Tür. »Kommen Sie herein, Madam.«

Hohe Holzläden hüllten den Raum in Dunkelheit. Es roch durchdringend nach Medizin; auf der Kommode stand eine ganze Batterie von Fläschchen mit Tropfen und Tabletten. Zwischen zerwühlten Laken lag verloren eine abgemagerte Frau mit kurz geschnittenen Haaren und aufgesprungenen Lippen. Auf einer Wange hatte sie eine längliche Warze. Ihre knochigen nackten Beine bewegten sich ruhelos hin und her und traten nach den Decken. Ihre Augen waren nur halb geöffnet.

»Atetegeb?«, flüsterte Haregewoin und blickte verwirrt das Hausmädchen an. »Wo ist...?«

»Atetegeb?«, wiederholte sie und trat näher. Sie gab dem Hausmädchen das Kind, plötzlich war ihr schwindlig, und sie hatte Angst, sie könnte es fallen lassen. Vor ihren Augen tanzten Lichter, und ihr Mund war auf einmal ganz trocken; sie taumelte und hielt sich an einem Stuhl fest.

»Liebes? Atetegeb? Ich bin's, deine Mutter.«

Das Gesicht ihrer Tochter blieb ausdruckslos, aber die Finger der Hand, die Haregewoin am nächsten lag, streckten sich ihr entgegen. Haregewoin umfasste die Hand ihrer Tochter und setzte sich neben sie auf die Bettkante. Durch die Decken hindurch spürte sie die Hitze des Fiebers.

»Liebes! Mein Gott, was ist mit dir passiert?«

»Mutter. Ich bin krank.«

»Wie kann das sein? Was fehlt dir?« Erneut sah sie das Hausmädchen an.

Das Mädchen - eine stille Frau in den Vierzigern - lächelte traurig und zog sich mit dem Kind zurück, schloss leise die Tür hinter sich.

»Warum hast du mir nichts davon gesagt?«, fragte Haregewoin.

Nach einem langen Schweigen sagte die junge Frau: »Ich wollte dir keinen Kummer machen.«

Ihre Worte zogen einen kraftlosen Hustenanfall nach sich. Atetegeb versuchte die Augen zu schließen, aber ihre Augäpfel traten so stark hervor, dass sich die pergamentartigen Lider nicht schließen konnten. Ihre Finger zuckten unruhig. Auf dem Nachttisch lag ein trockener Waschlappen, der die Form ihrer Stirn hatte.

»Soll ich ihn nass machen?«, fragte Haregewoin, und Atetegeb nickte. Mit unendlicher Zärtlichkeit strich Haregewoin ihrer Tochter mit dem feuchten Lappen über das Gesicht. Die knöchigen Finger entspannten sich; sie schien eingeschlafen zu sein, obwohl die trockenen Augen noch immer unter den halb geschlossenen Lidern hervorsahen.

Haregewoin lief aus dem Zimmer. Sie rief im Black Lion Hospital an, der wichtigsten Klinik im Bereich Lehre und Tertiärversorgung in Äthiopien, die an die medizinische Fakultät der Universität von Addis Abeba angeschlossen ist. Sie rief ein Taxi (Krankenwagen gab es praktisch keine). Sie nahm sich das Hausmädchen vor, das von nichts wusste, am wenigsten davon, dass es die ganze Zeit über eine besorgte Mutter in Kairo gegeben hatte.

»Warum hat man mir nicht Bescheid gesagt?«, brüllte sie. »Wo steckt dieser Teufel von Ehemann? Wo ist Ashiber?«

Das Hausmädchen warf einen kurzen Blick auf eine geschlossene Tür, dann sagte sie: »Er ist in der Arbeit.«

Haregewoin riss die geschlossene Tür auf und sah ein hübsches Schlafzimmer vor sich. Sie begriff - er schlief getrennt von seiner Frau.

»Wo schläft das Kind?«

»Bei mir«, sagte das Hausmädchen und deutete auf einen Strohsack auf dem Küchenboden.

Atetegeb flüsterte nur einmal schwach »Nein«, als der Taxifahrer, den Haregewoin eigens dafür bezahlte, sie aus dem Bett hob. Haregewoin war entsetzt, wie abgemagert ihre Tochter war. Sie hüllte sie in eine Decke. Das helle Licht tat den Augen ihrer Tochter weh. Sie war eingeschrumpft und fahl wie ein unter der Erde lebendes Tier, das man plötzlich ans Tageslicht geholt hatte. Im Krankenhaus gab man Atetegeb ein Bett in der Ecke eines großen, hohen, alten Krankensaals. Sie erhielt eine Bluttransfusion, wurde intravenös ernährt.

»Doktor, bitte! Was hat sie?«, fragte Haregewoin weinend draußen auf dem Flur.

»Es könnte Leukämie sein«, sagte einer der Ärzte. »Sie ist völlig ausgezehrt.«

»Es ist bestimmt eine Lungenentzündung«, sagte eine Krankenschwester.

»Sie hat Tuberkulose«, erklärte ein Pfleger.

»Das ist Hautkrebs«, sagte jemand aus dem Labor.

Haregewoin saß auf einem Stuhl neben Atetegeb's Bett, rang die Hände, wiegte sich vor und zurück.

Antibiotika brachten die Tuberkulose zum Verschwinden, machten Atetegeb das Atmen ein wenig leichter. Aber kaum war die eine Gefahr beseitigt, trat eine neue auf. Über Wochen verbrachte Haregewoin die Nächte auf dem Stuhl neben dem Krankenbett. Alle paar Tage kehrte sie für einige Stunden in Atetegeb's Haus zurück, um zu duschen, ein bisschen zu schlafen und zu kochen. Sie brachte Körbe voller Essen mit ins Krankenhaus, riss *injera* in Stücke, die sie zusammenrollte und ihrer Tochter an den Mund hielt. Aber Atetegeb wollte nichts essen und fing aus Widerwillen an zu weinen.

Eines Nachts fragte Haregewoin Ashiber. »Was hast du dir dabei gedacht?«

»Wir waren bei einem Arzt«, sagte er. »Ich habe Medizin gekauft. Was soll ich denn noch machen? Ich habe ein Dienstmädchen eingestellt, das ihr hilft. Soll ich etwa zu Hause bleiben? Wenn ich nicht mehr arbeite, landen wir auf der Straße.«

»Warum hast du mir nicht Bescheid gesagt?«

»Meine Frau hat dir jede Woche geschrieben. Du hast dauernd angerufen. Wie kann ich ahnen, dass du nichts von ihrer Krankheit gewusst hast?«

»Sie hat mir nichts davon erzählt«, sagte Haregewoin niedergeschmettert.

»Da siehst du es.«

Mit vier Monaten war das Baby zu einem freundlichen kleinen Kerl herangewachsen, der sehr an dem Hausmädchen hing. »Er ist ein richtiger Wonneproppen und sehr klug«, lobte Haregewoin den Kleinen eines Nachts Ashiber gegenüber, und Ashiber fing an zu strahlen und sagte: »Das ist er! Ich weiß, ich weiß! Ein guter Junge!« Leiser fügte er hinzu: »Wie geht es Atetegeb?«

»Du solltest sie im Krankenhaus besuchen, weißt du.«

»Irgendjemand in der Familie muss schließlich arbeiten - und sich um unseren Sohn kümmern«, erwiderte er schroff, um Haregewoin daran zu erinnern, dass er auch einer großen Belastung ausgesetzt war.

Haregewoin wurde klar, dass ihr Aufenthalt in Addis Abeba von unbefristeter Dauer sein würde, und mietete ein Haus mit zwei Zimmern und Küche, einer gemauerten Latrine und einer Dusche im Freien. Der Vorgarten war von einer Abgrenzung aus Blech umgeben und bestand aus gestampfter Erde, aber sie dachte, dass sie Blumen pflanzen könnte, damit Atetegeb im Frühling etwas hatte, woran sie sich freuen konnte. Sie kaufte in einem Laden an der Straße ein paar Möbel - Sessel und ein Sofa - und ließ sie sich von einem Taxifahrer bringen. Unsinnigerweise war sie glücklich; sie konnte es kaum erwarten, für Atetegeb ein Zimmer herzurichten.

Der Zustand der Patientin war unverändert. Ihr widerstandsloser Körper wurde von Krankheiten und Medikamenten in Besitz genommen. Aber der Arzt erklärte, sie sei gesund genug, um nach Hause entlassen zu werden.

»Ich nehme dich mit zu mir«, erklärte Haregewoin ihrer Tochter.

»Frag erst Ashiber«, sagte Atetegeb.

Haregewoin rief ihren Schwiegersohn an. »Ich bringe sie in mein Haus.«

»Du solltest sie hierherbringen«, sagte er.

»Nein. Du bist ihr Mann, aber ich bin ihre Mutter. Du kannst eines Tages wieder heiraten. Wenn ich sie verliere, wird es für immer sein.«

Sie brachte Atetegeb in das saubere Zimmer mit der frischen Bettwäsche in dem Haus am Hügel. An dem Feigenbaum vor dem Fenster reiften dicke Feigen, und zwischen den Blättern flatterten Tauben herum.

Eines Morgens fuhr Haregewoin sehr früh mit dem Taxi weg und kam mit dem Baby zurück. »Sieh mal, wer hier ist, um seine *amaye* zu besuchen«, sagte sie leise, als sie ihre Tochter am Vormittag weckte. Er war jetzt sieben Monate alt, rund und warm wie ein frischgebackenes Brot. Die hellen braunen Haare ließen sein Köpfchen aussehen wie eine Pusteblume. Atetegeb

war zu schwach, um ihn zu halten, deshalb kletterte Haregewoin hinter ihr auf das Bett und stützte sie, während sie den Jungen vor sie hielt. Ihre Arme umschlossen Mutter und Kind. Der Kleine öffnete die Augen und lächelte. In seinem Mund blitzten zwei Zähnchen. Die beiden Frauen lachten.

»Er erinnert sich an mich!«, rief Atetegeb.

»Ja, mein Liebes«, sagte Haregewoin.

Als Atetegeb zu erschöpft war, um noch länger zu sitzen und zu lächeln, brachte Haregewoin das Kind nach Hause. Ashiber stand mit verschränkten Armen in der Einfahrt. Das Hausmädchen war in Panik geraten und hatte ihn in der Arbeit angerufen. »Mach das nie wieder«, sagte er warnend zu Haregewoin. »Hol nie wieder meinen Sohn aus diesem Haus. Mein Sohn bleibt hier.«

»Sie ist seine Mutter.«

»Er bleibt hier.«

»Sie ist seine Mutter, Ashiber«, sagte Haregewoin müde. Sie gab ihm den fröhlichen Jungen in seiner nassen Windel, ging ins Haus, holte ein paar Sachen von Atetegeb und kehrte zurück zu dem wartenden Taxi.

»Hast du mich verstanden, *Waizero* Haregewoin?«

»Sie ist seine Mutter.«

Sie bedachte das Kind auf dem Arm seines Vaters mit einem letzten Blick, dann schlug sie die Autotür zu und fuhr weg.

Jetzt war es Suzie, die aus Kairo schrieb: »Mutter, soll ich kommen?«

»Nein, mein Liebes, du bist die Einzige von uns dreien, die arbeitet. Von Ashiber erwarte ich keine Hilfe. Gott allein weiß, ob du hier eine Arbeit finden würdest.«

Haregewoin griff bedenkenlos auf das Geld, das Worku ihr hinterlassen hatte, und auf ihr Ersparnis zurück; sie kaufte Zeit für ihre Tochter, sie kaufte Hoffnung. Wenn ihr etwas über ein neues Medikament zu Ohren kam, kaufte sie eine Schachtel davon; sie telefonierte mit allen möglichen medizinischen Einrichtungen. Sie rief in Übersee an. Fünf Mal in zehn Monaten ließ Haregewoin ein Taxi kommen und ihre Tochter jedes Mal in ein anderes Krankenhaus bringen.

Ashiber besuchte sie nur ein Mal in ihrem Haus. Ein frischer Lufthauch umgab ihn wie ein Cape; seine strotzende Gesundheit und seine Kraft, seine auf Hochglanz polierten Schuhe, seine tiefe Stimme und der Geruch von Aftershave gehörten nicht in dieses Haus mit den beiden Frauen und den Krankheiten.

»Bitte, Ashiber, lass mich unseren Sohn sehen«, flüsterte Atetegeb, abgemagert und gelbgesichtig.

»Ich bringe ihn morgen her«, sagte er erstaunlich nachgiebig.

Aber er hielt sein Versprechen nicht. Er brachte ihn nicht an diesem Tag und auch nicht am nächsten und übernächsten.

Haregewoin rief an. »Ich komme morgen früh zu dir, um den Kleinen zu holen; er soll seine Mutter sehen. Mittags bringe ich ihn wieder zurück.«

Aber am nächsten Tag stand sie vor einem dunklen und verschlossenen Haus.

»Er hat Angst, dass wir den Kleinen entführen«, sagte Atetegeb. »Das Kind ist der einzige Mensch auf der Welt, den er liebt.«

Er hat Angst, dass sich das Kind die Krankheit seiner Mutter holt, dachte Haregewoin.

Atetegeb litt an furchtbaren Durchfällen, und sie war wundgelegen; ihre Kräfte ließen rasch nach. Ohne jede Hilfe drehte Haregewoin sie um und wusch sie und zog ihr saubere Sachen an und wechselte die Bettwäsche, die sie in einer verzinkten Wanne im Garten wusch. Sie fand einen gewissen Trost in dem Gedanken, dass sie auf die gleiche Art die Windeln ihrer Töchter gewaschen hatte, als diese noch Babys waren. Atetegeb lebte in Erinnerungen an ihren Sohn. Während ihres unruhigen Schlafs zog sie manchmal ein Kissen an ihre Seite und hielt es wie ein Baby.

Ashiber kam nicht wieder.

Milde Eintöpfe, kräftigende Suppen, nahrhaftes Brot, Mangostücke, Melonenscheiben - all die an Babynahrung erinnernden Mahlzeiten, die Haregewoin in der kleinen Küche zubereitete und ihre Tochter liebevoll Löffel für Löffel anbot -, alles wurde zurückgewiesen.

»Es hat keinen Sinn, dass ich etwas esse, Mutter«, sagte Atetegeb traurig und drehte den Kopf weg. »Ich vertrage das Essen nicht. Es zerreißt mich, und du musst mich nur wieder sauber machen. Das will ich nicht. Ich bin müde.«

In der Küche ließ Haregewoin ihren Tränen freien Lauf, wenn sie das Essen von den Tellern kratzte. Sie schaffte es nicht, ihrer Tochter mehr als einen Teelöffel gezuckerten Tee einzuflößen.

»Mein Liebling, verzeih mir«, sagte sie weinend, als sie wieder einmal einem Taxifahrer die Tür öffnete und Atetegeb, für die es eine unmenschliche Anstrengung war, ins Krankenhaus bringen ließ.

Dieses Mal blieb sie nur eine Woche. Ärzte untersuchten sie, machten sich Notizen, sprachen draußen auf dem Flur vor der Tür zum Krankensaal miteinander. Jeder außer Haregewoin hatte den Gedanken, die Patientin retten zu können, schon seit langem aufgegeben. Sie konnte nicht anders: Jedes Mal, wenn sich ein Arzt, eine Schwester, ein Pfleger, eine Putzfrau Atetegebs Bett näherte, blickte Haregewoin mit einem Ausdruck verzweifelter Hoffnung in den Augen von ihrem Stuhl auf.

Atetegeb schlief die ganze Zeit. Haregewoin saß mit gesenktem Kopf da und prüfte von Zeit zu Zeit den schwachen Pulsschlag am Handgelenk ihrer Tochter. Ihre Tochter verließ sie. Der Hauch von Wärme, der hin und wieder Atetegebs Gesicht überzog, war für Haregewoin ungemein kostbar, obwohl sie wusste, dass er vom Fieber herrührte.

»Mutter«, sagte Atetegeb eines Morgens mit klarer Stimme und schreckte Haregewoin in ihrem Stuhl auf. »Es ist Zeit, dass ich nach Hause gehe. Kannst du mich nach Hause bringen?«

Auf Haregewoins Gesicht machte sich eine Mischung aus Hoffnung und Ungläubigkeit breit. War das Fieber gewichen?

Atetegeb lächelte, hob leicht den Arm und deutete auf das Gewirr aus Plastikschluchen.

»Es reicht«, sagte sie. »Es reicht jetzt. Es ist an der Zeit.«

10

Woher war HIV/Aids gekommen?

Katzen, Schafe, Pferde und Kühe sind anfällig für Lentiviren, aber Affen und Schimpansen sind Träger derjenigen Untergattungen von Lentiviren, die dem Humanen Immundefizienzvirus (HIV) am ähnlichsten sind; die Forscher bezeichnen diese als Simiane Immundefizienzviren (SIV).

In den Wäldern von Guinea-Bissau, Gabun, Kamerun, Sierra Leone und Ghana in Westafrika ist ein Altweltaffe zu finden, der Rauchgraue Mangabe: lange Zähne, langer Schwanz, lange Finger, feingliedrig, helle Augenlider in einem dunklen Gesicht. Diese Mangaben waren Träger des Rauchmangaben-SIV (SIVsm, nach der englischen Bezeichnung sooty mangabey SIV), der sich als genetischer Vorläufer der schwächeren der beiden HIV-Epidemien erwies: HIV-2, das kaum jemals bei einem Menschen außerhalb von Westafrika entdeckt wurde.

In den Tropen- und Bergwäldern von Zentralafrika gibt es drei Subspezies des gewöhnlichen Schimpansen: Zwischen den Flüssen Niger und Kongo liegt der Lebensraum des Pan troglodytes troglodytes. Einige sind Träger des Schimpansen-SIV (SIVcpz), das 1999 als genetischer Vorgänger von HIV-1 identifiziert wurde, dem virulenten Humanvirus, das die Ursache der weltweiten Pandemie ist.

Aber warum und wie konnten aus einem Affen-Immunschwächevirus und einem Schimpansen-Immunschwächevirus zwei menschliche Immunschwächeviren entstehen, und das in zwei weit voneinander entfernten Gebieten Afrikas und zur gleichen Zeit?

Warum verwandelte sich das gutartige Simiane Virus, das seinen tierischen Wirt nur in etwa ein Prozent der Fälle umbringt, in ein bösartiges, ständig mutierendes menschliches Virus, das seinen Wirt in 99 Prozent der Fälle umbringt?

Zu Beantwortung dieser Fragen wurden zahlreiche Hypothesen aufgestellt, aber für keine konnte bislang ein Beweis erbracht werden.

Die erste könnte als Genozid-Theorie bezeichnet werden.

Die Afrikaner haben keine guten Erfahrungen mit der westlichen Medizin gemacht, insbesondere mit der Pharmaindustrie: Sie mussten dabei zusehen, wie ihre Länder zum Abladeplatz für unzureichend erprobte, abgelaufene Medikamente wurden, und Kranke bekommen oft nur dann eine Behandlung, wenn sie sich bereit erklären, neue Produkte zu testen, manchmal zum Schaden ihrer Gesundheit. Als in einigen Dörfern immer mehr Menschen an Aids starben, wurden daher Gerüchte laut, dass der Westen die Afrikaner absichtlich damit angesteckt hätte.

Ein seiner Menschen beraubtes oder nur noch von Schwachen und Kranken bevölkertes Afrika würde es fremden Mächten erlauben, seine reichen Naturschätze erneut zu plündern.

Haregewoins alter Freund Zewedu, der ehemalige Ingenieur und Hochschullehrer, dachte sehr viel über die Genozid-Theorie nach. Als gebildetem Mann war ihm stärker als vielen anderen bewusst, dass die Industrienationen Medikamente zur Behandlung der Krankheit entwickelt hatten, die ihn umbrachte. Selbst wenn der Westen Afrika nicht absichtlich infiziert hatte, sah er jetzt auf jeden Fall tatenlos dabei zu, wie Millionen Afrikaner starben.

Eine andere Hypothese zum Ursprung von HIV, die nicht zu den Verschwörungstheorien gehört, geht davon aus, dass es sich bei HIV um eine zoonotische Krankheit oder Zoonose handelt: Eine Krankheit, die zunächst bei Tieren aufgetreten ist und dann die Speziesbarriere überwunden hat, um fortan auch den Menschen zu befallen. Während manche Infektionskrankheiten auf bestimmte Spezies beschränkt sind, werden andere von Bakterien, Viren oder anderen Organismen verursacht, die zwischen tierischen Spezies ausgetauscht werden. »In einigen Fällen werden zoonotische Krankheiten durch den direkten Kontakt mit einem infizierten Tier übertragen, so wie sich eine infektiöse Krankheit ausbreiten kann, wenn man mit einem infizierten Menschen in Berührung kommt. Andere Krankheiten werden übertragen, wenn man Wasser trinkt, das mit den Eiern von Parasiten verunreinigt ist. Die Eier gelangen über die Ausscheidungen von infizierten Tieren ins Wasser. Wieder andere werden durch den Verzehr des Fleisches infizierter Tiere übertragen. Auf diesem Weg verbreiten sich Bandwürmer. Wieder andere Krankheiten werden durch Insekten übertragen [...]«⁴⁸

Die Jäger-Theorie besagt, dass die zoonotische Erkrankung HIV die Speziesbarriere überwunden hat und Menschen sich damit beim Jagen und beim Verzehr von Affen- und Schimpansenfleisch infiziert haben. Ein afrikanischer Jäger oder Fleischer, der mit einer offenen Wunde an der Hand einen frisch erlegten Affen berührte, nahm dabei das durch Blut übertragene Virus in seinen Körper auf. Auf ähnliche Weise ein Kind, das mit einem Affen, den es als Haustier hielt, spielte.

1987 fiel Preston Marx, einem Virologen an der University of California, die große Zahl lebender und toter Rauchgrauer Mangaben in den Dörfern in Liberia und Sierra Leone auf: Auf den Märkten wurde das Fleisch toter Tiere verkauft, junge Tiere wurden als Haustiere gehalten. Er nahm Blutproben von den Haustieren und dann von den Dorfbewohnern. Bei den Affen fiel der Test auf SIVsm positiv aus, und die Testergebnisse bei den Menschen waren gelegentlich sowohl für SIVsm als auch für HIV positiv.

Diese Untersuchungen waren wichtig, aber sie erklärten nicht alles. Die Menschen hier hatten jahrtausendlang Affen gejagt, gefangen, gezähmt und geschlachtet. Die SIV-DNS ist Tausende von Jahren alt. Die Dorfbewohner, bei denen der Test auf SIVsm und HIV positiv ausfiel, zeigten kaum Anzeichen einer Erkrankung und übertrugen das Virus auch nicht durch sexuelle Kontakte. »Alle Primaten, die Träger dieser SIVs sind, hatten Tausende von Jahren engen Kontakt zu Menschen, ohne dass es zu einem epidemischen Auftreten von HIV gekommen wäre«, schreiben Marx und seine Kollegen Philip G. Alcibes und Ernest Drucker.⁴⁹

»[Man] sucht nach einer Erklärung dafür, warum mehrere verschiedene Stämme des menschlichen Immunschwächevirus, das Aids verursacht, Mitte des Jahrhunderts etwa zur gleichen Zeit in Afrika aufgetaucht sind«, erklärte Dr. Ernest Drucker, Professor für Epidemiologie und Sozialmedizin am Albert Einstein College of Medicine gegenüber ABC. »Die Simiane - die Affen, die Schimpansen und andere, die den Vorläufer dieses Virus in sich trugen - gab es seit Hunderttausenden von Jahren, sie hatten Hunderttausende von Jahren *mit Menschen* gelebt, und die Menschen waren diesen Viren ausgesetzt gewesen. Also warum haben wir es plötzlich Mitte des Jahrhunderts, im 20. Jahrhundert, mit mehreren verschiedenen Stämmen von HIV zu tun, die von mehreren verschiedenen Stämmen des Simianen Immunovirus abstammen?«⁵⁰

Die Theorie des gesellschaftlichen Umbruchs wiederum stützt sich auf die Annahme, dass es sich bei HIV um eine Zoonose handelt: Sie erklärt das Mitte des Jahrhunderts von Zentralafrika ausgehende, epidemische Auftreten der Krankheit mit den Bevölkerungswanderungen während der Unabhängigkeitskämpfe in den 1950er- und 1960er-Jahren. »Dieser Hypothese zufolge«, berichtet der Journalist William Carlsen vom *San Francisco Chronicle*, »trat die Epidemie auf, als Straßen durch den Regenwald geschlagen wurden und die strengen Reisebeschränkungen der Kolonialzeit gelockert wurden. Dadurch strömten die Träger von HIV, die sich bei Affen infiziert hatten und bislang in geschlossenen ländlichen Gemeinschaften lebten, in die Städte, wo sie das Virus infolge freizügigerer Sexualpraktiken verbreiteten.«

Die Theorie des gesellschaftlichen Umbruchs lässt jedoch eine Frage außer Acht: Warum gerade jetzt? Zwischen 1450 und 1850 wurden mindestens zwölf Millionen Afrikaner - vielleicht sogar doppelt so viele - in die Gefangenschaft gezwungen und als Sklaven auf der berüchtigten »Middle Passage« über den Atlantik in Kolonien in Nordamerika und Südamerika und in der Karibik gebracht. Die Leute wurden aus Regionen in Westzentralafrika verschleppt, die der Lebensraum der fraglichen Affen und Schimpansen waren und in denen die Seuche heute am schlimmsten wütet. Warum kam es zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert zu keiner Aids-Epidemie, ausgelöst durch versklavte Afrikaner?

Die Umbruchstheorie führt zu der Behauptung, dass vor 50 oder 60 Jahren etwas Neues passiert sein muss, das das Gleichgewicht zwischen gutartigen Simianen Viren, ihren tierischen Wirten und ihren vereinzelt menschlichen Wirten durcheinandergebracht hat.

Theorien zu einem iatrogenen Ursprung gehen der Frage nach, ob Aids infolge medizinischer Behandlungen oder Experimente versehentlich verbreitet wurde.

»Meine Damen und Herren, Bürger dieser Stadt. Ich habe eine Ankündigung zu machen. Aids ist eine vom Menschen geschaffene Krankheit.« Mit diesen Worten begann ein Artikel des früheren BBC-Radioreporters Edward Hooper. Er erschien unter der Überschrift »Die Geschichte einer vom Menschen geschaffenen Krankheit« 2003 im *London Review of Books*. »Mittlerweile steht mehr oder weniger fest, dass die Aids-Pandemie, die mittlerweile die schlimmste ansteckende Seuche ist, die die Welt jemals gesehen hat, durch Menschenhand (insbesondere die von Ärzten und Wissenschaftlern) ausgelöst wurde.«⁵¹

In seinem Buch *The River: A Journey to the Source of HIV and AIDS*, das vier Jahre zuvor erschienen war, führte Hooper aus, dass HIV bis zur Entwicklung und Erprobung einer Schluckimpfung gegen Kinderlähmung zurückverfolgt werden kann, die in den späten 1950er-Jahren Hunderttausenden von Menschen in Belgisch-Kongo verabreicht wurde.

Ein aus Polen emigrierter Wissenschaftler, Hilary Koprowsky vom Wistar Institute in Philadelphia, lieferte sich mit Jonas Salk und Albert Sabin ein Wettrennen bei der Entwicklung eines besseren Impfstoffs gegen Kinderlähmung. Das Wistar Institute entwickelte den Impfstoff aus Nierenzellen von Affen und Schimpansen, die aus Afrika und Asien stammten. In den zentralafrikanischen Dörfern, in denen der Wistar-Impfstoff zwischen 1957 und 1960 getestet wurde, kam es später zu den ersten schrecklichen HIV/Aids-Epidemien.

Waren die Affen und Schimpansen, in deren Nierenzellen der Wistar-Impfstoff entwickelt worden war, Träger des SIV gewesen?

Führte die Impfkampagne gegen Kinderlähmung gleichzeitig dazu, dass Tausende von Menschen mit HIV infiziert wurden?

Vom Wistar Institute hinzugezogene Experten widersprachen dieser Theorie. Es sei unwahrscheinlich, dass irgendwelche SIV-Partikel das Verfahren zur Impfstoffgewinnung aus den Geweben überlebt haben könnten, behaupteten sie; aber auf jeden Fall hätten die geringen SIV-Konzentrationen, die es überdauert haben könnten, nicht ausgereicht, um die Krankheit zu übertragen. Außerdem sei eine Verbreitung der Krankheit durch die Übertragung von SIV-Partikeln bei einer Schluckimpfung sehr viel unwahrscheinlicher als bei einer direkten Übertragung dieser Partikel in den Blutkreislauf. Und übrig gebliebene Ampullen mit dem Impfstoff wiesen keine SIV-Spuren auf. Außerdem, so brachte Wistar zu guter Letzt vor, sei derselbe Impfstoff, den man im Kongo getestet hatte, auch in Polen und in den Vereinigten Staaten verabreicht worden, ohne dass es dort zu einem Ausbruch von Aids gekommen wäre.

Und dann gab es da noch die unbestreitbare Tatsache, dass zwei unterschiedliche Aids-Epidemien - verursacht durch HIV-1 und HIV-2 - Tausende von Kilometern voneinander entfernt auftraten, die erste ausgelöst durch ein Schimpansen-Virus, die zweite durch ein Rauchmangaben-Virus. Der Wistar-Impfstoff konnte nicht für beide verantwortlich sein.

Hoopers interessante Theorie über den verunreinigten Polio-Impfstoff beantwortet nicht alle Fragen, und nach wie vor gibt es keinen Beweis dafür.

In den 1950er-Jahren fanden in den Gebieten Zentralafrikas, die man inzwischen als Entstehungsort von HIV/Aids betrachtet, neben der Erprobung eines Impfstoffs gegen Kinderlähmung auch noch andere medizinische Tests statt. Bei einer weiteren überzeugend klingenden, iatrogenen Theorie richtet sich das Augenmerk auf die Kreuzzüge zur Massenimmunisierung, die auf dem afrikanischen Kontinent durchgeführt wurden, ohne dass man der Verwendung steriler Instrumente die erforderliche Aufmerksamkeit schenkte.

In der Nachkriegszeit, »einer Zeit des überbordenden medizinischen Optimismus«, wie Carlsen anmerkt, starteten die Weltgesundheitsorganisation (WHO), die Vereinten Nationen und andere Hilfsorganisationen beispiellose und ambitionierte Impf- und Behandlungsprogramme gegen angeborene Syphilis, Tuberkulose und Frambösie (eine in den Tropen auftretende Erkrankung von Haut, Knochen und Gelenken, die von Mücken übertragen wird und hauptsächlich Kinder befällt). »Bei diesen Kampagnen handelte es sich um eine medizinische Intervention in einem bis dato auf dem afrikanischen Kontinent noch nie da gewesenen Ausmaß«, berichtet Carlsen, »aber das hehre Ziel, Krankheiten auszurotten, wurde durch das häufige Versäumnis, für sterile Injektionen zu sorgen, zunichtegemacht, und die Folgen dieses Versäumnisses könnten verheerend sein.«

Injektionsspritzen waren 1848 erfunden worden: damals waren sie teure und kostbare medizinische Instrumente, aus Glas und Metall von Hand gefertigte Einzelstücke. Man konnte sie sterilisieren. 1920 wurden weltweit nur 100 000 Spritzen hergestellt. Nach dem Ersten Weltkrieg, als die Zahl der Verwendungsmöglichkeiten stieg (wie Insulininjektionen), begann die Massenproduktion von Spritzen. Um 1930 wurden jährlich zwei Millionen Stück hergestellt, und bis 1952 stieg die Zahl auf 75 Millionen. Der Preis sank währenddessen kontinuierlich. Mit der Entdeckung des Penicillins im Jahr 1929 wuchs ihre Bedeutung noch einmal beträchtlich.

Penicillin war ein Wundermittel; bis 1941 hatte die davon produzierte Menge jedoch lediglich für die Behandlung von 200 Menschen gereicht. Während des Zweiten Weltkriegs wurden die technischen Möglichkeiten für eine Massenproduktion geschaffen (was dem Entdecker des Penicillins und den beiden Wissenschaftlern, die es als Erste im industriellen Maßstab herstellten, den Nobelpreis einbrachte). Zwischen 1949 und 1964 stieg die Produktion des Antibiotikums in den Vereinigten Staaten von 76 000 Pfund auf 170 Millionen

Pfund und der Preis sank von 1144 Dollar auf 49 Dollar pro Pfund. Eine Penicillinbehandlung war untrennbar mit Injektionen verbunden, da Antibiotika zur oralen Einnahme noch in der Entwicklungsphase waren.

Die Herstellung von injizierbaren Antibiotika und von Injektionsbestecken in größerem Maßstab begann zur gleichen Zeit. Zwischen 1950 und 1960 wurden Spritzen aus Glas und Metall weitgehend durch Einwegspritzen aus Plastik abgelöst. Im Jahr 1960 wuchs die produzierte Menge um das Hundertfache auf eine Milliarde Stück pro Jahr an.

Die Massenproduktion von Penicillin ging Hand in Hand mit der Massenproduktion von Spritzen, und beide traten den Weg nach Afrika an, um dort gute Werke zu vollbringen.

Die UNICEF beschreibt die damalige »Begeisterung darüber, Krankheiten mit technischen Neuerungen zu begegnen«:

Ende der 1940er- und Anfang der 1950er-Jahre war das oberste Ziel internationaler Gesundheitskampagnen im Allgemeinen der Kampf um die Kontrolle oder Beseitigung epidemisch auftretender Krankheiten. Diese Kampagnen gehörten zu den ersten und zweifellos aufsehenerregendsten internationalen Hilfsleistungen, die nicht im Zusammenhang mit einem Krieg standen [...] Neue Medikamente und Impfstoffe wurden immer billiger und boten zum ersten Mal in der Geschichte die Aussicht, dass uralte Menschheitsplagen ausgelöscht werden konnten, ohne dass man darauf warten musste, dass es mehr Ärzte, Krankenhäuser und Gesundheitszentren gab. Man ging davon aus, dass man mit den Medikamenten, wenn man sie in großem Umfang einsetzte und dabei einem systematischen geographischen und zeitlichen Plan folgte, eine bestimmte Krankheit, die die gesamte Bevölkerung in ihrem Griff hielt, zum Rückzug zwingen könnte.

Die Krankheit, bei der man die schnellsten und durchgreifendsten Erfolge erzielte, war Frambösie. Dieses schmerzhaftes Leiden, verbreitet durch einen Mikroorganismus, konnte zu völliger Invalidität führen. Es trat in armen und abgelegenen ländlichen tropischen Gegenden auf, und man zog es sich durch Hautverletzungen zu. In den frühen 1950er-Jahren gab es Schätzungen zufolge weltweit etwa 20 Millionen Fälle [...] Die Entdeckung des Penicillins veränderte die Aussichten auf Heilung völlig. Eine Injektion brachte die hässlichen rosa Pusteln zum Verschwinden, und ein paar weitere Injektionen befreiten den Körper von der Krankheit.⁵²

Injektionen wurden auf dem gesamten Kontinent rasch als *conditio sine qua non* medizinischer Behandlung akzeptiert. Ein Arzt, der einer Infektion, einem Fieber, Erschöpfungszuständen oder auch einer gewöhnlichen Erkältung nicht mit einer Injektion zu Leibe rückte, galt als Betrüger gegenüber seinen Patienten. Traditionelle Heiler und Mediziner nahmen die neue Technologie rasch in ihr Repertoire auf. Untersuchungen aus den 1960er-Jahren zeigen, dass es in 25 bis 50 Prozent aller schwarzafrikanischen Haushalte jemanden gab, der innerhalb der letzten beiden Wochen eine Injektion erhalten hatte. 1990 wurden bei 60 bis 96 Prozent aller Hausbesuche Injektionen verabreicht.⁵³

In den 1950er-Jahren war in Afrika die angeborene Syphilis weit verbreitet, und man behandelte sie vornehmlich mit Penicillin-Injektionen. Zur gleichen Zeit injizierte man im Kampf gegen die Malaria Chloroquin. Die Kinderhilfsorganisation der Vereinten Nationen UNICEF verteilte zwischen 1952 und 1957 mehr als zwölf Millionen Penicillin-Injektionen, und weitere 35 Millionen bis 1963.

Im September 2000 legten Dr. Preston Marx und Dr. Ernest Drucker bei einer Londoner Konferenz der Royal Society über die »Ursprünge von Aids und der Aids-Epidemie« in ihrem Vortrag »Das Zeitalter der Injektion: Die Auswirkungen nicht steriler Massen-Injektionen auf die Entstehung menschlicher Pathogene« die Theorie dar, dass nicht sterile Injektionsnadeln für Aids verantwortlich seien. Marx und Drucker erwogen die Möglichkeit, dass mehrfach verwendete und nicht sterilisierte Spritzen HIV/Aids nicht nur verbreiteten, sondern hervorriefen, und zwar durch einen Vorgang, der einem von Laborforschern praktizierten Verfahren ähnelt und den man als serielle Passage bezeichnet.

In den 1880er-Jahren als Laborverfahren von Louis Pasteur entwickelt, ermöglicht die serielle Passage die beschleunigte Mutation eines Virus, indem man es Wirt A injiziert, ihm eine gewisse Zeit zur Inkubation lässt, dann das Virus von Wirt A auf Wirt B überträgt, von Wirt B auf Wirt C und immer weiter von einer Petrischale zur nächsten. Das Virus passt sich an das Immunsystem jedes Wirts an und verändert sich, bevor es entnommen und auf den nächsten Wirt übertragen wird. Carlsen schreibt: »Der Vorgang wurde bereits bei Experimenten mit Affen beobachtet, berichtete Marx seinen Kollegen. Simiane Viren entwickelten eine

tausendmal höhere Pathogenität, wenn sie eine serielle Passage in nur drei verschiedenen Affen durchliefen.«⁵⁴

Die Theorie der seriellen Passage besagt, dass das verhältnismäßig harmlose Affen- oder Schimpansen-SIV, das im Blut einiger weniger Jäger oder Konsumenten von Affenfleisch zu finden war, sich - durch Millionen von Injektionen mit nicht sterilen Spritzen seit den 1950er-Jahren - in die monströse Pandemie verwandelt haben könnte.

»Wenn man ein schwach pathogenes Virus nimmt, das Affen-Virus«, erklärt Drucker, »und den Menschen damit infiziert, kann dieses Virus vielleicht ein paar Tage oder auch ein paar Wochen überleben, während es versucht, sich anzupassen. Und es beginnt tatsächlich, sich an den menschlichen Wirt anzupassen, aber der menschliche Wirt bekämpft es.

Aber wenn man - in der Zeit, in der es noch versucht, sich anzupassen - das Blut dieser Person auf jemand anderen überträgt (das ist im Grunde genommen das, was eine verunreinigte Injektionsnadel tut), dann gibt man das teilweise mutierte Virus an eine zweite Person weiter. Und diese zweite Person macht da weiter, wo die erste aufgehört hat. Das Virus hat sich inzwischen zum Teil an den menschlichen Organismus angepasst und kann etwas länger überleben. Auf diese Weise befördert es diese zweite Person ein Stück weiter in Richtung HIV. Und dann macht man das noch einmal und noch einmal [...] und jedes Mal, wenn man das Virus weitergibt, wird es pathogener, es passt sich an den neuen Wirt an. Und vier oder fünf oder sechs Stationen später hat man ein Virus, das sich vollständig an den menschlichen Wirt angepasst hat; es beginnt sich zu vermehren, es beginnt, Virenpartikel zu streuen, es kann andere Menschen infizieren.«⁵⁵

Dr. Preston Marx, Dr. Ernest Drucker und Dr. Cristian Apetrei von der Abteilung für Tropenmedizin an der Tulane University stellten zuallererst einmal die Kennzeichnung von Aids als Zoonose in Frage. »Gestützt auf Ergebnisse, die die simiane Herkunft von HIV belegen, wurde geschlossen, dass es sich bei Aids um eine Zoonose handelt«, schrieben sie 2004 im *Journal of Medical Primatology*.

Diese Theorie wurde jedoch niemals bewiesen und muss ernsthaft infrage gestellt werden. Es gibt verschiedene Belege dafür, dass es sich bei HIV-Aids nicht um eine Zoonose handelt. (I) Wenn Aids eine Zoonose wäre, dann müsste sich beweisen lassen, dass Aids auf direktem Weg von einer tierischen Spezies erworben wird, wie etwa Tollwut, eine Krankheit, die unmittelbar

von Tieren übertragen wird. (II) Obwohl in Afrika Menschen schon lange und oft mit SIVINFIZIERTEN Affen in Berührung kommen, wissen wir insgesamt nur von elf speziesübergreifenden Übertragungen, und nur vier davon führten zu einer erkennbaren Übertragung von Mensch zu Mensch [...] Wenn Aids eine Zoonose wäre, die von Mensch zu Mensch übertragen werden kann, dann gäbe es eine große Zahl von Verursacher-Subtypen und -Gruppen. (III) Der Mensch ist seit Tausenden von Jahren SIV ausgesetzt, aber erst im 20. Jahrhundert tauchte Aids auf. Wenn Aids eine Zoonose wäre, die sich in der menschlichen Population ausbreitet, dann wäre sie mit dem Sklavenhandel in den Westen gelangt. (IV) Die experimentelle Übertragung von SIVs auf verschiedene Affenspezies wird vom neuen Wirt oftmals wirksam kontrolliert, was zeigt, dass das Virus und nicht die Krankheit übertragen wird. Daraus ziehen wir die Schlussfolgerung, dass die Übertragung von SIV von Spezies zu Spezies selbst nicht die Grundlage für eine Zoonose bildet.⁵⁶

»Alle HIVs stammen von simianen Spezies«, erklärten die Autoren, »aber Aids kann nicht als Zoonose gelten, und diese Einteilung reicht nicht aus, Aufschluss über den Ursprung der Aids-Epidemie zu geben.«

Die Simianen Viren, die SIVs, lieferten das Grundmaterial für die menschlichen Viren, aber der Umwandlungsprozess bleibt ein Rätsel. Durch die häufige Wiederverwendung nicht sterilisierter Injektionsnadeln und damit der unbeabsichtigten seriellen Passage von harmlosem, mit SIV verunreinigtem Blut von einem Menschen auf den anderen, vom Jäger auf den Bauern auf den Händler auf das Kind auf die Näherin auf die Hebamme auf den Lehrer, entstand nach Überzeugung dieser Wissenschaftler etwas völlig Neues, eine mörderische Krankheit, eine Pandemie.

»Es ist auffällig, dass die ersten uns bekannten Fälle von Aids zu jener Zeit in Zentralafrika auftraten - Zaire, Belgisch-Kongo«, erklärte Drucker im Jahr 2000. »Wir wissen, dass es das Virus um 1959 im Kongo gab. Und in diesem Gebiet fanden einige der ersten [...] Massenkampagnen mit Penicillin zur Ausmerzung der Frambösie statt. [...] In den 1960er-Jahren wurden die Kampagnen mit Penicillin und anderen Medikamenten in ganz Afrika und in sämtlichen Entwicklungsländern, auch in Indien, fortgesetzt.

Die Leute verschlossen aus verschiedenen Gründen die Augen davor. Die Weltgesundheitsorganisation, die Hunderte Millionen von Impfstoffeinheiten verteilte, verteilte gleichzeitig oft eine sehr viel geringere Anzahl von Nadeln, verbunden mit der Empfehlung, diese Nadeln zu sterilisieren, und der Ausstattung, um diese Sterilisation durchzuführen. Dabei wusste jeder, der in den Fünfigern und Sechzigern und Siebzigern in Afrika arbeitete, nur zu gut, dass in den meisten Fällen keine Sterilisation stattfand. Genau genommen kann man diese Einwegspritzen aus Plastik auch gar nicht richtig sterilisieren.«⁵⁷

»Wir nehmen an«, schrieben Drucker und Marx, »dass die massive Zunahme nicht steriler Injektionen in Afrika in Zusammenhang mit der Einführung von Antibiotika in den 1950er-Jahren das ›Ereignis‹ in unserer Zeit war, das bei mehreren schwach pathogenen Simianen Viren, die seit langem in Schwarzafrika vorkamen, zu einer erhöhten Pathogenität führten und es ihnen erlaubten, sich genetisch vollständig an menschliche Wirte anzupassen und dann 1959 als erster epidemischer Stamm von HIV in Erscheinung zu treten.«⁵⁸ Die beiden Ärzte glauben, dass Hepatitis B und C auf die gleiche Weise entstanden sind.

»Die übliche Vorgehensweise«, erklärte Drucker, »bestand darin, diese Injektionen zu verabreichen und die Nadeln nur oberflächlich zu sterilisieren; wir wissen von einem Fall, als ein Arzt innerhalb von zwei Stunden 500 Menschen behandelt und dabei nur sechs Nadeln verwendet hat, die lediglich in eine Alkohollösung geworfen wurden. Der Gerechtigkeit halber muss gesagt werden, dass man das Penicillin und die anderen Medikamente für überaus wichtig und lebensrettend hielt, und die Nachteile, nämlich die Ansteckungen, zu denen es möglicherweise kommen würde, [wie] Hepatitis, hielt man nicht für besonders lebensbedrohlich, weil damals die Hepatitis-C-Infektion noch nicht bekannt war. Deshalb wurde also oft sehr, sehr schlampig verfahren, selbst in den Arztpraxen. Und außerhalb der Arztpraxen - in den sogenannten ›Landkliniken‹ oder der ›Buschmedizin‹ - lagen überall Nadeln, es lag überall Penicillin, auch andere zu injizierende Mittel, und es wurden unglaublich viele Injektionen verabreicht... Zwischen 1950 und 1960 stieg die Produktion von Nadeln von zehn Millionen auf eine Milliarde. Und heute werden weltweit jedes Jahr 40 Milliarden Nadeln hergestellt, viele davon werden wiederverwendet.

Aids ist nicht die einzige neu aufgetretene Krankheit, nicht wahr?«, fragte Drucker. »Wir haben es fortlaufend mit neuen Krankheiten zu tun - wie BSE -, die das Ergebnis von

Technologien sind, über deren Auswirkungen wir uns nicht richtig im Klaren waren. Kühe sollten eigentlich kein tierisches Protein fressen; sie können sich nicht selbst schützen. Es sollte eigentlich kein Instrument geben, mit dem man Blut von einem Menschen auf einen anderen überträgt, wenn [das Blut] doch Träger einer tierischen Infektion sein könnte. Alle unsere Viruserkrankungen sind Übertragungen von tierischen Spezies, und was wir mit den Behandlungskampagnen mit nicht sterilen Nadeln und den nicht sterilen Injektionen weltweit angerichtet haben [...] ist, einen Mechanismus dafür zu schaffen, aus schwach pathogenen tierischen Viren pathogene menschliche Viren entstehen zu lassen, für die wir der Wirt sind. Und ich glaube, wir stehen erst am Anfang dieser Geschichte, nicht am Ende.«⁵⁹

Die Geschichte fängt Druckers Meinung nach deshalb erst an, weil nach Schätzung der WHO weiterhin jedes Jahr weltweit 30 bis 50 Milliarden nicht sterile Injektionen verabreicht werden. Im Jahr 2000 wurden für 40 Prozent der Injektionen gebrauchte Nadeln verwendet. In manchen Ländern waren möglicherweise drei von vier Injektionen nicht sauber. Die WHO schätzt, dass unsaubere Injektionen weltweit jedes Jahr zu 80 000 bis 160 000 neuen HIV-1-Infektionen, acht bis 16 Millionen Hepatitis-B-Infektionen und 23 bis 47 Millionen Hepatitis-C-Infektionen führen (bei diesen Zahlen sind Transfusionen nicht mitgerechnet).

Selbst unter der Schirmherrschaft der Weltgesundheitsorganisation werden bei regionalen Immunisierungsprogrammen, die zehn Prozent aller Massenimpfungen ausmachen, schätzungsweise 30 Prozent der Injektionen mit unsauberen gebrauchten Spritzen durchgeführt. Noch 1998 *empfahl* die Weltgesundheitsorganisation, die Spritzen für Impfungen bis zu zweihundert Mal wiederzuverwenden, im Vertrauen auf Sterilisationsmethoden, die ihren eigenen Untersuchungen zufolge für gewöhnlich nicht angewandt werden.

Der Hauptgrund dafür ist ein unzureichender Nachschub an Spritzen und Nadeln. Die Instrumente werden oft wegen ihres kommerziellen Wertes wiederverwendet, verkauft oder recycelt.

Die technischen Voraussetzungen, um diese gefährliche Wiederverwendung von Nadeln zu verhindern, sind gegeben: Es wurden inzwischen sogenannte AD-Spritzen (für auto-disable) entwickelt, die nur die einmalige Verwendung zulassen; nach der Injektion wird die Nadel in den Kolben zurückgezogen. Die Hersteller sind auf eine Massenproduktion dieser Spritzen

vorbereitet, aber sie sind teuer. Gesundheitsexperten sind sich darin einig, dass sichere Nadeln einen entscheidenden Schritt darstellen, um der iatrogenen Verbreitung von Krankheiten ein Ende zu machen - aber wer soll das finanzieren? Das Budget der Weltgesundheitsorganisation reicht nicht aus, und die großzügigen Spender halten sich bis jetzt zurück.

Joe Schoenfeld, Vorsitzender von UNIVAC, einem US-amerikanischen Hersteller dieser Einmalspritzen, begrüßt die Theorie der seriellen Passage von Drucker und Marx: »Diese anerkannten Experten bekräftigen mit ihren Aussagen unsere Forderung nach der ausschließlichen Verwendung von AD-Spritzen bei Massenimpfungen und in Kliniken [...]. Warum wird das von der medizinischen Welt beharrlich ignoriert? Der Gebrauch von Mehrwegspritzen sollte bei Impfkampagnen und klinischen Anwendungen auf der ganzen Welt verhindert werden. Nur wenn wir zu einer verbindlichen Regelung für Einwegspritzen übergehen, die bei allen Massenimpfprogrammen gilt, werden wir einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, Krankheiten weltweit auszurotten.«⁶⁰

Epidemiologen, die die HIV/Aids-Pandemie unter anderen Gesichtspunkten untersuchen (zum Beispiel durch das Protokollieren von »sexuellen Netzwerken« - wer schläft mit wem? Wie bald nach der Infektion kommt es zu weiteren sexuellen Kontakten?), kamen in Anbetracht der hohen Zahlen damit nicht weiter. Unsaubere Injektionen erlauben daher die interessante Theorie einer als Begleiterscheinung auftretenden Übertragung.

»Seit den späten 1980er-Jahren herrscht die Hypothese vor, dass in Afrika HIV in erster Linie durch den Kontakt zwischen Penis und Vagina übertragen wird«, sagt Dr. Richard Rothenberg, Herausgeber der *Annals of Epidemiology* und Professor für Infektionskrankheiten an der medizinischen Fakultät der Emory University. »Aber die verfügbaren Daten untermauern diese Hypothese nicht vollständig. Möglicherweise wurden wichtige Aspekte übersehen, die helfen könnten, die Wege der Ausbreitung zu verfolgen.«⁶¹

Es gibt in Afrika beispielsweise Regionen, in denen öffentliche Gesundheitskampagnen erheblich zu sicheren Sexualpraktiken und zum Gebrauch von Kondomen beigetragen haben, und die Zahl sexuell übertragbarer Krankheiten sinkt, die Zahl von HIV-Infektionen jedoch steigt. Es gibt Fälle von Kindern, bei denen der Bluttest positiv ausfällt, obwohl keines der beiden Elternteile infiziert ist; von Ehefrauen, die seropositiv sind, ihre Ehemänner dagegen

nicht und umgekehrt, und bei denen die Versicherung ehelicher Treue glaubwürdig erscheint. Die Vorwürfe und die Gewalt, die solche Testergebnisse nach sich ziehen, kann man sich kaum vorstellen. Und dabei haben sich die Kinder und die Ehefrauen und Ehemänner vielleicht durch nicht sterile Injektionen angesteckt.

Das populäre Klischee - dass zügellose Promiskuität und erhöhte sexuelle Aktivität die Aids-Epidemie in Afrika ausgelöst haben und andauern lassen - kann sich als außergewöhnlich grausames Beispiel für eine Schuldzuweisung an die Opfer herausstellen.

Die Hypothese der seriellen Passage - dass es sich bei Aids nicht um eine Zoonose handelt, die die Speziesbarriere überwunden hat, sondern um ein neues Virus, das durch die Injektionsnadeln und die Massenimpfungen in der Mitte des 20. Jahrhunderts geschaffen wurde - ist noch nicht endgültig bewiesen, aber die Forschungen laufen.

»Wir kennen den Ursprung«, sagt Marx, »aber nicht den Funken, der die Epidemie ausgelöst hat.«⁶²

11

Sie fuhren auf dem Rücksitz eines Taxis von der Klinik nach Hause, Haregewoin hielt Atetegeb in den Armen. Sie bat den Fahrer, ihr dabei zu helfen, die Kranke in ihr Schlafzimmer zu bringen. Er zog fragend die Augenbrauen hoch. Die Angst vor ansteckenden Krankheiten ist in tropischen und subtropischen Ländern weit verbreitet. Den Bewohnern gemäßigter Klimazonen ist nicht bewusst, in welchem Maß ihre Kulturen aus Stahl und Glas auf dem Fundament alljährlicher Winter errichtet sind, während jene in tropischen Zonen von ansteckenden Parasiten, Viren, Insekten und Bakterien heimgesucht werden, die niemals von Eis und Kälte zurückgedrängt werden. Hatte die sterbende Frau Tuberkulose, Malaria, Masern, Kinderlähmung, Hepatitis, die Schlafkrankheit, Bilharziose (Flussblindheit), die grässliche neue Form von Auszehrung, die die Leute *aminmina* (mager) nannten?

»Krebs«, erklärte Haregewoin ihm.

In dieser Nacht rief sie Ashiber an. »Sie stirbt. Das ist das Ende.« Vielleicht hatte er Angst um seine eigene Gesundheit, jedenfalls ließ er sich nicht blicken.

»Ich habe dich so lieb«, sagte Haregewoin zu Atetegeb. Sie hatte sie warm eingepackt. Ihr Blick fiel auf das leere Fensterbrett, auf das sie am nächsten Tag Blumentöpfe stellen wollte. »Du bedeutest mir so viel.«

»Ich habe dich auch lieb«, murmelte Atetegeb.

In der Nacht wurde Haregewoin von dem Keuchen wach gehalten, mit dem die junge Frau im Bett neben ihr um Atem rang. *Worku hat Glück gehabt*, dachte sie. Atetegeb hatte fast keine Haare mehr, ihr Gesicht war von Ausschlag entstellt, ihre Lippen waren aufgesprungen, die Augen blind, aber für Haregewoin war sie immer noch schön. »Mein armes Kind«, sagte sie leise und zog Atetegeb, die nichts davon spürte, in der Dunkelheit an sich. Das Leben ihrer Tochter war jetzt so zerbrechlich und schwach wie das eines zu früh geborenen Kindes. In den letzten Stunden mit Atetegeb hatte Haregewoin dieselben Empfindungen wie in den ersten Stunden mit der neugeborenen Atetegeb: die durch Schlafmangel hervorgerufene Verwirrtheit,

das Glück intensiver Nähe, sich nachts in ein Bett zu legen, wo ein warmer kleiner Körper auf sie wartete.

»Lebe«, flüsterte die Mutter ihr ins Ohr, während Atetegeb immer wieder das Bewusstsein verlor.

Haregewoin zog den abgemagerten, knochigen Körper ihrer Tochter an sich, wickelte die Decke um sie und wiegte sie sanft hin und her, sumgte unter Tränen ein Schlaflied. Es war, als versuche man, auf einem windumtosten Berggipfel eine Flamme am Brennen zu halten, wenn alle Kräfte der Natur sich gegen einen verbündeten. »Atetegeb«, flüsterte sie. Aber die Gelenke gaben nach, die Muskeln wurden schlaff, und die schwache Lebensflamme erlosch.

Es war April 1998.

Ashiber kam.

»Ich werde meine Frau begraben«, bot er an.

»Nimm sie«, sagte Haregewoin schluchzend.

Ihre Trauer um Worku war im Vergleich zu dem, was sie jetzt durchlebte, etwas völlig Normales gewesen.

Haregewoin lief mit steifen Schritten und irrem Blick durch die Zimmer ihres kleinen Hauses, ungekämmt, nur halb angezogen, einen schrecklichen Ausdruck im Gesicht. Bei der Beerdigung schrie sie und grub sich die Fingernägel in die Wangen. Suzie, die nach Hause geflogen war, fuhr Haregewoin zu ihrem kleinen Haus und versuchte, sie ins Bett zu legen, aber ihre Mutter war einige Tage lang nicht bei Sinnen. Die Tränen hatten ihren Blick glasig gemacht, sie sah jeden, der mit ihr sprach, verständnislos an. Sie war so lange nicht von der Seite ihrer Tochter gewichen, die an der Grenze zum Tod gestanden hatte - es war erstaunlich, dass Atetegeb eine Stelle zum Durchschlüpfen gefunden und sie allein zurückgelassen hatte.

Suzie war vor Kummer ebenfalls wie gelähmt. »Sie war meine Schwester, meine beste Freundin«, sagte sie zu den Besuchern, sackte zusammen und schüttelte den Kopf, so dass ihr die Haare ins Gesicht fielen; sie hatte sonst niemandem etwas zu sagen außer ihrer Mutter.

Haregewoin saß am Fenster und starrte hinaus auf die Büsche. Eine Krähe, ein Schmetterling, selbst eine Grille besaß die geheime Rezeptur für das Elixier des Lebens, das sie ihrer Tochter nicht hatte bereiten können. Sie brachte es kaum mehr über sich, eine Ameise zu zertreten, weil sie wusste, dass der winzige Organismus etwas war, was die besten Wissenschaftler nicht bauen, die herausragendsten Ärzte nicht wieder heilen konnten. Sie war erschöpft von der Anstrengung, für ihre Tochter etwas zu bewahren, was sogar für einen Wurm selbstverständlich war: das Geschenk, einen neuen Tag zu erleben.

Am schmerzlichsten war es, zu sehen, wie gesegnet alle anderen Mütter waren. Sie hielten ihre Töchter am Leben, während sie zu ihrer unendlichen Beschämung genau darin, dem Allerwichtigsten, versagt hatte.

Alte Freunde, Kollegen, Nachbarn und die Familien von Workus Schülern brachten ihr dampfende Eintöpfe, die nach *berbere* (ein Gewürz aus rotem Chili und Pfeffer), grünem Paprika und Zwiebeln dufteten. »Haregewoin!«, riefen sie, küssten sie auf beide Wangen, wollten, dass sie ihnen in die Augen sah, ihr Essen aß, ihnen sagte, was sie jetzt vorhatte.

»Meine Tochter«, klagte sie, zu beschämt, um sie anzusehen.

12

Der Winter ihres Lebens brach an. Ihr unnachahmliches Lächeln war verschwunden und wollte nicht wiederkommen. Ihre Augen schwammen in Tränen, und ihre einstmals straffen Schultern sanken nach vorn. Ihr Körper schrumpfte und passte nicht mehr in ihre Hosenanzüge. Sie trug sowieso nur noch Schwarz, einen wadenlangen Baumwollrock mit einem elastischen Bund und einen langen, weiten Baumwollpullover, den sie mit einem Gürtel über ihrem eingefallenen Bauch zusammenhielt.

Sie hatte fast kein Geld mehr - sie hatte es in dem alles verzehrenden Feuer von Atetegebs Krankheit verbrannt. Sie musste sich eine Arbeit suchen, konnte sich jedoch noch nicht dazu durchringen. In der Zwischenzeit hinderte Ashiber sie daran, dass sie ihren Enkel zum Mittelpunkt ihres Lebens machte. Atetegeb war ein »Kapitel« in seinem Leben, das er »hinter sich lassen« wollte. Er brach die Verbindung zur Familie von Atetegeb Worku ab. Stattdessen wandte er sich Hilfe suchend an seine Schwester, die in Deutschland lebte. Er besuchte sie häufig. Schließlich kehrte sie nach Addis Abeba zurück, um seinen Sohn großzuziehen. Der Junge wuchs in dem Glauben auf, seine Tante sei seine Mutter.

Haregewoin ermutigte Suzie, ihr gewohntes Leben wieder aufzunehmen und nach Kairo zurückzukehren, wo sie Freunde hatte, die sie ablenkten; Haregewoin selbst war nicht in der Lage, irgendetwas zu tun. Aus der Ferne wurde Suzie zur wichtigsten Stütze ihrer Mutter - emotional und finanziell.

Haregewoin packte die Sachen aus dem Krankenzimmer zusammen, um sie wegzuerwerfen. Sie packte Atetegebs Nachthemden und Bettwäsche ein. Sie öffnete die Fenster, so dass der helle Tag in das leere Zimmer dringen konnte; das schmale Bett und die Matratze und der hölzerne Nachttisch wurden von der Sonne ebenso gewärmt wie die Äste des Feigenbaums im Garten, nur die Stare und die Tauben fehlten.

Die Leere und die Sauberkeit des kleinen Hauses erstickten sie. Sie konnte in dieser Einsamkeit nicht essen. Sie konnte kauen, aber nicht schlucken. Sie trug ihren Teller in den

Garten und öffnete das Tor einen Spalt breit. Sie aß im Stehen und sah dabei die Straße hinunter. In der Luft hingen Rauch und Autoabgase; ein Stück weiter unten brät jemand Fleisch und Zwiebeln über einem Holzfeuer.

Bei Sonnenuntergang ging sie ins Bett, lag einfach nur da. Eines Nachts dachte sie: *Was ist eigentlich aus all den Büchern geworden, die Atetegeb früher gelesen hat?* Sie setzte sich auf, dann ließ sie sich wieder zurücksinken und dachte: *Nein, ich will nicht lesen!* In Romanen ging es oft um Empfindungen, wie sie sich erinnerte, und in ihrem Leben gab es bereits zu viele Empfindungen. Sie wollte Empfindungslosigkeit, das Fehlen von Empfindungen. Bei Sonnenaufgang erhob sie sich, gab die Hoffnung auf Schlaf auf; hinter einem Paravent aus Bambus stellte sie sich in der Dusche im Hof unter einen dünnen kalten Wasserstrahl. Sie hüllte sich in Schwarz, zog Strümpfe und Schuhe an, vermied den Blick in den Spiegel und fuhr zum Friedhof. Sie verbrachte den Tag auf einer granitenen Bank neben Atetegeb's Grab. »Mutter ist hier, Liebes«, sagte sie zu dem Erdhügel. Wenn sie sich zusammenkrümmte und weinte, geschah das aus Mitleid mit Atetegeb, die von ihrem Kind getrennt worden war und von ihrer Mutter und ihrer Schwester. Wenn sie Selbstgespräche führte, sprach sie zugleich auch an Stelle von Atetegeb: Sie lief ohne Handtasche aus dem Haus, eilte zurück, schmalzte mit der Zunge und schimpfte: »Wenn Mutter endlich mal ihre fünf Sinne beisammen hätte, wäre sie schon längst unterwegs!«

Wahrscheinlich döste sie an den langen Nachmittagen ein, sank in sich zusammen. Auch die Bougainvilleen wurden ganz matt; nur das Zirpen der Grillen und Zikaden hörte niemals auf. Wenn sie mit einem Ruck erwachte, stellte sie fest, dass das goldene Licht auf den Hügeln zu silbernen Streifen auf den Ästen und Blättern geworden war. In der Dämmerung erhob sie sich mit knackenden Kniegelenken und schleppte sich zurück zu ihrem Auto. Sie fuhr langsam, da in dem kalten Haus niemand auf sie wartete.

Auf dem Nachhausweg hielt sie oft an, um in einer Kirche zu beten. In Addis Abeba gab es viele Kirchen und Moscheen, sogar ein jüdisches Gebetshaus; aber obwohl sie orthodox war, achtete sie nicht mehr darauf, welche christliche Glaubensrichtung die Kirche, die sie aufsuchte, hatte. (Äthiopien ist eines der ältesten christlichen Länder, im vierten Jahrhundert christianisiert. Etwas weniger als die Hälfte der Bevölkerung sind Christen, die meisten davon äthiopisch-orthodox; und etwas mehr als die Hälfte sind Muslime. Der Islam erreichte

Äthiopien noch zu Lebzeiten des Propheten Mohammed. Einige seiner Jünger fanden Zuflucht in Aksum; später befahl der Prophet seinen Anhängern: »Lasset den Abessinier ihren Frieden!« In Gebieten im Süden und im Westen werden verschiedene Formen von Naturreligionen ausgeübt; in den nördlichen Hochebenen, um Gondar herum, leben die Anhänger einer alten und einzigartigen Form des Judentums.)

Alle Kirchen führen zu Gott, dachte Haregewoin. Ohne dass sie es merkte, fing sie an, auf die anderen regelmäßigen Kirchenbesucher und die Priester den Eindruck einer sehr gläubigen Frau zu machen.

Wenn Fremde sie fragten, sagte sie: »Meine Tochter ist bei der Geburt ihres Kindes gestorben.«

Auf diese Weise verging ein Jahr.

Jeden Tag drehte sie eine Runde vom Bett zu der steinernen Bank, von der steinernen Bank zur Kirchenbank, von der Kirchenbank zum Küchenstuhl und vom Küchenstuhl zum Bett. Selbst diese wenige Bewegung erschöpfte sie. Es kostete sie zu viel Geld und Mühe, für sich selbst zu sorgen. Sie fing an, in ihren Kleidern zu schlafen, um die Kraft zu sparen, die es ihr abverlangte, sie abends auszuziehen und morgens wieder anzuziehen. Essen interessierte sie überhaupt nicht, sie schluckte es einfach hinunter, ohne auf den Geschmack zu achten.

Am schlimmsten waren die Tage, an denen ihr Verstand - von dem Moment an, in dem sie morgens die Augen aufschlug - ihr sagte, dass ihre Tochter nicht mehr da war, nirgends, und dass nichts, was sie tat, sie ihr näherbringen würde. An einem solchen Tag ließ sie das Auto zu Hause stehen und versuchte, sich in der geschäftigen Innenstadt zu verlieren. Sie zog sich das schwarze Tuch halb übers Gesicht, senkte den Kopf und mischte sich unter die Menschen, die die unbefestigten Gehwege entlangströmten. Sie ließ sich von der Menge treiben, den Kopf so tief gesenkt, dass sie manchmal fast die Abzweigung den Hügel hinauf zum Friedhof verpasste. Alte schwarz gekleidete Frauen gingen mühsam die steil ansteigende, kurze Straße hinauf und hinunter: alte Witwen mit Kruzifixen, die einen vertrauten Eindruck machten, Frauen, wie man sie in Griechenland, Italien, Irland, in der Ukraine sah. Sie war jetzt eine von ihnen. Ihr Rücken würde krumm werden; ihre Zähne würden zuerst gelb und dann schwarz werden; in ihre Rede würden sich merkwürdige Beschwörungsformeln stehlen. Das war der Weg, der vor ihr lag.

Gelegentlich lief sie auf der Straße einer alten Freundin in die Arme. Sie schüttelte den Kopf und versuchte, die andere Frau abzuwimmeln. »Meine Liebe!«, setzte eine Frau im Hosenanzug und rot geschminkten Lippen an, aber Haregewoin hob abwehrend die Hand.

»Du musst uns wenigstens einmal zum Kaffee besuchen. Bitte!«

»Tut mir leid. Ich kann nicht.«

Sie wollte den Trost und die Ablenkung nicht, die ihr die alten Freundinnen anboten, denn ihre Trauer war die letzte Verbindung zwischen ihr und Atetegeb.

Wenn die Leute nicht lockerließen und weiterbohrten, erklärte sie ihnen schlicht: »Meine Tochter stand mir sehr nahe. Ich hatte sie sehr gern.«

13

Der schäbige Friedhof auf dem Hügel war mit Rundhütten übersät. Jede davon erinnerte an eine winzige Kirche mit einem hölzernen Kreuz an der höchsten Stelle des grasbedeckten Dachs. In diesen Hütten lebten Menschen, die sich von der Welt abgewandt hatten. Die äthiopische Kirche gestattete es Suchenden und Bettlern, in mönchischer Abgeschiedenheit auf Friedhöfen zu wohnen. Darunter waren wild aussehende, heilige Männer mit Bärten, verfilzten Haarmähnen und ledrigen Fußsohlen. Vielleicht waren sie Propheten, vielleicht waren sie auch einfach nur verrückt. Dann gab es einsame Männer oder Frauen, die in tiefer Trauer lebten oder unter dem Joch einer fürchterlichen Buße standen. Sie beteten, wiegten sich hin und her, knieten, weinten, und dann schliefen sie auf dem kalten Erdboden. Sie aßen kein Fleisch. Einige ernährten sich nur von Wasser und den Feigen, die auf dem Kirchhof wuchsen. Andere nahmen Almosen von Gemeindemitgliedern an. Einmal am Tag ging ein Priester zu ihnen und besprenkelte sie mit Weihwasser.

Haregewoin wusste, dass hier der ihr bestimmte Platz war, zwischen den Trauernden, den Büßern und den Toten. Es war Oktober 1999, achtzehn Monate nach Atetegebs Tod, und sie war immer noch nicht in der Lage, mit anderen zu sprechen und zu handeln, wie es üblich war.

Meine Welt ist zerstört, dachte sie. Ich bin mena (nutzlos, ohne Wert).

Sie bereitete sich darauf vor, mit dem orthodoxen Priester zu sprechen und darum zu bitten, in die Gemeinschaft auf dem Friedhof aufgenommen zu werden. Sie würde um eine Hütte in der Nähe von Atetegeb bitten. Sie würde ihre letzten Besitztümer einlagern oder verschenken; sie würde das Haus aufgeben.

Ich muss ein paar Leuten sagen, dass ich mich von der Welt verabschiede, dachte sie.

Sie würde bis zum letzten Augenblick warten, bevor sie Suzie davon schrieb, wenn es zu spät war, um darüber zu streiten. Sie hatte keine Nachbarn, denen sie es hätte sagen können, keine alten Freunde, die sie ertragen könnten. Sie hatte keine Kraft, um sich ihre Einwände oder gut gemeinten Ratschläge anzuhören. Aber sie würde ein letztes Mal die Runde durch die Kirchen

machen, um den freundlichen Priestern und Gemeindemitgliedern zu erzählen, was sie vorhatte.

In der katholischen Kirche, die sie am liebsten besuchte, stieß sie auf ein Hindernis. Der Leiter von MMM, den Medical Missionaries of Mary⁶³, wollte sie nicht gehen lassen.

»Ach, *Waizero* Haregewoin, es tut mir sehr leid, das zu hören.«

»Nein, es ist am besten so«, sagte sie, erstaunt über seine Reaktion.

»Wissen Sie, dass wir erst heute Morgen von Ihnen gesprochen haben?«

»Von mir? Was habe ich denn gemacht?«

»Na ja, der Pfarrer meinte, Sie könnten uns vielleicht einen Gefallen tun.«

»Ich... Aber ich bin nicht katholisch.«

Der rundgesichtige Mann lächelte. »Das macht uns nichts aus.«

»Was könnte ich denn für den Pfarrer tun?«

»Sie wissen, dass unsere Organisation, MMM, armen Familien im Viertel hilft?«

»Und?«

»*Waizero* Haregewoin, wir haben einfach zu viele Kinder, Waisen.«

Das war richtig, dachte Haregewoin; überall sah man Kinder, schmutzig und barfuß, die schüchtern bettelten und davonrannten, wenn die Polizei auftauchte. Sie liefen über die vielbefahrenen Straßen, schafften es um Haaresbreite, Lastwagen und Taxis auszuweichen. Kinder im Schulalter trugen Säuglinge auf dem Arm oder hatten sie auf den Rücken gebunden, Kleinkinder zogen Einjährige hinter sich her. Manchmal öffnete sie am Morgen das Tor zu ihrem Hof und scheuchte Horden schlafender Kinder aus den Büschen auf.

»Warum erzählen Sie mir das?«

»*Waizero* Haregewoin, wir haben einen dringenden Fall. Der Pfarrer hat gemeint, dass Sie uns vielleicht helfen könnten. Er weiß, dass Sie eine fromme Frau sind.«

»Was für ein Fall ist das?«

»Sie heißt Genet. Sie ist fünfzehn. Ihre Eltern sind tot. Sie lebt auf der Straße, schläft in Torwegen. Niemand will sie aufnehmen, weil sie ein bisschen wild ist.

Das erste Mal wurde sie zu uns gebracht«, fuhr er mit leiserer Stimme fort, »nachdem sie vergewaltigt worden war. Wir geben ihr zu essen, aber sie hat keinen Platz, wo sie schlafen kann. *Waizero* Haregewoin, wäre es möglich, dass sie das Mädchen aufnehmen?«

Jetzt werden mich meine Freunde endgültig für verrückt erklären, dachte Haregewoin. *Ich muss überlegen.*

Ich könnte auf dem Friedhof in Klausur gehen; dann sitze ich da und bete. Aber vielleicht ist es besser, nicht in Klausur zu gehen, sondern jemandem zu helfen. Atetegeb hat immer gesagt: »Mutter, du hast Kinder so gern!« »Mutter, wenn du keine Kinder gehabt hättest, wärst du verrückt geworden.« Einmal hat sie gesagt: »Mutter, du solltest einen Kindergarten aufmachen!« Es stimmt, ich habe Kinder sehr gern. Wenn das der Wunsch Gottes ist, dann werde ich es tun.

Sie senkte den Kopf.

Der Mann deutete ihr Schweigen falsch. »*Waizero* Haregewoin, bevor Sie nein sagen, sollten Sie das Mädchen vielleicht erst einmal kennenlernen. Ich werde sie herbringen. Dann können Sie entscheiden, ob Sie ihr helfen wollen.

Vielleicht möchten Sie, dass sie getestet wird«, beeilte er sich hinzuzufügen. »Wir wissen nicht, ob sie positiv oder negativ ist - sehen Sie, sie hat auf der Straße gelebt, sie hat sich allein durchgeschlagen...«

»Ja.«

»Sie wollen sie kennenlernen?«

»Ja, ich will sie kennenlernen. Und ich will ihr helfen. Und ich weiß, was das bedeutet - ›positiv‹ und ›negativ‹.

Ich werde morgen kommen, um mit ihr zu sprechen, und wenn sie will, kann sie mit mir nach Hause kommen.«

Der Mann nahm Haregewoins Hände in seine und verbeugte sich so tief, dass er ihre ineinanderverschränkten Hände beinahe mit der Stirn berührte.

14

Zu Hause öffnete sie die Tür zu Atetegebs Zimmer.

Durch das offene Fenster waren trockene Blätter von den Bäumen und Büschen im Garten hereingeweht und hatten sich auf dem Fensterbrett und dem Boden verteilt. Haregewoin kehrte und wischte Staub, dann machte sie das Bett. In dieser Nacht rief sie zum ersten Mal seit Atetegebs Tod ein paar alte Freundinnen an. Sie freuten sich, von ihr zu hören. Der Strom von Einladungen riss nicht ab, bis sie ihnen mitteilte, was sie vorhatte: ein Mädchen von der Straße bei sich aufzunehmen.

»Was? Hast du den Verstand verloren, Haregewoin? Ich dachte, du wolltest wieder arbeiten gehen«, sagte die eine. »Ich dachte, du gehst vielleicht auf Reisen - es würde dir guttun«, sagte die andere. »Willst du denn nicht zurück nach Kairo?«, fragte eine dritte. »Haregewoin, das solltest du nicht machen«, sagte eine vierte mit Nachdruck. Sie waren die kollektive Stimme einer noch in Sicherheit lebenden Mittelschicht, Frauen, die damit beschäftigt waren, sich von der Katastrophe fernzuhalten, die gerade das Land überrollte.

»Das Mädchen taugt nichts«, sagten sie alle.

»Ich will sie mir erst mal ansehen«, erwiderte Haregewoin. »Wenn sie nichts taugt, schicke ich sie wieder weg.«

Genet war klein und kräftig, kaum größer als Haregewoin. Ihre glatte helle Haut und ihre breite Nase waren mit Sommersprossen übersät; sie hatte eine hohe Stirn und fast nicht zu erkennende Augenbrauen. Ihre hellbraunen Augen waren grau gesprenkelt, die ungewöhnliche Farbe schien ihrem Blick etwas Argwöhnisches zu verleihen. In ihrem ganzen Gebaren lag etwas Tieftrauriges. Sie trug ein zu großes gelbes Männer-T-Shirt, weite Khakihosen und Plastik-Flipflops, und dazu eine völlig unpassende, zu enge Kleinmädchenweste aus Jeansstoff mit Spitzenbesatz.

Ihre braunen Haare waren verfilzt und achtlos zurückgebunden. Als sie Haregewoin vorgestellt wurde, warf sie sich auf den Boden und küsste Haregewoins Schuhe.

Als fünfzehnjähriges verwaistes äthiopisches Mädchen war Genet im höchsten Maße gefährdet, sich mit HIV zu infizieren. Mädchen hatten in Äthiopien schlechtere Bildungs- und Berufschancen als Jungen, und sie verfügten über keine Eigentumsoder Erbrechte. Ein verwaistes Mädchen verlor den Schutz seines Vaters; wenn sie ihre Eltern durch Aids verlor, konnte es passieren, dass sie ihr Zuhause, ihre Schule und ihr Dorf verlassen musste.

»Verwaiste Mädchen werden völlig an den Rand gedrängt«, erklärte ein Sprecher der UNICEF. »Sie kommen an allerletzter Stelle. Es besteht eine sehr große Wahrscheinlichkeit, dass sie sich irgendwelchen Risiken aussetzen, um zu überleben.⁶⁴ In Afrika und Asien besteht eine ausgeprägte Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, und Männer glauben das Recht zu haben, Mädchen und Frauen herumzukommandieren, zu belügen, unter Druck zu setzen, bezahlten Sex von ihnen zu verlangen, sie zu vergewaltigen, jung zu heiraten, mehrere Frauen zu haben und Frauen und Mädchen zu betrügen. Eine von den französischen Epidemiologen Garonne, Micol und Fontanet durchgeführte Studie über junge Frauen in Städten in Kenia und Sambia ergab, dass sechs Prozent der Frauen im Alter von 15 Jahren mit HIV infiziert waren, 13 Prozent mit 16, 20 Prozent mit 17, 24 Prozent mit 18, 30 Prozent mit 19 und 40 Prozent mit 20 Jahren.

Haregewoin half ihr auf die Beine. »Schon gut, schon gut«, murmelte sie. »Meinst du, du würdest gern eine Zeit lang bei mir wohnen?«

»Ja, bitte, *waizero*«, sagte das Mädchen mit gesenktem Blick.

»Das ist eine großartige Chance für dich, Genet«, sagte der Mann von MMM. »Sei ein braves Mädchen. Du musst *Waizero* Haregewoin Respekt zeigen, du musst ihr helfen.«

Die müden Augen des Mädchens huschten kurz über Haregewoins Gesicht, skeptisch.

Genet war eine Mischung aus Ungestüm und Unsicherheit. In dem einen Moment sprang sie herum wie ein junger Hund, im nächsten war sie still und ängstlich. Aus der Nähe sah Haregewoin, dass ihr Gesicht nicht nur mit Sommersprossen gesprenkelt war, sondern auch mit kleinen hellen Narben; auch auf ihren kräftigen Händen und Armen waren Narben - vielleicht von einem Herdfeuer? Auf dem Land trugen viele Kleinkinder Verbrennungen davon, weil sie den Feuerstellen zu nahe kamen. Vor der Tür zu Haregewoins Haus zögerte sie,

schaffte es nicht weiterzugehen. Haregewoin, der die Angst des Mädchens nicht entging, kramte in ihrer Handtasche, klemmte sich die Tüte mit den Lebensmitteln erst unter den Arm, dann drückte sie sie Genet in die Hand, ächzte ein wenig. »Hilf mir mal, bitte«, sagte sie und tat so, als könnte sie nicht gleichzeitig ihre Handtasche halten und die Tür aufschließen.

»Wer wohnt hier noch?«

»Ich bin hier ganz allein.«

»Gehört Ihnen das ganze Haus?«

»Ich habe zwei Töchter, aber... sie wohnen zurzeit nicht hier. Schau, du kannst dieses Zimmer haben.«

Genet betrat langsam und vorsichtig Atetegeb's Zimmer. Das Mädchen traute sich nicht, das Bett zu berühren, als wäre das zu unverfroren. »Da schläfst du«, sagte Haregewoin knapp.

Genet besaß nichts.

Haregewoin fand ein bodenlanges Schlupfkleid aus Baumwolle, das einer ihrer Töchter gehört hatte. Sie führte Genet zu der Duschkabine im Freien, bemerkte deren Verblüffung, drückte ihr ein Stück Seife in die Hand, deutete auf die Flasche Shampoo auf dem Betonboden und dann drehte sie noch den Hahn für sie auf. Später saß Haregewoin auf einem Küchenstuhl, und das Mädchen hockte nach Seife riechend und barfuß im Schneidersitz vor ihr auf dem Boden. Haregewoin bearbeitete ihre Haare mit einer Bürste. Sie rieb Conditioner hinein und nach und nach schaffte sie es, die verfilzten Knäuel zu trennen, als würde sie Wolle aufdröseln, sie rollte die Strähnen zwischen den Fingern hin und her und flocht sie zu ordentlichen Zöpfen. Als sie fertig war, wollte Genet sofort verschwinden, warf Haregewoin aber noch einen Blick über die Schulter zu.

»Moment«, sagte Haregewoin, winkte sie zu sich und drückte ihr ein wenig Feuchtigkeitslotion aus einer Tube auf die Handfläche.

Ein frisch gewaschenes sommersprossiges Mädchen saß schüchtern vor seinem Teller. Haregewoin gebot ihr zu warten, bis das Tischgebet gesprochen war, dann nickte sie, und sie fingen an zu essen. Genet beugte sich tief über den Teller und schaufelte sich das Essen in den

Mund und schlang es so schnell und schmatzend hinunter, dass Haregewoin sie entsetzt ansah. Genet stopfte alles in sich hinein, was in Sichtweite stand; sie verschlang die *injera*, *dinich wat* (Kartoffeleintopf), *doro wat* (scharf gewürzter Hühnereintopf), ein von der Soße orange gefärbtes hart gekochtes Ei, dann noch eins, und den größten Teil einer in Scheiben geschnitten Mango. Sie schob ihren Stuhl zurück, rülpste, lachte, sprang auf, räumte den Tisch ab, wusch das wenige Geschirr und rannte in ihr Zimmer.

Haregewoin wurde allmählich bewusst, was sie dem Mädchen angetan hatte: Sie hatte es gezwungen, einkaufen zu gehen, sein Zimmer zu beziehen, zu duschen, sich die Haare frisieren zu lassen und sogar den Kopf zum Gebet zu senken - und während der ganzen Zeit war Genet hungrig gewesen.

Diesen Fehler würde sie kein zweites Mal machen. Falls sie jemals wieder jemanden bei sich beherbergen würde, wüsste sie Bescheid: im Zweifelsfall zuerst zu essen geben.

Genet nutzte in diesen ersten Wochen jede Gelegenheit, zusammen mit Haregewoin aus dem Haus zu gehen, und dann betrachtete sie mit leuchtenden Augen die Auslagen im Lebensmittelgeschäft oder in der Apotheke oder beim Bäcker; in ihrer Begeisterung lief sie praktisch mit ausgebreiteten Armen die Gänge zwischen den Regalen auf und ab. Nie bat sie Haregewoin um etwas, sondern richtete stets nur ihren begehrliehen Blick auf irgendetwas - eine Plastikhaarbürste, eine Hose, eine Uhr, manchmal auch etwas völlig Fremdartiges wie eine Kamera oder einen Feldstecher - und stand dann breitbeinig und mit offenem Mund da wie hypnotisiert, bis Haregewoin es merkte und ihr das Geschenk kaufte. Haregewoin fand dieses Verhalten lästig.

Wenn Haregewoin sah, dass Genets Hand vorschoss, um einen Lippenstift zu klauen, packte sie das Mädchen an der Schulter und schob es zur Ladentür hinaus. Genet schmolte dann auf dem ganzen Weg zurück zum Auto, stampfte beim Gehen mit den Füßen auf, runzelte die Stirn. Wenn sie durchs Haus stapfte und die Tür zu Atetegeb's Schlafzimmer hinter sich zuknallte, kochte Haregewoin Tee, setzte sich an den Küchentisch und lachte über der dampfenden Tasse leise vor sich hin. Sie ließ sich von Genets Wutausbrüchen nicht aus der Ruhe bringen. *Ich hatte früher mal zwei Töchter im Teenageralter*, dachte sie.

An den Sonntagen wies Haregewoin das Mädchen an, pünktlich aufzustehen, sich anzuziehen und mit ihr zur Kirche zu gehen. In den ersten Wochen, als Genet noch lieb sein wollte, ging sie ohne Widerspruch mit. Doch dann fing sie plötzlich an, sich zu verweigern, kauerte während der Fahrt stumm wie ein Fisch auf dem Beifahrersitz und saß wütend auf der harten Bank in der Kirche. (Da eine katholische Organisation Genet gerettet hatte, erschien es Haregewoin angemessen, dass sie beide dort den Gottesdienst besuchten.) Wenn die anderen Kirchgänger die Köpfe zum Gebet senkten, reckte Genet widerspenstig das Kinn in die Höhe. Haregewoin verdrehte die Augen. Vielleicht würden sie im Lauf der Zeit Zuneigung zueinander entwickeln.

Dann sprang Genet eines Sonntagmorgens aus dem Bett und zog sich bereitwillig an. Sie strich sich die Haare zurück und legte etwas Rouge auf Wangen und Lippen auf (woher hatte Genet Make-up?). Während des Gottesdienstes schien sie tatsächlich zu beten und faltete ihre kräftigen sommersprossigen Hände. Als sie darum bat, draußen auf dem Kirchhof auf Haregewoin warten zu dürfen, schien das ein völlig unschuldiges Ansinnen, aber sie hatte ihre Gründe.

MMM half den armen Familien im ganzen Viertel, deshalb versammelten sich auf dem Kirchhof immer Bettler und Waisen in der Hoffnung auf ein bisschen Essen oder einen Birr von einem der Kirchgänger. Eine Woche zuvor hatte Genet von der Treppe aus ihre alten Freundinnen entdeckt, verwaiste Mädchen, die völlig verzweifelt waren, so wie sie selbst noch vor zwei Monaten gewesen war. Sie waren die Ärmsten der Armen im Sexgeschäft: Sie erhielten nicht einmal von den Besitzern von Bier- oder Weinläden die Erlaubnis, Gäste zu bedienen, sie waren nichts als »Straßenmädchen«. Als Genet jetzt die Treppe herunterkam, kreischten ihre Freundinnen und rannten zu ihr hin. Sie bewegte sich zwischen ihnen wie eine Berühmtheit: Sogar der Hauch von Lippenstift rief bei den anderen Mädchen Bewunderung hervor; dass sie richtige Schuhe trug statt Flipflops, machte sie zur Modekönigin. Als Haregewoin sie rief und Genet davonschwebte und auf der Beifahrerseite ins Auto stieg, winkte sie ihnen zum Abschied zu, wie jede Jugendliche auf der Welt es tat, die sich im Einkaufszentrum von ihren Freundinnen verabschiedet, um mit ihrer Mutter nach Hause zu fahren.

»Komm zu uns zurück«, drängten die Mädchen Genet am darauffolgenden Sonntag. »Oder gefällt es dir etwa, bei der da zu wohnen?«

»Es ist schon in Ordnung«, sagte Genet und verteilte die Brötchen, die sie mitgebracht hatte.

»Na, dann besuch uns wenigstens.«

»Ich kann wirklich nicht. Sie lässt mich abends nicht mehr aus dem Haus.«

»Du meinst, du bist ihre Gefangene?«, fragten die Mädchen ungläubig.

Sie schnalzten mitleidig mit der Zunge. Plötzlich verwandelten sich ihr Neid und ihre Bewunderung in Überlegenheit. Das war gemein! Das hielt sie nicht aus. Genet - die vor sechs Monaten so verzweifelt und demütig und am Ende gewesen war - schien sich jetzt an einzelne Momente ihrer verlorenen Freiheit zu erinnern. Sie vergaß die gelegentlichen Gewalttätigkeiten, vergaß den Angriff des widerwärtigen Kerls, dem sie es zu verdanken hatte, dass sie bei MMM gelandet war, verdrängte, dass sie jedes Mal ihr Leben riskierte, wenn sie sich auf ungeschützten Sex einließ, und begann davon zu träumen, wie es gewesen war, Geld zu haben. Warum sollte sie nicht das Beste aus beiden Welten haben - ein Dach über dem Kopf, Essen und ein Bett bei Haregewoin und die 50 Cent in der Woche, die ihr das eine oder andere Stelldichein einbrachte? Sie könnte sich nachts davonschleichen und vor dem Morgengrauen wieder zurück sein, ohne dass die Alte etwas davon mitbekam. Dann würden sie die anderen Mädchen nicht mehr als »Gefangene« bezeichnen.

Das erste Problem bestand darin, dass die schlaue Haregewoin das Hoftor nachts abschloss und den Schlüssel mit ins Bett nahm. Genet unternahm ein paar Versuche, die Wände aus Wellblech, die den Hof umgaben, zu überwinden, schrammte sich jedoch die Knie auf, als der Efeu, an dem sie sich festhielt, abbrach. Sie schaffte es auch nicht, sich an den niedrigsten Ästen des Eukalyptusbaums hochzuziehen, um über den Zaun zu springen, wie sie es als Kind gekonnt hätte, sondern zerkratzte sich dabei nur die Oberschenkel. Also bot sie an, abends Besorgungen zu erledigen, in der Hoffnung, auf diese Weise aus dem Haus zu kommen. »Soll ich schnell gehen und Tee für morgen früh kaufen?«, fragte sie wie eine gute Tochter.

»Nein, Liebes, ich habe noch Tee.«

»Ich hätte gern ein Glas Milch! Haben wir Milch? Ich glaube nicht.«

»Wir haben Milch. Geh ins Bett, Genet.«

»Wir brauchen Reis!«

»Geh ins Bett, Genet.«

»Ich gäbe sonst was für eine Zigarette!«, entfuhr es Genet eines Abends. Aber das war wohl ein Fehler gewesen, denn es brachte ihr nur einen langen Blick über die Lesebrille hinweg ein, der zugleich missbilligend und betrübt war.

15

Sechs Wochen nach Genets Ankunft rief der Leiter von MMM Haregewoin erneut an. »Wir haben noch ein Kind«, sagte er.

Haregewoin verstand nicht. »Noch ein Kind?«

»Können Sie einen Jungen bei sich aufnehmen?«

»Oh!«

»Er ist auch Waise. Ungefähr so alt wie Genet.«

»Hm.«

»Er hat niemanden... Er lebt auf der Straße.«

Sie musste einen Moment nachdenken. Sie schlief in dem einen Zimmer, Genet in dem anderen - dem ehemaligen Krankenzimmer. Es gab ein Nebengebäude mit Betonboden und ohne irgendein Möbelstück; es war besser, wenn Genet mit in ihr Zimmer zog und sie dem Jungen Atetegebs Zimmer gab. Genet wäre zwar wahrscheinlich nicht gerade erfreut, zusammen mit Haregewoin in einem Bett zu schlafen, aber es ließ sich machen.

»Bringen Sie ihn her.«

Abel war ein klapperdürerer, in die Höhe geschossener junger Mann mit hängenden Schultern; auf seiner Oberlippe spross ein spärliches Bärtchen. Er kam vom Land, aus Harar. Er war nie im Leben fünfzehn Jahre alt, dachte Haregewoin, er musste siebzehn oder achtzehn sein. Sein Hemd war an den Ärmeln zu kurz, und die Hosenbeine reichten ihm nicht mal bis zu den Knöcheln. Er begrüßte Haregewoin und Genet mit einer so tiefen Bassstimme, dass beide lachen mussten; dann bekamen sie von ihm einen schlaffen Händedruck, dabei entblößte er kurz seine vorstehenden Schneidezähne, indem er die Oberlippe nach oben zog - das sollte vermutlich ein Lächeln darstellen; dann schlurfte er in Atetegebs Zimmer, ließ sich bäuchlings auf das Bett fallen, die Füße über den Rand hinausgestreckt, und schlief zwei Tage durch. Am Morgen des übernächsten Tages bemerkte Haregewoin, dass unter seiner Tür Rauch

hervordrang; sie stieß sie auf und sah Abel wach im Bett sitzen, das Kissen im Rücken, eine Hand hinter dem Kopf, in der anderen eine Zigarette. Er klopfte die Asche auf den Boden.

»Nein, nein, nein, das kommt gar nicht in Frage«, fuhr sie ihn an, und eilte durch das Zimmer. Sie packte ihn und warf ihn mitsamt der Decke, der Zigarette, der Asche aus dem Bett. »Mach die aus. Wasch dich. Hier drin stinkt es!« Sie riss das Fenster auf und wedelte in der Luft herum, ganz so wie Mütter ihre Söhne seit Generationen unverdrossen, aber völlig fruchtlos nerven. Sie schleifte ihn praktisch an seinen Gürtelschlaufen über den Hof zu der Duschkabine. »Wasch dich. Dann reden wir.« Genet blickte überrascht auf, als Abel an ihr vorbeihastete.

Haregewoin bereitete Abel sein Frühstück zu. Er aß, ohne dabei zu schlingen. Seine Bewegungen waren bedächtig.

»Gehst du zur Schule?«

»Nein, ich bin fertig.«

»Welche Klasse?«

»Dritte.«

»Arbeitest du?«

Er zuckte die Schultern.

»Was hast du vor?«

Er zuckte die Schultern.

»Du wirst wohl arbeiten gehen müssen.« Sie nannte ihm die Adresse einer kleinen Ziegelei in der Nähe. Sie packte ihm etwas zu essen ein. »Geh hin und frag, ob sie Arbeit für dich haben. Der Besitzer ist ein Freund von mir.«

Mit langen, steifen Schritten, als ginge er auf Stelzen, verließ er das Haus. Spätabends kam er zurück, völlig benebelt und mit geröteten Augen. Er hatte irgendwelche Drogen genommen.

»Hast du Arbeit bekommen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Hast du sie nach Arbeit gefragt?«

»Wen?«, fragte er verdrießlich.

»In der Ziegelei.«

»Nein. Ich habe sie nicht gefunden.« Er machte sich auf den Weg in sein Zimmer.

»Abel!«, bellte sie. Er blieb abrupt stehen, drehte sich aber nicht um.

»Was hast du geraucht?«

»Nichts.«

»Ich bin nicht dumm, Abel. Du hast *tumbaco* geraucht. War es das, womit du den ganzen Tag verbracht hast? Ich kann es doch riechen.«

»Nein«, sagte er, ging in sein Zimmer und schloss die Tür hinter sich. *Tumbaco* war eine Art Haschisch; es wuchs in Abels Heimat Harar und wurde in Addis Abeba an jeder Ecke auf dem Schwarzmarkt verkauft.

Am nächsten Morgen weckte sie ihn spät am Vormittag, nachdem er sechzehn Stunden geschlafen hatte. »Hast du keinen Hunger?«

»Nein, *waizero*«, sagte er, nicht unfreundlich. Er stand auf, zog sich an und machte sich auf den Weg zur Tür.

»Iss etwas, Abel!«, rief sie. Sie war zerknirscht, weil ihre ersten Begegnungen so missglückt waren.

»Nein danke«, rief er über die Schulter. »Kein Hunger!«

Das *tumbaco* vertrieb seinen Hunger, dachte sie. Viele arme Leute rauchten es aus genau diesem Grund; es war billiger als Essen.

Er blieb diese Nacht fort und auch die nächste. Als er am übernächsten Tag zurückkehrte und durch den Flur zu seinem Zimmer schwankte, war ihr klar, dass sie ihn nicht aus den Augen lassen durfte.

»Halt!«, rief sie am nächsten Morgen, als er zur Tür hinausschlüpfen wollte. Er war dünn wie eine Bohnenstange. Sein Gesicht war eingefallen und knochig, und seine Schneidezähne standen stark vor. Es war ihr klar, dass ein netter junger Mann in ihm steckte, aber sollte er so weitermachen, war er bald tot. Wenn die Mädchen in Äthiopien an der eigenen Machtlosigkeit zugrunde gingen, dann die Jungen an ihrer Hoffnungslosigkeit.

»Du kannst heute nicht weg«, sagte Haregewoin zu Abel.

»Was soll das heißen?«

»Das heißt, dass du heute den Hof nicht verlässt, wenn du weiterhin hier wohnen willst.«

»Und was soll ich tun?«

»Das Auto waschen.« Sie reichte ihm einen Eimer. Er zuckte die Schultern und trottete hinaus auf den Hof. Schon bald hörte sie Stimmen und Gelächter, Genet hatte sich offensichtlich zu ihm gesellt. Was die beiden wohl zu lachen hatten? Haregewoin blickte zum Fenster hinaus und sah, dass Genet mit verschränkten Armen dastand und kicherte. Und Abel? Er kniete neben dem Auto. Hatte sein Gesicht dagegen gepresst. O Gott, er inhalierte Benzindämpfe aus dem Tank.

»Abel!«, brüllte sie. Sogar kniend war er groß; er lehnte sich schwankend mit einem dämmlichen Grinsen im Gesicht zurück, und Genet brach in Lachen aus, begeistert über seinen Ungehorsam.

»Abel, was soll ich nur mit dir machen? Bist du etwa süchtig nach diesem Zeug?«

Er zuckte verträumt die Schultern.

16

»Wir haben noch zwei Kinder«, sagte der MMM-Leiter, als weitere sechs Wochen vergangen waren. Er sprach schnell, als hätte er Angst, dass Haregewoin einhängen könnte, sobald sie seine Stimme erkannte.

»O nein! Noch mehr Jugendliche überlebe ich nicht«, rief Haregewoin. »Besser, Sie rufen jemand anderes an.«

»*Waizero* Haregewoin«, sagte er verletzt. »Ich habe sonst niemanden, den ich anrufen könnte.«

Sie war so verblüfft, dass ihr keine Erwiderung einfiel.

»Es sind zwei kleine Mädchen. Sie sind beide etwa sechs Jahre alt.«

»Zwei? *Sechs*? Was ist mit ihren Familien?«

Der Mann schwieg kurz, dann flüsterte er: »*Aminmina*.«

Bald wusste sie, dass es besser war, gar nicht erst zu fragen.

»Tu das nicht, Haregewoin«, baten ihre Freunde, als Haregewoin ihnen am Telefon erzählte, dass sie zwei kleine Mädchen bei sich aufnehmen würde. Es wäre eine Sache, Jugendlichen auf die Beine zu helfen, meinten die Freunde; das wäre eine gute Beschäftigung für sie, in gewisser Weise die Fortsetzung der Arbeit ihres verstorbenen Ehemanns, der Lehrer und Rektor an einer Highschool gewesen war. Aber Aids-Waisen bei sich aufzunehmen war leichtsinnig und gefährlich. Damit setzte sie sich einem ganz anderen Risiko aus.

Im Äthiopien des Jahres 2000 hatten alle den Eindruck, dass man nichts Gefährlicheres tun konnte.

19 Jahre zuvor, im Frühling 1981, waren acht schwule Männer mit einer merkwürdig aggressiven Form des Kaposi-Sarkoms (KS) in New Yorker Arztpraxen aufgetaucht - ein Krebs, der normalerweise nur ältere Menschen befiel und dann gutartig war. Am 5. Juni 1981 berichteten die US Centers for Disease Control (CDC), dass in Krankenhäusern in Los Angeles

fünf junge Männer, allesamt aktiv homosexuell, auf eine bioptisch bestätigte Pneumocystis-carinii-Pneumonie (PCP), eine seltene Lungenentzündung, behandelt worden waren, dass zwei der Patienten gestorben waren und dass bei allen fünf eine Zytomegalie-Virusinfektion und eine Candida-Pilzinfektion der Schleimhäute diagnostiziert worden war. Dieser Bericht markiert den Beginn der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Aids-Epidemie in Amerika.

Am 4. Juli 1981 berichtete CDC, dass in den letzten 30 Monaten 26 KS-Fälle diagnostiziert worden waren, alle bei schwulen Männern.

Forscher am National Cancer Institute in Maryland testeten mit einem neuen Gerät namens Fluorescent Activated Cell Sorter, einem Durchflusszytometer, das Blut von 15 augenscheinlich gesunden Homosexuellen aus Washington und Umgebung. Die Ergebnisse wiesen bei der Hälfte von ihnen auf so schwere Abnormitäten des Immunsystems hin, dass die Forscher zu dem Schluss kamen, das Gerät habe nicht richtig funktioniert.

1978 und 1979 wurden auf Haiti die ersten Aids-Fälle festgestellt, was in etwa mit den frühesten Meldungen über Aids in den Vereinigten Staaten zusammenfiel.

Schwedische Forscher stellten zwischen 1979 und 1980 die ersten HIV-Infektionen unter den schwulen Einwohnern Stockholms fest.

Das gleichzeitige Auftreten verschiedener Symptome erhielt in der medizinischen Fachliteratur und den Medien eine Reihe von Namen: Schwulenkrebs, Schwulenseuche und GRID - *gayrelated immune deficiency*.

Diejenigen, die krank wurden, waren dem Angriff seltsamer und schmerzhafter Symptome ausgesetzt, die später als opportunistische oder Sekundärinfektionen von Aids bekannt wurden - und auch opportunistischen moralisierenden Angriffen. Ein Virus, das durch den intimsten zwischenmenschlichen Kontakt übertragen wurde - eine tödliche, sexuell übertragene Krankheit -, schien für viele Leute von Unheil zu künden und eine Strafe zu sein.

»Aids ist die Strafe Gottes«, predigte Reverend Jerry Falwell. »Wir spüren es an unserem eigenen Fleisch, wenn wir die Gesetze Gottes mit Füßen treten.«⁶⁵

»Die armen Homosexuellen«, gab sich Patrick Buchanan, Berater von Präsident Reagan, besorgt. »Sie haben der Natur den Krieg erklärt, und jetzt übt die Natur schreckliche Vergeltung.«⁶⁶

Ronald Goodwin, Leiter der mächtigen fundamental-christlichen Vereinigung Moral Majority, sagte: »Offenbar ist man fest entschlossen, unsere Steuergelder in eine Forschung zu stecken, die es diesen kranken Homosexuellen möglich macht, weiterhin ihr perverses Verhalten zu pflegen, ohne auch nur im Mindesten zur Rechenschaft gezogen zu werden.«⁶⁷

In Kalifornien wurden schwule Männer mit Beschimpfungen wie »Du kranker Aussätziger!« aus Läden und Restaurants verjagt.

Aber dann erkrankten ein paar Bluter an PCP und KS (Kaposi-Sarkom) und einige Drogensüchtige und noch weitere Haitianer.

Und so kam es, dass man einen neuen Begriff prägte: Aids - acquired immune deficiency syndrome, erworbenes Immunschwächesyndrom, da der Zustand erworben und nicht vererbt wurde, weil er das Immunsystem zerstörte und weil es ein Syndrom mit einer Reihe von Symptomen war und keine einzelne Krankheit.

1982 stellten die CDC eine Verbindung zwischen der Krankheit und Blut her. Man erklärte, dass männliche Homosexualität, intravenöser Drogenmissbrauch, eine haitianische Abstammung und Hämophilie zu den Risikofaktoren zählten.

Da von der Epidemie nur Randgruppen betroffen waren, kümmerte sich die republikanische Regierung der Vereinigten Staaten nicht weiter darum. Von Juni 1981 bis Mai 1982 wurden weniger als eine Million Dollar für die Untersuchung der ersten zweitausend Aids-Fälle aufgewendet, von denen bis dahin tausend tödlich verlaufen waren. Im selben Jahr gab man neun Millionen Dollar für die Legionärskrankheit aus, eine Form von Lungenentzündung, die 1976 eine Versammlung der American Legion, einer Veteranenorganisation der US-Armee, in Philadelphia heimgesucht hatte. 50 Menschen waren daran gestorben.

Dann starb im Dezember 1982 ein zwanzig Monate altes Kind, das mehrere Bluttransfusionen erhalten hatte, an Aids-Sekundärinfektionen. Dr. Harold Jaffe von CDC bezeichnete den Tod des Kindes als Wendepunkt: »Bis zu diesem Zeitpunkt galt es als eine reine Schwulenepidemie, und daher fiel es dem Durchschnittsbürger leicht zu sagen: ›Na und?«

Im Januar 1983 gab es erste Berichte über Aids bei Frauen, die nicht von Haiti stammten, keine Drogen nahmen und keine Bluttransfusionen erhalten hatten. Konnten Frauen sich durch den Geschlechtsverkehr mit einem Mann anstecken?

In Europa breitete sich HIV offenbar besonders unter zwei Gruppen aus. In Frankreich und Belgien wurde die Infektion bei Immigranten aus Zentralafrika festgestellt. In England, Westdeutschland und Dänemark befielen die Symptome schwule Männer, von denen der größte Teil erklärte, mit Amerikanern Sex gehabt zu haben.

In Südafrika wurde 1982 beim ersten Patienten Aids festgestellt, und dann trat die Epidemie in Uganda, an den Ufern des Viktoriasees, in Erscheinung. Ärzte und Vertreter des öffentlichen Gesundheitswesens aus Sambia und Zaire stellten das Auftreten einer neuen, aggressiven Form des Kaposi-Sarkoms bei Patienten fest, die noch nie Bluttransfusionen erhalten, keine Drogen gespritzt und keine homosexuellen Kontakte gehabt hatten, und erklärten, es gebe »einen deutlichen Hinweis auf eine heterosexuelle Übertragung.«⁶⁸ Ein Studie schloss mit dem Satz: »Afrikanische Patienten mit KS haben offenbar ein ganz ähnliches immunologisches und virologisches Profil wie amerikanische Patienten mit Aids.«⁶⁹

Nichtsdestoweniger galt Aids in der breiten Öffentlichkeit als eine Krankheit, die schwule weiße Männer befiel. Es wurde allgemein angenommen, dass der Ursprung der Krankheit in Amerika zu suchen sei.

Im November 1983 bestätigte die Weltgesundheitsorganisation das Vorkommen von Aids in den Vereinigten Staaten und Kanada, Australien, 15 europäischen Staaten, sieben lateinamerikanischen, auf Haiti und in Zaire und zwei Verdachtsfälle in Japan.⁷⁰

Die Angst vor Aids und Aids-Überträgern begann zu grassieren. Die Presse sprach im Fall von Blutern von »unschuldigen Opfern« von Aids, während man bei Schwulen und Drogensüchtigen fand, sie hätten es sich selbst zuzuschreiben. Urlauber auf der Queen Elizabeth verließen das Schiff, als sie erfuhren, dass ein HIV-positiver Passagier an Bord war. Kirchgänger hatten beim Abendmahl Angst, aus demselben Kelch wie die anderen zu trinken.

Am 23. April 1984 gab Margaret Heckler, damalige Gesundheitsministerin der Vereinigten Staaten, auf einer Pressekonferenz bekannt, dass ein amerikanischer Wissenschaftler, Dr. Robert Gallo vom National Cancer Institute, die Ursache von Aids entdeckt hätte: ein Retrovirus, das er HTLV-III nannte (Human T-cell lymphotropic virus, Typ III). Ein Jahr zuvor

hatte Luc Montagnier vom Pariser Institut Pasteur dasselbe Virus isoliert und LAV genannt (Lymphadenopathievirus). Jay Levy von der Universität von Kalifornien in San Francisco und eine Gruppe CDC-Forscher hatten dasselbe Virus im Visier.

Im März 1985 war klar, dass es sich bei LAV und HTLV-III um ein und dasselbe Virus handelte. Zwischen Gallo und Montagnier entbrannte ein heftiger Streit darüber, wer der eigentliche Entdecker des Virus war und damit auch die Patent- und Namensgebungsrechte für sich in Anspruch nehmen konnte, bis sich schließlich ihre jeweiligen Regierungen einschalteten und beiden gleichermaßen das Verdienst der Entdeckung zusprachen. Das Internationale Komitee zur Taxonomie von Viren entschied, dass das Virus human immunodeficiency virus, kurz: HIV, genannt werden sollte. Im Dezember 1985 reichte das Institut Pasteur Klage gegen das National Cancer Institute ein, um einen Anteil an den Lizenzen für den vom NCI patentierten Aids-Test zu fordern.

1985 wurde der dreizehn Jahre alte Ryan White, eines »der unschuldigen Opfer«, sprich ein Bluter, in den USA von der Schule verwiesen, nachdem er positiv auf das Virus getestet worden war. Im selben Jahr erschien ein erster Bericht über eine Mutter-Kind-Übertragung durch Muttermilch. In China wurde der erste Aids-Fall bestätigt, was bedeutete, dass die Epidemie mittlerweile jede Region auf der Welt erreicht hatte. Das amerikanische Filmidol Rock Hudson outete sich als schwul und gab bekannt, dass er Aids hatte. Er starb am 2. Oktober.

Ende des Jahres wusste man von weltweit 20 000 Fällen, davon fast 16 000 in den USA.⁷¹

Die CDC strichen die Haitianer stillschweigend von der Liste der Aids-Risikogruppen.

Aids geisterte zwar seit 1981 durch die medizinische Fachliteratur und die öffentlichen Medien, aber Präsident Ronald Reagan sprach erst im Oktober 1987 das erste Mal in der Öffentlichkeit von der Krankheit; damals waren in den USA 59 572 Aids-Fälle registriert und 27 909 Menschen daran gestorben.⁷²

Der amerikanische Präsident hat sich zumindest ein Mal über einen Aids-Witz amüsiert. 1986 hatte sich zur Hundertjahrfeier der Aufstellung der Freiheitsstatue im New Yorker Hafen eine erlesene Gästeschar versammelt, zu der auch das Ehepaar Reagan und der französische Präsident François Mitterand und seine Frau gehörten. Bob Hope stand auf der Bühne. »Ich

habe gerade erfahren, dass die Freiheitsstatue Aids hat«, sagte Hope, »aber sie weiß nicht, ob sie es von den Lippen des Hudson oder vom Staten-Island-Fährverkehr hat.« Fernsehbilder zeigen, dass die Reagans lachten, während die Mitterands indigniert dreinblickten.

Paul Monette, ein bekannter Sachbuchautor schrieb: »In West Hollywood kursierte die bissige Bemerkung, wenn Aids zuerst die Pfadfinder erwischt hätte und nicht die Schwulen - oder St. Louis statt Kinshasa -, dann hätte es dieselbe Aufmerksamkeit wie ein Atomkrieg erhalten.«⁷³

Als sich westliche Fachleute die »Slim Disease« genauer ansahen, die seit 1982 in Uganda festgestellt wurde, entdeckte man mehr Ähnlichkeiten mit Aids als Unterschiede. Sie berichteten, es gäbe Hinweise, »dass die Slim Disease anhand von extremem Gewichtsverlust und Diarrhö nicht von Aids und ARC (Aids-assoziiertes Komplex) unterschieden werden kann. Daher ist die Magerkrankheit vielleicht kein neues Syndrom, sondern einfach identisch mit Aids, wie es in Afrika auftritt.«⁷⁴

Vielleicht war Aids also älter und sehr viel tiefer verankert, als irgendjemand gedacht hatte. Möglicherweise war es gar kein neues Syndrom, unter dem Homosexuelle und Drogensüchtige im Westen litten, sondern hatte seine Ursprünge in Afrika. Dr. Halfdan Mahler, Generaldirektor der Weltgesundheitsorganisation, warnte 1985, es wäre durchaus möglich, dass schon zehn Millionen Menschen infiziert seien.

Als sich der Ursprungsherd der Krankheit und die Herkunft der Opfer von New York und Paris nach Uganda und in die Demokratische Republik Kongo verschoben, verlor die Öffentlichkeit zunehmend das Interesse an Aids. Dass die *meisten* Aids-Patienten keine Schwulen waren, sondern *Afrikaner*, berührte die Menschen im Westen und auch die spendenfreudigen Reichen nicht. Die Krankheit erlangte auch für die Regierungen keine höhere Priorität, nicht einmal für die afrikanischen, mit wenigen Ausnahmen.

Eine solche Ausnahme war Uganda. Bald nach dem Umsturz 1986, der Yoweri Museveni ins Amt brachte, schickte der ehemalige Guerilla-Führer 60 seiner besten Offiziere zur Ausbildung nach Kuba.

»Auf einer Konferenz in Simbabwe einige Monate später trat Fidel Castro an Museveni heran und überbrachte ihm eine schlechte Nachricht: Bei Untersuchungen in Kuba hatte sich herausgestellt, dass 18 der 60 Offiziere HIV-positiv waren. »Bruder«, sagte Castro zu Museveni

laut der Version der Geschichte, die der ugandische Regierungschef gern vor Besuchern zum Besten gab, ›da hast du ein Problem.«

Die Bedrohung, der seine Armee ausgesetzt war, machte Präsident Museveni klar, dass gehandelt werden musste. Er veranlasste, dass sein Land sich gegen die Aids-Epidemie mit einem Programm wappnete, das den Spitznamen ABC trug: »Abstain, Be faithful, or wear a Condom« (»Halt dich zurück, sei treu oder benutz ein Kondom«); am bekanntesten wurde ein Slogan für eheliche Treue, der auf Reklametafeln im ganzen Land verbreitet wurde: »Zero Grazing«, was in der Landwirtschaft bedeutet, dass das Vieh nicht auf die Weide gelassen wird.

HIV/Aids wütete in ganz Afrika, wo es in erster Linie durch heterosexuellen und nicht homosexuellen Geschlechtsverkehr, durch mangelnde Sterilität bei Impfungen, Bluttests, Geburten und Bluttransfusionen übertragen wurde.

Aber auch hier herrschte dieselbe Meinung in der Öffentlichkeit wie in den ersten Jahren in Amerika: Es muss eine Krankheit sein, die Sünder trifft (die religiöse Sichtweise) oder Leute mit einem ausschweifenden Sexleben (die säkulare Sichtweise) oder promiske Sünder (eine Kombination beider Sichtweisen).

1999 schätzte UNAIDS, dass weltweit 33 Millionen Menschen mit HIV/Aids lebten und 16,3 Millionen Menschen an der Krankheit gestorben waren. »Man geht davon aus, dass mindestens 30 Millionen Afrikaner in den nächsten zwanzig Jahren an Aids sterben werden«, berichtete der *Independent* aus London.⁷⁵

»Ende der Neunzigerjahre explodierte das Ganze«, erzählte mir Stephen Lewis im August 2005. Er ist der Sondergesandte des Generalsekretärs der Vereinten Nationen für HIV und Aids in Afrika, vormals UN-Botschafter für Kanada und stellvertretender geschäftsführender Direktor von UNICEF. Er ist reizbar und unnachgiebig und ungeduldig, die Hornbrille rutscht ihm ständig von der Nase, das drahtige, von grauen Strähnen durchzogene Haar sieht aus, als stünde es ihm vor Schreck zu Berge oder als wäre es vom Wind zerzaust. Er bewohnt mit seiner Frau, der feministischen Theoretikerin und Kolumnistin Michele Landsberg, ein mit Büchern vollgestelltes gemütliches Haus in Forest Hill, einem Viertel von Toronto, aber er macht nur selten Station hier. Sein Vater war David Lewis, der Führer der New Democratic Party von Kanada; sein Schwager ist der Architekt Daniel Libeskind; seine Töchter Ilana und Jenny und

sein Sohn Avi sind alle in der linken Szene engagiert und arbeiten erfolgreich in Stiftungen, als Dokumentarfilmer und fürs Fernsehen; seine Schwiegertochter Naomi Klein hat *No Logo* verfasst, eine Bibel der Antiglobalisierungsbewegung; und dann gibt es noch zwei Enkel. Kurz gesagt: Er hätte Grund genug, daheim zu bleiben; man könnte es sich in diesem Haus für ewig gemütlich machen, mit einem Wälzer auf Englisch, Französisch, Suaheli oder Jiddisch, die in den Holzregalen stehen, auf einem der weichen Sofas Platz nehmen, Tee trinken und die Zeitungen durchforsten. Die Leute, die ihre schneeverkrusteten Stiefel auf der Fußmatte abstreifen und in Socken über das Parkett wandern, sind stets die Besten, die Interessantesten, es sind Top-Leute, die sich um die Menschheit und die richtige Regierungsführung Gedanken machen; sie debattieren während des Abendessens über Krieg und Öl und gehen danach mit einem unverständlichen Bericht über Handel und Schuldenerlass in einem der Gästezimmer zu Bett. An den Wänden hängt afrikanische Kunst, in den Regalen stehen afrikanische Skulpturen.

Selbst wenn Lewis nie sein Heim verließ, würde von dieser Adresse ständig ein ganz bestimmter Glanz ausgehen, Intelligenz, moralische Klarheit. Wunderbare Zeitschriftenartikel würden hier entstehen; seine scharfe Stimme - wütend auf die Welt und gleichzeitig mit einem leicht sich selbst tadelnden Unterton - würde von öffentlichen Radiosendern verbreitet werden.

Aber Lewis bleibt nicht zu Hause, und er ist nie zu Hause geblieben. Seit seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahr hat er sich immer wieder längere Zeit in Afrika aufgehalten.

»Unmittelbar vor und nach Erlangen der Unabhängigkeit traf man dort auf eine überwältigende Großzügigkeit und Menschlichkeit«, erzählte er mir. »Ghana, Nigeria, Guinea-Bissau und Kenia... lebendige und musikalische Welten, eine Zeit voller Hoffnung. Wie anständig und großzügig die Menschen waren. Das ist auch heute noch so, nur wird es allzu oft von Hunger, Armut, Krankheit und Verzweiflung überlagert.«

Lewis tourt ununterbrochen um die Welt. Die Krawatte gelockert, mit hochgekrepelten Hemdsärmeln und zerknitterten Baumwollhosen, blinzelt er in die erbarmungslose Sonne der baumlosen Ebenen, niest in den Sturmwinden der Regenzeit, kauert sich in Propellermaschinen, die in niedriger Höhe über die Matobo-Berge von Simbabwe knattern, und spricht vor vollen Häusern in Südafrika und Swasiland, in Botswana und Angola, in Sierra Leone und Ruanda. Zu den planmäßigen Stopps auf Lewis' Welttournee gehören Sterbezimmer,

Hospize, Waisenhäuser und Friedhöfe. Die Menschen, zu denen er kommt, liegen sterbend zu zweit oder dritt auf einem schmalen Feldbett. Die Kinder, die sich in staubigen Höfen aufstellen und für ihn singen, schluchzen manchmal zwischen zwei Atemzügen. (Er ist zu spät gekommen; ihre Eltern sind schon tot.) Der UN-Sondergesandte verliert jene, in deren Auftrag er arbeitet, schneller als jeder andere Amtsvertreter auf der Welt.

»Alle waren sich vage bewusst, dass man sich irgendwann mit diesem Problem würde auseinandersetzen müssen«, sagte er, »aber *keiner* war sich über das Ausmaß klar, *keiner* rechnete mit solch riesigen Leichenbergen, weil die Inkubationszeit so lang ist. Erst als ich 1999 von UNICEF weging, war mir klar geworden, dass diese Sache namens Aids alle unsere Pläne für Afrika durchkreuzte, alle Vorhaben im Rahmen des UNICEF-Mandats wurden von dem Virus zunichtegemacht. Ich hätte stärker darauf achten sollen. Vermutlich spiegelte sich in mir die Pflichtvergessenheit des größten Teils der westlichen Welt wider. Wir kümmerten uns um das Überleben der Kinder, um Kindersoldaten, Kinderarbeit; wir hatten mit Landminen zu tun, mit der sexuellen Ausbeutung von Kindern; ich machte mir Sorgen um das Arsen in den Brunnen in Bangladesch und die Müttersterblichkeit in Indien und die Schulbildung von Mädchen in Vietnam und über Guerilla-Truppen aus Minderjährigen in Bogotá; aber Aids war... nun ja, Aids breitete sich die ganze Zeit über im Verborgenen aus.

Man muss sich das mal vorstellen, abgesehen von Uganda - wo Museveni begriff, dass er mit dem Verlust seiner Armee auch das Fundament seiner Macht verlieren würde -, rührte deswegen bis ungefähr 2000 kaum einer einen Finger. Ich wünschte, ich wäre vorausschauender und hartnäckiger gewesen.«

1984 wurden in Äthiopien die ersten Patienten mit Aids diagnostiziert; der erste Aids-Vollbild-Fall wurde 1986 registriert.⁷⁶ (»Aids-Vollbild« heißt, dass ein Patient nicht nur positiv auf HIV getestet wurde, sondern die Zahl der CD4-Zellen - auch T4-Zellen oder Helferzellen genannt - bei einem gesunden Erwachsenen von 500 bis 1500 Zellen pro Kubikmillimeter Blut auf unter 200 gesunken sind oder er von einem oder mehr der etwa zwei Dutzend opportunistischen Aids-Infektionen befallen ist, die sich von Region zu Region unterscheiden - PCP, KS, Toxoplasmose des Gehirns, Lungentuberkulose etc.)

»1999 und 2000 wurde ich die ersten Male auf den Stationen für Erwachsene in äthiopischen Krankenhäusern mit dem ganzen Schrecken konfrontiert«, sagte Lewis, »und meine Wut über

das, was passierte, und vor allem, was nicht passierte, wuchs. Die Krankenstationen stanken nach Fäkalien und Urin und verdorbenem Essen und Tod. Die Leute lagen auf dem blanken Betonboden, auf den Betten und unter den Betten und starben. Ich besuchte eine fünfte Klasse in Harare in Simbabwe und acht von zehn Kindern schrieben Aufsätze über den Tod ihrer Eltern. Mir wurde auf einmal klar, dass ihr Leben von Beerdigungen bestimmt wurde, dass alle um sie herum starben.«

In seiner Rede zum Welt-Aids-Tag des Jahres 2005 sagte Lewis: »Ich bin fest davon überzeugt, dass wir diese Epidemie unter Kontrolle bringen könnten, wenn es uns nur gelänge, die Welt zu mobilisieren. Wir brauchen eine übermenschliche Anstrengung aus jeder Ecke der internationalen Gemeinschaft. Doch wir bekommen sie nicht. Beim gegenwärtigen Tempo werden wir bis zum Jahr 2012 eine Gesamtzahl von 100 Millionen Todesfällen und Infektionen zu verzeichnen haben. [Und] wir nennen uns eine hoch entwickelte Zivilisation.«

Die Nachricht, dass es lediglich fünf Übertragungswege gab, erreichte die Menschen in Äthiopien nur langsam (die Mehrheit - Analphabeten, viele fernab jeder Stromversorgung - konnte nicht über Fernsehen, Radio, Plakate oder Broschüren informiert werden): durch ungeschützten Geschlechtsverkehr mit einer infizierten Person; durch die gemeinsame Benutzung von Injektionsnadeln oder Tätowierbesteck mit einer infizierten Person; durch das Eindringen infizierter Körperflüssigkeiten über eine Wunde in den Körper; durch eine Transfusion mit infiziertem Blut oder bei der Geburt oder durch die Muttermilch einer infizierten Frau. Und die meisten Leute verschwiegen, dass sie HIV-positiv waren, bis sie das Aids-Vollbild entwickelt hatten und ihr Tod nahe bevorstand, so dass die Spanne zwischen Eingeständnis der Krankheit und Tod kurz war. Als Aids schließlich ins allgemeine Bewusstsein drang, geschah das auf einen Schlag, da es sich über so viele Jahre unerkannt verbreitet hatte - daher konnte man meinen, es würde ganz leicht übertragen, beim Husten, Küssen und Niesen, durch gebrauchte Taschentücher, gemeinsames Essen von einem Teller, Klobrillen, Schwimmbäder, Flüsse, Wind und Stechmücken.

Das Fehlen konkreter Informationen trug zur Entstehung moderner Legenden bei. Die Leute erzählten sich, wenn ein HIV-positiver Mann ein gebrauchtes Kondom auf die Erde warf, Gras darauf wuchs und eine Kuh dieses Gras fraß, dann könnte man an der Milch dieser Kuh sterben.

Die Leute erzählten sich, wenn man Fleisch von einem HIV-positiven Metzger kaufte, könnte das Virus über das rohe Fleisch auf den eigenen Teller gelangen. Ladenbesitzer, Friseure und Schneider, von denen man glaubte, sie könnten HIV-infiziert sein, wurden von den Kunden gemieden. Am weitesten verbreitet war die Ansicht, dass der liebe Gott Sünder mit Aids strafe und dass Aids oder HIV bei Kindern die Folge der Sünden der Eltern waren. Es gab Pfarrer, die predigten, dass nur Fasten und Weihwasser das sichere Todesurteil abwenden könnten.

Aids-Witwen, -Witwer und -Waisen wurden aus ihren Familien und Gemeinden ausgeschlossen, aus Furcht, sie könnten ansteckend sein, und weil der Schatten einer göttlichen Strafe auf ihnen lag. Traditionell sorgte in Äthiopien die Gemeinschaft aufopferungsvoll für Witwen und Waisen, und daher waren die Ablehnung und die Lähmung, auf die Aids-Überlebende stießen, etwas völlig Fremdes und Furchtbares.

Auf der ganzen Welt wurden Aids-Kranke angegriffen, und es gab »Ehrenmorde«. 1987 zerstörten Brandstifter das Haus einer Familie in Florida, deren drei Söhne an der Bluterkrankheit litten und durch Bluttransfusionen mit HIV infiziert worden waren. Am Welt-Aids-Tag 1998 trat die 36 Jahre alte Aids-Aktivistin Gugu Dlamini, Mutter eines Sohnes, im Zulu-sprachigen Radio und Fernsehen auf und bekannte, dass sie HIV-positiv war. Sie ermutigte andere Infizierte, sich aus der Deckung zu begeben, und forderte die Bevölkerung dazu auf, die Kranken nicht mehr zu verfolgen. Noch am selben Abend wurde sie von Leuten aus der Nachbarschaft zu Tode geprügelt und getreten.

Scham und Stigmatisierung waren enorm: Die Leute sprachen mit gesenkter Stimme über die Krankheit und gaben ihr Decknamen wie *gizeyaw zamamu beshita* (die Krankheit der Zeit), *kesafi beshita* (die Krankheit, die tötet) oder einfach *aminmina* (mager). Wenn jemand starb, wurde die eigentliche Todesursache verschwiegen. Er sei an einer Lungenkrankheit gestorben, sagten die Trauernden; sie sei einer Grippe erlegen. Man redete von Tuberkulose oder Diarrhö oder einem Nervenleiden. Im Westen konnte man in den Nachrufen oft lesen: »Er verstarb nach langer, schwerer Krankheit.«

»HIV/Aids« wurde fast nie ausgesprochen, außer von denen, die HIV-positiv waren. Die nicht Infizierten - oder diejenigen, die hofften, nicht infiziert zu sein - hielt Aberglaube davon ab, es laut auszusprechen, als könnten schon allein die Buchstaben Zunge und Lippen anstecken. Nur

Leute wie Zewedu, bei denen dieser Zauber versagt hatte, waren unverfroren genug, der Krankheit jeden Namen zu geben, der ihnen gefiel.

Zewedu war im Jahr 2000 einer von zwei Millionen unter seinen Landsleuten. Äthiopien hatte die dritthöchste HIV/Aids-Infektionsrate auf der Welt, übertroffen nur von Indien und Südafrika.

Anders gesagt, einer von elf Menschen auf der Welt, die mit HIV/Aids lebten, war Äthiopier.⁷⁷

Im Äthiopien des Jahres 2000 kam die Entscheidung einer gesunden, finanziell abgesicherten Witwe, ihr Haus Kindern zu öffnen, die durch Aids zu Waisen geworden waren, engen Freunden und ehemaligen Kollegen gefährlich und dumm vor.

»Haregewoin, ich verstehe nicht, warum du so versessen darauf bist, dich in dieser Weise zu erniedrigen«, sagte eine alte Freundin. »Ich versuche es ja, aber es gelingt mir nicht.«

»Ich mache mir Sorgen, dass du dich selbst aus der Gesellschaft ausschließt«, sagte ein alter Freund von Worku. »Du könntest von anderen gemieden werden. Sei bitte vorsichtig. Eine solche Entscheidung sollte nicht leichtfertig getroffen werden.«

»Ich habe sie schon getroffen«, sagte Haregewoin.

»Du könntest verjagt werden. Du könntest dein Haus verlieren«, jammerte Suzie bei einem Anruf aus Kairo. »Ich mache mir Sorgen um dich.«

»Wie kann ein Kind ohne Mutter leben?«

»Ich fürchte, die Leute werden denken, du wärst positiv«, flüsterte die Tochter.

»Das ist mir doch egal!«, rief Haregewoin. »Sollen sie denken, was sie wollen.«

»Mutter! Was sagen denn deine Freunde dazu?«

»Sie sagen...« Haregewoin musste kurz überlegen, wie sie es ausdrücken sollte. »Sie sagen, ich hätte den Verstand verloren.«

»Es wäre bestimmt sinnvoller gewesen«, sagten die Freunde zueinander, »wenn Haregewoin sich ganz zurückgezogen hätte.«

Auf der einen Seite also Ansteckung, Entstellung, Angst, Heimlichkeiten, Stigma, Scham, Mord und Panik. Eine neue Weltklasse-Elite an Krankheitsexperten, eine neue Weltklasse-Unterschicht an Unberührbaren. Noch ein Grund dafür, dass es mit Afrika bergab geht. Ein menschlicher Erdrutsch.

Und auf der anderen Seite zwei kleine Mädchen.

Innerhalb von wenigen Tagen wurden Selamawit und Meskerem bei Haregewoin abgegeben. Die Erste - ein langgliedriges Mädchen mit rundem Gesicht - hatte der Hunger davon abgehalten, sich ins Leben zu stürzen und die Gesellschaft anderer zu suchen, um mit ihnen zu plaudern und sich auszutauschen. Das erste Jahr bei Haregewoin war Selamawits größte Sorge, ob bald Essenszeit war und was auf dem Speiseplan stand. Mit vollem Bauch war sie ein fröhliches Mädchen, furchtlos und ehrlich, gesellig und lustig. Eine zweite Suzie!, dachte Haregewoin staunend.

Selamawit war lange herumgeschoben worden, aber sie hielt an den Erinnerungen an ihre Mutter fest.

»Es war so schön mit ihr, besonders an den Feiertagen«, erzählte Selamawit Haregewoin. »Wir haben gelacht und getanzt und Popcorn gegessen. Als dann meine Mutter krank wurde, habe ich mich um sie gekümmert, ich habe sie gefüttert und Kaffee für sie gekocht, während die Nachbarn und Verwandten ihr nicht mehr nahe kommen wollten.«

Durch den Tod ihrer Mutter waren ihre Zukunftsaussichten schon früh ziemlich trostlos, aber Selamawit hatte sich nicht unterkriegen lassen und jede Hilfe angenommen, die man ihr bot. Aus all den kleinen Aufmerksamkeiten, die ihr zuteil wurden, bastelte sie sich etwas zusammen, das wie ein behütetes Leben aussah. Wenn ihr jemand die Haare zu kleinen, in alle Richtungen abstehende Zöpfchen flocht, dann trug sie die; wenn nicht, dann bürstete sie sich die Haare straff nach hinten. Sie nahm an dem Schicksal anderer Menschen aufrichtig Anteil, und da sie davon ausging, dass das auf Gegenseitigkeit beruhte, ging sie ohne Scheu auf sie zu.

Nachts suchte ihre verstorbene Mutter sie in ihren Träumen auf und versicherte ihr, dass sie keine Schmerzen mehr litte.

Als Haregewoin ein paar Tage nach Selamawits Eintreffen Meskerem das erste Mal sah, saß die Sechsjährige allein und verloren auf dem rissigen Ledersitz des Wagens von MMM. Ihre dichten schwarzen Augenbrauen waren wie mit Kohle in das schmale, unverkennbar äthiopische Gesicht gemalt; die riesigen runden Augen unter der hohen Stirn blickten sie klug und melancholisch an. Das Mädchen war in schmutzige, sackartige Kleider gehüllt, an denen es mit langen, schmalen Fingern herumzupfte. »Komm her«, sagte Haregewoin, breitete ihre Arme aus, und Meskerem kletterte aus dem Transporter und ließ sich umarmen. Wie dünn sie war! Über ihren Kopf hinweg zog Haregewoin fragend die Augenbrauen hoch.

»Sie lebte allein mit ihrer Mutter, als diese starb«, sagte die Frau von MMM. »Sie zog zu ihrem Vater, aber dort war sie sehr unglücklich. Ihr älterer Halbbruder brachte sie zu uns.«

Es war früher Abend. Mit den anmutigen, vorsichtigen Bewegungen eines Rehkitzes betrat Meskerem das Haus und sah sich um, aber dann gewann die Traurigkeit die Oberhand über ihre Neugierde; ihre braunen Lippen zitterten, und die Mundwinkel senkten sich; sie schlug sich die Hände vors Gesicht und fing an zu weinen. Genet, die gerade eine alte Zeitschrift durchblättert, sah genervt auf, so als fragte sie sich, ob sie sich nun tatsächlich den ganzen Abend dieses Geheule anhören müsste.

Aus einem Impuls heraus schlang Selamawit zur Begrüßung die Arme um Meskerem; aber das schmale, von Trauer erfüllte Mädchen befreite sich aus der Umarmung und wich zurück. Meskerem war erst kürzlich zur Waise geworden und hatte noch die winzige Hoffnung, dass ihre Mutter Yeshi sich erholen und sie suchen könnte. Alles und jeder - Haregewoin, Selamawit, Genet, das Haus, das Auto, der Hof - schienen ihr entgegenzuschreien, dass sie nicht Yeshi waren und nie zu Yeshi gehört hatten. Sie existierten nicht für sie.

Haregewoin brachte Meskerem in ihr Schlafzimmer, zog ihr ein Flanellnachthemd an, steckte sie in ihr Bett und brachte ihr eine Tasse heißen Tee. Genet seufzte jedes Mal ungeduldig auf, wenn Haregewoin an ihr vorbeieilte, um Meskerem erneut etwas Gutes zu tun. Selamawit sprang ständig zwischen den beiden Zimmern hin und her, sie freute sich, eine neue Freundin zu haben. »Was ist mit ihrer Mutter passiert?«, fragte sie laut.

»Was ist mit ihrem Vater passiert?«

»Bleibt sie für immer hier?«

»Warum weint sie denn?«

»Genet!«, rief Haregewoin verzweifelt, und das mürrische ältere Mädchen zog Selamawit von der Schlafzimmertür weg.

Schließlich kam Abel nach Hause, und die beiden jungen Leute machten sich rauchend und unter viel Gelächter in der Küche etwas zu essen. Jetzt ging Selamawit *ihnen* auf die Nerven: »Seid ihr ein Liebespaar?...Werdet ihr heiraten?... Wer von euch ist älter, du oder er?«

In der Nacht wachte Meskerem auf und suchte ihre Mutter. Noch bevor sie ganz wach war, begann sie zu weinen, ein hoher, nasaler Laut wie eine ferne Sirene. Davon wiederum erwachte Haregewoin und fing aus Mitleid mit dem Mädchen ebenfalls an zu weinen. Sie tastete im Dunkeln nach dem Kind und streichelte ihm über den Kopf. Meskerems glänzende Haare waren wirr wie Seetang. Haregewoin setzte sich auf und nahm das dünne Kind in die Arme; sie wiegte es hin und her und sang ihm leise etwas vor. Der Atem des Kindes roch nach den Weintrauben, die es zu Abend gegessen hatte, und dem gesüßten Tee, den es getrunken hatte. Als Meskerem wieder eingeschlafen war, legte Haregewoin sie auf ein Kissen, konnte nun aber selbst nicht mehr schlafen. Vorsichtig, um Meskerem und Selamawit nicht zu wecken und auch Genet auf der Matte auf dem Boden nicht zu stören, schlüpfte sie aus dem Bett.

Sie nahm ihr Baumwolltuch von dem Stuhl und wickelte sich darin ein, dann ging sie vor die Tür. Sie atmete tief die Gebirgsluft ein und schloss die Augen. »Danke«, sagte sie zum Universum. Hatte Gott, hatte Atetegeb ihr nicht diese Kinder geschickt? Eine weitere Suzie, eine weitere Atetegeb? Ein Ebenbild der Tochter, die sie hatte, ein Ebenbild der Tochter, die sie verloren hatte.

Meskerem hatte sofort ihr Herz erobert, ihr Allerheiligstes. Meskerem sah für sie genau wie Atetegeb aus.

Auf einmal waren Besorgungen zu erledigen, Stifte und Schulhefte mussten gekauft werden, und Strümpfe und Schuhe und Zahnbürsten. Meskerem und Selamawit begleiteten Haregewoin im Auto.

»Nennt mich *amaye*«, forderte Haregewoin die beiden kleinen Mädchen auf.

Selamawit folgte der Aufforderung sofort mit einem breiten Lächeln.

Meskerems Augen dagegen füllten sich mit Tränen. Das Wort *amaye* war allein Yeshi vorbehalten; sie würde es nie mehr aussprechen, es sei denn ihrer armen Mutter gegenüber.

Endlich bekomme ich wieder Luft, dachte Haregewoin. Sie wurde wieder rundlich. Sie färbte ihre Haare, damit sie so schwarz wie früher glänzten, wie es zu einer Mutter von zwei kleinen Kindern passte. Sie besuchte die Schule in ihrem Viertel und stellte sich den Lehrern vor. Sie plauderte mit anderen Müttern auf der Straße. Sie kaufte hübsche Kleinigkeiten, Deckchen, Püppchen, damit das Haus fröhlicher aussah. Sie fing noch einmal ganz von vorn an.

Wie jede stolze frischgebackene Mutter lud sie ihre Freunde ein. »Kommt und seht euch meine Kinder an!«

Nervös und voller Angst davor, sich mit Aids anzustecken oder Haregewoin in einem allzu erbärmlichen Zustand vorzufinden, schlichen die alten Freunde und Kollegen zum Hoftor und spähten hinein. Welch trostloses Bild sie auch zu sehen erwartet hatten - vielleicht eine wehklagende, schwarz gekleidete Frau, umringt von völlig verwahrlosten Kindern -, es entsprach jedenfalls nicht dem, was sie tatsächlich vorfanden. Haregewoin war gesund und munter und legte gerade einen Gemüsegarten an, während Meskerem und Selamawit in der Einfahrt seilsprangen.

»Seht ihr?«, rief Haregewoin lachend.

Meskerem und Selamawit, wohlerzogene Mädchen, reichten Haregewoins Freunden zur Begrüßung höflich die Hand. Die meisten Frauen lachten nervös und schafften es irgendwie, den Hautkontakt mit den beiden zu vermeiden. Eine klatschte in die Hände, brach in Entzückensschreie über den Garten aus und drehte sich dann rasch weg; eine andere drückte ein Geschenk, eine Mango, in die ausgestreckte Hand. Keiner, der zum ersten Mal zu Besuch hierherkam, aß in diesem Haus auch nur einen Bissen von dem angebotenen Essen.

»Sind sie krank?«, fragte einer geradeheraus.

Haregewoin wusste, was der besorgte Besucher meinte: »Hast du keine Angst, dass sie dich anstecken könnten?«

Die Frage ließ Haregewoin von diesem Moment an keine Ruhe mehr. Nicht etwa, weil sie Angst um sich selbst hatte! Sie hatte plötzlich Angst um die Kinder. Sie versuchte, die Frage zu

vergessen, zu vergessen, dass sie überhaupt jemals gestellt worden war, aber es ging nicht. Dabei sahen sie überhaupt nicht krank aus.

Das sagte sie sich immer wieder: dass die beiden doch gesund aussähen. Morgens sprangen sie aus dem Bett; sie löcherten sie mit Fragen - über irgendwelche Leute, über Vögel, über Hunde (ob sie vielleicht einen kleinen Hund haben könnten?); sie freuten sich darauf, in ihren neuen Schuluniformen in die Schule zu gehen.

Haregewoin ging davon aus, dass ihre Mütter an Aids gestorben waren, auch wenn man das nicht genau wusste. Könnte das Virus genau in diesem Moment durch ihre Adern kriechen, während sie lachend in der Sonne saßen und mit Murmeln spielten?

Und wenn sie tatsächlich infiziert waren... o Gott, dann wäre sie wirklich von allen guten Geistern verlassen, ihnen Liebe entgegenzubringen; sie hatte viel zu übereilt gehandelt, sich einer Gefahr ausgesetzt. Sie hätte auf ihre Freunde hören sollen, nicht aus den Gründen, die diese im Sinn hatten (sie glaubten, dass Aids-Waisen eine Gefahr für die eigene Gesundheit darstellten), sondern wenn Meskerem und Selamawit krank waren... nein, das könnte sie nicht noch einmal durchstehen.

Sie hatte sich von den kleinen Mädchen um den kleinen Finger wickeln lassen; würden die beiden sie, ihre neue Mutter, die sich ihnen mit einem Lächeln ergeben hatte, zwingen, sich mit Dingen auseinanderzusetzen, mit denen sie sich nie wieder hatte auseinandersetzen wollen?

Im Jahr 2000 gab es außerhalb des Schwarzmarktes keine Aids-Medikamente in Äthiopien.⁷⁸

Wenn Meskerem und Selamawit im Äthiopien des Jahres 2000 mit HIV infiziert waren, würden sie an Aids sterben.

18

Haregewoin erhielt einen Anruf vom Krankenhaus, dass sie die Ergebnisse der Bluttests der Kinder abholen könnte. Drei Monate waren vergangen, seit sie zu ihr gekommen waren. Als sie sich in die Schlange einreichte, die sich langsam auf einen überfüllten Warteraum und einen ebenso überfüllten Innenhof zubewegte, fand sie sich unversehens unter den wirklich Elenden dieser Welt wieder.

Zu den archetypischen Erfahrungen eines Afrikaners in der heutigen Zeit gehört es, in einer Klinik auf das Ergebnis eines eigenen HIV-Tests oder des Tests seines Kindes zu warten.

Dieser der Ergebnisse harrende Patient stellt sich möglicherweise vor, dass die restliche Welt - die Demokratien des industrialisierten Westens - sich sofort anschickt, ihn zu retten, sobald sie von der schrecklichen Situation in seinem Land erfährt. Es kann doch nicht sein, dass Leute Bescheid wissen und nichts unternehmen.

Einige wenige hegen möglicherweise den Verdacht, dass die restliche Welt sehr wohl Bescheid weiß, schließlich herrscht kein Mangel an Experten. Es wurden tatsächlich umfassende Daten gesammelt und ausgewertet, in Diagramme umgewandelt und bekannt gemacht.

Stephen Lewis bezeichnet die wortreichen Erläuterungen von Experten über die Themen globale Gesundheit und Waisen als *Sprechitis*: Sie »vertrauen darauf«, schreibt er, »dass, wenn man lange genug über etwas redet, der Eindruck entsteht, es würden Fortschritte erzielt... Und ich vermute, es gab auch einen gewissen Fortschritt auf dem Gebiet der Berichte, Analysen, Zahlen, Tabellen, Diagramme und mindestens eintausend PowerPoint-Präsentationen, nicht zu vergessen deren lautstarkes intellektuelles Wiederkauen, aber kaum einen Fortschritt, der sich erkennbar im Leben der verwaisten und schutzbedürftigen Kinder hier niederschlägt.«

Der seiner Ergebnisse harrende, afrikanische Patient stellt fest, dass die restliche Welt zwar nicht völlig gleichgültig ist, aber auch nicht rechtzeitig einschreiten wird, um sein Leben oder das seines Kindes zu retten.

Auf der ganzen Welt gibt es überaus beliebte Fernsehshows, die mir wie grotesk verspielte Versionen dieser zeitgleich stattfindenden finsternen Szenarien vorkommen.

In *American Idol* und unzähligen Nachahmungen warten singende Protagonisten auf Urteile, die selbstgefällige Jurys fällen. »Ja, du bist in der nächsten Runde«, hören sie beispielsweise; »Bis morgen dann« oder »Nein, du fliegst raus«, »Amerika hat sein Votum abgegeben«, »Deine Reise endet hier«. Die Zuschauer geben per Telefon ihre Stimme für ihren jeweiligen Favoriten ab. In anderen Shows kämpfen Leute auf Inselexpeditionen ums Überleben, bis sie von ihren ehemaligen Mitstreitern aus der Show gewählt und von der Insel geworfen werden. Der Mann oder die Frau, die übrig bleiben, werden dann zum »Überlebenden« gekrönt.

Solche Sendungen heißen »Reality-Shows«.

In Afrika sitzen sie zu Hunderten, Tausenden und Millionen, aber jeder für sich, im Wartesaal eines Krankenhauses, nervös oder gelassen, sie fühlen sich gut, oder ihnen ist übel, sie husten, oder sie husten nicht. Oder sie kauern auf der blanken Erde im Hof des Krankenhauses, halten den Kopf in der Hand und sehen nur gelegentlich auf, um den Kindern zuzurufen, dass sie in der Nähe bleiben sollen. Jeder wartet darauf, dass sein Name aufgerufen wird. Im Untersuchungszimmer studiert ein Arzt oder eine Krankenschwester oder eine Schwesternhelferin ein Blatt Papier und blickt auf. Die Augen sprechen als Erstes.

Negativ: Du bist in der nächsten Runde. Bis morgen dann.

Positiv: Amerika hat sein Votum abgegeben. Deine Reise endet hier.

Es gibt keine Fernsehkameras.

Es gibt keine Fernsehzuschauer, die zu Hause jubeln oder weinen.

Es gibt keine Fernsehzuschauer, die per Telefon ihre Stimme abgeben. Die meisten wissen nicht einmal, was hier auf dem Spiel steht.

»Ich habe gehört, es gibt Behandlungsmöglichkeiten«, wird eine Frau flüstern.

»Nicht in unserem Land«, wird der Arzt mit einem traurigen Lächeln erwidern.

»Heißt das, dass ich bald sterbe?«, wird ein Mann fragen.

»Ja, ich fürchte, das heißt es.«

»Ich dachte, dass ich vielleicht nur eine Erkältung habe.«

»Nein, leider nicht.«

»Ich habe gehört... na ja, ich bin zwar nicht gläubig, aber soweit ich gehört habe... gibt es ein geweihtes Wasser, das wirken soll.«

»Nein, das ist nur ein Ammenmärchen.«

»Habe ich mir schon gedacht. Danke, Doktor.«

Als Haregewoin zum Krankenhaus fuhr, dachte sie nicht mehr: Warum habe ich mich nur erneut dieser Gefahr ausgesetzt? und: Wird sich mein Haus wieder in eine Krankenstation verwandeln? Sie fühlte sich wie betäubt. Langsam bewegte sie sich mit der Schlange vorwärts, bis sie an die Reihe kam.

Die Krankenschwester nahm das Krankenblatt, las die Ergebnisse und sah von ihrem Schreibtisch auf.

»Selamawit ist negativ«, sagte sie.

Sorgfältig schloss sie den Aktendeckel, nahm den nächsten und öffnete ihn.

»Meskerem ist negativ«, sagte sie.

Haregewoin fuhr fort, mit sanfter Hand Ordnung in Genets und Abels Leben zu bringen. Aber ihr zweites Leben als Mutter begann erst mit Selamawit und Meskerem.

Wie durch ein Wunder war sie wieder zu einer gutsituierten Frau mit Kindern geworden.

Teil 2

19

Der Leiter von MMM verlor Haregewoins Telefonnummer nicht. Anfang 2000, ein paar Wochen nachdem er Selamawit und Meskerem bei Haregewoin untergebracht hatte, rief er sie erneut an. »*Waizero* Haregewoin!«, rief er munter, als sie den Hörer abnahm.

»Nein!« Sie lachte. »Was könnten Sie wohl von mir wollen?«

»Mrs. Haregewoin, ich habe hier noch mehr Kinder und -«

»Nein!«, rief sie und lachte wieder. »Was glauben Sie? Ich habe vier Kinder, das ist wunderbar, wirklich, das ist ganz wunderbar. Habe ich vielleicht versäumt, mich bei Ihnen zu bedanken? Mir geht es wieder gut. Meskerem und Selamawit sind reizende Mädchen. Sie sind wahre Gottesgeschenke. Sie hatten recht, Sie hatten mit allem völlig recht. Es war dumm von mir, mich von der Welt zurückziehen zu wollen, wenn es Kinder gibt, die mich brauchen...« Und so plauderte sie immer weiter.

»Aber nein, Mrs. Haregewoin!«, beeilte er sich zu sagen. »Wir sind es, die Ihnen zu danken haben.«

»Aber nein, keine Ursache, und danke für Ihren Anruf.«

»Nein, warten Sie...«

Das war der Anfang vom Ende von Haregewoins Selbstbezogenheit. Sie hatte geglaubt, dass man ihr Abel, Genet, Selamawit und Meskerem als Trost geschickt hatte. Wenn sie sich um andere Leidende kümmerte, würde ihr eigenes Leid gelindert werden. Der Priester hatte ihr in seiner Weisheit nicht erlaubt, sich in ein Leben des Gebets und der Trauer zurückzuziehen, und hatte sie dazu ermuntert, ein paar verlorenen Kindern zu helfen. Das hatte sie getan. Eine Parabel über das Heilen. Es war ein Handel, der so alt wie die Menschheit selbst war, und doch schien jede gequälte Seele den Weg dahin aufs Neue finden zu müssen. Sie war am Ende gewesen, und jetzt würde sie diese Erfahrung darauf verwenden, andere zu heilen und Selamawit und Meskerem ins Leben zurückzuführen. »Mrs. Haregewoin, wir haben jetzt auch

Meskerems Bruder hier. Halbbruder, besser gesagt. Er stammt aus der ersten Ehe ihrer Mutter.«

»Wie bitte?«

»Er ist sieben, vielleicht acht.«

»Der Arme.«

»Und -«

»Ja?«

»Zwillinge, sie sind ungefähr vier. Helen und Rahel. Ihre Mutter ist vor kurzem gestorben. Sie war arm, sehr, sehr arm.«

Haregewoin schwieg verwirrt.

»Und - sind Sie noch dran, Mrs. Haregewoin?«

»Ja, ich bin noch dran.«

»Und ein fünfjähriges Mädchen namens Bethlehem. Die Mutter ist auch tot.«

Haregewoin lehnte sich gegen den Türrahmen und blickte in den Hof, wo Meskerem und Selamawit im Schatten des Eukalyptusbaums Mutter, Vater, Kind spielten. Sie hatten Kronkorken aus der Erde gebuddelt, sie gewaschen und legten sie gerade für eine Kaffezeremonie zurecht.

»Und Sie wollen, dass ich eine Wahl treffe?«, flüsterte Haregewoin und wusste bereits, dass sie ein Kind nehmen würde, stellte im Kopf bereits die Betten um. »Wie soll man unter Waisen eine Wahl treffen? Vielleicht sollte ich den Bruder nehmen?«

»Nein, *Waizero* Haregewoin.« Sie hörte sein tiefes Lachen. »Wir hoffen, dass Sie *alle* nehmen.«

»Ich verstehe nicht, was da los ist.«

»Die Lage ist momentan sehr schlimm, Mrs. Haregewoin. Bitte, dürfen wir die Kinder bringen?«

»Ja. Natürlich.«

Zwei Tage später fuhr der Wagen von MMM in den Hof, und vier verloren wirkende, verwirrte, schniefende Kinder blickten traurig aus den Fenstern. Meskerems Bruder Yonas hatte traurige, rot geweinte Augen und sah mit seinem dreieckigen Gesicht fast armenisch aus; wie sich zeigen sollte, war er ein sanftmütiger, intelligenter Junge. Die Zwillingmädchen, die sich überhaupt nicht ähnlich sahen, hielten ständig einen Zipfel der schäbigen Kleidung der anderen in der Hand. Bethlehem bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, weil sie sich sonst nirgends verstecken konnte.

Meskerem gab Yonas zur Begrüßung die Hand und küsste ihn höflich auf die Wangen. Die beiden standen sich nicht sehr nahe - sie hatte bei ihrer Mutter gelebt, er bei seinem Vater. »Kommt, Kinder«, rief Haregewoin und führte die schweigenden Kinder wie eine Glucke hinter sich her in die Küche, wo sie sich beeilte, ihnen etwas zu essen vorzusetzen. Sie nahm zwischen den Zwillingen Platz und fütterte erst das eine Mädchen und dann das andere. Sie lachte viel, sang einzelne Strophen von Kinderliedern, sah ihnen in die Augen, damit sie ihre Angst verloren, damit sie Zutrauen zu ihr fassten.

Haregewoin hörte, dass Genet das Haus betrat. »Genet, schau mal!«, rief sie voller Freude, aber Genet teilte diese Freude nicht.

»Wo sollen die denn alle schlafen?«

»Der Kleine wird in Abels Zimmer auf dem Boden schlafen«, sagte Haregewoin und wies nickend zu Yonas.

Genet spitzte die Lippen und verschränkte die Arme, wartete auf das, was noch kam. »Die Zwillinge und das Mädchen hier schlafen zusammen mit Selamawit und Meskerem in meinem Bett und wir beide auf Matten auf dem Boden.«

»Nein danke«, sagte Genet.

»Genet, mein Mädchen, was soll ich denn tun?«

Genet zuckte die Schultern und drehte sich weg. »Ich bleib sowieso nicht mehr lange hier«, murmelte sie.

Sie wurde immer ungezogener und störrischer. Wenn sie von der Schule nach Hause kam, vorausgesetzt, sie war überhaupt in der Schule gewesen, roch sie nach Zigarettenrauch. Manchmal trug sie nachmittags eine andere Bluse als die, mit der sie morgens das Haus

verlassen hatte. Und dann kam sie erst nach Einbruch der Dunkelheit heim. Sie begann das Leben auf der Straße wieder aufzunehmen.

Auch Abel zeigte sich nicht gerade von seiner besten Seite. Er kam und ging, wie es ihm gefiel, und war ständig benebelt. Eben noch verhielt er sich gleichgültig gegenüber den Kindern - was sie anfangs mit Freundlichkeit verwechselten -, dann wieder versetzte er ihnen Kopfnüsse und Tritte, wenn die Wirkung der Drogen nachließ. »Pass auf«, warnte ihn Haregewoin mehr als ein Mal. »Benimm dich den Kleinen gegenüber anständig.«

Daher war sie vielleicht von allen am meisten enttäuscht, als sie Abel eines Abends in der Einfahrt erwischte, wie er vorsichtig Benzin aus dem Tank ihres Autos absaugte und die Dämpfe aus einem Eimer inhalierte, während Yonas und einige der kleinen Mädchen das Ganze aus der Nähe beobachteten. Als wäre er Zeuge eines naturwissenschaftlichen Experiments, fragte Yonas ihn aus. »Wie kann das Auto ohne Benzin fahren?«, hörte sie sein hohes Stimmchen.

Haregewoin sah sich gezwungen, am nächsten Morgen ihre Freunde bei MMM anzurufen. »Sie müssen Abel wieder holen, ich kann nichts für ihn tun.«

»Ja, *Waizero* Haregewoin, ich verstehe«, sagte der Leiter. »Ich wollte Sie ohnehin heute anrufen.«

Aus dem Transporter, der nachmittags kam, um Abel mitzunehmen, stieg ein kleines Mädchens namens Rahel Jidda, das gerade erst Waise geworden war und jedes Mal aufsah, wenn jemand den Raum betrat, voller Hoffnung, dass es seine Mutter sein könnte.

Abel stakste wie ein großer Vogel langsam zur Haustür hinaus, er trug kein Gepäck bei sich und sah sich nicht ein Mal um. »*Ciao*, Abel!«, rief Genet, als Abel sich duckte, um in den Transporter zu klettern. »Bis bald!«, fügte sie hinzu, um Haregewoin zu ärgern. Dann schmolte sie für den Rest des Tages. »Alte Hexe«, murmelte sie. Sie raffte ihr Kissen und ihre Decke vom Boden in Haregewoins Zimmer und brachte sie zurück in das andere Schlafzimmer, um es wieder für sich zu reklamieren.

Haregewoin aber lief zu dem Transporter, der gerade zurückstieß, schob die Tür auf und beugte sich vor, um Abel zum Abschied auf beide Wangen zu küssen. Der junge Mann mochte

sie enttäuscht haben und sie selbst schien an ihm gescheitert zu sein, dennoch versetzte es ihr einen Stich, dass er ging.

Und dann war da Genet. Nach Abels Weggang versuchte Haregewoin, nachgiebiger gegenüber Genet zu sein, um nicht auch an ihr zu scheitern. Aber sie hatte Sorge, dass das Mädchen die kleineren Kinder quälen könnte. Sie hörte, wie Genet sie ausschimpfte, und fragte sich, ob dies von Handgreiflichkeiten begleitet wurde. Die Kinder, die akzeptiert hatten, dass sie niemandem irgendetwas bedeuteten, nahmen es schweigend als etwas hin, das sie verdienten. Sie ließen den Kopf hängen und weinten still. Wenn Genet nachmittags nach Hause kam, unterbrachen die Kinder sogleich jedes Spiel im Hof und suchten die Nähe von Haregewoin.

»Nein«, schrie Haregewoin, als sie das erste Mal sah, wie Genet Rahel Jidda fest in den Oberarm zwickte. »Genet, das muss aufhören. Das darfst du nicht.«

»Dann sag ihr, dass sie meine Sachen in Ruhe lassen soll.«

Einer amerikanischen Krankenschwester, die von der Kirche zu einem längeren Missionsaufenthalt nach Äthiopien geschickt worden war und Haregewoin durch MMM kennengelernt hatte, war es zu einer lieben Gewohnheit geworden, dass sie ein Mal in der Woche bei ihr vorbeischaute. Sie war weiß, Mitte vierzig, hatte eine sonnenverbrannte Haut und einen angenehmen, pragmatischen Umgangston. Sie schien den Eindruck zu haben, dass Haregewoin zu streng mit Genet war. »Vielleicht erwarten Sie zu viel von ihr?«, sagte sie eines Tages, als sie zusammensaßen. »Sie ist noch ein Kind.«

Haregewoin verschluckte sich beinahe an ihrem Tee.

»Ich mag sie sehr gern«, sagte die Krankenschwester.

Haregewoin zog eine Augenbraue hoch und wartete.

»Ich wohne allein in einer Dreizimmerwohnung. Ich habe keine Kinder.

Haregewoin«, sagte sie plötzlich und drehte sich so, dass sie ihr in die Augen sehen konnte. »Was halten Sie davon, wenn ich Genet zu mir nehme? Ich könnte ihre Pflegemutter werden. Glauben Sie, dass MMM damit einverstanden wäre? Würde es Ihnen viel ausmachen, wenn sie nicht mehr bei Ihnen wohnt?«

Das war für Haregewoin der Beweis, dass Gott Gebete manchmal erhörte. »Sie kann eine ziemliche Nervensäge sein«, erwiderte sie lachend. »Glauben Sie, dass Sie mit ihr fertig werden?«

»Ich war selbst einmal in dem Alter! Wollen wir es Genet sagen?«

»Ja«, sagte Haregewoin.

Genet packte ihre Sachen zusammen und zog Ende der Woche aus, dabei machte sie ein Gesicht, als hätte sie schon immer gewusst, dass sie zu Höherem geboren war, als hätte sie nur die Zeit totgeschlagen, bis ihre große Chance kam. Haregewoin hielt lange Genets Hände umschlossen, blickte ihr tief in die Augen, aber Genet kicherte nur, strich sich eine mit Perlen geschmückte Haarsträhne aus der Stirn und sah weg, wobei sie ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden klopfte. »Sei brav«, bat Haregewoin und merkte, dass sie dabei genau wie der Leiter von MMM klang, als er Genet zu ihr gebracht hatte.

Nachdem die Krankenschwester, mit Genet auf dem Beifahrersitz, davongefahren war, sprangen die Kleinen in die Luft und jubelten vor Freude, weil sie endlich von ihrer Unterdrückerin befreit waren.

Haregewoin besaß eine Farbfotografie von Atetegeb mit dem Baby auf dem Arm. Sie ließ sie so weit vergrößern, dass alle Linien in weichen Pastellfarben verschwammen, rahmte das Bild und hängte es über dem Sofa auf. Dann rahmte sie noch ein kleineres Schwarzweißfoto von Atetegeb und Suzie als Jugendliche, wie sie gemeinsam lachten. Unter das Glas schob sie einen Streifen Papier, auf den sie eine Zeile eines Popsongs getippt hatte: »Ohne dich bin auch ich nicht.«

Ein Kind kann nicht ohne Mutter oder Vater leben. Eine Mutter oder ein Vater kann nicht ohne das Kind leben.

Auch wenn Haregewoin mindestens einmal am Tag das Herz schwer wurde, weil sie ihre verstorbene Tochter vermisste, war sie doch mit ihren Kindern glücklich. Die vier Älteren verließen jeden Tag in ihren roten Schulpullovern den Hof und gingen zur Schule; die drei Jüngsten spielten derweil. Sie las ihnen Geschichten vor, brachte ihnen Lieder bei und stampfte zusammen mit ihnen auf den eingeweichten Kleidern in dem großen Waschbottich herum,

nachdem sie Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatten. Mit Kindern machte sogar das Wäschewaschen Spaß.

Als sie zu ihr gekommen waren, hatten sie alle denselben Gesichtsausdruck gehabt: verschreckt, leer, verständnislos. Das eine oder andere Kind hatte sich nicht von der Stelle gerührt, stand verwirrt und misstrauisch da wie ein Kind in einem dunklen Flur, das den Weg zurück ins Bett nicht mehr findet. Aber Haregewoin war überall, sie beugte sich zu den Kindern herunter, freute sich über das zaghafteste Lächeln - oder zumindest das Bemühen, nicht zu weinen - und erwiderte es mit einem breiten, verheißungsvollen Lächeln ihrerseits. Wenn die Kinder voller Trauer und Furcht nachts verängstigt nach »*Amaye!*« riefen, hastete sie zu ihnen, auch wenn sie wusste, dass sie nicht die *amaye* war, nach der sie gerufen hatten. Sie überschüttete sie mit Zärtlichkeiten und kitzelte sie, dann nahm sie sie in den Arm, bis sie wieder einschliefen. Sie wusch und flocht ihnen die Haare, brachte ihnen Schreiben bei. Haregewoin hatte wieder zu lachen gelernt, sie war zufrieden mit ihrem Leben. Innerhalb von ein, zwei Monaten galten die nächtlichen Rufe oft Haregewoin, zumindest machte es den Eindruck, denn wenn eines der verängstigten Kinder Haregewoins Gesicht erkannte, das sich in der Dunkelheit über es beugte, erschrak es nicht mehr und schrie auch nicht, sondern beruhigte sich und lächelte schläfrig.

Suzie schickte jeden Monat Geld. Auch Haregewoins Freunde halfen aus.

Haregewoin nahm kleinere Buchhaltungsaufträge an, die sie spätabends oder frühmorgens beim Licht der Lampe und einer Tasse Tee am Küchentisch erledigen konnte, während die sieben Kinder schliefen.

Aber Haregewoin war es nicht vergönnt, es in aller Ruhe zu genießen, wieder ein paar Kinder großzuziehen. Die grauenvollste Epidemie der Menschheitsgeschichte klopfte an das verbeulte Metalltor zu ihrem Hof, höflich zunächst, wenn auch beharrlich, und dann trommelte sie mit den Fäusten dagegen.

20

Man beobachtete sie.

Rasch verbreitete sich im ganzen Viertel die Nachricht, dass diese Frau Aids-Waisen bei sich aufnahm. (2001 gab es 989 000 Aids-Waisen in Äthiopien, nach Nigeria die meisten weltweit.)

Eines Morgens hörte Haregewoin über das Geschnatter der Kinder, die sich für die Schule fertig machten, hinweg jemanden an das Hoftor klopfen. Ungekämmt und in Plastikschuhen und Hauskleid rief sie »*Abet?* Ja?« durch das Tor.

»Polizei«, sagte eine Männerstimme, und Haregewoin zog die schwere Tür auf.

Zwei Polizeibeamte in Uniform standen davor. In den Armen des Kleineren lag ein zappelndes Bündel. Er hielt es Haregewoin hin. Sie beugte sich vor, zog die Decke weg und sah einen Säugling mit wutverzerrtem Gesicht, weil man es gewagt hatte, ihm eine Decke über den Kopf zu legen.

»Wer ist denn das?«, rief Haregewoin überrascht.

»Wir haben die Kleine gefunden«, sagte der größere der beiden Polizisten. »Jemand hat sie auf der Straße liegen lassen, unter einem Busch.«

Haregewoin schlug sich die Hand vor den Mund.

»Nehmen Sie sie?«, fragte der kleinere Polizist, der Schwierigkeiten hatte, das Kind zu halten, oder vielleicht auch nur so tat, damit Haregewoin es ihm abnahm.

»Ich? Warum bringen Sie sie zu mir? Das arme Ding! Sie müssen sie zum *kebele* bringen!«

»Dort waren wir schon, und man hat uns gesagt, dass wir sie zu Ihnen bringen sollen«, sagte der Polizist und hielt das Baby noch ein bisschen weiter von sich weg.

»Und was ist mit den Mutter-Teresa-Schwestern?«, fragte Haregewoin. »Die haben doch ein Waisenhaus.«

»Sie sind voll, können niemanden mehr aufnehmen.«

Sie hatte gedacht, dass dort Platz für Hunderte von Kindern war; später würde ihr bewusst werden, was es bedeutete, wenn das Mutter-Teresa-Waisenhaus voll war.

»Wenn Sie wenigstens ein paar Tage für sie sorgen könnten, ergibt sich vielleicht eine andere Möglichkeit, wo man sie unterbringen könnte«, sagte der kleinere Polizist und tat wieder so, als könne er das Bündel kaum halten. Das Kind begann zu wimmern.

»Aber es hat mich keiner angerufen und gefragt«, sagte Haregewoin zögernd, sie dachte fieberhaft nach. »Ich bin auf ein Baby nicht eingerichtet.«

»Sie sind doch die Frau, die Aids-Waisen aufnimmt, oder nicht?«, fragte der Größere. Er zog einen Zettel aus seiner Brusttasche. »Entschuldigung. Sind Sie *Waizero* Haregewoin Teferra?«

»Die bin ich«, sagte sie. »Gut, wenn das *kebele* will, dass ich sie nehme, dann geben Sie mir die Kleine. Aber es hätte mich jemand anrufen sollen. Ich habe nicht einmal ein Fläschchen da.«

Die Polizisten nickten dankbar, der Kleinere drückte ihr das strampelnde Kind in die Arme. Sie drehten sich um und gingen zu ihrem Auto, während das Baby versuchte, sich von der Decke zu befreien.

»Einen Moment noch! Wie heißt sie?«, sagte Haregewoin.

Die Polizisten sahen sich an, dann rief der Größere: »Geben Sie ihr einen Namen!« Sie schloss das Tor.

»Kinder, kommt her!«, rief sie. »Ihr habt eine kleine Schwester!«

Das Baby freute sich, wieder Tageslicht zu sehen; es hörte auf zu strampeln, und sein zornrot angelaufenes Gesicht nahm wieder seine normale Farbe an. Als die Kinder um die Kleine herumsprangen, streckte sie ihre Zungenspitze heraus und gluckste.

Haregewoin nannte das unter einem Busch zurückgelassene Kind *Menah*, nach *mena*, was so viel wie nutzlos, ungewollt hieß, ein Mensch ohne Wert. So hatte sie sich selbst noch vor einigen Monaten bezeichnet, als sie sich zum Friedhof und zurück nach Hause geschleppt hatte.

Die nächsten ein, zwei Tage rief niemand an, um Haregewoin mitzuteilen, was sie mit *Menah* machen sollte, und auch nicht im nächsten Monat oder zu einem späteren Zeitpunkt. Es erkundigte sich nicht einmal jemand nach dem Baby.

Jetzt, dachte Haregewoin, habe ich wirklich genug. Das Leben ist schön. Sie beugte sich vor, schob sich das Kind auf den Rücken und schlang ein langes Tuch um sie beide. Als sie sich aufrichtete, blickte Menah mit glänzenden Augen über Haregewoins Schulter auf die anderen Kinder und stieß ein glucksendes Babylachen aus.

Trotz ihres Namens gehörte sie nicht länger zu den wertlosen Menschen!

Genauso wenig wie Haregewoin.

21

Drei Jahre nach Atetegebs Tod (es war mittlerweile Frühling 2001) trug Haregewoin immer noch Schwarz.

Eines Nachmittags klopfte ein Vertreter des *kebele* an ihr Tor. Er wollte ihre kleine Einrichtung inspizieren. Mit ernstem Gesicht und hinter dem Rücken verschränkten Händen ging er umher, steckte hier und dort den Kopf hinein und schüttelte ein paar von den acht Kindern die Hand, was sie zum Kichern brachte. Dann lächelte er, zog sein Revers glatt und erklärte, dass er zufrieden sei. »Sie sind eine gute Frau, *Waizero* Haregewoin«, sagte er. »Es ist an der Zeit, dass Sie Ihre schwarzen Kleider ablegen. Sie sind für diese jungen Menschen eine Mutter, und die sähen Sie bestimmt lieber nicht in Trauerkleidung.«

Sie folgte seinem Rat.

Zwei Tage später schickte er ihr vier neue Kinder.

Eines Nachts wurde sie durch hartnäckiges Klopfen gegen das Hoftor geweckt. Barfuß und im Nachthemd schlich sie sich hin und lauschte. Die afrikanische Nacht war erfüllt vom vielstimmigen Chor der Straßenköter und Ziegen, der Paviane in den fernen Hügeln und der Hyänen und Schakale in den Ebenen. Die metallische Gebirgsluft der Hauptstadt war kalt, so dass sich der raue Betonboden des Hofes unter ihren Füßen warm anfühlte. Ein großer, dünner Mann stand schwankend auf der Straße. Er trug ein Wollsakko und eine Krawatte. Er hatte blutunterlaufene Augen und einen struppigen Schnurrbart. Sie hatte den Eindruck, dass der Mann, der etwa Mitte vierzig war, unter Drogen stand. Später würde sie erfahren, dass er neunundzwanzig Jahre alt war und nie einen Tropfen Alkohol angerührt hatte. In seinen Armen schlief in eine Decke gewickelt ein winziges Mädchen.

»Meine Frau ist gestorben. Ich heiße Theodros. Das ist Betti.«

Haregewoin schnalzte einige Male mit der Zunge, so drückte man in Äthiopien sein Beileid aus.

Betti sei vier, sagte er.

Haregewoin zog ihr Flanellnachthemd enger um sich und stellte sich auf die Zehenspitzen, um sie anzusehen. »Und dann ist sie noch so klein?«, sagte sie.

»Hier«, rief er plötzlich lebhaft, »sehen Sie nur, wie sie vorher war.«

Umständlich zog er mit einer Hand eine Brieftasche hervor und nahm ein paar Fotos von Betti heraus. Sie waren ein Jahr zuvor in einem Fotostudio aufgenommen worden und zeigten ein Mädchen mit glänzenden Augen und Zöpfchen in einem gelben Gymnastikanzug und Tutu. Sie streckte ihren runden Bauch heraus und hielt die Hände in einer Tanzposition über den Kopf. Haregewoin betrachtete auch die vier anderen Positionen; die Fotos waren an den Kanten weich und abgenutzt wie ein altes Kartenspiel.

»Ich bin Bauingenieur«, setzte er noch einmal an, und steckte die Fotos zurück in seine leere Brieftasche. »Ich habe einen College-Abschluss und ein Diplom von der Universität in Addis Abeba. Aber als meine Frau und meine Tochter krank wurden, wollte mir keiner mehr einen Job geben. Ich kann sie nicht ernähren. Ich kann keine Medikamente kaufen.

Ich kann Baupläne erstellen und Bauarbeiten beaufsichtigen. Vielleicht wollen Sie ja etwas bauen?«

»Sie wecken mich mitten in der Nacht auf, um mich nach Arbeit zu fragen?«, fragte Haregewoin.

»Die Leute wollen mir nicht einmal mehr die Hand schütteln. Sie müssen nur einen Blick auf das Kind werfen, und schon wissen sie Bescheid. Sie ist positiv.«

Er sagte nichts über seinen eigenen Gesundheitszustand, wie sie bemerkte. Aber es war offensichtlich, dass es ihm nicht besser als dem Kind ging.

»Wenn ich mit ihr ins Krankenhaus gehe, dann halten sich alle von uns fern, und keiner will mir helfen. Einmal, als sie draußen gespielt hat, fing eine Wunde an ihrer Hand an zu bluten, und die Nachbarn sind rasch zu ihren Kindern gelaufen - »Betti ist hier, schnell, komm rein!«. Sie hat es aufgegeben, mit den anderen Kindern spielen zu wollen.

Bitte, Madam. Ich habe gehört, dass sie den Kindern helfen.

Es wäre nur für kurze Zeit.«

Bis zu diesem Moment hatte Haregewoin gedacht, dass der dünne Mann sie um ein Almosen bitten wollte, um eine Kleinigkeit zu essen, um Geld oder Arbeit. Und sie hätte ihm ohne zu zögern etwas gegeben, und wenn es nur ein Sack Teff (ein endemisches Getreide) aus ihrer Vorratskammer gewesen wäre. Aber jetzt wurde ihr klar, dass er hoffte, sie würde seine Tochter aufnehmen.

Haregewoin ließ sich das schlafende Mädchen in den Arm legen. Er verbeugte sich tief vor ihr und blieb so stehen, die Hände gefaltet. Als sie das Tor mit dem Fuß zustieß, rief der Vater: »Ich komme am Sonntag zu Besuch!« und dann noch einmal, als das Tor schon ins Schloss gefallen war: »Es ist nur für eine kurze Zeit!«

Haregewoin trug Betti ins Bett, aber die vier kleinen Mädchen, die dort bereits schliefen, hatten sich breitgemacht und lagen auf der warmen Stelle, wo sie geschlafen hatte. Sie schob die Kinder mit dem Knie und der Hüfte sanft beiseite und quetschte sich mit der schlafenden Betti an den Rand der Matratze. Sie ließ sich zurücksinken und schlief mit dem neuen Mädchen in den Armen ein.

Als sich Betti am nächsten Morgen in Haregewoins Bett aufsetzte und sich inmitten mehrerer kleiner Mädchen wiederfand statt zu Hause in ihrer Hütte, neben sich den auf dem Boden schlafenden Vater, fing ihre Unterlippe zu beben an. Einige Kinder drängten sich um sie, wollten sie wie ein Baby auf den Armen herumtragen, und Betti protestierte nicht dagegen und wurde in den Hof geschleppt, in dem schon die anderen Kinder spielten.

Wie immer herrschte dort reges Treiben. Die Molltöne der Trauer gingen in dem Trommelwirbel der Kindheit unter: Himmel und Hölle, Schere-Stein-Papier, das Uff! eines schlaffen Fußballs, der in die Luft getreten wurde, nasse Wäsche, die bunt durcheinander auf der Wäscheleine hing, Plastiksuppenlöffel, die über Plastikschüsseln schabten, und das Sirren und Aufschlagen eines Springseils. Ein Eukalyptusbaum in einer Ecke bewegte sich in dem heißen Wind, und seine kleinen, harten Blätter gaben ein helles, raschelndes Geräusch von sich.

Am Nachmittag des folgenden Sonntags klopfte Theodros wie angekündigt an das Stahltor. Betti rannte zu ihm und klammerte sich mit beiden Händen an sein Hosenbein. Theodros bedeutete ihr, dass sie zu ihren neuen Freunden gehen und mit ihnen spielen sollte, aber sie wollte nicht: Sie hatte Angst, dass er verschwinden könnte, wenn sie sich umdrehte. So kam es,

dass ihm auch an diesem Tag die väterliche Freude, seine Tochter inmitten anderer Kinder spielen zu sehen, versagt blieb. Sie lehnte an seinem Bein, während er ihr sanft über den Kopf streichelte, und zusammen beobachteten sie mit einem leicht erstaunten Lächeln, wie die gesunden Kinder im Hof Fußball spielten, wild hin und her rannten und sich dabei anbrüllten und schubsten.

Theodros kam von nun an jeden Sonntag zu Besuch und nahm am Abend wieder Abschied. Betti weinte nicht, wenn ihr Vater zum Tor hinausging, aber sie nuckelte so fest an ihrem Daumen, dass man von ihrem Gesicht - das über die Schulter eines Kindes hinausragte, das sie zum Essen trug - nichts als die riesigen, verängstigten Augen über der Faust sah.

Eines Sonntags blieb Theodros aus. Er schickte Haregewoin eine Nachricht, dass er im Krankenhaus sei.

Einen Monat später kam er wieder, er bewegte sich langsam, und seine Beine knickten bei jedem Schritt ein wie die eines Grashüpfers; er trug dasselbe Wollsakko, nur ohne Krawatte, und er nickte und lächelte allen zu, als sei sein Zeitlupentempo eine besondere Form der Höflichkeit.

Dieses Mal hüpfte Betti, die auch immer kränker wurde, nicht zu ihm. Sie schob erst den einen, dann den anderen Fuß vor, schlurfte über den unebenen Boden, bis sie seine Arme erreicht hatte.

Zu Haregewoins Überraschung nahm Theodros Betti mit, und die beiden blieben einige Monate fort. Später erfuhr sie, dass er Betti eine Weile im Waisenhaus des Ordens von Mutter Teresa untergebracht hatte. Noch ein wenig später erfuhr sie, dass er gehofft hatte, seine Tochter würde dort Aids-Medikamente erhalten, aber es gab keine. Erst ab 2005 waren antiretrovirale Medikamente für Kinder in Äthiopien verfügbar.

Aber davon konnte Theodros nichts wissen. Er wollte das Ende nicht sehen, das doch so klar vor ihm lag; er beharrte darauf, dass ihrer beider Schicksal eine Wendung zum Guten nehmen würde, wenn ihm nur ein neuer Schachzug, eine neue Strategie einfiele.

Eines Sonntagnachmittags kam Theodros wieder zu Besuch. Die Haut spannte sich straff über seinen Wangenknochen, er nickte unablässig, als wolle er zeigen, dass sein Lächeln freundlich gemeint sei und keine Grimasse wegen der enormen Anstrengung. Behutsam ging er

zu einem niedrigen, vorstehenden Rand des Betonbodens und setzte sich dort hin; Betti ließ sich bereitwillig von einem Freund herübertragen und lehnte sich gegen das Bein ihres Vaters.

Beide sahen wie gewohnt den gesunden Kindern zu, die im Hof spielten. Theodros streichelte Betti über die Haare. Und sie, die aufgehört hatte zu wachsen, die kaum die Kraft hatte, wie vor langer Zeit ihre Arme in die fünfte Ballettposition zu bringen, falls sie sich überhaupt daran erinnern konnte, war zufrieden damit, sich an ihn zu lehnen, beide ruhig und friedlich in der Gegenwart des anderen, während sich die Dämmerung über sie senkte.

22

Dass Haregewoin selbst noch immer trauerte, war vielleicht der Grund, warum sie zögerte, warum sie ihre Tür aufhielt, wenn Fremde in der Straße auftauchten und sie um Hilfe baten. Sie erkannte sogleich den Schmerz anderer Trauernder und hätte sie niemals schlecht behandelt.

Manchmal schien es so, als warte auch sie auf jemanden.

Die schmale Lücke in einer undurchdringlichen Mauer - Tür nach Tür schloss sich für die Gepeinigten, die Geistlichen wetterten in ihren Predigten gegen sie, ihre eigenen Familien verleugneten sie ungerührt - war entdeckt worden. Auf irgendeinem Weg hatten die Unberührbaren diese Frau gefunden, die keine Verwünschungen ausstieß, Steine warf oder ihnen mit einem Besen drohte, bevor sie ihnen die Tür vor der Nase zuschlug. Sie kamen mit dem Bus oder auf dem Esel, sie liefen oder humpelten zum Haus von Haregewoin Teferra in einem ärmlichen Viertel in den Hügeln von Addis Abeba.

Erwachsene standen vor Haregewoins Tor auf der steinigen Straße, klopfen höflich, dann warteten sie in dem ausgefransten Schatten eines Wacholders, ein verängstigtes Kind an der Hand.

»Bitte, ich bin krank. Ich habe nichts zu essen für das Kind.«

»Bitte, nehmen Sie sie, wir leben nicht mehr lange.«

»Ich kann ihn nicht großziehen, ich habe kein Geld, und sein Vater ist tot.«

»Ich habe die beiden vor meiner Tür gefunden - ich weiß nicht einmal, wer sie sind.«

Nachbarn oder entfernte Verwandte schubsten einige der verwaorlosten Kinder in Haregewoins Richtung, um sie möglichst schnell loszuwerden; bei anderen weinten Großeltern, die zu arm und zu schwach waren, um sie bei sich zu behalten, und drückten sie an sich.

»Bitte«, sagten die einen.

»Nehmen Sie sie, ich will sie nicht!«, sagten die anderen.

Haregewoin sah die kleinen, bedrückten Gesichter, die Köpfe hingen so tief auf die Brust, als hätten sie sich von den Hälsen gelöst. Wie Getreidesäcke gingen die Kinder von Hand zu Hand. Sie schlichen in den Hof und hielten dabei beschämt den Blick gesenkt.

Eines Tages hupte ein Fahrer aus einem Dorf, das achtzig Kilometer entfernt lag, vor Haregewoins Tor. Sie öffnete es, und der verbeulte Transporter rumpelte über die Steine im Hof. Der Mann stieg aus und schüttelte Haregewoins Hand, schob die Seitentür auf und winkte eine Handvoll Kinder heraus, als wären sie auf einem Schulausflug zum Naturkundemuseum. Die Kinder waren schmutzig, und ihnen lief die Nase, ihre Köpfe juckten, Molluscum contagiosum, Dellwarzen, sprossen wie Pilze um ihre Lippen und Augen. Es waren Kleinkinder dabei, die noch nicht allein vom Trittbrett auf den Boden gelangten. »Warte, wer bist du denn?«, fragte der Fahrer einen kleinen Jungen.

Der Junge erstarrte, dann sagte er überrascht: »Ich bin Natnael!«

Außer ihm gab es niemanden mehr, der seinen Namen kannte.

Manchmal gab ein frisch eingetroffenes Kind jämmerliche Laute des Verlassenseins von sich, heiser vom vielen Rufen nach seiner Mutter; es begann langsam den schrecklichen Verdacht zu hegen, dass seine Mutter nicht mehr kommen würde, und dennoch konnte es nicht aufhören »*Amaye, Amaye*« zu rufen. Haregewoin kauerte sich neben das Kind und flüsterte: »*Ishi, ishi, ish, ish, ish, ish*«, was so viel bedeutete wie: »Alles wird gut, sch, sch, ich weiß, ich weiß, alles wird gut.«

Wenn Haregewoin auf ein Klopfen hin ihr Tor öffnete, stellte sie manchmal fest, dass derjenige, der geklopft hatte, schon geflohen war und ein kleines Kind zurückgelassen hatte, das, belagert von Fliegen, in vollen Windeln auf der Erde hockte.

Haregewoins alte Freunde konnten sich immer noch nicht beruhigen. Sie zog es vor, fremde Kinder in Pflege zu nehmen, statt in einem Büro zu arbeiten, vielleicht sogar in Altersteilzeit?

Aber zu dieser Zeit war die Seuche bereits überall, und es gab in der Stadt so viele Waisen wie Tauben. Waisenkinder trampften aus allen Richtungen in die Hauptstadt. Währenddessen kamen mit jedem Heulen einer Krankenwagensirene, mit jedem Schrei einer Frau, die bei der Geburt starb, mit jedem Gang einer trauernden Familie auf den Friedhof neue Waisen hinzu. Die wenigen Waisenhäuser der Stadt waren ebenso überfüllt wie die Krankenhäuser und die

Schulen. Waisenkinder wurden in Heime für Geisteskranke geschickt, in Armenhäuser, auf Friedhöfe, Müllhalden. Einige lungerten vor den Schulen herum, die sie nicht länger besuchen konnten; früher waren sie nach dem Unterricht aus den Toren geströmt und nach Hause gerannt; jetzt gab es kein Zuhause mehr und - da keiner für die Schulgebühren und -uniformen aufkam - auch keine Schule mehr. Ein vier Jahre altes Mädchen suchte auf der Straße vor dem Kücheneingang des Hotels, in dem seine verstorbene Mutter gearbeitet hatte, nach etwas Essbarem. Die Hotelangestellten ließen neben den Mülltonnen Lebensmittel für sie liegen.

»Ich nehme kleine Kinder bei mir auf, die auf die Straße gesetzt wurden«, erklärte Haregewoin ihren Freunden. Sie hatte keine Ahnung, dass Epidemiologen Statistiken bereinigten; sie hatte keine Ahnung, ob sich außer dem Leiter des MMM und ein paar anderen mitleidigen Seelen jemand der Krise bewusst war. Sie war sich kaum bewusst, dass das, was sie sah, rein formal, tatsächlich eine »Krise« war.

»Sie werden neben Kirchen, neben Polizeirevieren ausgesetzt«, erklärte sie ihren Freunden. »Ich kann nicht nein sagen.«

»Sie sind doch gesund, oder?«, fragten einige ihrer Freunde immer wieder.

»Ja, natürlich sind sie gesund«, rief Haregewoin, die diese Frage nicht mehr hören konnte. »Und selbst wenn sie krank wären, könnte man sich bei ihnen nicht anstecken!«

Aber mit dieser Einsicht war sie dem allgemeinen Kenntnisstand um Jahre voraus. Es war besser, auf die Horde Kinder in ihrem Hof zu deuten und ihren Freunden zu versichern: »Gesund, gesund, gesund!«, als sich mit biedereren Mittelschichtfrauen mittleren Alters über die Feinheiten einer HIV/Aids-Übertragung auseinanderzusetzen.

Und so kamen ihre Freunde weiterhin zu Besuch zu ihr; sie saßen an verregneten Nachmittagen in ihrem Wohnzimmer; sie tranken Kaffee und ließen bescheidene Geldgeschenke da. Es kamen auch alte Freunde von Worku und Paare, mit denen Haregewoin und Worku früher Karten gespielt hatten. Sie waren mittlerweile über die Lebensmitte hinaus; sie hatten die meisten (nicht alle) ihrer Familienmitglieder in Zeiten des Aufstiegs und Falls von Herrschern und Diktatoren, brutaler Kriege und schrecklicher Hungersnöte sicher über die Runden gebracht; sie hatten sich jetzt ein bisschen Ruhe und Frieden verdient. Sie gaben sich mit allem Recht dem Traum hin, dass sich Meles als aufgeklärter Führer erweisen, dass Äthiopien wieder zu den fortschrittlichen Nationen gehören würde. Die Nachricht, dass eine

unaussprechliche Krankheit die Gesundheit und Produktivität von Äthiopiens Bevölkerung zu untergraben drohte, war so grauenvoll, dass sie wenigstens noch eine Weile in dem seligen Zustand der Verdrängung verharren wollten. Durch ihre Besuche signalisierten sie widerstrebend, dass sie Haregewoins Tun akzeptierten, auch wenn manche deutlich zu erkennen gaben, dass sie sie für exzentrisch hielten, und sie wollten nicht gezwungen sein, eines der Kinder tatsächlich anzufassen.

Eines Nachmittags war ein schwaches Kratzen am Hoftor zu hören. »Ich glaube, da ist jemand, *Emama*, Großmutter«, rief ein Kind Haregewoin zu.

Haregewoin begrüßte eine gespenstisch aussehende, junge Frau in einem staubigen Rock. Ihr Gesicht mit den riesigen Augen war eingefallen, und sie machte einen verwirrten Eindruck. Mit einer unvermittelten Bewegung hielt sie ihr einen hübschen, lockenköpfigen Jungen entgegen, der in ihrem schmutzigen Tuch lag.

»Bitte nehmen Sie mein Kind, ich sterbe, er ist zwanzig Tage alt«, sagte sie atemlos.

Haregewoin nahm das Kind und wollte die junge Frau - die nicht älter als neunzehn oder zwanzig sein konnte - auf eine Tasse Tee ins Haus bitten. Vielleicht konnte man ihr helfen, das Kind zu behalten; wenn man ihr ein wenig unter die Arme griff, mit ein bisschen Geld, ein wenig Essen, würde sie vielleicht ihr Auskommen im Viertel finden. Aber in dem Moment drehte sie sich weg und fiel zu Boden. Ihre Brust war aufgebrochen, wie Haregewoin mit Entsetzen sah. Die junge Frau stürzte seitwärts auf die steinige Straße. Haregewoin rief nach Hilfe. Die beiden ältesten Jungen liefen herbei, hoben sie hoch (Sie wog nichts!) und trugen sie in den Hof. Sie war tot.

Nachdem Haregewoin das *kebele* verständigt und darum gebeten hatte, den Leichnam zu holen, setzte sie sich abends mit dem Baby im Schoß hin. Es hatte strahlende Augen, glänzende Löckchen, kirschrote Lippen, aber keinen Namen. Die junge Mutter hatte dem Kind jedes Gran Leben, das in ihr war, gegeben, aber war zu schwach gewesen, seinen Namen auszusprechen.

Das Entsetzen wurde domestiziert, es wurde zu etwas so Alltäglichem, dass nur noch die schauerlichsten Umstände Kommentare hervorriefen. »Siehst du die Kleine dort?«, flüsterte

Haregewoin eines Tages Zewedu zu und deutete auf ein etwa sechsjähriges Mädchen mit wildem Haarschopf, das am Tisch saß und auf das Mittagessen wartete. Sie hieß Nurit. Sie hatte den Kopf zum Tischgebet gesenkt.

»Sie war ein Einzelkind. Sie hat sich mit ihren Eltern ein Bett geteilt. Sie schlief zwischen den beiden. Eines Morgens wachte sie auf und merkte, dass sowohl ihre Mutter als auch der Vater in der Nacht gestorben waren.«

»Führt man nicht einen kalten Krieg gegen uns?«, fragte Zewedu Haregewoin.

Jeden Tag und jede Nacht stieg die Zahl der Toten an und stolperten mehr verängstigte, hungrige, trauernde Kinder aus den Häusern und Dörfern. Und hinter dem grausigen Raubbau, den Aids an Familien, Dörfern und landwirtschaftlichen Gemeinschaften betrieb, lauerte bereits der Tod in anderer Gestalt - in der des Hungers. Die Hungersnot wütete in den Gemeinschaften, die durch Krankheit zu sehr geschwächt waren, um sich darauf vorbereiten und es wie früher überstehen zu können, noch heftiger und vernichtender.

Eines frühen Morgens stand Haregewoin am Tor, trank eine Tasse Kaffee und blickte auf die Hügel mit ihrem hübschen grün-silbernen Patchworkmuster aus Blechdächern und Strohhütten, Maisfeldern und Bambuszäunen, dazwischen herumflatternde gelbe Kanarienvögel und grasende Ziegen mit bimmelnden Glöckchen um den Hals. Nichts an den Lehm- und Strohhütten und den Holzverschlagen war der Moderne entliehen, abgesehen von ein paar Blechteilen und Plastikplanen, die irgendwo in die Bauten hineingeflickt waren. An den vereinzelt, träge durchhängenden Strom- und Telefonleitungen zeigte sich, wie es um die Leistungen der öffentlichen Versorgungsbetriebe bestellt war. Ein Bussard mit weißer Brust und rotem Schwanz stand auf der Spitze eines Telefonmasts, bereit, sich fallen zu lassen.

Haregewoin senkte ihren Blick und entdeckte ein in ein Tuch gewickeltes Neugeborenes neben der Wellblechwand.

Sie war wie vom Donner gerührt. »Lieber Gott, ach, du lieber Gott«, rief sie und nahm das Kind hoch. »Danke, Gott, danke«, sagte sie, als sie feststellte, dass das Kind noch atmete.

In den kommenden Monaten und Jahren würde sie noch ein Neugeborenes vor ihrem Tor finden, und dann noch eines und noch eines und noch eines.

23

Bislang machte keines der Kinder, die man Haregewoin gebracht hatte, den Eindruck, als wäre es dem Tode nahe. Aber ein sehr krankes Kind war auf dem Weg zu ihr.

In einem der ärmsten Viertel von Addis Abeba lebte eine völlig mittellose junge Frau mit einem winzigen, kahlen, quengelnden Baby. Sie wickelte sich und das magere Kind in ein Tuch und schlief auf dem blanken Boden, wo immer es ihr eine mitleidige Seele erlaubte. Manchmal gab man ihnen auch ein Stück Plastikfolie, das sie zum Schutz unter sich ausbreiten konnten. Durch die Ritzen zwischen Lehmwand und Blechdach drang Regen. Tagsüber bettelte die junge Frau in den Straßen. Jeden Birr, den sie bekam, gab sie sofort für etwas zu essen aus. Wenn die Bewohner der armseligen Hütte dann merkten, dass sie nichts zu dem Haushalt beitrug, schickten sie sie weiter. Die junge Frau war zu abgemagert und zu hungrig, um genug Milch für das Baby zu produzieren, das stets unzufrieden und wütend zu sein schien. Wenn es sein Gesicht von ihrer Brust wegdrehte und frustriert losbrüllte, lief es puterrot an, seine Augen traten hervor und es ballte seine kleinen Fäuste. Selbst wenn sie es schaffte, ein Rinnsal Milch aus ihrer Brust zu pressen, war es nicht zufrieden. Sie steckte ihm ein Stückchen Zuckerrohr in den Mund; der Kleine schloss seine Lippen darum und saugte daran, und als nichts herauskam, blickte er finster und fing dann jämmerlich zu schreien an. Er schlief unruhig wie ein alter Mann und schimpfte in seinen Träumen leise auf sie. Er machte sich sogar kaum jemals nass, als könne er sich nicht darauf verlassen, dass sie ihn wieder säuberte, oder als wolle er ihr nicht das Gefühl geben, dass sie etwas richtig machte. Sie war überzeugt, dass das Baby sie nicht mochte. In ihrem Dorf hatten alle sie gemocht; sie hatte mit ihrem breiten Lächeln und ihrer freundlichen Art viele Freunde gewonnen und viel gelacht. Sie hatte nie jemanden so unglücklich gemacht wie dieses Baby. Sie beugte sich über das Kind und weinte bittere Tränen. Der vorzeitige Tod ihres Vaters hatte ihr Leben aus der Bahn geworfen. Jetzt schämte sie sich, dass sie von zu Hause weggegangen war, dass sie mit einem Mann geschlafen hatte, der ihr weisgemacht hatte, er würde sie heiraten. Sie war zu Tode beschämt, dass sie ein Baby, aber keinen Mann hatte, dass sie nicht wusste, was sie tun sollte, damit es dem Baby besser ging. Sie glaubte, dass das zornige Baby namens Ababu dachte: *Welches Pech habe ich doch, dass dieses*

unfähige Mädchen meine Mutter geworden ist statt einer netten, pummeligen, verheirateten Frau aus dem Dorf.

Beschämt und hungrig suchte sie den Verschlag ihrer Großmutter auf - einer verschrobenen alten Frau, so dürr wie das Feuerholz, mit dem sie sich ihren Lebensunterhalt verdiente. Die junge Frau legte Ababu auf die Strohmatte, die den Boden der nach einer Seite hin offenen Hütte ihrer Großmutter - kleiner als ein Buswartehäuschen - bedeckte, dann kniete sie sich hin und bat ihre Großmutter um die Erlaubnis, eine Stunde lang zum Fluss gehen zu können, um ihre Kleider zu waschen und zu baden. Sie beugte den Kopf, wissend, dass die Großmutter sie anfahren würde: »Wie konntest du uns das nur antun und dieses Balg hierherbringen? Warum bist du nicht im Dorf geblieben? Was ist in dich gefahren, dass du dachtest, du könntest in der Stadt ein besseres Leben führen? Jetzt siehst du, wo das geendet hat!« Die in Ungnade gefallene junge Frau kniete vor der alten Frau und wartete darauf, die kraftlosen Schläge der knochigen Fäuste auf ihren Schultern und ihrem Kopf zu spüren, und sie kamen tatsächlich. Sie begriff sie als Erlaubnis. Sie küsste Ababu auf seinen harten, kahlen Kopf und floh. Statt zum Fluss zu gehen und dann zurück zum Verschlag ihrer Großmutter, lief sie barfuß hinauf in die Hügel.

Bei Einbruch der Dämmerung wusste die alte Frau, dass der magere Säugling, ihr Urenkel, bei ihr bleiben würde. Sie wusste auch, dass sie in diesem Fall ihren kärglichen Lebensunterhalt nicht mehr selbst verdienen konnte. Zwölf Stunden am Tag, sieben Tage die Woche wanderte sie auf der Suche nach Feuerholz durch die steilen Hügel rings um die Stadt, dann kehrte sie fast kriechend mit einem riesigen Bündel Äste und Zweige, drei Mal so groß wie sie selbst, auf dem gebeugten Rücken zurück. Sie war ein menschlicher Packesel. Sie und ihresgleichen hatten die Stadt entwaldet; der Regierung gefiel das nicht, aber die Frau hätte nicht gewusst, was sie sonst arbeiten sollte. Und es war auch nicht so, als könnte eine Million Slumbewohner wählen, ob sie mit einem Holzfeuer kochten und heizten oder mit modernen Elektro- oder Gasöfen und -herden. Das Verschwinden der Wälder ließ mittlerweile den Regen ausbleiben, so dass der sowieso schon ausgelaugte Boden noch unfruchtbarer wurde.

Die Kalorien, die die alte Frau dafür aufwendete, die täglichen fünf Birr zu verdienen, entsprachen kaum einem Teller gekochter Bohnen, mit denen sie abends ihren eingesunkenen Bauch auffüllte. Der Vorsprung, den das Leben hatte, war so klein, dass sie nur um ein paar wenige Kalorien dem Verhungern voraus war. Sie war nicht stark genug, um sich bei ihrer

rastlosen Suche nach Feuerholz Ababu auf den Rücken zu binden, genauso wenig konnte sie ihn auf dem Arm tragen, wenn sie sich in der Dämmerung, beladen mit Ästen, zurück in die Stadt schleppte. Daher nahm sie den Platz der jungen Frau in den Straßen ein und bettelte, den ausgemergelten Ababu in einem Tuch auf dem Rücken gebunden. Sie hatte nicht das glatte, hübsche Gesicht ihrer Enkelin, um einen Touristen oder Geschäftsmann zu einer milden Gabe zu verführen (oder gar zu einem intimeren Kontakt). Sie war eine erschöpfte alte Frau. Sie hatte die Welt um nichts als um ein paar Bissen am Abend gebeten; und nun hatte man ihr auch noch diese neue Last aufgebürdet.

Ababu, mittlerweile um die achtzehn Monate alt, klagte und wimmerte nicht mehr, er erwartete nichts mehr. Er blickte seiner Urgroßmutter mit riesigen, verängstigten Augen aus einem eingesunkenen Gesicht über die Schulter, wenn sie ihn auf dem Rücken trug. Er wog nichts, er sagte nichts. Wenn er etwas zu essen bekam, war das ein unverhofftes Geschenk. Die Alte fütterte ihn: zweimal am Tag kaute sie gekochte Bohnen für ihn vor und schob sie ihm mit der Zunge in den Mund. Das war sein Babybrei. Bohnen waren ihrer beider einzige Nahrung. Teilnahmslos lag er in ihrem Schoß und öffnete seinen Mund. Seine trüben Augen sahen nichts. Wie eine Vogelmutter beugte sie sich über ihn und stopfte ihm die Nahrung in den offenen Schnabel. Sie hatte ihn gern. Aber sie glaubte nicht, dass er lange leben würde.

Als sie eines Tages herumlief und den Straßenrand nach irgendetwas absuchte, das man essen oder für einen Birr verkaufen konnte, kam sie an Haregewoins offenem Tor vorbei und sah die Kinder im Hof. »Ist das eine Schule?«, fragte sie einen Passanten.

»Nein, hier wohnt eine Frau, die Waisenkinder aufnimmt«, wurde ihr erklärt.

Sie stand vor dem Tor und blickte in den Hof. Sie sah, wie sich Haregewoin pfeifend einen Weg durch die Kinderschar bahnte, so wie eine Bäuerin einen Haufen Hühner zur Seite scheuchte.

Sie schleppte sich zu der Einfahrt und rief leise, um Haregewoins Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie hob Ababu vom Rücken, wagte sich ein paar Meter weiter vor und rief: »Das ist Ababu! Da ist er! Nehmen Sie ihn!« Dann setzte sie ihn auf den Boden und humpelte rasch die Straße hinunter.

»Warten Sie! Wie heißen Sie denn?«, rief Haregewoin.

»Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!«, rief die alte Frau, ohne sich auch nur umzusehen.

»Kennen Sie die Frau?«, fragte Haregewoin die Leute auf der Straße.

»Ja. Sie wohnt in Ketchene, sie ist *Enchut teshukemah*, eine Holzsammlerin.«

Haregewoin sah zu dem Kind hinab, das, ohne einen Laut von sich zu geben, zur Seite gekippt war. Als sie den Jungen hochhob, stellte sie fest, dass er leicht wie eine Feder war. Sein großer Kopf wackelte auf den mageren Schultern vor und zurück.

»Die alte Bettlerin hat ihn nicht geküsst«, erzählte Haregewoin ihren Freunden. »Sie hat sich nicht von ihm verabschiedet. Sie hat genug von dem Jungen. Sie setzt ihn auf den Boden - zack! - einfach so, ruft: ›Das ist Ababu! Da ist er!‹ und läuft weg.

Er hat nicht geweint. Er hat nichts gesagt und sich nicht gerührt. Er hat nicht einmal ›Mama‹ oder ›Papa‹ gerufen. Er konnte nichts sagen. Wenn man ihm zu essen gibt, merkt man, dass er lange Zeit gehungert hat.«

Ein solches Kind zittert vor Verlangen, wenn man einen Teller mit Essen vor es stellt.

Haregewoin kannte ein sehr nahrhaftes Rezept, um ein halb verhungertes Kind aufzupäppeln. Sie zerdrückte Bohnen und Kerne in Milch und fütterte Ababu alle paar Stunden damit, gefolgt von einem Fläschchen Kuhmilch. Nachts jammerte er erbärmlich. Sie hörte ihn, stand auf, zerdrückte die Bohnen, bereitete das Fläschchen zu und fütterte ihn zweimal pro Nacht.

Er hat Durchfall, bemerkte sie. *Er muss immer noch Hunger haben.*

»Wie haben sich alle aufgeregt, als ich Ababu zu mir nahm«, erzählte sie mir. »Jeder brüllte mich an. ›Der Junge stirbt! Warum nimmst du diesen Jungen nur auf? Gib ihn dem *kebele*.‹ Ich erwiderte bloß, dass Gott einen Grund hatte, ihn zu mir zu schicken, und dass ich ihn behalten würde.«

Früher einmal hatte sie gedacht, sie könnte so etwas nie wieder tun - am Bett eines ihrer sterbenden Kinder sitzen -, aber jetzt, da es so weit war, wusste sie, dass sie es konnte. Denn die Alternative war noch schlimmer: Ababu in einem der städtischen Krankenhäuser abzugeben, die chronisch unterversorgt waren mit Geld, Pflegepersonal, Ausrüstung und

Betten, würde genauso den Tod des Jungen bedeuten, allerdings wäre er dort allein und ohne Liebe.

Das wilde Treiben in Haus und Hof - die gesunden Kinder, die überall herumflitzten und spielten, und die jungen Betreuerinnen, die überall zugange waren - umtoste Ababu wie ein Sturmwind. Er konnte nicht an dem Leben der anderen Kinder teilnehmen, er konnte es nur an sich vorbeiziehen lassen. Aber er hatte einen winzigen Funken eigenes Leben. Wenn Haregewoin ihm ein Brötchen gab, kaute er darauf herum. Wenn sie ihn hochnahm und ihn streichelte und küsste, schnurrte er.

Ababu saß zusammengekrümmt auf einem sonnigen Fleckchen auf dem Boden, bis er von der bloßen Anstrengung, sitzen zu bleiben, völlig erschöpft war. Haregewoin trug ihn zurück in sein Bettchen, schlief und mit glasigen Augen wie ein Stofftier lag er in ihren Armen. Als sie ihn hinlegte, streckte er im letzten Moment seinen mageren Hals nach oben, in Erwartung eines Kusses, den er auch bekam.

24

»Hat Ihr Programm einen Namen?«, fragte ein Vertreter des *kebele*.

»Mein Programm?«, fragte sie verwirrt, nicht ganz sicher, was er meinte.

»Nun ja, Sie betreiben jetzt ein Kinderheim. Es wäre gut, wenn Sie ihm einen Namen geben würden.«

Also gab sie ihm einen Namen: *Atetegeb Worku Metasebia Welage Aleba Histanet Merj Mahber*.

Der Atetegeb-Worku-Verein zur Unterstützung von Waisen.

Haregewoin konnte einen zahnлückigen, mageren älteren Mann aus der Nachbarschaft als *zabania*, Wächter, für ihr Heim gewinnen und bot ihm als Gegenleistung freie Verpflegung und einen Blechverschlag, in dem er schlafen und seine Tücher und sonstigen Besitztümer unterbringen konnte.

Haregewoin nutzte ihre Erfahrungen aus der Arbeit in der Verwaltung und legte von jedem Kind, das neu eintraf, eine Akte mit allen verfügbaren Daten an. Diese Akten bewahrte sie in chronologischer Reihenfolge in einem Büroschrank auf:

Männlicher Säugling, drei Monate, in der Churchill-Straße gefunden, von der Polizei gebracht. Hat den Namen Yonas bekommen.

Neugeborenes Mädchen, auf der Straße gefunden, von der Polizei gebracht. Name Yemisrach.

Masresha Mesfin, neun, nach dem Tod der Mutter von der Großmutter gebracht; Vater bereits länger tot.

Esublew Abayneh, acht, Schwester Betelhem, drei, von einem Mitarbeiter des kebele abgeliefert, nachdem man festgestellt hat, dass sie allein sind.

Mihret Tadesse, zehn, von ihrer Mutter gebracht, die sehr arm und schwer an Aids erkrankt war.

Zunächst lebten sieben Kinder bei Haregewoin, dann zwölf, dann fünfzehn, dann achtzehn. Es gab inzwischen vier Schlafzimmer: zwei im Haupthaus, zwei im größeren Nebenhaus. Sie ließ einen rostigen Güterwaggon auf ihren Hof schleppen. Nachdem man auf einer Seite eine Tür in die Wand geschnitten hatte, dient er als Esszimmer und Klassenraum für die jüngeren Kinder. Haregewoin schlief im Zimmer der Säuglinge und kleinen Mädchen, ein paar lagen bei ihr im Bett, und im Lauf der Nacht wurden es immer mehr.

Der Platz an ihrer Seite war für die kleine Menah reserviert, die die Polizei bei ihr abgeliefert hatte. Menah war ein fröhliches Baby und mochte es, vor dem Einschlafen zu schmusen und zu spielen. Umgeben von den warmen Körpern der anderen schlafenden Kinder, sahen sich Menah und Haregewoin in der Dämmerung manchmal in die Augen; dann schloss Haregewoin die Augen und tat so, als wäre sie eingeschlafen, nur um sie unvermittelt wieder aufzureißen. Menah lachte dann laut, ein glucksendes Baby-lachen. Haregewoin musste sie schnell beruhigen, damit sie nicht die ganze Bande aufweckte, und drückte sie lächelnd fest an sich.

2003 gab es in Äthiopien mehr als eine Million Aids-Waisen. In Haregewoins Haus lebten vierundzwanzig davon, und weitere Kinder waren auf dem Weg dorthin.

Die fünfjährige Mekdes Asnake wohnte zusammen mit ihrem Großvater Addisu, ihrer Tante Fasika und ihrem kleinen Bruder Yabsira in einer Hütte in einer Hüttensiedlung außerhalb der Stadt. Die Wände bestanden aus Lehm und Stroh, die Fenster waren rechteckige Löcher. Manchmal hatte die Familie Feuerholz; wenn sie keines hatte, war der Aschering der Feuerstelle auf dem Boden schwarz und in der Hütte blieb es kalt. Sie ernährten sich das ganze Jahr über von Eiern.

Asnake, der verstorbene Vater der Kinder, hatte als Tagelöhner auf einer Kaffeeplantage gearbeitet. Eines Tages, als Mekdes drei oder vier Jahre alt gewesen war und ungeduldig darauf gewartet hatte, dass er nach Hause kam und mit ihr spielte, hatte sie etwas Seltsames beobachtet: Er hatte sich dem Haus genähert, dann hatte er sich plötzlich hingekniet und eine Weile ausgestreckt auf der staubigen Erde gelegen, bevor er wieder aufgestanden und ins Haus gekommen war.

Später, als ihr Vater krank wurde, glaubte Mekdes, dass er sich die Krankheit an diesem Tag geholt hatte, von dem schmutzigen Boden. In den folgenden Monaten wurde er immer dünner,

und in seinen Augen stand ein überraschter Ausdruck. Auf seiner Haut bildeten sich dicke schwarze Blasen, die aufbrachen, und am Tag schrie er vor Schmerz und in der Nacht wimmerte er vor sich hin. Mekdes dachte, er würde wieder gesund werden. Eines Nachts wachte sie erschrocken von den Klagelauten auf, die ihre Mutter Mulu, über den ausgemergelten Körper Asnakes gebeugt, von sich gab.

Mekdes hatte den Tod von Asnake noch nicht verwunden, als in den Augen ihrer Mutter der gleiche traurige, überraschte Ausdruck erschien. Nachts drückten sich Mekdes und Yabsira unter den Decken eng an ihre Mutter. Tagsüber plapperte Mekdes, damals vier Jahre alt, ununterbrochen auf ihre Mutter ein, damit sie wieder fröhlicher wurde. Sie erzählte ihr Neuigkeiten von den Hühnern im Hof oder von den Kindern auf der Straße. Früher hatten solche Geschichten ihre Mutter zum Lachen gebracht. Aber jetzt wurde Mulu immer stiller; auch sie war von Blasen übersät; ihre Augen quollen hervor, und die Lider bewegten sich kaum noch; ihre Stimme wurde rau. Obwohl sie erschreckend mager war, wollte sie nichts essen.

Mekdes half ihrer Mutter, indem sie mit wichtigen Besorgungen zu den Nachbarn lief und sich um Yabsira kümmerte, der zwanzig Monate jünger als sie war. Obwohl er mehr als halb so viel wog wie sie, trug sie ihn auf der Hüfte herum, wie es zuvor ihre Mutter getan hatte. Wenn sie Yabsira fütterte, stellte sie auch ihrer Mutter einen Teller hin und nahm ihn, unberührt, wie er war, später wieder weg. Wenn es Zeit war, ins Bett zu gehen, erwiderte Mulu Mekdes' heftige Umarmungen und Küsse kaum; sie hatte die Augen geöffnet, aber sie reagierte nicht. Dann bewegte sie sich eines Nachts überhaupt nicht mehr, und Mekdes wurde klar, dass ihre Mutter gestorben war.

Yabsira war genauso fröhlich wie immer. Wenn er nackt aus der Hütte entwischte, liefen Mekdes und Addisu hinter ihm her, und alle drei umarmten sich und lachten. Seinen Vater hatte Yabsira schon fast vergessen und seine Mutter war bettlägerig gewesen, so lange er denken konnte. Mekdes jedoch vergaß nichts.

Eines Morgens im November 2003 bemerkte Mekdes, dass ihr Großvater niedergedrückter Stimmung war. Ihre Tante Fasika, die Schwester ihres Vaters, war ebenfalls merkwürdig still. Als unerwartet ihre andere Tante, Zewdenesh, die Schwester ihrer Mutter, die Hütte betrat, freuten sich die Kinder, aber auch sie wirkte niedergeschlagen.

Ein paar Tage zuvor hatte Fasika Mekdes die Haare zu Zöpfchen geflochten; jetzt strich Addisu Mekdes zärtlich mit der Hand über den Kopf. Er war ein dünner Mann mit einem schmalen, unrasierten Gesicht und trug einen weichen Fischerhut, ein kariertes Hemd, ausgebleichene Hosen und einen grauen Wollumhang. Mekdes trug das, worin sie geschlafen hatte - ein gestreiftes T-Shirt und gestreifte Leggings. Abgesehen von einer hellblauen Baumwollbluse waren das die einzigen Sachen, die sie besaß. Addisu bedeutete Mekdes, sie solle ihre blaue Bluse anziehen, weil es kalt sei und sie nach draußen gehen würde.

Der Großvater tätschelte den beiden Kindern den Kopf und zog und zupfte an ihrer Kleidung herum, dann beugte er sich zu Mekdes und gab ihr einen festen Kuss auf jede Wange und senkte den Kopf noch etwas tiefer, um das Gleiche bei Yabsira zu tun, dem die Nase lief. Jede der beiden Tanten nahm ein Kind an die Hand, und die Familie trat hinaus vor die Hütte.

Dort wartete ein älterer religiöser Führer auf sie, Haj Mohammed Jemal Abdulsebur. Er trug ein gebügeltes Khakihemd und eine Khakihose und dazu eine blaue Kappe. Die beiden alten Männer - der Kirchenmann und der Großvater - schüttelten einander die Hand auf jene respektvolle Art, bei der die linke Hand den rechten Unterarm stützt, als würde die Ehre des Handschlags schwer wiegen. Haj geleitete die beiden jungen Frauen und die Kinder zu der unbefestigten Straße. Mekdes verabschiedete sich nicht von ihrem Großvater. Sie wusste nicht, dass sie ihn verließ. Das Grüppchen ging hügelabwärts, in Richtung der gepflasterten Straße mit der Bushaltestelle.

Ich war an diesem Nachmittag bei Haregewoin, umgeben von kreischenden Kindern, denen ich eine Überraschung aus Amerika mitgebracht hatte: Raketenballons! Diese Ballons sahen aus wie kleine Luftschiffe, waren schwer aufzublasen, und wenn man sie losließ, sausten sie über den Köpfen waagrecht durch die Luft und gaben dabei ein zischendes Geräusch von sich. Hin und wieder landete einer der Ballons in den Ästen eines Baums oder auf einem Dach oder traf jemandem im Rücken. Egal, wo, die Kinder bogen sich vor Lachen. Manchmal wand sich ein Ballon vor den Füßen der Kinder im Staub, während das letzte bisschen Luft aus ihm entwich. Sie quietschen und rannten aufgeregt hinter jedem Ballon her. In gespielter Angst hüpfen sie auf und ab, wenn ein Ballon auf dem Boden landete und sich um ihre Knöchel schlängelte. Platzte ein Ballon, flitzten die Kinder los, um die einzelnen Stücke aufzulesen. Ein Stückchen

Plastikhaut von einem Raketenballon war für die meisten von ihnen praktisch das erste Spielzeug, das sie jemals besessen hatten.

In diesem Moment der Ausgelassenheit betrat eine kleine, bedrückt aussehende Gruppe den Hof und blieb steif und förmlich neben den Waschbottichen und Wäscheleinen stehen. Haj Mohammed und zwei junge hübsche Frauen mit schlichten Kopftüchern und langen Röcken standen mit zwei Kindern abwartend da. Ihre Förmlichkeit sagte mir, dass es sich um eine ernste Angelegenheit handelte: Ich nahm an, dass sie die Kinder hierlassen wollten.

Haregewoin eilte über den Hof, um sie zu begrüßen, wobei sie sich im Laufen die Hände an der Schürze abwischte.

Mekdes beobachtete mit ängstlichen Augen die vielen Kinder, die kreuz und quer auf dem Hof herumliefen und spielten. War das eine Schule? Sie wollte gern in die Schule gehen. Aber die Kinder trugen keine Schuluniform. Sie fürchtete sich; sie zog die Schultern ein und versuchte, sich hinter dem runden Kopf ihres Bruders zu verstecken.

Nach allgemeinem Händeschütteln, Begrüßungsküssen und einem mit bedrückten Gesichtern geführten Gespräch zwischen den Erwachsenen, wandten sich Haj und die beiden jungen Frauen wieder zum Gehen. Mekdes spürte plötzlich die Leere in ihrem Rücken, und ihr wurde bewusst, dass ihre Tanten nicht mehr hinter ihr standen - die beiden gingen auf den Ausgang zu! Mekdes stieß einen Schrei aus und rannte ihnen hinterher. Wie sollte sie allein den Weg nach Hause zu ihrem Großvater finden? Tante Fasika und Tante Zewdenesh drehten sich um; sie strichen Mekdes übers Gesicht, küssten sie ein ums andere Mal und sagten ihr Lebewohl.

Haregewoin trat zu ihnen und fasste Mekdes am Arm, hielt sie zurück, als die Tanten durch das Metalltor auf die Straße traten, und schloss es hinter ihnen.

Mekdes war außer sich vor Kummer und Angst. Man ließ sie zurück! Sie bog den Rücken durch und stemmte sich gegen Haregewoin. Sie befreite sich aus ihrem Griff, fiel rückwärts auf den Boden und wand sich dort kreischend hin und her.

Dann stand sie auf, um hinter ihren Tanten herzulaufen. Sie rannte auf das Metalltor zu und prallte mit einem lauten Knall dagegen; sie fiel zu Boden, sprang sofort wieder auf und rannte erneut gegen das Tor. *Peng*. Sie schrie wie von Sinnen und lief im Kreis herum, stieß hohe

Klagelaute aus, *aii, aii, aii*. Sie wich dem ältlichen Wächter aus und warf sich ein weiteres Mal mit voller Wucht gegen das Tor, wild entschlossen, mittendurch und geradewegs nach Hause zu laufen. *Peng*. Sie wurde zurückgeworfen. Im Schmutz kauern, gab sie sich ihrem Kummer hin; sie kniete vor dem Tor, beugte sich vor, bis ihre Stirn die Erde berührte, grub die Hände in den Staub und ließ ihn auf ihren Hinterkopf und ihren Nacken fallen, als sie ihren Kopf umklammerte. Laut jammernd wiegte sie sich vor und zurück und streckte die Arme flehentlich nach dem Tor aus.

Ich schlüpfte durch das Tor, um nachzusehen, wo die Erwachsenen waren, die Bruder und Schwester abgeliefert hatten. Ich erwartete sie auf der Kuppe des Hügels zu sehen, auf dem Weg nach Hause, aber da standen sie, unmittelbar vor dem Hoftor, ebenfalls von tiefer Trauer beherrscht. Die beiden hübschen Frauen in ihren Zwanzigern hatten die Gesichter mit ihren Tüchern verhüllt, und auch sie wiegten sich vor und zurück und weinten; »*aii, aii, aii*«, klagten sie. Eine hatte die offenen Handflächen gen Himmel gestreckt, als erlebe sie eine Antwort von Gott. Die Augen von Haj Mohammed waren gerötet und gramerfüllt. Die Leute auf der Straße machten einen großen Bogen um sie. Dann hörten wir einen Knall und wussten, dass Mekdes sich erneut gegen das Tor geworfen hatte; und gleich darauf noch einmal. Ich begann ebenfalls zu schluchzen. Ich wühlte in meinem Rucksack. »Ich habe 200 Dollar«, sagte ich zu meinem Fahrer und Freund Selamneh. »Wenn ich ihnen die gebe, könnten sie die Kinder dann wieder mit nach Hause nehmen?«

»Nein«, sagte er. »Es hilft nichts. Sie sind zu arm, um die Kinder großzuziehen.«

Die drei sahen mich mit ihren geröteten Augen an, und ich erwiderte ihren Blick. *Peng!*, ertönte es von der Tür her. Es gab nichts zu sagen. Mit gesenktem Kopf ging ich wieder hinein.

Der Wächter hob Mekdes vom Boden hoch und trug sie zum Haus. Sie gab ihren Widerstand auf und hing schlaff in seinen Armen, als wäre sie plötzlich in Ohnmacht gefallen. Als er trotzdem nicht stehen blieb, begann sie mit unverminderter Heftigkeit wieder zu schreien und um sich zu treten. Haregewoin trat zu ihnen und ließ sich das tobende Kind geben. Mekdes wand sich und schlug um sich und weinte, und Haregewoin nahm die Schläge mit zusammengedrückten Augen, abgewandtem Gesicht und starken Armen hin.

Haregewoin war so etwas gewohnt.

Als ich Haregewoin an diesem Tag verließ, stand Mekdes neben ihr, staubbedeckt, die Augen halb geschlossen, wie benommen. Ich war mit Taschen voller Spielsachen und Schulzeug für mehrere Waisenhäuser nach Äthiopien gekommen, aber die letzten Sachen hatte ich an diesem Vormittag an Haregewoins Kinder verteilt.

Ich wollte ihr unbedingt ein Geschenk geben. Ich suchte in Selamnehs Taxi herum, aber offenbar waren tatsächlich alle Spielsachen weg. Schließlich fand ich im Kofferraum eine der knapp acht Zentimeter großen, hübsch angezogenen Puppen, die McDonald's an seine Gäste verteilte. Beschämt, dass ich nicht mehr zu bieten hatte, hielt ich sie Mekdes hin. Sie schnappte sie sich mit einer blitzschnellen Bewegung. Als die anderen Kinder einen Blick auf die Puppe werfen wollten, stieß Mekdes sie mit den Ellbogen beiseite wie eine Rugbyspielerin. Als ich ging, stand Mekdes da und starrte ausdruckslos vor sich hin. Sie hatte keine Familie mehr, aber dafür hielt sie ein Happy-Meal-Plastikspielzeug von McDonald's in der Hand.

Ich würde sagen, es war das dürftigste Geschenk, das ich jemals jemandem überreicht hatte, hätte ich nicht kurz zuvor ein noch armseligeres gemacht.

Als die Kinder kreischend den Ballons nachgerannt waren, hatte ihnen Haj Mohammed Jemal Abdulsebur mit einem wehmütigen Lächeln dabei zugesehen. Nachdem Fasika und Zewdnesh sich auf den Heimweg gemacht hatten, war er noch einmal zurückgekommen. Er hatte mir unvermittelt auf die Schulter geklopft, zwei Finger in die Höhe gehalten und pantomimisch zwei kleine Köpfe an seiner Seite angedeutet. Ich verstand, dass er Ballons für zwei Kinder bei sich zu Hause haben wollte, vielleicht seine Enkel. Aber ich war missgünstig wegen Haregewoins Kindern, die keinen liebevollen Großvater und kein Zuhause hatten. Deshalb holte ich nur einen Ballon für ihn heraus und dachte dabei, dass sich seine Kinder den teilen könnten. Er bedankte sich mit aneinandergelegten Händen und einer Verbeugung.

Später an diesem Tag erfuhr ich, dass Haj in seinem Heimatdorf ein ärmliches Waisenhaus so ähnlich wie das von Haregewoin betrieb. Er war der Ersatzgroßvater für ungefähr achtzig größere Jungen.

Und ich hatte diesem freundlichen Mann nur einen Ballon gegeben.

Am Tag nach der turbulenten Ankunft von Mekdes Asnake fuhr ich mit Selamneh wieder zu Haregewoin, um das traurige kleine Mädchen zu besuchen. Zewedu war da.

»Sie bekommen keine Ausbildung, sie bekommen gar nichts«, sagte Zewedu verbittert über die Waisen im Hof. »Ihre Eltern sind gestorben, weil sie keine Medikamente hatten, die meisten Eltern hatten nicht einmal genug zu essen.«

Für Zewedu waren sein Unglück und das Äthiopiens eng miteinander verbunden.

»Die EPRDF ist seit 1995 an der Macht, und es gibt in diesem Land immer noch zwölf Millionen Menschen, die nicht mal wissen, ob sie jeden Tag zu essen haben«, sagte er. »Sie müssen sich entscheiden: Sollen wir etwas zum Frühstück essen, oder warten wir bis zum Abendessen? Das Land gehört der Regierung und einer kleinen Elite, der große Rest sind Pächter. Wir sind Bauern. Wir sind zu 60 Prozent Analphabeten. Unter diesen Umständen kann es keine Entwicklung geben.«

Zewedu hatte Dawn of Hope, eine Organisation für HIV-Positive wie ihn, gegründet, damit sich Kranke, die noch genug Kraft hatten, um Schwächere und Sterbende kümmern konnten. Von Anfang an litt die Organisation unter der hohen Sterblichkeitsrate ihrer Mitglieder. Die Leute schlossen sich Zewedu erst dann an, wenn sich ihre Krankheit nicht länger verheimlichen ließ. Die Lebenserwartung neuer Mitglieder wurde in Monaten und Wochen gemessen.

Zewedu hatte gehofft, er könnte eine Kampagne wie die der Treatment Action Campaign (TAC) in Südafrika starten, einer Organisation HIV-Positiver, die inzwischen großen Druck auf die Regierung ausübte und Behandlung und bezahlbare Medikamente forderte und gegen die in der schlecht informierten Öffentlichkeit herrschenden Tabus und Hysterie ankämpfte. Zewedu hatte in der Zeitung Berichte über Demonstrationen in Südafrika gelesen, bei denen Hunderte von Leuten TAC-T-Shirts mit der Aufschrift HIV POSITIV trugen. Selbst Nelson Mandela hatte aus Solidarität eines angezogen.

Aber dazu kam es hier nicht. Die Leute, die sich seiner Gruppe anschlossen - meistens Männer, die nur noch aus Haut und Knochen und aus Schmerzen bestanden -, waren den demütigenden Reaktionen ihrer Familien und der Öffentlichkeit auf ihre Infektion ausgesetzt.

Zewedu saß da und starrte an diesem strahlenden Tag mit düsterem Blick vor sich hin.

Haregewoin führte die widerstrebende Mekdes ins Zimmer. Das kleine Mädchen schien bereits Angst davor zu haben, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Ihr Blick war ausdruckslos, als wäre sie nicht ganz wach. Sie trug dieselben schmutzigen Sachen und dieselben Zöpfe wie am Tag zuvor, aber ihr Gesicht war gewaschen. Ganz sanft hob Selamneh das dünne Mädchen auf seinen Schoß. Mekdes war so verschreckt, dass sie kein Wort herausbrachte. Am liebsten hätte sie ihr Gesicht an seiner Brust verborgen, aber dazu kannte sie ihn nicht gut genug. Also saß sie wie erstarrt da, allem schutzlos ausgeliefert.

Der dreijährige Yabsira kam auf der Suche nach Mekdes ins Zimmer gestürmt, entdeckte sie, ließ sich von Haregewoin umarmen und küssen und wandte sich dann den Spielsachen zu, die verstreut auf dem Boden lagen. Solange er seine Schwester in der Nähe wusste, war er guter Dinge; es blieb der fünf Jahre alten Mekdes überlassen, die neue leere Welt für sie beide zu ordnen.

»Kann sie sich an ihren Vater erinnern?«, fragte ich.

»Kannst du dich an deinen Vater erinnern?«, fragte Selamneh leise auf Amharisch.

Die Lippen in Mekdes' ausdruckslosem Gesicht bewegten sich, aber es war kein Laut zu hören. Instinktiv beugten sich alle Erwachsenen im Zimmer näher zu ihr, um ihr Wispern zu verstehen, das kaum mehr als ein Lufthauch war.

»Der Name meines Vaters war Asnake Addisu«, sagte das wie versteinert wirkende Mädchen.

»Mein Vater ist an Herpes zoster gestorben. Ich war da. Es war in der Nacht.«

»Woran kann sie sich erinnern?«, fragte ich, und Selamneh übersetzte.

»Ich werde meinen Vater nie vergessen«, wisperte Mekdes.

Mit leerem Blick saß sie auf Selamnehs Schoß und grub die Nägel der einen Hand tief in die andere Hand.

»Kannst du dich an deine Mutter erinnern?«

»Der Name meiner Mutter war Mulu Azeze«, sagte die tonlose Stimme. Ihr Gesicht zeigte keine Regung, in ihren braunen Augen war kein Leben, nur die Hände bewegten sich. »Nachdem mein Vater gestorben ist, ist meine Mutter krank geworden und hat Schmerzen gehabt. Und dann ist sie gestorben.«

»Kannst du dich an deine Mutter erinnern, bevor sie krank geworden ist?«

Mit einer Stimme, die so leise war, dass man es nicht einmal mehr als Wispern bezeichnen konnte (aber es gibt kein anderes Wort dafür), sagte sie: »Ich erinnere mich an meine Mutter, wenn ich ihren Namen rufe.«

»Wann rufst du den Namen deiner Mutter?«, fragte Selamneh fast genauso leise.

Nach ein paar Sekunden Schweigen bewegten sich die aufgesprungen Lippen in dem reglosen Gesicht erneut. »Wenn mich jemand schlägt, rufe ich den Namen meiner Mutter.«

»Mekdes, sind sie hier nicht nett zu dir?«, fragte Selamneh.

Nach einer langen Pause flüsterte Mekdes: »Doch, aber es gibt hier eine Regel, die ich nicht mag.«

»Welche Regel meinst du?«

Alle beugten sich vor.

»Ich hab gestern Abend zum ersten Mal Fernsehen geschaut«, flüsterte sie. »Das hat mir gefallen, aber hier gibt es eine Regel.« Sie ließen einen kurzen Schluchzer hören, bevor sie fortfuhr. »Um acht muss man den Fernseher ausmachen und ins Bett gehen. Dabei war ich noch gar nicht fertig mit schauen.«

Als alle Erwachsene im Zimmer in lautes Lachen ausbrachen, zuckte Mekdes zusammen. Wir hatten das beruhigende Gefühl, dass Mekdes trotz der furchtbaren Dinge, die ihr widerfahren waren, ein ganz normales Kind war, das lieber fernsah, als ins Bett zu gehen.

Selbst Zewedu Kopfs schnellte nach oben, dann hellte sich seine Miene auf, und er lachte.

In Äthiopien, das weltweit die zweithöchste Zahl an Aids-Waisen aufweist, verließen mutterlose Kinder die Wohnungen und Hütten in den Städten und die traditionellen Rundhütten (*tukuls*) auf dem Land; sie durchquerten barfuß oder in Plastiksandalen die breiten Täler, sie wichen in den Städten Autos und Bussen aus und klopfen mit ausgestreckter Hand an Wagenfenster. In Lumpen gekleidet, arbeiteten oder bettelten sie, um sich etwas zu essen kaufen zu können; sie waren extrem gefährdet, in die Prostitution gezwungen oder als Hausbedienstete oder Feldarbeiter körperlich oder sexuell missbraucht zu werden. Zwölfjährige Kinder standen plötzlich einem Haushalt vor und waren für jüngere Brüder und Schwestern verantwortlich, einschließlich Säuglinge. Wenn Letztere an Aids oder Unterernährung starben, wurden die älteren Kinder von Schuldgefühlen gequält. Auf der gestampften Erde in Verschlägen und Hütten saßen überall im schönen Äthiopien Kinder mit überkreuzten Beinen beisammen und starben einen leisen Hungertod.

Experten sprechen von »child-headed households«, Haushalten, die von Kindern geführt werden.

Die UNICEF stellte fest, dass die Überlebensstrategie dieser Kinder-Haushalte darin bestand, »weniger zu essen«.⁷⁹

Eines Nachmittags kam ein Geschwisterpaar in Haregewoins Zimmer gestürmt, das sich gegenseitig die heftigsten Beschuldigungen an den Kopf warf. Beide weinten. Beide hatten glänzende schwarze Augen, pechschwarze Haut und Locken und die muskulösen Beine von Läufern. Der Junge, ungefähr neun Jahre alt, beschuldigte seine Schwester, ihn geschlagen zu haben. Haregewoin setzte sich aufs Bett und ließ sie reden.

»Er kommandiert mich herum!«, rief die Schwester, elf Jahre alt. »Ich bin die Ältere! Er hat mir nichts zu sagen!« Sie stampfte wütend mit dem Fuß auf.

»Sie ist ein Mädchen«, sagte der Junge. »Ein Junge ist der Mann in der Familie. Jetzt bin ich der Mann in der Familie. Der Mann hat das Sagen.«

»Du bist nicht der Mann in der Familie. Du bist ein dummer kleiner Junge«, sagte das Mädchen.

»Du musst tun, was ich sage!«, schrie der Junge.

»Nein!«, fiel sie ihm ins Wort und fing vor Zorn wieder an zu heulen. »Ich bin die Ältere. Ich bin seine ältere Schwester. Er hat mir nichts zu sagen.«

Vor Wut konnten sie sich nicht einmal ansehen. Sie hörten auf zu schreien und blickten Haregewoin an.

»Ihr seid die Einzigen, die von eurer ganzen Familie übrig sind?«, fragte sie.

Sie nickten.

Sie nahm ihre Brille ab, rieb sich die Nasenwurzel, dann blickte sie hoch und sagte: »Ihr müsst respektvoll und freundlich miteinander umgehen. Ihr müsst euch gegenseitig achten. Ja, du bist der Junge, und das ist wichtig, aber sie ist die Ältere. Sie ist jetzt deine Mutter. Du musst tun, was sie sagt. Wenn du größer und stärker bist, dann hilfst du ihr. Sie ist deine Schwester und deine Mutter.«

Die Kinder starrten Haregewoin an, zu verblüfft über diesen Schiedsspruch, um etwas zu sagen. Sie hatten eigentlich erwartet, dass einer von ihnen ausgeschimpft werden oder den Hintern versohlt bekommen würde. Stumm und erstaunt sahen sie sich an. Ein paar Sekunden verstrichen, ohne dass etwas passierte. Plötzlich warf sich der Junge seiner Schwester zu Füßen, umfasste ihre Sandalen, küsste sie und bat sie um Verzeihung.

»Geht jetzt«, sagte Haregewoin. Die beiden drehten sich um und rannten hinaus, um weiterzuspielen.

Streitereien unter Geschwistern, die keiner schlichtete, waren nicht das Schlimmste, was elternlosen Kindern widerfahren konnte.

An einem anderen, von monotonem Nieselregen heimgesuchten Nachmittag während der Regenzeit kam ein Anruf für ein Mädchen namens Kedamawit. Haregewoin hatte an diesem Tag Besuch von zwei älteren Damen in traditionellen weißen Gewändern und Tüchern. Eine von ihnen hatte an einer Kette eine Lesebrille um den Hals hängen. Beide saßen im behaglichen

Halbdunkel und tranken Kaffee. Sara, die HIV-positive ehemalige Studentin, der Haregewoin Zuflucht gewährt hatte, nahm den Anruf entgegen und ging dann zur Tür, um Kedamawit zu rufen. Wenn Haregewoin ans Telefon gegangen wäre, hätte sie sich vielleicht selbst um den Anrufer gekümmert.

Ein mageres, ungekämmtes Mädchen in einem zerrissenen T-Shirt und zu kleinen Jeans kam ins Zimmer, ihm folgte seine ängstliche kleine Schwester Meseret. Die Achtjährige nahm den Hörer und fing unmittelbar darauf an, zu zittern und zu schreien und zu weinen; sie schlug sich mit der flachen Hand ins Gesicht und weinte heftig. Kedamawit war außer sich vor Angst, geradezu panisch; ihr Mund war ein riesiges ovales Loch, aus dem klägliche Laute drangen. Die trockenen, verfilzten Haare standen ihr vom Kopf ab, auf ihrer Haut erschienen weiße Flecken, die zu glühen schienen, während sie laut heulte. Sie warf den Hörer auf den Tisch, schlang die Arme um sich und wiegte sich vor und zurück. Meseret, die kleine Schwester, riss verängstigt den Mund auf und fing ebenfalls an zu weinen, wobei nicht klar war, ob sie etwas von dem Telefongespräch mitbekommen hatte oder nur durch die Verzweiflung ihrer großen Schwester verschreckt war. Haregewoin kam ins Zimmer geeilt, packte den Telefonhörer und rief etwas hinein. Nachdem sie aufgelegt hatte, nahm sie die beiden kleinen Mädchen in die Arme und streichelte sie. Kedamawit kreischte und raufte sich die Haare; Meseret klammerte sich furchtsam und verwirrt an sie und Haregewoin.

Die älteren Frauen sahen sich bekümmert an: Hatten die Kinder gerade vom Tod ihrer Mutter erfahren?

Haregewoin warf ihren Freundinnen einen raschen Blick zu und schüttelte den Kopf. Sie sagte leise etwas zu den beiden Mädchen und schickte sie nach nebenan ins Schlafzimmer, in dem an der Wand entlang geschenkte gebrauchte Kleidung aufgestapelt war. »Geht und sucht euch etwas Neues zum Anziehen aus«, sagte sie, und sie rannten plattfüßig, mit eingezogenen Zehen und unter neuerlichem Schluchzen ins Schlafzimmer und schlugen die Tür hinter sich zu. Sara folgte ihnen, um ihnen zu helfen.

Ihre Mutter war nicht eben erst gestorben. Sie war bereits vor einem halben Jahr gestorben. Es war fast noch schlimmer.

Kedamawit und Meseret, sieben und fünf Jahre alt, wohnten allein in einem Haus mit einem Zimmer, das ihre Eltern gemietet hatten. Es lag in einem Hof aus festgestampfter Erde, den es sich mit ähnlichen Häuschen teilte. Es gab eine gemeinschaftliche Kochstelle in der Mitte des Hofes und eine Gemeinschaftslatrine mit Blechwänden und einem Dach aus Ästen. Alte Frauen in langen Röcken passten auf das Feuer auf und machten Schüsseln aus Ton, die sie auf dem Markt verkauften.

Als zuerst der Vater der Kinder an Aids starb und dann die Mutter, wurden ihre Leichen von irgendwelchen Fremden vom *kebele* abgeholt. Nachbarn und entfernte Verwandte statteten hastige Beileidsbesuche ab; auf dem hölzernen Tisch wurden Teller mit Essen gestellt; jemand schenkte den beiden eine Decke; dann gingen alle wieder. Niemand sagte Kedamawit und Meseret, was sie tun oder wohin sie gehen sollten, also blieben sie allein in dem Haus. Eine Nachbarin brachte ihnen ein Mal am Tag etwas zu essen, ihre einzige Mahlzeit. Auf dem Hof gab ihnen eine alte Frau mit großen Lücken zwischen den schwarzen Zähnen, die sie stets fröhlich grüßte, hin und wieder in einer angeschlagenen Tasse Tee. Sie wurden nicht von der Schule ausgeschlossen, also fassten sie sich jeden Morgen an der Hand und gingen die Gasse hinunter zum Unterricht.

Nach der Schule kamen sie zurück in das leere Haus, aßen das kalte Essen, das die Nachbarin dagelassen hatte, hängten Rock und Pullover ihrer Schuluniform über die beiden hölzernen Stühle im Haus, zogen lange, weite T-Shirts als Nachthemden an und gingen ins Bett. Zum Schutz vor der kalten nächtlichen Gebirgsluft und den unheimlichen Geräuschen schlangen sie die Arme umeinander. Sie weinten um ihre Eltern, aber wenn sie ihren Tränen freien Lauf ließen und »*Amaye! Abaye!*« wimmerten, fühlten sie sich nur noch schlechter. Deshalb versuchte Kedamawit, sich Meseret gegenüber mehr wie eine Mutter zu verhalten; sie sang ihr die Lieder vor, die früher ihre Mutter gesungen hatte, und strich Meseret über den Kopf, wie es ihre Mutter getan hatte. So ging es ihnen etwas besser. Wenn sie Angst bekamen - vor Einbrechern, vor Hyänen, vor streunenden Hunden -, stand Kedamawit auf, klemmte einen Stuhl unter die Türklinke und sprang schnell wieder ins Bett. Sie versuchten, gleichzeitig einzuschlafen, damit keine von ihnen allein war.

Es gab einen Onkel.

Das *kebele* forderte den Onkel auf, sich um die Kinder zu kümmern. »Nehmen Sie sie zu sich?«, wurde er gefragt.

»Nein, meine Herren, das geht wirklich nicht«, sagte er. »Ich habe eine Frau und selbst Kinder.«

Aids, schwang unausgesprochen mit.

»Dann müssen Sie ihnen Geld geben, um für ihr Wohl zu sorgen.«

Eines Nachts klopfte der Onkel an die Tür des Hauses seines verstorbenen Halbbruders und schlüpfte hinein. »Alles in Ordnung, ich bin es«, rief er munter. Als er die Arme ausbreitete, sprangen die beiden kleinen Mädchen aus dem Bett und liefen zu ihm, um ihn zu umarmen. Er setzte sich und nahm sie auf den Schoß, kitzelte sie unter den Armen, rieb seine raue Wange an ihren Gesichtern; sie waren verlegen - sie kannten ihn nicht besonders gut -, aber sie kicherten und taten so, als freuten sie sich.

»Kennt ihr mich?«, fragte er.

»Onkel«, sagten sie.

»Gut! Braucht ihr irgendetwas?«

Sie zuckten die Schultern. Sie musterten sein Gesicht, suchten nach Ähnlichkeiten mit *Abaye*. Sie sahen einander an und lächelten aufgeregt.

»Gut, gut«, wiederholte er nach ein paar Minuten. Er stand auf, ließ sie von seinem Schoß rutschen und sah ihnen zu, wie sie wieder ins Bett gingen. Dann zog er einen Geldschein aus der Tasche und legte ihn auf den Holztisch. Am nächsten Morgen rannte *Kedamawit* zur Nachbarin und gab ihr das Geld. Die Frau steckte es in ihre Schürzentasche. An diesen Nachmittag lagen neben dem gewohnten, mit einem Tuch bedeckten Teller mit Essen zwei glänzende Äpfel auf dem Tisch. Die runden roten Äpfel ließen den ganzen Raum leuchten. Die Kinder hatten noch nie zuvor einen frischen Apfel gegessen. Sie beschlossen, einen zu essen und den anderen aufzuheben. Abwechselnd knabberten sie an der Schale und drangen dann zu dem saftigen süßen Fleisch vor. Sie aßen ihn ganz auf, ließen nur den Stiel übrig. Dann beschlossen sie, den zweiten Apfel zu essen.

Am nächsten Nachmittag fanden sie zwei Bananen.

Und am übernächsten Nachmittag blaue Trauben auf einem Blechteller.

Der Onkel kam wieder.

Als er dieses Mal kam, war es nach Mitternacht. Alles ringsum schlief. Er klopfte nicht. Als er neben dem Bett seiner Nichten stand, schüttelte er Kedamawit an der Schulter. »Steh auf«, befahl er. Schläfrig kroch sie aus dem Bett. Er setzte sich auf den Stuhl, fasste sie um die Taille und zog sie zu sich. »Zieh dich aus.«

»Warum?«

»Du hast mich gehört. Ich habe gesagt, du sollst dich ausziehen. Komm, ich helf dir, zieh das Hemd aus.«

Verschlafen dachte sie, er hätte ihnen als Geschenk neue Anziehsachen mitgebracht. Sie sollte etwas anprobieren. Sie hob die Arme und ließ sich das große T-Shirt über den Kopf ziehen. Sie erstarrte, als er ihr die Unterhose herunterzog.

Am Morgen sah sie, dass er erneut Geld auf den Tisch gelegt hatte.

Zwei Nächte später kam er wieder. Er musste sich mit aller Kraft gegen die Tür werfen, damit der eingeklemmte Stuhl umfiel. Er mühte sich eine ganze Weile unter viel Gepolter damit ab und war wütend, als er schließlich ins Zimmer kam. Dieses Mal fand er Kedamawit hellwach und am ganzen Körper zitternd vor. Er zog den Stuhl neben das Bett. »Steh auf«, sagte er. Sie gab einen wimmernden Laut von sich und gehorchte nicht. »Ich habe gesagt, steh auf, oder ich wecke *sie* auf. Willst du das? Mir ist es egal.« Sie stand auf.

Als er danach ging und einen Birr (neun Cent) auf den Tisch warf, sagte er: »Das nächste Mal erwarte ich, dass der Stuhl nicht mehr im Weg steht. Lass ihn, wo er hingehört: hier.« Er schob ihn mit einer so heftigen Bewegung unter den Tisch, dass er beinahe umkippte. »Hier sieht es aus wie in einem Schweinestall«, beschwerte er sich, bevor er das Zimmer verließ. »Mach gefälligst sauber.«

Viele Monate lang kam er an ein, zwei Tagen in der Woche. Einmal kam er Sonntagvormittag und brachte seine beiden kleinen Söhne mit, die Cousins der Mädchen. Er begrüßte mit viel Getue alle Nachbarn, schüttelte Hände, nahm Beileidsbekundungen entgegen. Er hatte einen

zugedeckten Teller dabei, Essen, das seine Frau zubereitet hatte, und hielt ihn in die Höhe, damit jeder sehen konnte, was für ein großzügiges Geschenk er mitgebracht hatte.

»Warum kommt der Onkel immer so spät in der Nacht?«, wollte Meseret von Kadamawit wissen. An der Art, wie sie fragte, konnte Kadamawit erkennen, dass Meseret nachts aufwachte und alles mitbekam.

»Sag es ihr«, sagte Meseret und meinte damit die Nachbarin. Das war eine gute Idee.

Kadamawit zupfte die Frau am Rock, als sie Wäsche aufhängte. »Mein Onkel zieht mir die Unterhose aus«, sagte sie.

»Was?«

»Was hat sie gesagt?«, fragte Meseret, als Kadamawit wieder ins Haus gelaufen kam.

»Sie hat die Polizei angerufen, und die haben gesagt, was wir machen sollen«, sagte Kadamawit. »Heute Nacht soll ich alles anziehen, was wir haben, wenn wir ins Bett gehen. Und wenn der Onkel kommt, soll ich nach der Nachbarin rufen, und dann kommt sie und bringt alle ihre Freundinnen mit.«

Dahinter steckte die Überlegung, dass der Onkel bei einer zusätzlichen Schicht Kleidung länger brauchen würde, um das Kind auszuziehen, so dass es Zeit hatte, zu schreien und die Nachbarn zu alarmieren.

Sie zog Meserets Schuluniform unter ihre eigene und darüber das lange braune Kleid und das Baumwolltuch ihrer Mutter. Die beiden Mädchen mussten lachen, als eine dicke Kadamawit durch das Zimmer watschelte. Im Bett schmiegte Meseret sich mit geschlossenen Augen an sie, sog den Geruch des Kleides ein und dachte an ihre Mutter.

In dieser Nacht kam der Onkel nicht, und auch nicht in den folgenden Nächten. Die Nachbarin schaute jeden Abend vorbei und sagte: »Du rufst nach mir, wenn du mich brauchst, ja? Alle sind bereit.«

Kadamawit begann zu glauben, dass es vorbei war, dass die Kleidung ihren Onkel irgendwie fernhielt. Aber dann kam er. Sie schlief tief und fest und wachte erschrocken auf, als er sie gegen die Schulter stieß.

»Steh auf«, sagte er. »He, was sollen die vielen Kleider?«

»Mir war kalt«, sagte sie.

»Zieh dich aus.«

Ihre Kehle war wie zugeschnürt, sie hatte zu viel Angst, um zu schreien.

»Beeil dich«, sagte er.

Sie versuchte, Meseret zu schubsen, als sie aufstand, damit sie aufwachte und an ihrer Stelle schreien konnte, aber Meseret wachte nicht auf.

Kedamawits begann mit zitternden Händen an ihren Knöpfen herumzufummeln und spürte den gierigen Blick ihres Onkel auf sich ruhen. Er stieß sie auf den Boden und machte sich selbst daran, sie auszuziehen. Als sie hinfiel, machte sie einen tiefen, verzweifelten Atemzug, schloss die Augen und schrie. Es war ein gewaltiger, lauter Schrei - sie hatte nicht gewusst, dass sie zu einem solchen Schrei fähig war. Meseret richtete sich sofort im Bett auf und begann ebenfalls zu schreien.

Die Nachbarinnen kamen barfuß über den Hof gelaufen, stürzten durch die Tür, hoben ihre Laternen in die Höhe und sahen den großen Mann rittlings auf dem Kind, das am Boden lag, sitzen.

»Was machen Sie da?«, brüllten sie.

»Sie sollten sich in Grund und Boden schämen!«, schrie eine.

»Sie sollten denken: ›Wenn mich jetzt meine Mutter sehen könnte!‹«, schrie eine andere.

»Ich habe nur geschaut, ob die Kinder schlafen«, stammelte der Onkel und versuchte, seinen Kopf vor ihren Hieben zu schützen. Er rannte aus dem Zimmer und zog im Laufen seine Hose hoch, während die Frauen ihre Handys hervorholten und die Polizei riefen. Meseret begann zu weinen. Kedamawit weinte nicht, sondern verfolgte erstaunt das Geschehen.

Die Nachbarin von nebenan nahm die Mädchen in dieser Nacht mit zu sich nach Hause, und am nächsten Morgen ging sie mit ihnen zur Polizei. Die Polizei rief bei Haregewoin an. »Können Sie die Kinder bitte aufnehmen?« Und sie tat es.

Der Onkel war aufs Land geflohen, wo er sich lange versteckt hielt. Er erfuhr, dass die Mädchen von ihren Eltern ein Stück Land auf dem Dorf geerbt hatten. Er wollte dieses Stück Land für sich, aber dazu brauchte er die Unterschriften der Mädchen.

»Er ist zurück nach Addis gekommen und tut alles, um die Kinder in die Hand zu bekommen«, erzählte Haregewoin ihren Freundinnen. »Er braucht ihre Unterschriften, damit er ihr Land verkaufen kann. Vergangene Woche ist er sogar hier aufgetaucht.

Als er das erste Mal kam, hatten wir keine Ahnung, wer er ist, aber als wir uns zu den Kindern umdrehten, waren sie weggerannt, um sich zu verstecken. Da wussten wir, dass er der Onkel ist.«

Als er das nächste Mal kam, ließ Haregewoin ihn nicht herein.

»Warum sind Sie gekommen?«, rief sie durch die Tür.

»Um die Kinder zu besuchen.«

»Sie haben die Kinder nicht hergebracht; das war die Polizei.«

»Sie sind meine Kinder. Das *kebele* hat gesagt, ich soll sie mit zu mir nach Hause nehmen.«

»Sie werden gesucht. Ich rufe jetzt die Polizei.«

Der Mann flüchtete und versteckte sich wieder auf dem Land.

Der Anruf, der die Kinder an diesem Nachmittag so verstört hatte, war von ihrer ehemaligen Nachbarin gekommen.

Die Nachbarin hatte den Onkel um das Haus herumschleichen sehen, deshalb hatte sie Kedamawit angerufen, um sie zu warnen und ihr zu sagen, dass der Onkel wieder in der Stadt war.

Die Kinder kamen in sauberen Sachen und mit trockenen Gesichtern aus Haregewoins Zimmer. Hin und wieder entfuhr ihnen noch ein Schluchzer, und sie hielten sich an den Händen, als sie wieder zum Spielen nach draußen gingen.

»Was willst du jetzt unternehmen?«, fragten die Damen ernst.

»Oh, ich habe schon etwas unternommen«, sagte Haregewoin. »Ich habe der Polizei gesagt, wo er ist. Sie sollten ihn besser festnehmen. Dieser Onkel ist ein sehr böser Mann. Ich werde

ihn auf keinen Fall in die Nähe der Kinder lassen. Ich suche ihnen ein neues Zuhause, und dann findet er sie nicht mehr. Ich suche neue Eltern für sie, die dafür sorgen, dass die Kinder ihr Geld bekommen. Der Onkel kann mir keine Angst machen.«

Ich begann mich zu fragen, was bei mir zu Hause geschehen würde, wenn es in unserem hübschen Viertel keine Erwachsenen mehr gäbe, die auf die Kinder aufpassen und sie beschützen.

Wenn eine Seuche Mütter, Väter, Schuldirektoren und Schülerlotsen, Kinderärzte und Trainer, Lehrer und Pfarrer, Chorleiter und die Vertreter von Kinderschutzorganisationen dahinraffen würde, wären die Kinder in Nordamerika, Europa und Australien dann sicherer als ihre schutzlosen Altersgenossen in Afrika und Asien? Würden unsere Kinder weiterhin ihre Hausaufgaben machen und zur rechten Zeit ins Bett gehen, Sport treiben und ein Instrument spielen lernen, religiöse Feiertage einhalten, vorsichtig fahren, ihre Ausbildung mit Auszeichnung abschließen, auf Colleges und Universitäten gehen, einen Beruf ergreifen, den richtigen Partner wählen und Kinder großziehen, wenn sie das alles allein machen müssten?

Jemand hat mir einmal von einem Fernsehspot im Rahmen einer Aufklärungskampagne über Aids in Afrika erzählt. Ich konnte ihn mir genau vorstellen, wenn ich ihn auch nie gesehen habe: Ein blonder amerikanischer Junge in Bluejeans, T-Shirt und Turnschuhen fährt auf seinem Fahrrad den Bürgersteig entlang, biegt in die Einfahrt zu seinem Haus ein, lässt sein Fahrrad ins Gras fallen und springt die Stufen zur Eingangstür hinauf. Sie führt in ein sauberes und behagliches Haus mit Bildern an den Wänden, bunten Kissen auf den Sofas, Schirmen in einem Messingständer - alles ist still. »Mom«, ruft er. »Mom, bist du zu Hause? Dad? Hallo, ist irgendjemand da?« Er geht durch alle Räume; die Arbeitsflächen in der Küche sind blitzblank, auf dem Tisch im Esszimmer steht eine Vase mit Blumen, auf dem Klavier liegt aufgeschlagen ein Notenheft. Aber es ist niemand zu Hause. Der Spot wird ausgeblendet, während der Junge die Treppe hinaufgeht und erneut ruft: »Ich bin wieder da! Wo steckt ihr denn alle?«

Und eine tiefe Stimme aus dem Off sagt: »Das ist zwölf Millionen afrikanischen Kindern widerfahren. Was würden Sie tun, wenn das in Ihrem Viertel passieren würde?«

Aber ich weiß nicht, ob es tatsächlich eine solche Aufklärungskampagne gegeben hat oder ob ich mir das nur eingebildet habe.

Haregewoin vertraute darauf, dass sie die beiden Schwestern vor den Nachstellungen ihres Onkels schützen konnte.

Sie vertraute darauf, dass sie alle schützen und ernähren konnte, all die Kinder, die zu Fuß, mit Eselskarren, Taxis oder Lastwagen zu ihr gebracht wurden; zumindest vertraute sie darauf, bis die schiere Anzahl von Kindern - mehr als dreißig im Jahr 2003 - ihre mütterlichen Fähigkeiten zu übersteigen begann.

(Neuerdings rückte man in der alten, von Mauern aus dem 16. Jahrhundert umgebenen Stadt Harar dem Aids-Waisenproblem mit einer Strategie zu Leibe, die darin bestand, dass ein Sozialarbeiter eine Gruppe von Kindern einsammelte, einen Lastwagen auslieh, nach Addis Abeba fuhr und die Kinder bei Haregewoin ablieferte. Manchmal wurde sie nur wenige Stunden vorher benachrichtigt, dass sie auf dem Weg zu ihr waren.)

Haregewoin war bei dem, was sie tat, ganz auf sich gestellt. Sie erhielt keine Unterstützung zum Unterhalt der Waisen vom Staat - weder auf kommunaler noch auf übergeordneter Ebene.

Sie wusste nichts über die Folgen sexuellen Missbrauchs für ein Kind. Sie bot Kedamawit an, sich etwas Hübsches aus dem Berg gebrauchter Kleidung auszusuchen, und versprach, den Onkel fernzuhalten. Ende der Krisenintervention.

Weder schickte man einen Sozialarbeiter, eine Krankenschwester oder einen Psychologen zu ihr, noch erhielt sie jemals eine Unterweisung in grundlegenden Fragen der Betreuung und Erziehung von Pflegekindern, kindlicher Entwicklung oder Gesundheitsvorsorge. Sie wusste alles über Trauer - mit Trauer hatte sie Erfahrung -, aber niemand brachte ihr etwas über moderne Prinzipien im Umgang mit Kindern bei, die durch den Tod von Eltern und Geschwistern traumatisiert waren. Sie wusste nichts über Kindheitstraumata.

Sie erhielt keine geschäftliche Unterweisung. Niemand vermaß ihr Haus und ihr Grundstück und teilte ihr die Kinder entsprechend dem zur Verfügung stehenden Platz, der Anzahl der Betten und dem Budget zu.

Ihr stand kein Supervisor zur Seite, kein Verwalter, kein Berater.

Die einzige Form von Strafe, die sie kannte, bestand in Schlägen, entweder mit der Hand oder einem Zweig, den man von einem Baum riss.

Keiner beriet sie bei der Aufstellung des Speiseplans. Irgendjemand hatte ihr erzählt, dass HIV-positive Kinder grünes Gemüse essen sollten, also legte sie sich einen Vorrat an Konserven mit Erbsen zu und löffelte sie den Kindern, die am kränksten zu sein schienen, über den Reis.

Niemand bot Haregewoin Unterstützung bei der Wahl des Personals. Niemand überprüfte die Fingerabdrücke oder das Vorstrafenregister von Bewerbern um Stellen, die mit ein paar Cent am Tag entlohnt wurden. Es kam ihr nie in den Sinn, dass Kinder, die es geschafft hatten, sich bei ihr in Sicherheit zu bringen, noch in irgendeiner Weise verletzbar sein könnten.

Die Regierung gab Haregewoin Teferra nur eines: die Genehmigung, Pflegekinder aufzunehmen. Die gaben sie ihr umsonst.

Im Grunde machte Haregewoin Teferra also so weiter, wie sie begonnen hatte: Sie war eine nette Frau aus der Nachbarschaft.

Beflügelt von der Wendung, die ihr Leben genommen hatte, wieder mit einem Ziel vor Augen, bat sie den Wächter, den Namen *Atetegeb Worku Metasebia Welage Aleba Histanet Merj Mahber* mit weißer Farbe auf ein Stück Blech zu malen. Da er nicht schreiben konnte, übernahm einer der größeren Jungen im Haus diese Aufgabe für ihn. Anschließend bat Haregewoin den Wächter, das Schild draußen neben dem Tor aufzuhängen.

Er warnte sie. »Das macht es den Leuten leichter, Sie zu finden.«

»Wenn die Kinder nicht zu mir kommen«, gab sie schroff zurück, »wo, in Gottes Namen, landen sie denn dann?«

Bamlak, Junge, vier Jahre, Vater verstorben, Mutter tot. Aus Harar.

Miret, Mädchen, zwanzig Monate. Vater verstorben, Mutter krank. Aus Harar.

Edlawit, drei Jahre, Mädchen. Vater verstorben, Mutter verstorben. Harar.

Roto, ein Jahr, Mutter verstorben, niemand will ihn aufnehmen. Harar.

Einige Leute begannen sich jedoch wie der Wächter besorgt zu fragen, ob sich ihre alte Freundin nicht zu viel zumutete.

Nachts betete Haregewoin zu Gott und bat ihn um Essen.

Manchmal wurden ihre Gebete erhört. Ein Bauer machte auf dem Weg in die Stadt mit seinem klapprigen Lastwagen einen Umweg und ließ einen Sack Kartoffeln oder Getreide oder Eier da. Auf dem Markt bot ihr ein Händler, der von ihrem Heim wusste, Obst mit Druckstellen oder schon etwas welkes Gemüse zu einem sehr viel niedrigeren Preis an. Eine beliebte Sängerin aus dem Viertel teilte Haregewoin mit, dass sie den Lohn (18 Dollar im Monat) für ein paar junge Frauen aus dem Viertel übernehmen würde, die als Pflegerinnen bei ihr arbeiteten. Suzie teilte treu ihr Gehalt mit ihrer Mutter, und Haregewoins alte Freundinnen steckten ihr hin und wieder einen gefalteten Schein zu, den sie vom Haushaltsgeld abgeknappst hatten. Bei jedem dieser Geschenke schloss Haregewoin die Augen, streckte die Hände aus und sagte: »Danke, Gott.«

Sie verkaufte alles, was keinen praktischen Nutzen hatte, darunter fast ihre gesamte Kleidung. Jedes Schmuckstück, jedes Buch, jedes Armband, jede Schallplatte brachte sie fort. Von dem Geld kaufte sie Bohnen. Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, wenn sie - in einem verzinkten Bottich im Hof bis zu den Knöcheln in der Lauge auf kleinen Hemden und Unterhosen und Socken herumstampfend - daran dachte, dass sie und Worku einmal eine Waschmaschine besessen hatten.

Ihre Sparmaßnahmen reichten nicht aus. Sie und die Kinder lebten von Kohl, Linsen und dünnem Tee. Abends, wenn die Kinder über Bauchweh klagten, schickte sie sie ins Bett, manchmal in einem barschen oder ärgerlichen Ton, der ihr später leidtat.

Mit geballten Fäusten und voller Zorn begann Haregewoin nachts mit sich selbst zu schimpfen. *Keine Kinder mehr.* Sie schlug sich auf den Schenkel, um dem Vorsatz Nachdruck zu verleihen. *Du kannst kein weiteres Kind mehr aufnehmen. Wir werden alle verhungern, wenn du weiter jedem die Tür aufmachst.* Sie betete darum, dass sie ihren Auftrag nicht falsch verstanden hatte. Sie versuchte, die Kinder anderswo unterzubringen, ihnen ein Zuhause zu geben, aber sie gelangte zu derselben Feststellung wie einst der Leiter von MMM, als er flehentlich zu ihr

gesagt hatte: »*Waizero* Haregewoin, es gibt sonst niemanden.« Gut, es gab ein paar Heime, aber die waren wie ihres allesamt überfüllt.

Haregewoin und Worku hatten früher zwei Autos besessen, ein schönes Haus mit Badezimmer, Gasherd, Telefon und Fernseher. Jetzt begann sie zu befürchten, dass sie zu schnell zu tief gesunken war, sich selbst in Schwierigkeiten gebracht und die Verantwortung für zu viele Kinder übernommen hatte. Die Leute sagten anerkennend: »Ach, Sie sind eine so gute Frau, eine so gute Christin.« Aber sie hatte Angst, dass sie logen und in Wahrheit dachten: Diese Frau ist so dumm. Am Ende wird sie mehr Schaden anrichten, als Gutes tun.

In jedem Zimmer und in jedem Bett schliefen zu viele Kinder.

Jeden Tag standen neue Kinder vor ihrer Tür, voller Hoffnung. Ältere Leute kamen auf Ochsenkarren oder zu Fuß vom Land und brachten kleine Kinder zu dem Haus in der Hauptstadt, wo Aids-Waisen nicht weggeschickt wurden. Jeden Tag nahm sie die Neuankömmlinge mit offenen Armen auf - jedem Kind gab sie das Gefühl, es sei erwünscht, als wäre es das Einzige gewesen, was noch gefehlt hatte, um das Glück in ihrem Heim perfekt zu machen. Sie beugte sich nach unten und versuchte, dem Kind ein Lächeln zu entlocken oder wenigstens seine Tränen zum Versiegen zu bringen. Jede Nacht lag sie verstört in einem Gewirr von kleinen Armen und Beinen in ihrem Bett.

Ist da draußen jemand?

Begreift irgendjemand, was in unserem Land vor sich geht?

Eines Nachts schlug jemand gegen das Hoftor, ein wütendes Hämmern statt des zögerlichen Klopfens eines traurigen Erwachsenen, der im Begriff war, ihr ein Kind zu übergeben.

»Ja?«, rief Haregewoin heiser, als sie im Nachthemd davorstand.

»Hier ist Ahmed. Sie haben meine Tochter da drin!«, schrie ein Mann.

»Wer ist Ihre Tochter?«

»Meskerem Ahmed.«

»Warum kommen Sie so spät?«

»Sie muss wieder nach Hause.«

»Sie haben sie nicht hergebracht. MMM hat sie hergebracht. Lassen Sie sich ein Schreiben von MMM geben.«

Sie wartete, aber es kam keine Antwort. Er war weggegangen.

Am nächsten Nachmittag kam er zurück und schwenkte das Schreiben. »Wenigstens kommen Sie dieses Mal zu einer angemessenen Zeit«, sagte sie spitz und öffnete ihm das Tor. »Meskerem!«, rief sie. »Du hast Besuch!«

Aber Meskerem - das Mädchen mit den dichten Augenbrauen, eines der ersten Kinder, die MMM ihr anvertraut hatte - lief ihrem Vater nicht entgegen, um ihn zu umarmen. Sie blieb in sicherem Abstand an der Haustür stehen.

»Komm, Meskerem«, rief er. »Es ist an der Zeit, nach Hause zurückzukehren.«

»Nein!«, brüllte das sanftmütige Mädchen zur Verblüffung aller. Niemand hatte Meskerem bis jetzt jemals die Stimme erheben hören. Sie war zurückhaltend und eine ausgezeichnete Schülerin. Schutzsuchend klammerte sie sich an die Hand ihrer besten Freundin Selamawit.

»Na los, Meskerem«, wiederholte er. »Sei ein braves Mädchen.«

»Nein!«, brüllte sie erneut. »Warum kommst du jetzt zu mir? Warum bist du nicht zu meiner Mutter gekommen, bevor sie gestorben ist? Weißt du, wie es mir in der ganzen Zeit gegangen ist?«

Haregewoin hörte mit offenem Mund zu. Meskerem war jetzt acht Jahre alt; wer hätte gedacht, dass sie zu so viel Widerstand fähig war?

»Hat deine Frau vielleicht ein Kind bekommen?«, fragte Meskerem höhnisch von der Tür aus. »Brauchst du Hilfe im Haus? Brauchst du mich zum Wassertragen? Warum hast du dich vorher nicht um mich gekümmert?«

Damit habe er nicht gerechnet, dachte Haregewoin verwundert. Damit habe nicht einmal ich gerechnet.

»Ich zwingen sie, mitzugehen«, erklärte Ahmed Haregewoin.

»O nein, das tun Sie nicht«, sagte Haregewoin. »Sie geht nur mit, wenn sie das will.«

»Meskerem!«, rief er erneut.

»Ich denke, Sie gehen jetzt besser, Ahmed«, sagte Haregewoin.

»Das melde ich bei der Polizei«, sagte er.

»Nur zu.«

Am nächsten Tag rief ein Polizeibeamter an und forderte Haregewoin auf, Meskerem zu einem Treffen mit ihrem Vater aufs Polizeirevier zu bringen. Fest untergehakt betraten sie das Revier. »Wer ist diese Frau?«, wurde Meskerem von dem Beamten gefragt, an den Ahmed sich wegen des Sorgerechts gewandt hatte.

Meskerem klammerte sich an Haregewoins Hand und sagte: »Sie ist meine Mutter.«

Der Beamte warf einen Blick auf seine Unterlagen. »Hier steht, dass deine Mutter tot ist.«

»Ja, sie ist gestorben, aber ich habe eine neue Mutter bekommen. Ich bin wie ein eigenes Kind für sie. Ich würde eher sterben, als diese Frau zu verlassen.«

»MMM hat sie zu mir gebracht«, sagte Haregewoin. »Es war der Wunsch des ältesten Sohnes ihrer Mutter, Meskerems Halbbruder.«

»Was sagen Sie dazu?«, fragte der Beamte Ahmed.

»Sie gehört zu mir«, sagte er.

»Wenn das Kind nicht bei Ihnen leben will, dürfen Sie es nicht dazu zwingen«, sagte der Beamte. »Wenn sie mitgehen will, kann sie gehen. Ansonsten bleibt sie da, wohin sie der Sohn ihrer Mutter gebracht hat. Haben Sie eine Beschwerde gegen die Pflegemutter vorzubringen? Nein? Dann hören Sie auf, Ihre Tochter zu verfolgen.« Er zwang Ahmed, ein Dokument zu unterschreiben, mit dem er Haregewoin das Sorgerecht übertrug.

An Meskerems Geburtstag erschien bei Haregewoin Ahmeds junge Frau mit einem frischgebackenen Brot als Geschenk. »Was soll das?«, fuhr Meskerem sie an. »Siehst du nicht, dass meine Mutter eine Party für mich gibt?«

Ich hätte nie damit gerechnet, sie einmal so reden zu hören!, dachte Haregewoin erneut.

Als die Stiefmutter das Brot ablegte, konnten alle sehen, dass sie schwanger war.

»Aha!«, schrie Meskerem und deutete auf sie. »Deshalb wollt ihr mich.«

Meskerem blieb, hatte aber immer Angst, man könnte sie von Haregewoin wegholen. Haregewoin machte sich ihrerseits Sorgen, allerdings anderer Art. Meskerem war ein wunderbares, kluges Mädchen. Welche Zukunft erwartete sie? In diesem Land waren Mädchen und Frauen zu einem rückständigen Leben verurteilt. In vielen Familien wurden Mädchen beschnitten; Mädchen wurde eine Ausbildung verweigert, und sie wurden bereits im Kindesalter verheiratet. Ihre mangelnde Bildung, ihre Armut, die ständigen Schwangerschaften, ihr früher Tod brachte großes Leid mit sich. Haregewoin empfand Mitleid mit der jungen Frau von Ahmed, die jetzt tatsächlich keine Hilfe haben würde, die selbst fast noch ein Mädchen war, die allein ihre Kinder großziehen und den Haushalt führen und den größten Teil des Geldes verdienen würde und dabei nicht einmal auf die Hilfe eines achtjährigen Mädchens zählen konnte.

Und Haregewoin haderte mit sich selbst, weil sie nicht mehr für Meskerem getan hatte, das Kind, das wie eine dritte Tochter für sie war. Wenn ich mit ihr aufgehört hätte, wenn ich nur Meskerem und Selamawit aufgenommen hätte, dann hätte ich sie wie Suzie und Atetegeb großziehen können, dachte sie. Aber was habe ich ihnen stattdessen angetan. Die Mädchen waren zwar fröhlich, aber sie liefen zerlumpt herum und gingen nicht in die Schule.

Ich habe sie von der Straße aufgelesen, aber wozu?, dachte Haregewoin ärgerlich. Halt, halt, halt, halt. *Keine weiteren Kinder mehr.*

»O nein, bitte nicht«, stöhnte Haregewoin und wollte dem alten Ehepaar vom Land, das mit einem kleinen Mädchen vor ihr stand, schon die Tür vor der Nase zuschlagen, um ihren in der Nacht zuvor gefassten Vorsätzen treu zu bleiben.

»Ich kann keines mehr aufnehmen. Wirklich, es geht nicht«, sagte Haregewoin in flehendem Ton und vermied es geflissentlich, das Kind anzusehen.

»Sie ist nicht unser Kind«, erwiderten sie in ihrem schweren Dialekt.

»Sondern?«

»Ihre Familie wohnte in einer *kojo*, einer Strohhütte, auf unserem Land«, sagte die Frau. »Soweit ich weiß, ist ihr Vater voriges Jahr gestorben, aber ich bin nicht ganz sicher, und die Mutter ist letzte Woche gestorben. Wir haben ihr etwas zu essen gegeben, aber sie kann nicht

allein bleiben, und wir haben keinen Platz für sie. Unsere eigenen Töchter sind daran gestorben, und wir müssen uns um unsere Enkel kümmern. Aber sie« - sie deutete auf das Mädchen - »steht immer wieder vor unserer Tür. Kaum, dass wir sie zurück nach Hause gebracht haben, ist sie wieder da.«

Während sie widerstrebend zuhörte, griff Haregewoin geistesabwesend in ihre Schürzentasche und holte ein Brötchen hervor. Sie gab es dem schmutzigen kleinen Mädchen, das es nahm, sich auf den Boden setzte und zu kauen begann. Sie war ungefähr vier Jahre alt. Sie glaubten, dass sie Ruhima hieß.

»Gibt es denn keine Großeltern?«

»Kann schon sein, aber wir wissen nichts über die Leute.«

»Hast du eine Großmutter, Ruhima?«, fragte Haregewoin.

»Ow« - ja -, sagte sie mit vollem Mund.

»Wie heißt sie?«

Das Mädchen blickte kurz auf, dachte nach und sagte: »*Ayatie*«, Oma.

Die Erwachsenen sahen sich an und mussten unwillkürlich lächeln.

»Hören Sie«, sagte Haregewoin. »Ich habe wirklich keinen Platz für sie. Ich weiß nicht, wo sie schlafen soll.«

Das Paar blickte zu Boden, zu beschämt, um ihr in die Augen zu sehen. Der Mann kaute auf der Innenseite seiner Wange herum. Sie waren mager und zerlumpt.

»Haben Sie versucht, die Großeltern zu finden?«, fragte Haregewoin.

»Wir haben überall herumgefragt«, sagte die Frau. »Niemand kennt das Kind.«

Nein, die Wahrheit ist, dass wegen der Krankheit, an der seine Eltern gestorben sind, niemand das Kind haben will, dachte Haregewoin.

»Gut, dann bringen wir es hier zum *kebele*«, sagte der Mann. »Die werden mehr tun als bei uns.«

»Um Gottes willen«, sagte Haregewoin. »das *kebele* wird es mir schicken.«

»Ja«, sagte der Mann, »das haben wir uns schon gedacht.«

Haregewoin nahm Ruhima auf.

»Können wir bei Ihnen wohnen?«, fragte ein Chor heller Stimmen, als Haregewoin ihr Hoftor öffnete. Sie hatte sich abgewöhnt, es schwungvoll aufzumachen, um nicht von einer Horde Kinder aus dem Viertel über den Haufen gerannt zu werden. Sie öffnete es einen Spaltbreit und hielt es fest. Sicher meinten sie das nicht alle so - ein paar von ihnen mussten doch noch Eltern haben -, aber einigen war es durchaus ernst damit.

»Nein, ich habe keinen Platz mehr, tut mir leid.«

»Bitte, *waizero*, bitte! Bitte!«

»Bitte geben Sie mir was zu essen!«, sagte ein Kind, und dann fielen die anderen ein. »Wir haben Hunger, Madam!«

Wenn sie schalt: »Geht zum Essen nach Hause zu euren Eltern!«, tat es ihr gleich darauf leid, denn im Chor kam zurück: »Sie sind tot, *waizero*! Mein Vater und meine Mutter sind gestorben, Madam!«

Sie schickte Dutzende Kinder jeden Morgen in die Schule, die Kosten für den Schulbesuch und die Schuluniformen hatten Suzie und ihre alten Freundinnen übernommen; wenn sie nachmittags zurückkamen, mischten sich andere Kinder unter sie und versuchten, unbemerkt durch das Tor zu schlüpfen. Sie stand am Eingang Wache, versperrte den Kindern aus dem Viertel den Weg, während sie ihre Kinder unter ihrem Arm hindurch nach drinnen schob.

Manchmal gab ihr der Bäcker ein paar Tüten mit Brötchen vom Vortag, die sie unter den Kindern aus dem Viertel verteilte. Sie plauderte gern mit ihnen, wenn es nicht gerade in einem Tumult endete. Eines Tages, als sie sich von ihnen verabschiedete und gehen wollte, wäre sie beinahe gestolpert und hingefallen. »Mutter, bitte. Mutter! Mutter!«, riefen die Kinder, hängten und klammerten sich an sie, wo immer sie sie zu fassen bekamen, küssten ihr die Hände, strichen ihr über die Arme, warfen sich vor ihr auf den Boden, um ihr die Füße zu küssen. »Ich bin ein sehr guter Junge, Mutter!«, rief ein großer Junge, und sie sah einen kleineren Jungen, der die Augen schloss und die Arme in die Höhe streckte, in der Hoffnung, dass sie ihn mitnehmen würde.

»Ich kann nicht, ich kann nicht«, sagte sie und wich zurück, löste sich von ihnen und wischte sich wütend mit dem Ärmel ihres Pullovers die Tränen von den Wangen.

»Madam!«, rief ein kleines Mädchen. Es war das kleine Mädchen in dem rosafarbenen Rüschenkleid, das ich in der Gasse gesehen hatte; ihr hübsches Kleid war mittlerweile schmutzig und zerrissen; sie war nicht mehr stolz darauf. Sie eilte zu Haregewoin, wollte ihr einen Abschiedskuss geben. Haregewoin zögerte, dann beugte sie sich zu ihr hinunter. Das Kind schmiegte sein Gesicht an Haregewoins Wange und verharrte so, mit geschlossenen Augen, atmete tief ein, und dann bestand es darauf, Haregewoin auch noch auf die andere Wange einen Kuss zu geben, was es mit großem Ernst tat und danach wieder eine Weile still verharrte. Sie bat nicht darum, mitgenommen zu werden - sie schien zu begreifen, dass sie Haregewoin nicht als Mutter für sich selbst haben konnte -, sie bat immer nur darum, die Mutter küssen zu dürfen.

Es gab ein Problem mit Mintesinot, dem kleinen lockenköpfigen Prinzen vom Bürgersteig. Er hortete Essen. Seine Bettgenossen beschwerten sich, es würde riechen und das Bett sei voller Zeug und die Ameisen kämen. Haregewoin beobachtete ihn beim Abendessen; tatsächlich, er steckte ein paar Bissen in den Mund, und der Rest wanderte in seinen Schoß. Später schmuggelte er es in den mit Metallbetten vollgestellten Schlafraum. Als sie sein Bett inspizierte, fand sie vergammelte Stücke *injera*, die wie Pappe aussahen, steinharte Brocken von einem Fleischeintopf vom vergangenen Monat, ein uraltes Hühnerbein, mehrere Kronkorken und einen schleimigen Klumpen Spaghetti, und das alles überzogen von einer Schicht Schimmel.

»Mintesinot! *Na!*«

»*Abet?* Was ist?« Er kam angerannt.

»Minty, nein«, sagte sie und deutete auf den Komposthaufen.

»Für meinen Papa!«, rief er.

»Aber das ist alles schlecht, wir können es nicht hierlassen, dein Papa will es bestimmt nicht.«

Sie begann das Bett abzuziehen.

»Doch, will er, doch!«, schrie er und zerrte auf der anderen Seite an dem Laken, um seinen Vorrat an verrottetem Essen und seine sonstigen Schätze zu retten.

»Minty, bitte.«

»Für meinen Papa, für meinen Papa, *fürmeinenpapa!*«, brüllte er in allergrößter Verzweiflung, hochrot im Gesicht und blind um sich schlagend.

Sie ließ sich nicht davon beirren und beseitigte die Schweinerei - die Matratze hatte auch schon Flecken; sie brachte die schmutzige Bettwäsche hinaus auf den Hof, und als sie

zurückkam, lag er rücklings auf dem Boden, warf den Kopf von einer Seite auf die andere, trat um sich und schrie: »*Abi!* Papa!«

»Mintesinot! Mintesinot. Hör mir zu«, sagte sie und setzte sich aufs Bett. »Mintesinot, willst du deinen Vater besuchen?«

»Ja!«, schniefte er. »Ja! Ja! Heute!«

»Ich rufe die nette Frau an, die ihn kennt. Ich erkundige mich, wann es geht.«

Er stand auf und kam zu ihr, legte ihr die Hände auf die Knie. »Heute!«

»Heute ist es zu spät. Es ist Zeit zum Schlafen.«

»Morgen?«

»Vielleicht.«

»Bringt mich Selamneh hin?«

»Ich werde Selamneh fragen. *Ishi?* In Ordnung?«

»*Ishi.*«

Am nächsten Tag rief Haregewoin Gerrida an, Eskenders Nachbarin.

»Ich wollte dich auch schon anrufen, Haregewoin«, sagte Gerrida. »Eskender ist vergangene Woche gestorben.«

2004, als Mintesinots Mutter Emebate starb und sein Vater Eskender krank wurde, waren zwei von 26 Millionen Männern, Frauen und Kindern in Schwarzafrika mit HIV/Aids infiziert.⁸⁰ Vielleicht vier Prozent davon hatten Zugang zu den lebensrettenden antiretroviralen Medikamenten (ARVs), die HIV/Aids von einer tödlichen zu einer chronischen Krankheit machen und das Ansteckungsrisiko durch infizierte Personen verringern.

2004 erreichten eine Viertelmillion HIV-positiver Äthiopier die kritische Phase der Krankheit, in der eine Behandlung mit ARVs notwendig ist, um raschen Verfall und Tod zu verhindern. Nur vier Prozent - 10 000 Menschen - hatten Zugang zu den Medikamenten, die das Leben von Patienten in reichen Ländern retten.

Wo waren die Medikamente?

Das erste ARV wurde 1987 in den Vereinigten Staaten zugelassen. Es war Zidovudin, allgemein unter der Bezeichnung AZT bekannt.⁸¹

Das AZT-Molekül war 1964 - als potenzielles Mittel gegen Krebs - von Jerome P. Horwitz, Chemieprofessor an der Wayne State University in Detroit, in Zusammenarbeit mit der Michigan Cancer Foundation synthetisiert worden. Es erwies sich als wirkungslos gegen Krebs. In den 1980er-Jahren stellten Wissenschaftler von der Duke University in Laborversuchen und ersten klinischen Tests fest, dass AZT in der Lage war, den Verlauf von HIV zu verlangsamen.

Der Pharmakonzern Burroughs Wellcome (später Glaxo Wellcome) hatte die Rechte an diesem interessanten Molekül erworben, bevor sich seine Wirksamkeit gegen HIV bestätigte. (Es gibt zwei Arten von Arzneimittelkonzernen: forschungsorientierte oder »innovative« Unternehmen, die eigene Forschung betreiben und neue Medikamente entwickeln und patentieren lassen und Generika-Hersteller, welche die Versionen bereits auf dem Markt befindlicher Medikamente produzieren und vertreiben.) Burroughs Wellcome, ein Privatunternehmen, beantragte Patentschutz als alleiniger Entwickler von AZT, und er wurde durch das US-Patentamt erteilt. Als sich herausstellte, dass AZT effektiv das Voranschreiten der HIV-Infektion verlangsamt, war klar, dass Burroughs Wellcome das große Los gezogen hatte.

Im Besitz der Rechte zum Alleinvertrieb des ersten und einzigen antiretroviralen Medikaments (in einem Jahr, in dem mehr als 4000 Amerikaner an Aids sterben sollten) brachte Burroughs Wellcome AZT unter der gesetzlich geschützten Bezeichnung (dem Markennamen) Retrovir auf den Markt und setzte die Kosten pro Patient und Jahr auf 10 000 Dollar fest.

Als Burroughs Wellcome nicht auf die öffentlichen Proteste gegen den hohen Preis von AZT (16 000 Dollar jährlich nach dem Dollarwert von 2005) reagierte, reichten Verbraucherverbände und Generika-Hersteller im Jahr 1991 Klage ein, in der Hoffnung, den Arzneimittelhersteller zu einer Übertragung der Verwertungsrechte zwingen zu können. Wenn das Privatunternehmen sein Monopol verlor, dann konnten Generika wesentlich billiger hergestellt und vertrieben werden. Generisches AZT wurde in Kanada und einigen wenigen anderen Ländern vertrieben, für die das Patent von Burroughs Wellcome nicht galt. (Manche Regierungen hielten nichts davon, lebenswichtige Arzneimittel zu patentieren.) In den ersten

Jahrzehnten der Aids-Pandemie stand die US-Regierung unter den Präsidenten Reagan, Bush und Clinton jedoch hinter den privaten Arzneimittelherstellern.

Die Kläger brachten vor, dass Burroughs Wellcome nicht der alleinige Entwickler von AZT sei: Wissenschaftler am National Cancer Institute (NCI) unter Ägide der National Institutes of Health (NIH) hatten die der Erprobung von HIV-Medikamenten zugrunde liegenden Verfahren entwickelt, das einzige Labor zur Verfügung gestellt, das zu dieser Zeit willens und in der Lage war, Substanzen zur Hemmung der HIV-Aktivität zu untersuchen, und die Wirksamkeit von AZT dokumentiert. Tatsächlich gehörte Robert Gallo, ein namhafter Forscher am NCI, zu den Entdeckern von HIV.

Die NIH unterstützten den Vortrag der Kläger, AZT sei im Vertrauen auf eine öffentlich finanzierte Forschung entwickelt worden, aber das amerikanische Justizministerium stellte sich auf die Seite von Glaxo Wellcome. Die Bundesgerichte bestätigten das alleinige Patent von Glaxo Wellcome. Der Fall wanderte fünf Jahre durch die Bundesgerichte. 1996 wurde die Berufung vom Obersten Bundesgericht abgewiesen; und Glaxos alleiniges Eigentum an AZT blieb bis 2005 gewährleistet, wodurch auch der Luxusgüterpreis gesichert war.

»Der Großteil der Forschung, die die antiretrovirale Wirksamkeit [von AZT] aufzeigte, wurde von den NIH durchgeführt«, berichtete die britische medizinische Fachzeitschrift *Lancet* im Jahr 2000. »Trotzdem brachte Glaxo Wellcome [...] das Medikament im Jahr 1987 als eines der teuersten Mittel, die jemals verkauft wurden, auf den Markt. Dreizehn Jahre später ist es für die meisten Menschen mit Aids nach wie vor unerschwinglich. Sie werden weitere fünf Jahre warten müssen, bis das Patent ausläuft.«⁸²

1991 wurde in den Vereinigten Staaten ein zweites Medikament gegen HIV zugelassen: Didanosin (ddI), das Bristol-Myers Squibb unter dem Markennamen Videx auf den Markt brachte.

1992 wurde Zalcitabin (ddC) von der Food and Drug Administration (FDA) zugelassen und von Roche unter dem Namen Hivid vertrieben.

1994 wurde Stavudin (d4T) zugelassen, von Bristol-Myers Squibb als Zerit vermarktet.

Roxane Laboratories brachte unter dem Markennamen Viramun Nevirapin auf den Markt; Abbot Laboratories boten Ritonavir unter dem Namen Norvir an; Roche führte Saquinavir

unter dem Namen Inivirase ein; Merck vertrieb Indinavir als Crixivan. Glaxo Wellcome führte Lamivudin (3TC) unter dem Namen Epivir ein.

Es handelte sich um eine Reihe herausragender Produkte und Innovationen. Die verschiedenen Klassen von Medikamenten (es gibt Protease-Hemmer und Nicht-Nukleosid-Reverse-Transkriptase-Hemmer) unterbrachen die Replikation des Virus in verschiedenen Phasen, nachdem es in das System der Wirtszelle eingedrungen war. Noch war kein Heilmittel gegen HIV/Aids gefunden, aber diese bemerkenswerten Mittel verzögerten den Verlauf von HIV und gaben allerorten Anlass zur Hoffnung, dass Leben erhalten werden konnte, während die Suche nach dem Heilmittel weiterging.

1995 wurden von der FDA neue Medikamente (Protease-Hemmer) zugelassen. Die Kombination aus einem Protease-Hemmer und zwei Transkriptase-Hemmern erwies sich als noch wirksamer gegen HIV. Vorgestellt auf der 11. Internationalen Aids-Konferenz in Vancouver im Jahr 1996, stellte diese Therapie - bekannt unter den Bezeichnungen hochaktive antiretrovirale Therapie (HAART), oder Dreifachkombinationstherapie - eine Revolution in der Behandlung von Aids-Patienten dar. Die drei miteinander kombinierten Mittel (im Besitz von drei verschiedenen Arzneimittelkonzernen) verringerten die Viruslast eines Patienten bis unter die Nachweisgrenze. Aids wurde von einer in nahezu allen Fällen tödlichen Krankheit zu einer chronischen Krankheit, mit der man umgehen konnte.

Innerhalb von zwei Jahren nach der Einführung der Dreifachkombinationstherapie sank die Zahl der aidsbedingten Todesfälle in den Vereinigten Staaten um 47 Prozent.⁸³ 1998 lebten 16 000 Amerikaner, die ohne die neue Therapie wahrscheinlich ein Jahr zuvor gestorben wären. Im Jahr 2000 war in Europa und den Vereinigten Staaten die Sterblichkeitsrate bei Aids um über 70 Prozent gesunken.

»Es ermöglicht vielen, die schwerkrank waren und an der Schwelle zum Tod standen, die Rückkehr in ein halbwegs gesundes und produktives Leben«, erklärte Richard Klein, HIV/ Aids-Koordinator der FDA im Sommer 1999.⁸⁴

HAART bewirkte bei in der Endphase erkrankten Aids-Patienten eine derart rasche und verblüffende Besserung, dass man begann, vom Lazarus-Effekt zu sprechen, benannt nach dem von den Toten auferstandenen Lazarus im Neuen Testament.

Aber wie die Zeitschrift *Lancet* berichtete, wiederholte sich die Vorgehensweise bei der Preisgestaltung von AZT bei nahezu allen antiretroviralen Medikamenten, »oftmals in mit öffentlichen Mitteln finanzierten Labors und klinischen Kurzzeit-Tests entdeckt, weiterentwickelt und dann zu einem hohen Preis vermarktet. Öffentliche Forschungseinrichtungen haben die Entwicklung antiretroviraler Medikamente in erheblichem Maße finanziell unterstützt - unter anderem Didanosin, Abacavir, Stavudin, Zalcitabin und allgemein das Konzept der Protease-Hemmer [...], aber die Rechte zur kommerziellen Verwertung wurden exklusiv an Privatunternehmen vergeben.

Die Erklärung, die von der Branche zur Rechtfertigung der hohen Preise üblicherweise angeführt wird - dass es sich bei der Forschung und Entwicklung um langwierige und kostenintensive Prozesse handelt -, ist daher in diesem Fall besonders dürftig. Es gibt keine plausible Erklärung dafür, warum Unternehmen so viel für die Mittel verlangen, abgesehen davon, dass sie zunächst in den Vereinigten Staaten auf den Markt kamen, einem reichen Land ohne Preisüberwachung. Zum Unglück für die meisten der [im Jahr 2000] weltweit 34 Millionen mit HIV infizierten Menschen zwingen die Pharmakonzerne dem Rest der Welt amerikanische Preise auf.«⁸⁵

All das galt nicht nur für Medikamente gegen Aids. Die im Jahr 1995 fünf meistverkauften Arzneimittel (Zantac, Zovirax, Capoten, Vasotec und Prozac) waren das Ergebnis von siebzehn wissenschaftlichen Forschungsarbeiten, und laut NIH wurden sechzehn dieser siebzehn Forschungsarbeiten nicht von der Pharmaindustrie durchgeführt.⁸⁶ Der *Boston Globe* berichtete, dass von den fünfzig meistverkauften Medikamenten, die zwischen 1992 und 1997 zugelassen wurden, fünfundvierzig mit staatlicher finanzieller Unterstützung entwickelt worden waren. 1998 berichtete die Zeitschrift *Health Affairs*, dass nur 15 Prozent der wissenschaftlichen Beiträge zur Unterstützung von Patentanmeldungen für klinische Arzneimittel aus den Forschungslabors der Pharmaindustrie kamen, 54 Prozent stammten von Universitäten, 13 Prozent aus staatlichen Labors und der Rest aus anderen öffentlichen und gemeinnützigen Einrichtungen.⁸⁷ Einer Schätzung des *Forbes*-Magazins zufolge überstieg im Jahr 2000 der Umsatz der zehn größten amerikanischen Arzneimittelhersteller bei einer Investition von 21 Milliarden Dollar in Forschung und Entwicklung die Herstellungskosten immer noch um 100 Milliarden Dollar.⁸⁸ »Es steht außer Frage«, schreibt Dr. Marcia Angell, ehemalige Chefredakteurin des *New England Journal of Medicine*, »dass die meisten neuen

Medikamente aus der mit öffentlichen Mitteln - und nicht von der Pharmaindustrie - finanzierten medizinischen Forschung stammen. Das gilt ganz besonders für Mittel gegen Krebs und HIV/Aids.«⁸⁹

Die Pharmaindustrie hat wiederholt behauptet, hohe Arzneimittelkosten seien zum Ausgleich vorheriger Investitionen in die Forschung und zur Finanzierung zukünftiger Innovationen notwendig, obwohl ihr von Kritikern entgegengehalten wird, dass die Forschungskosten gegenüber denen für Werbung und PR kaum ins Gewicht fallen. »2001 haben Pharmaunternehmen an Ärzte ›kostenlose Medikamentenmuster‹ im Wert von fast elf Milliarden Dollar verteilt«, schreibt Angell. »Diese Medikamente waren natürlich nicht wirklich kostenlos. Die Kosten wurden einfach nur auf den Preis der Arzneimittel aufgeschlagen (die Firmen sind schließlich keine Wohltätigkeitseinrichtungen). Im gleichen Jahr schickten die Pharmakonzerne an die 88 000 Vertreter in die Arztpraxen, um solche kostenlosen Muster zu verteilen, neben jeder Menge Geschenke.«⁹⁰ Im Jahr 2001 gab der Arzneimittelhersteller Pharmacia 44 Prozent seiner Einnahmen für Marketing, Werbung und Verwaltung aus und nur 16 Prozent für Forschung und Entwicklung.⁹¹ Die Budgets von Pharmaunternehmen sind alles andere als durchsichtig, Beobachter der Branche können also allenfalls Vermutungen darüber anstellen, wo das Geld bleibt. »GlaxoSmithKline und sein Vertriebspartner Bayer haben mit der National Football League einen Werbevertrag für ihr Mittel Levitra unterzeichnet, um Viagra auf dem riesigen Markt der ›Erektionsstörung‹ Konkurrenz zu machen«, schreibt Angell. »Wie es heißt, lassen sich die Unternehmen diese Vereinbarung 20 Millionen Dollar kosten. Zusätzlich zum exklusiven Sponsoring der League haben sie Einzelvereinbarungen mit verschiedenen Mannschaften geschlossen. [...] AstaZeneca hat 2001 eine halbe Milliarde Dollar dafür aufgewendet, Kunden davon zu überzeugen, von Prilosec zu Naxium zu wechseln. [...] Hierbei handelt es sich [...] um Beispiele für pharmazeutisches Marketing, das unser gesamtes Dasein durchdringt. Niemand weiß, wie es in Wirklichkeit aussieht, weil Arzneimittelkonzerne Informationen über Marketingausgaben noch strikter unter Verschluss halten als die für Forschung und Entwicklung. Und damit haben sie vermutlich auch recht. Diese Ausgaben sind so gewaltig, dass sie einfach nicht zu rechtfertigen sind.«⁹²

Die Namen der Generika und Markenmedikamente gegen HIV/Aids - Norvir, Saquinavir, Invirase, Crixivan, Eпивir - sind merkwürdige Wortgefüge und bezeichnen merkwürdige Zusammensetzungen. Sie scheinen rein zweckmäßigen Erwägungen zu gehorchen und klingen

wie Begriffe aus der Kunstsprache Esperanto. Aber sie sind in den Vereinigten Staaten und rund um die Welt zu festen Begriffen geworden. Sie bezeichnen mehr als einen Quell der Jugend, sie stehen für einen Quell des Lebens. Die geheimnisvolle pharmazeutische Nomenklatur bezieht sich auf eine mikroskopische Welt; und der Wirtschaftszweig, der auf diesen lebenserhaltenden Molekülen aufbaut, ist inzwischen einer der einträglichsten auf der Welt und wird in einigen Jahren sogar die Erdölindustrie hinter sich lassen.

»Managergehälter und Provisionen erreichen in der Arzneimittelbranche erstaunliche Dimensionen«, schreiben Alexander Irvin, Joyce Millen und Dorothy Fallows in *Global AIDS: Myths and Facts*. »Das Panos-Institut berichtet, dass allein 2001 die fünf höchstbezahlten Führungskräfte von Pharmaunternehmen mehr als 183 Millionen Dollar an Sondervergütungen erhielten, nicht eingerechnet nicht ausgeübte Optionen, »beträchtlich mehr als das gesamte Gesundheitsbudget vieler verarmter Länder.«⁹³

Dem Jahresbericht über Managergehälter und -vergütungen des Gewerkschaftsverbandes AFL-CIO zufolge nahmen im vergangenen Jahr zwanzig Führungskräfte von Pharmaunternehmen jeweils Sondervergütungen in einer Höhe von über einer Million Dollar mit nach Hause. Der Geschäftsführer von Bristol-Myers Squibb erhielt 2005 über acht Millionen Dollar, die Chefs von Eli Lilly & Company und Abbott Laboratories jeweils mehr als elf Millionen Dollar und der Chef von Pfizer 16 419 270 Dollar.

Die verschiedenen Dreifachkombinationstherapien heilten Aids nicht; ihre Zusammenstellung war kompliziert, und die einzelnen Medikamente mussten strikt nach Anweisung eingenommen werden; sie konnten unangenehme Nebenwirkungen hervorrufen, und es konnte zu negativen Wechselwirkungen mit anderen Medikamenten kommen; aber sie hoben das Todesurteil auf. Sie versprachen eine unbestimmte Anzahl aktiver Lebensjahre. Sie halfen HIV-positiven Müttern, HIV-negative Kinder auf die Welt zu bringen, und sie halfen HIV-positiven Kindern genauso aufzuwachsen wie ihre nicht infizierten Altersgenossen. Den Glücklichen - die fast ausschließlich in westlichen Ländern leben -, die Zugriff auf diese Medikamente hatten, brachten sie Atem und Gewicht und Kraft und Hoffnung zurück.

Daher sank die Zahl der Aids-Toten in den Vereinigten Staaten und Westeuropa, während gleichzeitig die Zahl der Aids-Toten in Afrika astronomische Höhen erreichte.⁹⁴

Mit der sinkenden Sterblichkeit in der nördlichen Hemisphäre ließ auch die öffentliche Auseinandersetzung mit HIV/ Aids nach.

Eine Untersuchung zur Berichterstattung über die Aids-Epidemie in den amerikanischen Medien aus dem Jahr 2004 zeigt, dass die Zahl der Berichte über Aids 1987 ihren Höhepunkt erreichte, in den frühen 1990er-Jahren abnahm und - von den Meldungen über den Gesundheitszustand des HIV-positiven Handballstars Magic Johnson 1991 einmal abgesehen - noch weiter sank. Die Einführung der Dreifachkombinationstherapie weckte 1996 und 1997 ein gewisses Interesse, aber im Großen und Ganzen rutschten die Meldungen in den Zeitungen auf die hinteren Seiten und in die Rubrik Nachrufe.

Am 6. Januar 1993 starb Rudolf Nurejew. Sein Arzt erklärte, der berühmte russische Balletttänzer sei an »Herzkomplikationen infolge einer grausamen Krankheit« gestorben.⁹⁵ Im Februar starb Tennisass Arthur Ashe, nicht einmal ein Jahr nachdem er bekannt gegeben hatte, dass er mit dem Virus infiziert sei. Im März 1994 gewann der Schauspieler Tom Hanks einen Oscar für seine Rolle als aidskranker schwuler Mann in dem Film *Philadelphia*; er stirbt am Ende des Films. 1995 starb der Autor Paul Monette; Gewinner des National Book Award in der Sparte Sachbuch für *Becoming A Man*; in seinem 1988 veröffentlichten Buch *Borrowed Time: An AIDS Memoir* ging es um den Verlust seines Partners Roger Horwitz und um die ersten Jahre von Aids in Amerika, die Jahre, in denen die Diagnose einem Todesurteil gleichkam.

»Jetzt, im siebten Jahr der Katastrophe, können sich meine Freunde in LA kaum noch daran erinnern, wie es in der Zeit vor der Krankheit war. Und doch sahen wir alle jahrelang zu, wie die Zahl der Opfer stieg, zuerst in New York, dann in San Francisco, bevor es uns hier erreichte. Es zieht wie eine dunkle Wolke heran. Zuerst wappnet man sich mit hundert verschiedenen Amuletten, um das Unheil fernzuhalten. Dann muss jemand, den man kennt, ins Krankenhaus, und plötzlich findet man sich in voller Ausrüstung im Kampf wieder. Sie haben vergessen, dir zu sagen, dass dir keinerlei Waffen zur Verfügung stehen. Also bastelst du dir aus allem, was du in die Finger bekommst, irgendetwas zusammen, wie ein Häftling, der aus einem Löffelstiel einen Dolch macht. Du kämpfst hart, du kämpfst mit den gemeinsten Mitteln, aber du kannst nie gemeiner sein als die Krankheit.«⁹⁶

Seine Worte, die in den Vereinigten Staaten keine Gültigkeit mehr haben, beschreiben das heutige Afrika, denn man hat zwar Medikamente entwickelt, aber man hat auch außergewöhnliche Patentschutzmaßnahmen entwickelt.

Mit der Herstellung lebensrettender Medikamente und der Möglichkeit, Risikogruppen in Amerika und Europa vor dem Sturz in den Abgrund zu bewahren, verschwand Aids mittlerweile auch von den Seiten mit den Nachrufen und aus dem öffentlichen Bewusstsein. Die reichen Nationen verloren, Barton Gellman von der *Washington Post* im Juli 2000 zufolge, das Interesse, »als sie begriffen, dass sie das Schlimmste überstanden hatten«.

Wo steht geschrieben, dass Privatunternehmen und Privatleute Profit machen sollten, indem sie Produkte - die mit öffentlichen Mitteln entwickelt wurden - wieder an die steuerzahlenden Bürger verkaufen?

In den Vereinigten Staaten stand dieses Problem ganz oben auf der Agenda von Präsident Ronald Reagan.

Vor 1980 waren staatlich finanzierte Entdeckungen und Entwicklungen öffentliches Eigentum und standen jedem privaten Unternehmen zur Verfügung, das sie nutzen wollte.

»Mit Beginn der 1980er-Jahre«, schreibt Dr. Marcia Angell in ihrem Bestseller *The Truth About the Drug Companies*, »erließ der Kongress eine Reihe von Gesetzen, um die Umsetzung steuerlich finanzierter Grundlagenforschung in sinnvolle neue Produkte zu beschleunigen - ein Vorgang, der gelegentlich als ›Technologietransfer‹ bezeichnet wird.«⁹⁷

Ziel war es, das Wachstum der amerikanischen Hightech-Branchen im Inland und auf den Weltmärkten zu fördern.

Das Bayh-Dole-Gesetz (benannt nach seinen wichtigsten Befürwortern, dem demokratischen Senator Birch Bayh und dem republikanischen Senator Robert Dole) ermöglichte es mit öffentlichen Mitteln geförderten Universitäten und Labors, ihre Patente auf Pharmaunternehmen zu übertragen und dafür einen Anteil am Profit zu erhalten. Die Weitergabe von Entdeckungen der NIH an Privatunternehmen förderte in der Tat deren Wachstum, wie es das Gesetz vorgesehen hatte.

»Diese Gesetze bedeuten, dass Pharmaunternehmen sich bei der Entwicklung neuer Medikamente nicht länger auf die eigene Forschung verlassen müssen, und von den Großen tun das auch nur wenige«, schreibt Angell. »Sie verlassen sich stattdessen in zunehmendem Maß auf die Wissenschaft, kleine aufstrebende Biotech-Unternehmen und die NIH... Bayh-Dole war eindeutig ein Glücksfall für die Pharmariesen.«⁹⁸

Weitere Gesetze sicherten privaten Pharmaunternehmen Monopolrechte und verlängerten die Laufzeit von Patenten.

»Exklusivität ist der Lebensnerv der Branche«, schreibt Angell, »weil das bedeutet, dass für eine bestimmte Zeit kein anderes Unternehmen das gleiche Arzneimittel verkaufen darf. Wenn die exklusiven Vermarktungsrechte erloschen sind, kommen Kopien (sogenannte Generika) auf den Markt, und der Preis sinkt für gewöhnlich auf allenfalls 20 Prozent von dem, was das Medikament vorher gekostet hat.«⁹⁹

Aber, so schreibt Angell weiter, »Firmenanwälte haben an einigen Bestimmungen gedreht, um die Laufzeit der Patente gegenüber dem, was der Gesetzgeber vorgesehen hat, deutlich zu verlängern [...]

Arzneimittelunternehmen beschäftigen inzwischen ganze Heere von Anwälten, um aus diesen Gesetzen alles herauszuholen, was nur herauszuholen ist - und das ist ziemlich viel.

Folge davon ist, dass sich die Laufzeit von Patenten für Markenmedikamente von etwa acht Jahren im Jahr 1980 auf ungefähr 14 Jahre im Jahr 2000 verlängert hat. Für einen Verkaufsschlager - worunter man im Allgemeinen ein Arzneimittel versteht, mit dem ein Umsatz von mehr als einer Milliarde Dollar pro Jahr erzielt wird (wie Lipitor oder Celebrex oder Zolofit) - sind diese sechs Jahre zusätzlicher Exklusivität tatsächlich Gold wert. Sie können den Umsatz um Milliarden von Dollar erhöhen.«¹⁰⁰

»Die Auswirkungen von Patenten auf Preise lassen sich an den Preisveränderungen bei einem Arzneimittel erkennen, die eintreten, wenn der Patentschutz erlischt und entsprechende Generika auf den Markt gebracht werden«, schreiben Irwin, Millen und Fallows. »Man braucht nur einmal bei Ibuprofen den Preis der Generika von CVS oder von RiteAid mit dem des Markenmedikaments Advil zu vergleichen. In den Vereinigten Staaten kosten Generika im Allgemeinen 48 Prozent weniger als das gleiche, patentierte Arzneimittel.«¹⁰¹

Besonders stark von HIV/Aids betroffene Bevölkerungsschichten finden sich im Allgemeinen in Ländern, die zu arm sind, um HAART-Markenmedikamente zu erwerben und zu verteilen. Die Patentschlachten, die wegen der meistverkauften Medikamente gegen Aids entbrannt sind, haben nicht nur den Patenten eine längere Laufzeit geschenkt, sie haben auch den Schatten, den die Monopole auf Staaten und Kontinente werfen, verlängert.

Den großen Arzneimittelherstellern ging es nicht darum, den Armen lebensrettende Medikamente vorzuenthalten; die Millionen Menschen, die an Aids starben (bis 1997 waren 6,4 Millionen Menschen gestorben und 22 Millionen mit HIV infiziert ¹⁰²), waren einfach von keinem besonderen Interesse. Was die Pharmaunternehmen dagegen vermeiden wollten, waren Generika - identisch mit teuren Markenmedikamenten -, die zu Niedrigpreisen verkauft wurden. Denn damit waren zwei größere Probleme verbunden. Das erste bestand darin, dass ihnen ein Preisvergleich Ärger machen konnte: Wenn jemand in Brasilien oder Indien eine exakte Kopie von AZT für 1000 Dollar im Jahr kaufen konnte, würde sich ein Kunde in Schweden, Frankreich oder den Vereinigten Staaten möglicherweise fragen, warum er 10 000 oder 15 000 Dollar für das Markenprodukt zahlen musste.

Das zweite Problem bestand darin, dass die billigen Kopien mit Sicherheit den Weg auf die reichen Märkte in der nördlichen Hemisphäre finden würden, wenn die Generika-Hersteller mit der Massenproduktion beginnen würden.

Das neue Ziel hieß also *weltweiter* Patentschutz.

In den meisten armen Ländern gab es überhaupt keine Pharmaindustrie oder bestenfalls schlecht ausgestattete Fabriken, die nicht in der Lage waren, Generika von solch komplexen Arzneimitteln wie antiretroviralen Medikamenten herzustellen. Ihnen blieb daher keine andere Wahl, als lebenswichtige Medikamente zu importieren.

»Einfach gesagt«, erklärte die Direktorin der Weltgesundheitsorganisation, Gro Harlem Brundtland, »befinden sich die Medikamente im Norden und die Krankheit im Süden.«

Die forschungsorientierten Arzneimittelhersteller (die von einflussreichen Handelsverbänden wie Pharmaceutical Research and Manufacturers of America [PhRMA] und des in Genf ansässigen Internationalen Verbands der Pharmazeutikhersteller [IFPMA] vertreten werden) betrieben einen hartnäckigen und schließlich erfolgreichen Lobbyismus in den Machtzentren dieser Welt, um sicherzustellen, dass fremde Regierungen - selbst diejenigen

in Asien, Südamerika und Afrika, die mit Aids-Epidemien zu kämpfen hatten - ihre Patente respektieren würden.

Das führte 1995 zur Einführung strenger Bestimmungen hinsichtlich geistigen Eigentums durch die Welthandelsorganisation (WTO). Gesetze zum Schutze geistigen Eigentums dienen den wirtschaftlichen Interessen von Erfindern und Urhebern. Die Bestimmungen der WTO werden als TRIPS bezeichnet, die Abkürzung für Trade-Related Aspects of Intellectual Property Rights (Abkommen über handelsbezogene Aspekte der Rechte am geistigen Eigentum).¹⁰³ TRIPS verlangte von den Ländern, pharmazeutische Patente über einen Zeitraum von mindestens zwanzig Jahren zu respektieren.

Alle 147 (inzwischen 148) Mitgliedsstaaten der WTO wurden vor die Wahl gestellt, entweder TRIPS zu unterzeichnen (wenn auch innerhalb unterschiedlicher Fristen - den ärmsten Nationen wurde eine Gnadenfrist gewährt) oder mit ernsten wirtschaftlichen Konsequenzen rechnen zu müssen.

»Die westlichen Länder, allen voran die Vereinigten Staaten [...] kämpften verbissen an internationaler Front, um diese Patente zu schützen«, schreibt Daryl Lindsey in *Salon* vom 1. Juni 2001; »wobei sie im Namen von Innovationsförderung und der Rettung von mehr Leben in der Zukunft geistigem Eigentum tatsächlich größeren Wert beimaßen als der Rettung von Leben, die zum damaligen Zeitpunkt bedroht waren.«

Auch wenn der Patentschutz, samt der damit verbundenen hohen Preise, stets als Voraussetzung für die künftige Entwicklung neuer Arzneimittel genannt wird, waren Patienten in armen Ländern doppelt benachteiligt. »Selbst mit einem Patent ist es für Unternehmen nicht profitabel, Medikamente gegen Krankheiten herzustellen, die hauptsächlich die Armen treffen«, schreibt Amy Kapczynski in *YaleGlobal* vom 16. Dezember 2002. »Nur 13 Prozent der 1393 neuen Arzneimittel, die zwischen 1975 und 1999 zugelassen wurden, waren gegen Tropenkrankheiten [...], Krankheiten, die in erster Linie die ärmeren Regionen dieser Welt betreffen. Das legt den Schluss nahe, dass das Patentsystem Entwicklungsländern einen Bärendienst erweist, weil es sie mit Monopolpreisen belastet, ohne dass sie etwas von den Innovationen haben.«

Die Kosten zur Bekämpfung der Aids-Pandemie mit Markenmedikamenten in den 1990er-Jahren wurden mit drei Milliarden Dollar pro Jahr veranschlagt. Die US-Regierung

subventionierte die Kosten für einige Amerikaner; die afrikanischen Regierungen waren zu arm, und die Zahl der Aidskranken war zu groß, um etwas Entsprechendes in Erwägung zu ziehen. Das Teure waren dabei nicht die Medikamente, sondern die Patente. Die patentierten Medikamente kosteten pro Patient und Jahr 15 000 Dollar, während die Herstellungskosten vermutlich bei etwa 200 Dollar lagen. Der Preis versetzte den Regierungen der Welt einen Schreck: Eine allgemeine Behandlung kam für Afrikaner nicht in Frage.

Da sich Afrika den Kauf lebenswichtiger Medikamente einfach nicht leisten konnte, folgte eine Debatte auf den höchsten Ebenen globaler Gesundheitspolitik: Vorbeugung versus Behandlung, wobei viele Experten und Wissenschaftler für die Vorbeugung als wesentlich kostengünstigere Alternative plädierten. Mit der entsprechenden Aufklärung über Safer Sex und den Gebrauch von Kondomen ließ sich zukünftiges Leben retten; denen, die sich bereits infiziert hatten, war dagegen nicht mehr zu helfen.

Dies führte zu einer zweigleisigen globalen Gesundheitsstrategie, einerseits auf HIV-positive Patienten in reichen Ländern gerichtet (und reiche Patienten in armen Ländern) und andererseits auf die Mehrheit der Kranken in armen Ländern gerichtet. »Dank einflussreicher Befürworter unter Wissenschaftlern, Experten für öffentliche Gesundheit und den Leitern einiger der bedeutendsten internationalen Gesundheits- und Entwicklungsorganisationen«, schreiben die Autoren von *Global AIDS: Myths and Facts*, »haben wegen der unzureichenden globalen Bereitstellung von Geldmitteln [...] Menschen in Regionen mit hohem Pro-Kopf-Einkommen (neben den Eliten in Entwicklungsländern) Zugriff auf eine wirksame antiretrovirale Behandlung, während man den Gesundheitsbehörden in Ländern mit einem niedrigen Pro-Kopf-Einkommen rät, sich ausschließlich auf Vorbeugung zu konzentrieren und die mit Behandlungsprogrammen verbundenen Probleme und Kosten zu vermeiden.«¹⁰⁴

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts machte sich das trostlose Gefühl breit, dass es für die 34 Millionen Menschen mit HIV/ Aids zu spät war; weniger als zwei Prozent von ihnen hatten Zugriff auf antiretrovirale Medikamente oder auch nur auf eine Behandlung der Folgeerkrankungen. »Obwohl seit Jahren abzusehen war, wie viele Menschenleben Aids in armen Ländern forderte, hat sich niemand darum gekümmert, dass diese Medikamente dem Durchschnittsafrikaner zur Verfügung stehen«, berichtete die *Time* vom 12. Februar 2001. »Im Gegenteil, die Hersteller dieser Medikamente - multinationale amerikanische und europäische

Pharmakonzerne - und ihre jeweiligen Regierungen, insbesondere Washington, haben sich jede erdenkliche Mühe gegeben, mittels Einschränkung der Exporte in die Dritte Welt und unerbittlicher Durchsetzung von Patentrechten die Preise hochzuhalten. Sie behaupten, dass Arzneimittelunternehmen die Gewinne benötigen, um die Forschung nach neuen Wundermitteln zu finanzieren. Aber ab welchem Punkt wiegt der menschliche Nutzen für verzweifelte, notleidende Länder schwerer als die strikte Verfolgung von Patentrechten und Profit?«

»Eine Strategie, die ausschließlich auf Prävention setzt und darüber die Behandlung vernachlässigt, raubt [...] zehn Millionen Menschen die Hoffnung«, schreiben die Autoren von *Global Aids: Myths and Facts*. »Im Grunde genommen verhängt sie das Todesurteil über sie. Ein Vertreter einer internationalen Organisation formulierte es in einem anonymen Gespräch mit der *Washington Post* ganz brutal: »Wir werden dasitzen und zusehen müssen, wie Millionen von Menschen sterben.«¹⁰⁵ Das kann als Realität des öffentlichen Gesundheitswesens betrachtet werden. Es widerspricht jedoch den Grundprinzipien der Gleichheit und der Menschenrechte und nimmt stillschweigend hin, was als System »globaler medizinischer Apartheid« bezeichnet wurde.«¹⁰⁶

Die *Washington Post* zitierte einen Vertreter des amerikanischen Gesundheitswesens mit den Worten: »Sie sind bereits tot. Sie laufen nur noch herum.«¹⁰⁷

Die Arzneimittelunternehmen wandten ein, die hohen Preise ihrer patentierten Markenprodukte seien gar nicht das eigentliche Hindernis im Kampf gegen HIV/Aids in Afrika. Die eigentlichen Ursachen der Gesundheitskatastrophe in Afrika seien korrupte Regierungen, eine unzureichende medizinische Infrastruktur (zu wenig Fachpersonal, Labors, Arztpraxen und Krankenhäuser), das Analphabetentum unter der betroffenen Bevölkerung (womit gemeint war, dass die Patienten nicht in der Lage wären, die Anweisungen ihres Arztes zu verstehen) und fehlende infrastrukturelle und technische Einrichtungen wie Straßen, Elektrizität und Kühlmöglichkeiten.

2001 ließ sich Andrew Natsios, Direktor von USAID und in der Regierung Bush für Auslandshilfe zuständig, öffentlich darüber aus, dass es armen Völkern an Bildung fehle, um mit komplizierten medikamentösen Behandlungen zurechtzukommen. Diese Behauptung

impliziert, dass die Bevölkerung reicher Länder durch resistente Virenstämme, die wegen der mangelhaften Befolgung von Verordnungen durch analphabetische Patienten entstehen, einem Risiko ausgesetzt würden. Der *Boston Globe* berichtete: »Natsios, der zehn Jahre lang bei Hilfsprogrammen in Afrika mitgearbeitet hat, sagte, vielen Afrikaner fehle ›das westliche Zeitgefühl«. Der Vorsitzende von USAID wurde mit den Worten zitiert: ›Man muss diese (Aids-)Medikamente jeden Tag zu ganz bestimmten Zeiten einnehmen, sonst wirken sie nicht. In Afrika haben viele Leute allerdings noch nie im Leben eine Uhr zu Gesicht bekommen. Und wenn man ihnen sagt, ein Uhr nachmittags, dann wissen sie nicht, wovon die Rede ist. Sie kennen Morgen, sie kennen Mittag, sie kennen Abend, sie kennen die nächtliche Dunkelheit.«¹⁰⁸

Korrupte Regierungsbeamte wurden häufig als wesentlicher Hinderungsgrund für eine bessere medizinische Versorgung genannt. Aber selbst in den gut organisierten und interessierten demokratischen afrikanischen Staaten, in denen die öffentliche Gesundheit eine gewisse Vorrangstellung genießt, verurteilen die hohen Arzneimittelkosten HIV-positive Patienten zum Tod. In 40 Prozent der afrikanischen Staaten gibt es eine gewählte demokratische Regierung, wenn ihre Bürger keine medizinische Behandlung erhalten, kann das also nicht allein auf gleichgültige Autokraten geschoben werden. Und die afrikanischen Länder sind bei weitem nicht die einzigen, die unter Korruption, Bestechung und Veruntreuung von Geldern an den höchsten Regierungsstellen leiden. Würde man in irgendeinem anderen Teil der Welt dafür plädieren, politische Korruption damit zu bestrafen, dass man den Bürgern eine gute medizinische Versorgung vorenthält? Zwischenzeitlich haben Organisationen wie Global Fund strenge Abrechnungs- und Kontrollverfahren eingeführt, so dass Hilfe sicher und ohne Angst vor Korruption geleistet werden kann.¹⁰⁹ »Beispiele aus Thailand, Uganda und Brasilien zeigen, dass Länder nicht warten müssen, bis ein korruptes System beseitigt ist, bevor sie mit Erfolg umfangreiche Programme gegen HIV/Aids starten können«, schreiben Irwin, Millen und Fallows. »Korruption und Aids können gleichzeitig bekämpft werden.«¹¹⁰

Als zweite Erklärung dafür, dass die Dreifachkombinationstherapien arme Länder nicht erreichen, wird häufig eine unzureichende Gesundheitsinfrastruktur - zu wenig Fachpersonal, zu wenig Arztpraxen und Krankenhäuser und eine unzulängliche Ausstattung bestehender Einrichtungen - angeführt. Das sind natürlich gravierende Probleme und ständige Hindernisse, aber sie genügen wohl nicht als Rechtfertigung dafür, Millionen von Menschen eine medizinische Versorgung vorzuenthalten. Bei solchen Verallgemeinerungen wird auch

übersehen, dass es Hunderte von Ausnahmen und kleinen Erfolgen gibt. In den 14 schwarzafrikanischen Ländern, die am schlimmsten von HIV/Aids betroffen sind, sind beispielsweise 72 Prozent der Kinder gegen Masern geimpft. Pilotprogramme in armen Ländern - wie Dr. Paul Farmer's Partners in Health (PIH) auf Haiti und ihre Partner-NGO Zanmi Lasante (ZL) - haben die Grundlagen für eine umfassende medizinische Versorgung in unterentwickelten Gebieten geschaffen. Wenn die Medikamente verfügbar sind, kann man die anderen Probleme angehen; wenn ausgebildete Ärzte und Krankenschwestern fehlen, können Helfer angeleitet werden; Gemeinden schließen sich zu Projekten zusammen, mit denen Leben gerettet werden können. Ärzte ohne Grenzen haben 2001 in Kambodscha, Kamerun, Guatemala, Honduras, Kenia, Malawi, Südafrika, Thailand, Uganda und in der Ukraine Programme zur Behandlung von Aids ins Leben gerufen.¹¹¹ Solche Organisationen schaffen dort eine gute medizinische Versorgung, wo es nach Meinung von Skeptikern nicht möglich ist. Sie haben festgestellt, dass wesentlich mehr Menschen freiwillige Tests und Beratungen in Anspruch nehmen, wenn Behandlungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen und dass man in Regionen, in denen antiretrovirale Medikamente bereitgestellt werden, auch gegen andere tödliche und unheilbare Krankheiten vorgehen kann; und sie haben festgestellt, dass Stigmatisierung und Tabuisierung nachlassen, wenn statt einer tödlichen eine chronische Krankheit diagnostiziert wird. Medikamentenresistente Stämme bleiben bei dieser rasch mutierenden Pandemie weiterhin ein Problem, aber dafür kann man nicht den Armen die Schuld geben. Die neuen Gesundheitsprogramme haben gezeigt, dass arme Menschen in armen Ländern ärztliche Anweisungen häufig wesentlich gewissenhafter befolgen als die gebildete Bevölkerung in Industriestaaten.¹¹²

Es wurde einmal scherzhaft erklärt, wenn Coca-Cola dafür verantwortlich wäre, die entlegensten Dörfer und Regionen der Welt - auch in jene mit einer großen Zahl von Analphabeten und unzuverlässigen Kühlsystemen - mit ARVs zu versorgen, dann würde es diese Aufgabe mit Bravour erledigen, begleitet von bunten Leuchttafeln und Plakaten und landesweiter Werbung. Jeder in der Gegend würde wissen, wie das Produkt heißt, was es Gutes tut und wo man es bekommt.¹¹³

Mitte der 1990er-Jahre stand fest, dass Südafrika von der HIV/ Aids-Pandemie am stärksten betroffen war; 4,3 Millionen Südafrikaner waren mit HIV infiziert; eine Viertelmillion Südafrikaner würde bis zum Jahr 2000 daran sterben, und man schätzte, dass bis 2010 die Lebenserwartung in Südafrika um mehr als 20 Jahre sinken würde.¹¹⁴

1997 nutzte die südafrikanische Regierung eine rechtliche Lücke in dem Abkommen über die Rechte am geistigen Eigentum und erließ den Medicines and Related Substances Control Amendment Act. Theoretisch war es nach den Bestimmungen von TRIPS einer Regierung bei einer Notsituation im öffentlichen Gesundheitswesen erlaubt, den Patentschutz für ein Markenmedikament innerhalb des Landes auszusetzen (was als »Zwangslizenz« bezeichnet wurde) und die billigsten verfügbaren Versionen von Markenmedikamenten zu erwerben, statt sie direkt von den Herstellern zu kaufen (was als »Parallelimport« bezeichnet wurde). Weniger als drei Monate, nachdem Präsident Nelson Mandela die Verabschiedung des »Medicines Act« unterzeichnet hatte, erhob die Pharmaceutical Manufacturers Association of South Africa in Vertretung von neununddreißig Pharmaunternehmen Klage beim südafrikanischen Verfassungsgericht und verhinderte dessen Inkrafttreten. Zu den Klägern gehörten Alcon, Bayer, Bristol-Myers Squibb, Boehringer Ingelheim, Eli Lilly, GlaxoSmithKline, Merck und Smith-Kline Beecham.¹¹⁵

»Die Pharmaindustrie und die Regierung Clinton sind der Ansicht, dass Zwangslizenzen und Parallelimporte eine Gefahr für das gesamte Regelwerk zum Schutze geistigen Eigentums darstellen«, berichtete der *San Francisco Chronicle* am 24. Mai 1999. »Zugang zu Aids-Medikamenten, heißt es, kann auch erreicht werden, ohne das Patentsystem zu zerstören.«

»Patente sind der Lebensnerv unserer Branche«, sagte David Warr, als Associate Director für die Steuer- und Handelspolitik von Bristol-Myers Squibb zuständig. »Zwangslizenzen und Parallelimporte hebeln unsere Patentrechte aus.«

Im *San Francisco Chronicle* hieß es weiter: »Die einzigen Nutznießer einer Aufweichung der Patentrechte, erklärte Warr, seien die Hersteller von Generika, die mit ihren Umsätzen keine teure Forschung subventionieren - eine Forschung, die neue hochwirksame Therapien ermöglicht. ›Man darf nicht gegen die Feuerwehr kämpfen«, sagte er. Arzneimittelhersteller betonen, selbst wenn der Preis für Medikamente gegen Aids für den afrikanischen Markt auf

wundersame Weise gesenkt würde, würden wegen der fehlenden Infrastruktur zur Verteilung der Medikamente und Überwachung der Patienten nur wenige davon profitieren.«

Verbraucher- und Gesundheitsverbände auf der ganzen Welt reagierten mit Entsetzen und lautem Protest auf das Vorgehen der Pharmaunternehmen. Ärzte ohne Grenzen, die AIDS Coalition to Unleash Power (ACT UP), Oxfam, die Health GAP Coalition und die Verbraucherschutzorganisation Consumer Project on Technology mit Sitz in Washington schlossen sich der südafrikanischen Treatment Action Campaign (TAC) an, die sich für den Medicines Act stark gemacht hatte. In Südafrika gab Richter Edwin Cameron vom Obersten Gerichtshof, ein Weißer, der in der Antiapartheidbewegung als Verfechter der Menschenrechte an vorderster Front gestanden hatte, bekannt, dass er HIV-positiv sei, und verglich den Kampf um den Zugang zu lebenswichtigen Medikamenten mit dem Kampf gegen die Apartheid. In einer BBC-Sendung berichtete er darüber, dass ihm die Behandlung das Leben gerettet hatte:

»Es war unglaublich. Gegen Ende Oktober 1997 erkrankte ich plötzlich schwer an Lungenentzündung [...] Ich hatte sehr viel Gewicht verloren, mein Immunsystem war zusammengebrochen, und das Virus wütete in meinem Körper.

Ich wusste, dass ich mir Gedanken über diese Behandlung machen musste [...], die wahnsinnig teuer war [...], völlig unerschwinglich für die meisten Afrikaner mit HIV oder Aids.

Innerhalb von zehn Tagen nach Beginn der Behandlung mit antiretroviralen Medikamenten wusste ich, dass in mir ein physiologisches Wunder vor sich ging. Ich wusste, dass das Virus sich nicht mehr vermehrte. Ich spürte, wie meine Gesundheit, meine Kraft, mein Appetit und meine Lebensfreude zurückkehrten.«¹¹⁶

Die moralischen Entscheidungen der 1980er-Jahre, die mit einem Gewissen ausgestattete Menschen dazu brachten, sich gegen die südafrikanische Apartheidsregierung zu stellen, »wiederholen sich in den 2000ern in anderer Form«, sagte Richter Cameron, »im Kampf um einen gleichberechtigten Zugang zu der Behandlung von Aids«. Aktivisten griffen seine Überlegungen mit Schlagworten wie »Patientenrechte vor Patentrechten« und »Stoppt die Apartheid in der Medizin« auf.

»Die Pharmaunternehmen machen sich Sorgen«, erklärte James Love, leitender Direktor des Consumer Project on Technology, vor einem Ausschuss des amerikanischen Kongresses »in die peinliche Situation zu geraten, dass ein Medikament wie Fluconazole in Italien für 23,50 Dollar

verkauft wird, in Indien dagegen für 95 Cent. Letztlich ist das Ganze eine Frage der PR. Aber wie viele Millionen sollen wegen dieser Peinlichkeit sterben?«¹¹⁷

Die amerikanische Regierung unter Präsident Bill Clinton und Vizepräsident Al Gore übte dennoch auf Südafrika Druck aus, den Medicines Act zurückzunehmen. Im Oktober 1998 strich der Kongress vorübergehend die Auslandshilfe für Südafrika; die US-Handelsbeauftragte Charlene Barshefsky verweigerte Südafrika bestimmte Zollerleichterungen und setzte das Land auf die sogenannte »Watch List«; und die Regierung Clinton versuchte eine Resolution der Weltgesundheitsorganisation zu verhindern, die von den Mitgliedsstaaten forderte, »sicherzustellen, dass die Belange der öffentlichen Gesundheit in der Pharma- und Gesundheitspolitik höchste Priorität haben« und »wann immer nötig die Anwendung nationaler Gesetze in Betracht zu ziehen, um die in TRIPS enthaltenen Spielräume voll auszunutzen«.

Am 5. Februar 1999 berichtete das Büro der US-Handelsbeauftragten dem Kongress: »Alle wichtigen Behörden der US-Regierung haben sich in einer konzertierten Aktion zusammengeschlossen«, um Südafrika zum Einlenken und zum Verzicht auf den Medicines Act zu bewegen.¹¹⁸

Am 16. Juni 1999 gab Al Gore seine Kandidatur um das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten bekannt, und die öffentliche Empörung über die großen Pharmaunternehmen bekam auf einmal eine persönliche Note. In Carthage in Tennessee wurde während der Rede, mit der der Vizepräsident seine Kandidatur verkündete, Protest dagegen laut, dass er Druck auf afrikanische Länder ausübte, die versuchten, lebenswichtige Medikamente herzustellen. Auf seiner Wahlkampftour durch das Land wurde Gore allerorten zur Rede gestellt; die Zuhörer hielten Schilder in die Höhe, auf denen AIDS-MEDIKAMENTE FÜR AFRIKA und GORES GIER KOSTET LEBEN zu lesen war; und die Medien brachten Berichte darüber, dass er daran beteiligt war, wenn sterbenden Südafrikanern lebensrettende Medikamente vorenthalten wurden.

John Judis zeigte in *American Prospect* (1. Juli 1999) die engen Verbindungen Gores zur Pharmaindustrie auf und wies darauf hin, dass PhRMA seinen Wahlkampf mit beträchtlichen Mitteln unterstützte und ehemalige Lobbyisten aus der Arzneimittelbranche zu seinen engsten Beratern zählten. Unterdessen zeigte CNN den Vizepräsidenten, wie er seinen Kritikern mit

Äußerungen begegnete wie: »Ich glaube an den ersten Zusatzartikel [das Recht auf freie Meinungsäußerung], sie haben einen Applaus verdient!«, bis die Proteste im Beifall der Zuhörer untergingen und die Demonstranten aus dem Saal geführt wurden.

Am 25. Juni 1999 schrieb ein vorsichtiger gewordener Al Gore einen Brief an James Clayburn, den Vorsitzenden des Ausschusses für die Angelegenheiten Schwarzer, in dem es hieß: »Sie sollen zunächst wissen, dass ich die Bemühungen Südafrikas um eine Verbesserung der medizinischen Versorgung seiner Bevölkerung unterstütze, einschließlich der Bemühungen um Zwangslizenzen und Parallelimporte von Arzneimitteln - solange es auf eine Weise geschieht, die im Einklang mit internationalen Vereinbarungen steht.«¹¹⁹

»Vordergründig war gegen die Erklärung [des Vizepräsidenten] nichts einzuwenden«, erklärte James Love vor dem Kongress. »Das Problem war die von den Handelsbeauftragten der US-Regierung seit langem bestehende Praxis, an den Haaren herbeigezogene, fadenscheinige Argumente vorzubringen, warum das südafrikanische Gesetz gegen TRIPS verstoßen könnte.«¹²⁰

Am 9. September 1999 gaben führende Vertreter der Pharmaindustrie bekannt, sie hätten die Klage gegen Südafrika ausgesetzt. Charlene Barshefsky erklärte, dass die Angelegenheit zwischen den Vereinigten Staaten und Südafrika vom Tisch sei. Präsident Clinton, dessen Aufmerksamkeit von den Protesten und insbesondere von den 25 000 Demonstranten, die sich anlässlich der Welthandelskonferenz in Seattle im November 1999 versammelten, in Anspruch genommen wurde, schloss sich dem neuen Kurs an und stellte sich den afrikanischen Regierungen bei ihren Bemühungen, lebenswichtige Arzneimittel zu beschaffen, nicht länger in den Weg. Seine Handelsbeauftragte Barshefsky bestätigte, »die Aktivitäten von ACT UP und die Aids-Aktivisten [haben] unseren Blick dafür geschärft, dass wir es mit einer ernsten Krise zu tun haben.«¹²¹ Gegen den heftigen Widerstand der Republikaner im Kongress erließ Clinton eine Verfügung, der zufolge die Vereinigten Staaten afrikanische Regierungen nicht mehr behindern würden, wenn sie ihren Bürgern billigere Medikamente gegen Aids zur Verfügung stellen wollten.

Die großen Pharmaunternehmen erhielten von der Presse eine kräftige Abreibung wegen ihrer Klage gegen Südafrika, die hinsichtlich der PR einer der schlimmsten Fehlritte aller Zeiten gewesen sein dürfte. Zwei Jahre später, noch immer betroffen von diesem Beweis für

schlechtes Urteilsvermögen, hielt ein Vertreter der Branche eine Rede auf einer Konferenz über Gesundheit und Menschenrechte. Er begann sie mit einem Scherz: »Ich werde oft gefragt, wie wir so dumm sein konnten, Nelson Mandela zu verklagen.

Ich erkläre den Leuten dann immer, dass uns nichts anderes übrig blieb. Mutter Teresa war schon tot.«

Im Jahr 2000 warf ein indischer Arzneimittelhersteller sämtliche Spielregeln über den Haufen.

In der Überzeugung, dass es tatsächlich die hohen Preise für Medikamente waren, die einer allgemeinen Behandlung im Weg standen, und dass Aufklärung, Beratung, Vorbeugung, Aufhebung der Stigmatisierung und die Schaffung einer medizinischen Infrastruktur bei Bestehen eines allgemeinen Zugangs zu den Medikamenten vorangetrieben würden, gab Yusuf K. Hamied, Chef der indischen Arzneimittelfirma Cipla (1935 von seinem Vater gegründet), bekannt, dass seine Firma bereit sei, Medikamente gegen Aids für einen Bruchteil des aktuellen Preises zu verkaufen. TRIPS enthielt eine Klausel über verlängerte Fristen zur Umsetzung für arme Länder, und Indien machte sich dieses Schlupfloch zunutze, um auf legale Weise medizinische Patente zu ignorieren. Die Markenmedikamente kosteten zu diesem Zeitpunkt pro Patient und Jahr 12 000 Dollar; auf einer Sitzung der Europäischen Kommission in Brüssel verkündete Hamied, dass Cipla HAART für 800 Dollar pro Patient und Jahr anbieten würde.¹²²

Im darauffolgenden Jahr senkte die Firma diesen Preis erneut, dieses Mal auf 300 Dollar pro Patient und Jahr.

»Wir sind ein kommerzielles Unternehmen«, erklärte Hamied. »Aber ich vertreibe in Indien 400 Produkte. Wenn ich mit einem halben Dutzend davon keinen Gewinn mache, ist das nicht weiter schlimm. Ich verdiene kein Geld mit den Krebsmedikamenten, die wir vertreiben, und auch nicht mit den Medikamenten gegen Thalassemia, eine Blutkrankheit, die in Indien weit verbreitet ist. Wir verkaufen diese Medikamente praktisch zum Herstellungspreis, weil ich keinen Profit aus Krankheiten schlagen will, die das gesamte Gesellschaftsgefüge zusammenbrechen lassen können.«¹²³

Einige meinten, hinter diesen Worten Dr. Jonas Salk zu erkennen, den Erfinder des Impfstoffs gegen Kinderlähmung. Er hatte diesen Impfstoff niemals patentieren lassen und machte

deshalb auch nie Milliarden damit. Als man ihn nach dem Grund fragte, antwortete er: »Für so etwas gibt es kein Patent. Könnten Sie sich die Sonne patentieren lassen?«¹²⁴

Dr. Mark Rosenberg von der Task Force für Child Survival mit Sitz in Atlanta, sagt im September 2001 im Gespräch mit der Autorin: »Ohne Frage ist es den wohlhabenden Nationen inzwischen möglich, eine langfristige, kostengünstige und hochwertige Versorgung mit Arzneimitteln sicherzustellen, mit denen nicht nur die Waisen in Äthiopien am Leben erhalten werden können, sondern auch deren Eltern. Das ist kein schwieriges Unterfangen. Um das Gleiche für den Rest von Afrika zu tun, bedarf es einer gewissen Anstrengung, und einer etwas größeren Anstrengung, was Indien und China angeht. Eine Anstrengung, ja. Aber ist es unmöglich? Ganz und gar nicht.

Meine Kollegen vergleichen Aids in Afrika mit dem Holocaust. Sie stellen sich vor, dass wir von zukünftigen Generationen gefragt werden: ›Was habt ihr damals getan?‹«

Auch Brasilien machte sich die genannte TRIPS-Klausel zunutze, um eine einheimische Produktion von Generika in Gang zu setzen. Die brasilianische Regierung versprach allen Bürgern generische ARVs, und zwar kostenlos, und sie konnte seither die Behauptung widerlegen, dass arme Länder ohne hoch entwickelte Gesundheitsinfrastruktur keinen Zugang zu einer komplexen medikamentösen Aids-Behandlung bieten können.

Tatsächlich war die generische Version der Dreifachkombinationstherapie in der Einnahme sogar einfacher: Nur die Hersteller von Generika waren in der Lage, eine »fertige Dosis« anzubieten. Da jeder der drei Bestandteile der Kombinationstherapie patentiert war und von einem anderen Privatunternehmen vertrieben wurde, gab es in der Welt der Markenprodukte keine fertig dosierte Pille.

Sowohl die brasilianischen als auch die indischen Generika-Hersteller gaben ihre Bereitschaft zu erkennen, die billigen generischen Versionen des Medikaments in arme Länder zu exportieren.

Der schlimmste Alptraum wurde wahr: Generika, die den Markt erobern. Als Reaktion darauf senkten die multinationalen Pharmakonzerne ihre Preise (mit viel Publicity), stellten bestimmten Staaten über einen bestimmten Zeitraum bestimmte Medikamente kostenlos zur

Verfügung (mit entsprechender Berichterstattung in der Presse), gestatteten, dass an bestimmten Produktionsstätten Generika einzelner Markenprodukte hergestellt wurden (noch mehr Presseberichte), und schenkten einigen afrikanischen Ländern schöne Krankenhäuser und Gebäude mit ihren Namen darauf.

Im Mai 2000 starteten fünf der großen Arzneimittelhersteller die Accelerating Access Initiative (AA) mit dem Versprechen, in armen Ländern Markenprodukte zu wesentlich niedrigeren Preisen anzubieten. Ihre PR-Abteilungen sorgten natürlich dafür, dass die Welt von ihrer Großzügigkeit erfuhr.¹²⁵

»Es sind kaum konkrete Auswirkungen davon in Afrika festzustellen«, schrieb *Time* jedoch im darauffolgenden Jahr. »Jedes Land muss den Preis für jeden Bestandteil des Aids-Cocktails mit dem jeweiligen Unternehmen aushandeln, und die zähen Verhandlungen haben gerade erst begonnen. Auch wenn beispielsweise im Senegal die Preise um 75 oder 80 Prozent sinken, ist die Therapie mit 1200 Dollar im Jahr für Leute, die jährlich 510 Dollar verdienen, das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen im Senegal, immer noch zu teuer.«

Die menschenfreundlichen Preissenkungen, die von den Arzneimittelherstellern angeboten wurden, »haben grundsätzlich irgendwelche Haken«, berichtete ACT UP Paris im Jahr 2002, und sie ermöglichen es den Unternehmen, gleichzeitig die Lieferung von antiretroviralen Medikamenten zu kontrollieren und die Konkurrenz durch Generika-Hersteller in Schach zu halten.

»Optimistischen Schätzungen zufolge«, berichtete ACT UP Paris, »hat Accelerating Access in einem Zeitraum von zwei Jahren lediglich bewirkt, dass 0,1 Prozent Aids-Kranke mehr behandelt werden [...]. Darüber hinaus sind viele dieser Behandlungen gefährlich - wie die Therapie mit einem einzigen Medikament, die von der Medizin im Norden seit zehn Jahren nicht mehr angewandt wird.«

ACT UP Paris schrieb weiter: »Von wirtschaftlich spürbaren, pauschalen Preisnachlässen weit entfernt, sind die Preissenkungen im Rahmen von Accelerating Access wohltätige Aktionen, bei denen es um die Unterzeichnung einer Vereinbarung zwischen jedem Unternehmen und dem Gesundheitsministerium geht, um komplizierte Bedingungen festzulegen, unter denen die Nachlässe tatsächlich gewährt werden. Für gewöhnlich verlangen

die Unternehmen von den Regierungen, diese Vereinbarungen strikt geheim zu halten, bis zu dem Punkt, dass sie sämtliche Medienkontakte dem Unternehmen überlassen müssen.

Außerdem versäumt es AA, spürbare Preissenkungen für die Medikamente durchzuführen, für die es bislang noch keine Generika gibt. Beispielsweise verkauft der Schweizer Pharmagigant Roche dank Accelerating Access weiterhin seinen führenden Protease-Hemmer Viracept zu dem exorbitanten Preis von 3139 Dollar pro Jahr.«

Wenn überhaupt, wurden Aids-Kranke von Nichtregierungsorganisationen (NGOs) wie Ärzte ohne Grenzen gerettet - die sich um den Import von Generika kümmern -, während die Accelerating Access Initiative den Regierungen der Betroffenen Knebel und Fesseln anlegte.

Die Geschichte wird mit den Pharmariesen und mit den Politikern und Leitern internationaler Organisationen, die sie unterstützt haben, vermutlich nicht besonders freundlich umspringen. Einige Aktivisten würden zu gern sehen, wie die Führungsriege aus der Pharmabranche - und hohe Politiker und Behördenleiter, die mit ihr unter einer Decke stecken - wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit unter Anklage gestellt werden.

Im Jahr 2003 klagte TAC den Gesundheitsminister und den Handels- und Industrieminister von Südafrika des Totschlags an und legte ihnen den Tod von etwa 600 Menschen täglich zur Last, die mit HAART vermutlich hätten gerettet werden können.

Ende des 20. Jahrhunderts wurde den großen Arzneimittelherstellern eine historische Chance geboten. Die Krise eröffnete ihnen die Möglichkeit zu einer Neuorientierung der Branche sowohl nach ethischen als auch profitbezogenen Gesichtspunkten, die Möglichkeit, den Kampf gegen die schlimmste gesundheitliche Bedrohung der Menschheit mit ihren Medikamenten effektiv zu unterstützen.

Stattdessen haben sie Südafrika verklagt.

In den Berechnungen und Tabellen derjenigen, die über die Macht verfügen, in das Schicksal von Mintesinots Vater Eskender einzugreifen - der Experten, die behaupteten, Vorbeugung sei kostengünstiger als Behandlung; der privaten Arzneimittelhersteller und Vertreter der Welthandelsorganisation, die die ARVs mit Patenten mit zwanzigjähriger Laufzeit schützen

ließen; der Staatsoberhäupter reicher Länder, die die Pharmakonzerne unterstützten; der Staatsoberhäupter armer Länder, die in die Aufrüstung oder in Jachten investierten statt in die öffentliche Gesundheit -, war Eskender eine zu vernachlässigende Größe.

Für Mintesinot war er das nicht.

Sechs Monate nach seinem Eintreffen war Ababu - mittlerweile etwa drei Jahre alt - immer noch winzig, und immer noch sprach er nicht, aber zumindest lebte er noch. Seine riesigen Augen in dem alten Gesicht blickten traurig. Seine Beine sahen wie krumme Stecken aus. Er sagte nichts. Wenn Haregewoin ihn aus seinem Bettchen hob und auf ein Handtuch in der Nähe der anderen Kinder setzte, damit er nicht allein war, wimmerte er vor Schmerzen. Er war zu schwach, um sich aufrecht zu halten, und sackte in sich zusammen. Sein Kopf fiel nach vorn, und seine großen Augen füllten sich langsam mit Tränen.

Haregewoin kauerte sich neben ihn, redete tröstend auf ihn ein und breitete die Arme aus, und er stemmte sich - mit ihrer Hilfe - auf seinen spindeldürren Armen hoch und kroch auf sie zu. Eines Tages richtete er sich auf seinen wackligen Beinen auf und ging einen Schritt auf sie zu, bevor er in sich zusammensank wie eine Marionette, deren Schnüre durchgeschnitten worden waren.

Und Ababu war nicht mehr das einzige ihrer Kinder, das schwerkrank war.

Ein schmalbrüstiges kleines Mädchen litt unter so schweren Hustenanfällen, dass sie die Welt um sich herum kaum wahrnahm; sie wartete von einer Minute zur nächsten, bis sie wieder von einem Anfall durchgeschüttelt wurde, wobei ihre Brust rasselte wie ein getrockneter Flaschenkürbis. Es gab nichts und niemanden mehr in ihrer Welt als diesen Husten.

Da war ein fieberndes Baby mit aufgesprungenen Lippen, dessen Blicke immerzu herumirrten.

Da war ein Junge, dessen Immunsystem nicht mehr gegen die Molluscum-contagiosum-Warzen ankam und dessen Gesicht davon so überwuchert war, dass er jeden Besucher scheu anlächelte, um ihm im Vorhinein für sein Erschrecken bei seinem Anblick zu verzeihen.

Ein bis auf die Knochen abgemagertes, vierjähriges Mädchen hing ständig an ihrem älteren Bruder, einem gesunden Neunjährigen; er schleppte sie auf dem Arm, auf der Hüfte oder dem

Rücken überall mit sich herum. Wenn sie wieder Durchfall bekam, entschuldigte er sich bei den Kindern auf dem Spielplatz und lief mit ihr zur Latrine. »Unser Vater ist gestorben und unsere Mutter auch«, erklärte er. »Yerusalem ist schon immer krank, seit ihrer Geburt. Aber wenn es ihr gut geht, ist sie ein sehr nettes Mädchen.«

Bevor die beiden zu Haregewoin gekommen waren, hatte der Junge sie immer gewaschen. Er nahm sie mit zum Fluss, wenn sie wieder in die Hose gemacht hatte, zog ihr die verdreckten Sachen aus und schlug damit gegen die Felsen, wie er es den Frauen abgeschaut hatte, während Yerus nackt neben ihm kauerte.

»Es ist zu viel, es ist zu viel«, schimpfte Haregewoin. Aber da war niemand mehr, dem sie sagen könnte, dass es zu viel war, denn alle stimmten darin schon längst mit ihr überein; sie drängten sie ständig, zumindest die Kranken wegzuschicken. Alte Freunde und Besucher hatten sie davon abzuhalten versucht, überhaupt Kinder aufzunehmen, die wahrscheinlich HIV-Positiv waren, und solche, die bereits unverkennbar unter den Symptomen von Aids litten.

Aber was war ihr übrig geblieben?

Wenn sie sich bei ihren Freunden beklagte: »Es ist zu viel«, riefen fast alle: »Das haben wir dir doch gleich gesagt!« (Nur Zewedu sagte nichts dergleichen.) Daher beklagte sie sich irgendwann nur noch bei denen, die zu jung waren, um zu verstehen, was sie meinte. »Ihr seid zu viele, ihr seid viel zu viele«, sang sie den Babys vor, während sie ihnen die Windeln wechselte, und die Babys strampelten und quietschten zur Antwort.

Haregewoin hatte Angst, dass sie eines der Kinder verlieren würde. Um ein paar von ihnen - das fiebernde Baby mit dem umherirrenden Blick, das kleine Mädchen mit dem schrecklichen Husten, die jüngere Schwester namens Yerusalem - hatte sie besonders große Angst. Und dann war das Baby eines Morgens auffallend still. Seine Gliedmaßen waren dick und kalt, als bestünden sie aus Lehm, sein Gesicht war eingesunken. Sie piekte das Baby leicht in den Arm; die Delle verschwand nicht. Haregewoin stieß einen Schrei aus und glaubte, ohnmächtig zu werden. Sie drehte sich um und beugte sich nach vorn, stützte sich mit den Händen auf den Knien ab, nahe daran, sich zu übergeben. Könnte sie jemand anderen - irgendjemanden - bitten, den Leichnam zu holen? Vielleicht den alten Wächter? Oder Sara, die ehemalige College-Studentin? Sie richtete sich auf und wandte sich um. Vorsichtig nahm sie die Ecken der Decke

des toten Babys und wickelte es ein. Die Windel hatte den Frottee-Schlafanzug durchnässt... sollte sie die Kleine noch einmal wickeln? Oder nicht? Tot schien sie schwerer zu sein als lebend. Haregewoin schlug sie in die Decke ein, bedeckte das Gesicht mit den leeren Augen; rasch lief sie mit ihr über den Hof, als wolle sie das kleine Mädchen vor den Elementen schützen, vor Wind und Regen, obwohl der Himmel klar war. Mit geröteten Augen rannte sie an den spielenden Kindern vorbei. Den Leichnam auf dem Schoß, rief sie beim *kebele* an. Man erklärte ihr, bei welchem Amt sie sich melden sollte und dass später am Tag jemand käme, um den Leichnam zu holen, vielleicht würde es auch bis morgen dauern (sie hatten alle Hände voll zu tun). Eine neue Welle der Übelkeit stieg in ihr auf und brachte sie zum Zittern, insgeheim befürchtete sie, dass man das Baby in ein Massengrab werfen würde. Und was sollte sie einen Tag lang mit der Leiche der Kleinen machen?

»Ich muss zur Kirche«, erklärte sie dem Wachmann. Sie zog sich nicht einmal um, da sie nicht wusste, wo sie das tote Kind währenddessen lassen sollte, und es nicht einfach irgendwo ablegen wollte. Sie legte sich ein Tuch über den Kopf und ließ es über ihre Arme fallen, so dass das Baby darunter verborgen war, dann fuhr sie mit dem Taxi zur Kirche. Sie ging zu ihrem vertrauten - fast geliebten - Friedhof und veranlasste alles Nötige, damit das Baby eine orthodoxe Beerdigung bekam.

Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal mit dem Baby gespielt oder ihm etwas vorgesungen hatte; sie konnte sich nicht erinnern, wann das todkranke Baby mit seinen dürren Gliedmaßen und dem knochigen Gesicht das letzte Mal gelächelt hatte.

»Nein, bitte, das geht nicht, bitte«, rief sie entsetzt, als sie das Tor aufstieß und eine Frau vor sich sah, die mit einem abgemagerten, barfüßigen Jungen unbestimmten Alters und mit einem verschorften Gesicht auf sie wartete. Ausgezehrt von Aids, konnte er vier Jahre alt sein oder er konnte (wie sie mittlerweile wusste) ein zwergenhafter Siebenjähriger sein. »Bitte, ich kann nicht. Sie müssen ihn irgendwo anders hinbringen. Ich habe doch keine Medikamente!«

Die junge Frau ließ die Hand des Jungen los und warf sich in den Staub, kroch zu Haregewoins Füßen, um sie zu küssen. Sie stieß wehklagende Laute aus, das Gesicht am Boden und die Hände wie zum Gebet erhoben.

»Bitte, Gott, bitte!«, rief Haregewoin laut und fiel in die Klagen der Frau ein. »Sag mir, was ich tun soll!«

Der alte Wachmann eilte Haregewoin mit grimmigem Gesicht zu Hilfe, bereit, die Besucherin zu verjagen. »Fort mit dir!«, wollte er schon rufen. »Geh deines Weges. Leute wie du werden *Waizero* Haregewoin noch umbringen!«

Haregewoin wandte sich ab und bedeckte ihr Gesicht mit dem Tuch. »Nimm ihn.«

»Was?«, rief der Wachmann und trat einen Schritt zurück.

»Nimm das Kind«, sagte sie und ging zum Haus.

»Und wo soll ich ein Plätzchen für ihn finden?«, rief er hinter Haregewoin her, denn auch er gehörte mittlerweile zu ihren Kritikern.

»Lass ihn bei dir schlafen!«, rief sie mit scharfer Stimme zurück.

Und sofort war er milder gestimmt.

»Komm mit, Kleiner«, sagte er und nahm die Hand des verängstigten Jungen. »Ich frage mich, wie du wohl heißt.«

Haregewoin machte sich auf die Suche nach einer Organisation, die sich auf die Betreuung von HIV-positiven Kindern spezialisiert hatte.

Wenn sie Medikamente hätte, sähe alles ganz anders aus! Sie würde mit Freuden alle bei sich behalten, alle, die krank waren, und versuchen, sie zu heilen und großzuziehen.

Aber ohne Medikamente war ihr Haus nicht mehr als eine Sterbestation.

Für ihre Freunde war sie eine außergewöhnliche Frau, aber sie hatten ja auch nicht gesehen, wie Angst und Übelkeit sie erfasst hatten, als sie feststellen musste, dass in der Nacht ein Baby allein gestorben war, dass sie eine Ersatzmutter für todkranke Kinder war.

Ende 2000 waren nach Angaben von UNAIDS seit Ausbruch der Epidemie 4,3 Millionen Kinder an Aids gestorben und 1,4 Millionen Kinder lebten mit Aids, fast alle in Afrika.

In ganz Äthiopien gab es nur zwei Waisenhäuser für HIV-positive Kinder, die sich beide in Addis Abeba befanden, erfuhr Haregewoin. Das größere der beiden, das der Mutter-Teresa-Schwestern, war überfüllt; aber es gab noch ein kleineres ganz in der Nähe, das von einem Ehepaar geführt wurde. Sie fuhr hin, um die Leute kennenzulernen und zu sehen, wie die Kinder behandelt wurden, denn insgeheim hatte sie vor, zu fragen, ob sie ihre kranken Kinder zu ihnen bringen dürfe.

Im Enat-Haus für HIV-positive Kinder (Enat heißt Mutter; später wurde es in AHOPE for Children umbenannt) drang von dem einfachen Spielplatz, der von einem Eukalyptus-Baum beschattet wurde, lautes Lachen und Geschrei herüber, die Kinder spielten Himmel und Hölle und Fußball und flochten sich gegenseitig die Haare. Da war der vertraute säuerliche Geruch von *injera*, das in der Küche neben dem Haus zubereitet wurde. Manchen Kindern begannen jedoch die Haare auszugehen, andere waren beängstigend dünn, wieder andere hatten entzündete Stellen im Gesicht. Hier fanden sich die jüngsten Opfer der Kollision eines Kontinents mit HIV/Aids ein: Sie hatten ihre Väter und Mütter und Brüder und Schwestern

verloren, und jetzt waren sie selbst erkrankt, und alle, bis auf die Kleinsten, wussten, was das bedeutete.

Im Jahr 2001 besuchte ich das Enat-Haus zum ersten Mal. Eine junge Betreuerin in einem Schwesternkittel und mit einem Baumwolltuch um den Kopf rief die Kinder im Esszimmer zusammen. Die Kinder - von denen das älteste vielleicht sieben oder acht Jahre alt war - rannten zu ihren Plätzen an den Tischen in dem sonnigen, frisch gefegten Raum. Das Wasser in einer Glasvase mit einem Strauß Blumen warf Reflexe auf die Tischplatte. Die Kinder, die allesamt vom Land kamen, hatten noch nie Scheren gesehen und streckten der Lehrerin eifrig die Hände entgegen, als sie die knallbunten Plastikscheren verteilte. Ja, es waren genug für alle da, die Christ Lutheran Church of Forest Hill im amerikanischen Pennsylvania hatte genug Scheren mit den anderen Spenden mitgeschickt. Die Kinder produzierten eine wahre Lawine an Papierschnipseln, als sie den Anweisungen der Lehrerin folgend versuchten, Schneeflocken auszuschneiden (Schnee hatten sie auch noch nie gesehen).

Die kräftige kleine Ester war mit ihrem heiseren, tiefen Lachen und der dröhnenden Stimme eine Miniaturausgabe von Ethel Merman oder Ella Fitzgerald. Beim Schneiden stahl sich ihre Zunge aus einem Mundwinkel hervor. Die Kinder hielten ihre windschiefen Ergebnisse in die Luft und quietschten vor Überraschung laut auf. Die Lehrerin lobte sie und befestigte die Schneeflocken an der unverputzten Wand, die einzige Schneelandschaft, deren sich diese Stadt wohl je erfreuen wird.

Später besuchte ich die Musikstunde, in der die Kinder sich unter der Anleitung eines Gitarre spielenden jungen Mannes in den Hüften wiegten und im Hof herumhüpften. Ester sang dazu und wackelte dabei mit ihrem kleinen dicken Hintern. Eyob war ein hübscher Junge mit hoffnungsvoller, fragender Miene. Die weite braune Hose, in die er sein Polohemd gesteckt hatte, wurde in der Taille mit einem Gürtel zusammengehalten. Er bewegte sich mit der lässigen Sicherheit eines afroamerikanischen Steptänzers aus den zwanziger Jahren und schwang die Arme im Takt der Musik. Er hatte den Dreh raus, zögerte jedes Klatschen und Aufstampfen bis zum letzten Moment hinaus, ohne je aus dem Takt zu kommen; er erfand den Swing noch einmal neu.

Aber Eyob und Ester konnten nicht in die Schule gehen. Wegen seines Gesundheitszustandes konnte keines der HIV-positiven Kinder in die Schule gehen, und so unterrichtete das Personal

dieses ärmlichen Waisenhauses - Gizaw und seine Frau, Tsedie, und die Betreuerinnen - die Kinder selbst.

Tsedie, eine würdevolle Frau mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und einem bitteren Lächeln, sagte: »Wir wollen, dass die Kinder das Leben genießen, dass sie etwas vom Leben haben.«

»Wir haben Aids, deswegen gehen wir nicht in die Schule«, sagten Kinder, die zu jung waren, um zu verstehen, was das bedeutete.

Es war nicht leicht, Leute zu finden, die in diesem Waisenhaus arbeiten wollten, erzählten Gizaw und Tsedie Haregewoin bei ihrem Besuch. Die Kinder waren doppelt stigmatisiert: Ihre Eltern waren an HIV/Aids gestorben, und darüberhinaus waren sie selbst infiziert.

»Die Leute gehen mir aus dem Weg und meiner Frau und unseren Betreuerinnen auch«, sagte Gizaw, ein abgearbeiteter, hochgebildeter Mann in den Fünfzigern. »Sie sind überzeugt, dass wir auch positiv sind, nur weil wir uns um diese Kinder kümmern. Ich war kürzlich in einem Amt, und die Leute haben mit dem Finger auf mich gezeigt. Vor zwei Jahren hatte ich ein Gallenblasenproblem und ziemlich viel abgenommen. Da haben alle gesagt: ›Seht ihr! Das musste ja so kommen.«

Wenn ich fertig mit der Schule bin, möchte ich Mathematiklehrerin werden, schrieb ihre beste und älteste Schülerin, ein Mädchen namens Amelezewd. Sie hatte ein schmales, kluges Gesicht und ein ironisches Lächeln, hinter dem sich lange Schneidezähne verbargen. Zwei jüngere Brüder von ihr lebten ebenfalls im Waisenhaus und ein älterer draußen in der Stadt.

In unserem Land gibt es nicht viele Pilotinnen, also werde ich vielleicht auch Pilotin, schrieb sie. *Ich will schnell lernen, und ich will groß werden. Später einmal will ich im Haus meiner Familie wohnen. Ich will für meinen älteren Bruder eine Villa bauen und am Tor Blumen pflanzen, damit es hübsch aussieht. Ich will Kindern helfen, die wie ich keine Familie mehr haben. Ich werde ihnen sagen, dass ich bin wie sie und ihnen genauso helfen, wie Mami und Babi (Tsedie und Gizaw) mir helfen. Am allerliebsten lese ich Geschichtsbücher. Dann bin ich richtig glücklich.*

Aber Eyob verlor büschelweise Haare. Genau wie Ester. Und es gab keine älteren Kinder im Haus, keine, die höhere Klassen besuchten, keine Jugendlichen. Nein, erklärte man Haregewoin,

sie waren nicht auf einem Ausflug, und, nein, sie lebten nicht in einem anderen Haus. Ihre Abwesenheit warf einen grauenvollen Schatten auf das bunte Treiben der noch lebenden jüngeren Kinder. Das Fehlen von älteren Kindern war wie eine arktische Kaltfront, die im warmen Wind eines Spätherbsttages unheilvoll näher rückte.

Bei 90 Prozent der HIV-infizierten Kinder wird das Virus vor oder während der Geburt oder beim Stillen übertragen. Eine unbekannt Zahl wurde durch verunreinigte Nadeln und Transfusionen von nicht getestetem Blut infiziert und ein geringer Prozentsatz durch sexuellen Missbrauch durch HIV-infizierte Erwachsene.

Ungefähr ein Viertel der Kinder, die von HIV-positiven Müttern auf die Welt gebracht wurden, infizierten sich.

In Nordamerika und Europa hat man festgestellt, dass eine Dreifachkombinationstherapie ab der 28. Schwangerschaftswoche die Übertragungsrate von HIV auf das Kind um 98 Prozent reduzieren und auch die Mutter retten kann. Mithilfe von öffentlichen Gesundheitskampagnen, Beratung, Mutterschaftsvorsorge und Therapien mit antiretroviralen Medikamenten für HIV-infizierte Schwangere konnte in den USA die Übertragungsrate auf das Kind auf unter zwei Prozent gesenkt werden. 2002 betrug die Zahl von pädiatrischem Aids in den USA 92 Fälle.

2003 waren es 59.

Aber weniger als zehn Prozent der HIV-positiven Schwangeren in Afrika hatte Zugang zu diesen Medikamenten.

2003 betrug daher in Äthiopien die Zahl neuer pädiatrischer Aids-Fälle ungefähr 60 000.

Und die wenigen Frauen in Afrika, die Medikamente zum Schutz vor einer Mutter-Kind-Übertragung (PMTCT) erhielten, wurden nach der Geburt nicht weiterbehandelt. Mütter, die an PMTCT-Programmen teilnahmen, brachten mit größerer Wahrscheinlichkeit nicht infizierte Kinder zur Welt, aber ebenfalls mit größerer Wahrscheinlichkeit erkrankten und starben sie nach der Geburt, wenn die medikamentöse Behandlung abgebrochen wurde.

HIV/Aids bei Kindern nimmt normalerweise einen von zwei Verläufen. 80 Prozent der im Säuglingsalter infizierten Kinder sterben vor Erreichen des dritten Lebensjahres. Solche Kinder werden vielleicht niemals krabbeln, gehen oder sprechen können.

Von den übrigen 20 Prozent erleben einige ihren achten Geburtstag und eine winzige Minderheit feiert ihren elften Geburtstag und stirbt erst dann.

Gizaw wusste das. Er wusste auch, dass die hübsche Amelezewd, die ihn *Babi* (Großvater) nannte und glücklich war, wenn sie Geschichtsbücher lesen durfte, schon zehn Jahre alt war.

Gizaw sah mit seinen geröteten Augen und abgespannten Zügen so aus, als wäre er die ganze Nacht auf den Beinen gewesen; er hatte schon für Dutzende von jungen Leben den Kampf gegen Aids angetreten, und jedes einzelne dieser Kinder war ihm aus den Armen gerissen worden. »Gerade erst hat uns wieder einer der kleinen Prinzen unseres Landes verlassen«, erzählte er Haregewoin von einem Achtjährigen, der zwei Nächte zuvor gestorben war. Der erste Hinweis, dass sich der Gesundheitszustand eines Kindes rapide verschlechterte, war für ihn, wenn es plötzlich nicht mehr bei den Spielen oder Übungen mitmachen wollte, die ihm zuvor Spaß bereitet hatten. Wenn ein Kind teilnahmslos am Rand saß, keine Lust mehr zum Zöpfchenflechten oder Völkerballspielen hatte und der Musiklehrerin aus dem Weg ging, war das ein schlechtes Zeichen. Die meisten Kinder hatten mit angesehen, wie ein oder beide Elternteile gestorben waren, und viele hatten auch schon Geschwister verloren. Wenn sie dann an sich selbst Symptome entdeckten - Kandidose in der Mundhöhle und im Rachen, das plötzliche Auftreten von Molluscum contagiosum um die Augen und die Lippen und/oder Diarrhö -, ahnten selbst die Fünfjährigen, welches Schicksal ihrer harrte. Es bedeutete, dass sie bald in das rückwärtige Schlafzimmer kamen, dessen Tür stets geschlossen war. Dann würden alle ihre Besucher außer Gizaw - der sie noch immer umarmen und küssen und ihre Hand halten und mit ihnen singen würde - einen Gesichtsschutz und Gummihandschuhe tragen.

»Am Anfang verliert das Kind Gewicht«, sagte Gizaw, der früher in der Verwaltung von Unternehmen und für die Regierung gearbeitet hatte, also kein Mediziner war, aber dessen Erfahrung mit dem Aufbau von NGOs ihn dazu veranlasst hatte, dieses Waisenhaus zu eröffnen. »Das Kind bekommt Infektionen im Mund- und Rachenraum, und das Schlucken fällt ihm schwer. Es hört auf zu essen, leidet unter Diarrhö, Gelenkschmerzen, Ohrenscherzen. Das kann fünf Monate, drei Monate, zwei Monate dauern. Das Kind bekommt Lungenentzündung, es

hat die ersten Anfälle. Es spricht nicht darüber, aber es ist niedergeschlagen. Eines Tages will es nicht mehr auf dem Spielplatz spielen, dann will es nur noch dasitzen und gehalten werden.« Entzündungen im Gesicht, im Mund, Gürtelrose, Hautausschlag am ganzen Körper, geschwollene Drüsen - all das entstellt das Kind und verursacht ihm Schmerzen, wenn sich sein Leben dem Ende nähert.

»Wir haben keine Antiretrovirale. Wir wissen, dass im Westen die Kinder behandelt werden. Es fehlt unserem Staat an harter Währung, um Antiretrovirale kaufen zu können. Wir können die Lungenentzündung und die kleinen Infektionen bei den Kindern bekämpfen, aber das ist auch schon alles. Wir betreiben hier ein Sterbehospiz.« Er hielt inne und starrte auf den Boden. »Es ist schlimm, die Kinder sterben zu sehen.«

HIV-positive und aidsinfizierte Waisenkinder hatten sich höflich aufgereiht, um Haregewoin zu begrüßen. In den schönen und sorgsam ausgewählten Namen der Kinder lebte die Liebe ihrer Eltern weiter. Als jedes leise seinen Namen nannte, sah Haregewoin die Mütter und Väter vor sich, selbst die Ärmsten der Armen, wie sie ihre Köpfe über ein Neugeborenes beugten und überlegten, welchen besonderen, außergewöhnlichen Namen sie dem Kind geben konnten. Die meisten nichtbiblischen äthiopischen Namen haben eine konkrete Bedeutung; und die Namen dieser HIV-positiven Waisen schienen ganz besonders treffend zu sein.

Sie lernte *Tidenek* (Du bist wundervoll) kennen und *Bizunesh* (Aus dir wird etwas werden) und *Asegdom* (Vor dem die anderen niederknien).

Sie schüttelte *Mekonnen* (Die Würdenträgerin) die Hand und *Zerabruk* (Von heiliger Herkunft). *Makeda* (Die Schöne) war der Name der Königin von Saba gewesen, und auch einen kleinen *Salomon* gab es.

Tadelech bedeutete »Sie ist glücklich« und *Zenash* »berühmt«. *Messaye* hieß so viel wie »Du ähnelst mir« - die Freude einer Mutter oder eines Vaters war bei diesem Namen unübersehbar. In *Etagenehus* reizendem »Ich habe eine Schwester!« war ein Augenblick des Glücks festgehalten, das Strahlen eines älteren Geschwisters über den Familienzuwachs.

Metekies weit verbreiteter Name dagegen sprach von der hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit, da seine bittersüße Bedeutung »Ersatzkind« war.

Tenagne hieß »Meine Gesundheit«, eine berührende, hoffnungsvolle Wahl in Anbetracht dessen, was folgte (Tenagne war inzwischen ein HIV-positives Waisenkind).

Allefnews Name war fast noch berührender: »Wir haben die schlimmsten Zeiten hinter uns.«

In einem rauflustigen kleinen Jungen sahen seine Eltern einen zukünftigen erfolgreichen Geschäftsmann: sein Name lautete *Million*.

In Zeiten der Pandemie bekam sein Name eine völlig andere Bedeutung.

Haregewoin fragte Gizaw, ob sie ihre HIV-positiven Kinder zu ihnen bringen dürfte.

»Es tut mir sehr leid, *Waizero* Haregewoin, aber wir haben keinen Platz für weitere Kinder, wie Sie sehen können«, erwiderte Gizaw höflich.

Auf jedes Kind in diesem Haus kamen 60 andere, die auf den Straßen des Viertels lebten und starben. Ein oder zwei Mal in der Woche trat Gizaw mit einem neuen Kind in den Armen durch das Tor des kleinen Waisenhauses.

Als sie wieder auf den Spielplatz durften, liefen zwei kleine Mädchen zu Gizaw, um ihm ein neues Kunststück beim Seilspringen vorzuführen. Ein paar Jungen kickten mit ihrem Fußball (zusammengeknüllte und mit einer Schnur umwickelte Plastiktüten) vor seinen Füßen herum, um ihn zum Mitspielen zu verführen. Er machte ein paar Täuschungsmanöver mit dem Ball und brachte die Jungen damit zum Lachen.

Als Gizaw mit den Schlüsseln für seinen Transporter klapperte und sagte, dass er zwei Helfer brauchen könnte, die ihn auf einer Besorgungsfahrt in die Stadt begleiteten, schossen viele Hände in die Höhe, und die Kinder sprangen auf und ab und kreischten, dass sie mitkommen wollten. Die Gesichter unter den hüpfenden Zöpfen der kleinen Mädchen und den Kappen der kleinen Jungen waren glücklich und voller Hoffnung.

Sie hatte zweiunddreißig Kinder, dann hatte sie achtunddreißig Kinder, dann zweiundvierzig und dann wusste sie nicht mehr, wie viele Kinder sie hatte.

Bei einer solchen Zahl musste sie die Kinder unter denselben Bedingungen großziehen, unter denen sie und ihre Geschwister und alle anderen Kinder auf den ausgedorrten Hochebenen großgezogen worden waren: mit harter Arbeit, gelegentlichen schroffen Worten oder einer Tracht Prügel und nach nichts schmeckendem Brei, der in großen Töpfen gekocht und in großen Mengen ausgegeben werden konnte. Die älteren Kinder wurden dazu verdonnert, auf die jüngeren aufzupassen, wie sie es selbst bei neunzehn jüngeren Geschwistern gemacht hatte.

»Ich komme deswegen immer zu spät in die Schule!«, protestierte Tamrat, zehn Jahre alt, ein sportlicher Junge. »Ich mag mich nicht immer um die Kleinen kümmern müssen. Die können ja noch nicht einmal selbst essen. Jeden Tag komme ich zu spät in die Schule.«

»Ich schlafe während des Unterrichts ein«, sagte Meskerem, mittlerweile neun Jahre alt. »Wegen der Babys wache ich nachts immer auf. Ich muss auf drei Babys aufpassen, und jede Nacht wecken sie mich mit ihrem Geschrei auf.«

»Wenn ihr irgendetwas ausgeht, schickt sie mich noch spät am Abend los zum Einkaufen«, beschwerte sich Tamrat bei den anderen. »Aber dafür bin ich zu jung. Ich brauche meinen Schlaf.«

Sie beschwerten sich auch bei Haregewoin, aber die rannte mit einem Baby auf dem linken Arm und einem Kleinkind mit nacktem Hintern an der rechten Hand an ihnen vorbei, dann lief sie in der entgegengesetzten Richtung mit einem Stock in der Hand einem Jungen hinterher, den sie dabei erwischt hatte, wie er hinter ein Kinderbettchen im Säuglingszimmer einen Haufen setzte.

Haregewoin hatte Yonas, Meskerems elfjährigen Bruder, zum stellvertretenden Oberaufseher auf dem Hof ernannt; er war ein hilfsbereiter Junge, der sich nicht beklagte. Aber die Kinder, die in der Rangordnung unter Yonas standen, verliehen ihrer Unzufriedenheit

lautstark Ausdruck. Ältere Kinder standen, ungeduldig mit den Füßen scharrend, an Haregewoins Schwelle, in der Hoffnung, eintreten zu dürfen und ihre Klagen loszuwerden. Sie wollten ihren Fall vortragen und mit Haregewoin über einen Erlass ihrer Pflichten verhandeln.

Aber Haregewoin war gemeinsam mit Zewedu und ihrer älteren Schwägerin Negede Tehaye Alemayhu zu sehr mit Strategiebesprechungen und der Frage, wie sie Geld beschaffen könnte, beschäftigt, um sich mit unzufriedenen Kindern auseinanderzusetzen. Sie schickte sie mit einem scharfen Wort fort und wandte sich wieder dem Gespräch am Tisch zu, wo Probleme zu wälzen waren, von denen sie keine Ahnung hatten:

»Ist es besser, die HIV-positiven Kinder zusammen in ein Bett zu stecken, oder können sie bei den gesunden Kindern schlafen?«

»Werden die HIV-positiven Kinder den HIV-negativen Kindern gefährlich, oder ist es umgekehrt?«

»Sollten das Kind, bei dem Tuberkulose ausgebrochen ist, und das Kind mit Hepatitis B zusammen schlafen, oder können sie zusammen mit den gesunden Kindern schlafen?«

»Werden die HIV-positiven Kinder die gesunden Kinder krank machen, wenn sie von denselben Tellern essen, selbst wenn wir die Teller mit Seife und heißem Wasser waschen? Werden die gesunden Kinder krank werden, wenn sie die Latrine nach den HIV-positiven Kindern benutzen?«

Ohne genauere medizinische Kenntnisse versuchten sie, mit dem gesunden Menschenverstand Fragen zu beantworten, die sich nicht mit dem gesunden Menschenverstand beantworten ließen. Es war tatsächlich so, dass die HIV-positiven Kinder durch die gesunden Kinder einer viel größeren Gefährdung ausgesetzt waren als umgekehrt. Das widersprach jeder intuitiven Einschätzung.

Sie hatten manchmal Wasser, aber nicht immer. Die meiste Zeit hatten sie Strom und eine funktionierende Telefonverbindung, aber nicht immer. Die einfachsten Grundnahrungsmittel waren meistens in ausreichender Menge für alle Kinder vorhanden, zum Beispiel weißer Reis, aber nicht immer. Die Kinder waren zusammengepfercht, gesunde und kranke, hustende und keuchende, manchmal hungrig, manchmal mit einem Schrei aus einem Alptraum aufschreckend, manchmal die Betten mit Erbrochenem oder Durchfall beschmutzend. Es hätte

mathematischer und medizinischer Genies bedurft, die mithilfe von Computern und Diagrammen und Tabellen die ideale Aufteilung der Zimmer und Betten errechneten, um die Übertragungsrate von Infektionen unter den Kindern zu verkleinern - statt zu erhöhen.

Es hätte eine ganz neue Art von Expertentum gebraucht, um die Übertragungsrate von Verzweiflung und Traumata zu verkleinern.

In der Zwischenzeit brachten Kindern im Schulalter gute Noten nach Hause und warteten schüchtern auf eine Gelegenheit, Haregewoin ihre Schulhefte zu zeigen. Sie lief kreuz und quer über den Hof, rief und klatschte in die Hände, scheuchte sie in die eine Richtung zum Abendessen und in die andere zum Beten. »Steckt das weg! Es wird nur schmutzig!«, rief sie, und sie steckten die Schulhefte weg.

Tariku, zweijähriger Junge. Mutter hat als Hausmädchen gearbeitet. Ist weggelaufen und hat das Kind zurückgelassen.

Miret, Mädchen, acht. Addis Abeba. Mutter an Aids und Tbc erkrankt, Vater gestorben.

Birakadu, zehn Jahre alter Junge, fünfte Klasse, Mutter und Vater gestorben.

Yimen, Mädchen, ein Jahr alt, ist ins Feuer gefallen, wurde ins Krankenhaus gebracht und dort zurückgelassen.

Jeden Abend rief Haregewoin die Kinder zum Nachtgebet zusammen. Sie setzten sich vor den schmalen Betten in Reihen auf den Boden und blickten nach vorn zu Haregewoin, die ihnen gegenüber auf einem Kinderstuhl saß. Dann rief sie Freiwillige auf, vorzutreten und ihre Lieblingsgebete und -lieder vorzutragen, einige aus der orthodoxen Kirche, einige aus der protestantischen Kirche. »*Abbatachin-hoy*« stimmten sie die Anrufung Gottes an. Die Kinderstimmen waren glockenhell. Wie schön manche singen, dachte sie; sie hatten viel in der Kirche gesungen.

Früher hatte sie sich lächelnd im Takt mitbewegt, hatte in die Hände geklatscht und mitgesungen, das gemeinsame Beten war der schönste Moment des Tages gewesen.

In letzter Zeit saß sie nur noch da, teilnahmslos und ausgelaugt. Ihre Mundwinkel hingen schlaff herunter. Sie war hungrig und erschöpft. Wenn die Kleinen kamen, weil sie ihr einen Gutenachtkuss geben wollten, saß sie mit ausdruckslosem Gesicht da; aber sie ließen sich nicht beirren und gaben ihr dennoch einen Kuss auf die Wange, bevor sie ins Bett hüpfen. Sie blieb

noch sitzen, in der Dunkelheit und der kühlen Nachtluft, selbst wenn die Kinder um sie herum schon alle in den Betten lagen; sie saß einfach nur da, mit leerem Kopf und leerem Magen.

Haregewoin hatte von der Epidemiologie von HIV/Aids in Äthiopien keine Ahnung. Sie wusste nicht, dass die Krankheit die Soldaten von der Front der Eritrea-Kriege nach Hause begleitet hatte. Sie wusste nicht, dass Gesundheitsexperten die Marschrouten der erschöpften Soldaten und ihres Gefolges über den Kontinent anhand des Auftretens von HIV und Aids nachvollziehen konnten. Sie wusste nichts von den Trends, die die Experten ausgemacht hatten.

Die Autoren von *Global AIDS: Myths and Facts* aus dem Jahr 2003 fassten die besonderen Gefahren von infektiösen Krankheiten zu Kriegszeiten zusammen: »Bewaffnete Konflikte rufen oft Wanderungsbewegungen großer Bevölkerungsteile hervor, zu denen ebenso Flüchtlingsströme wie Truppenverlegungen gehören. Solche Wanderungen haben sich als Verbreitungsfaktor von Infektionskrankheiten erwiesen, auch von Aids. Während eines Krieges führt die Konzentration von Soldaten, die häufig herumziehen und von ihren Familien und Partnern getrennt sind, zusammen mit der großen Armut unter Frauen zu einem die Prostitution fördernden Klima und zu einem erhöhten Risiko für HIV-Übertragungen. Die HIV-Infektionsraten unter den afrikanischen Streitkräften zählen zu den höchsten der Welt, zum Teil übersteigen sie 50 Prozent.«

Aber Haregewoin las keine Bücher. Sie kannte nur ein paar arme Seelen in ihrem Viertel.

Da war ein zurückhaltender, traurig dreinblickender Mann namens Getachew Yohaleshet, den man immer wieder in der Nähe von Haregewoins Hoftor stehen sah. Er war Anfang fünfzig. Er hatte einen Sohn und hoffte, dass Haregewoin dem Kleinen zu essen geben würde. Seufzend bat sie die beiden eines Tages bei strömendem Regen ins Haus; der Junge, Asresahegne, lief gleich zu den anderen Kindern, wobei er beim Laufen die schmutzige Hose mit dem kaputten Reißverschluss festhielt, die einmal einem Erwachsenen gehört hatte und die er jetzt Tag für Tag trug.

Schüchtern betrat Getachew das Wohnzimmer. Er drehte fortwährend seine Mütze in den Händen, verbeugte sich vor den wenigen anderen Gästen und entblößte seine gelben Zähne zu einem grimassenhaften Lächeln, dann setzte er sich auf die Kante eines Stuhls, bereit, bei der

geringsten Unmutsbekundung von Seiten eines der Anwesenden wieder zu verschwinden. Auf ein strenges Wort von Haregewoin hin wäre Getachew in den matschigen Hof geeilt, seine zerrissenen Schuhbänder hinter sich herziehend, hätte im Regen gestanden und mit einem traurigen, ergebenen Lächeln zum Haus gesehen.

»Wie lautet deine Geschichte, Getachew?«, rief Zewedu träge durch den stickigen, dämmerigen Raum. Auch Selamneh und ich waren gekommen, um eine Kaffeepause zu machen. Wir wandten uns alle der traurigen Gestalt zu und bewiesen Getachew damit bereits mehr Respekt und Freundlichkeit, als er seit vielen Jahren erfahren hatte. Das machte ihn so nervös, dass er seine Tasse nicht ruhig halten konnte und Kaffee auf ein Bein seiner schmutzigen Hose schüttete.

Er räusperte sich, sah bekümmert auf den großen nassen Fleck auf seiner Hose und begann zögernd zu sprechen, wobei er sich immer wieder unsicher fragte, ob er fortfahren sollte. Getachew war Weber - er hatte die Kunst des Webens von strapazierfähigen Wollschals, hauchzarten Tüchern, gemusterten dicken Vorhängen und schlichter Tisch- und Bettwäsche von seinem Vater und Großvater erlernt. Er war es gewohnt, zehn oder zwölf Stunden am Tag an seinem selbstgebauten hölzernen Webstuhl zu sitzen. Seine Produkte wurden auf dem Mercato, dem riesigen Markt von Addis Abeba, verkauft. Seine Familie wohnte in einem steinernen Haus, das auf einem blanken Erdhügel stand und von halb verfallenen Holzhütten umgeben war. Nach dem Tod seines Vaters lebten Getachews Mutter, seine ältere Schwester, der ältere Bruder und deren jeweiliger Anhang in diesem Haus. Getachew und seine geliebte Frau Shibarie und ihre drei Kinder hatten auch dort gewohnt.

»Shibarie und ich sind zusammen aufgewachsen«, sagte er. »Sie war eine sehr gute Schülerin, und ich hatte die Schule abgebrochen, aber da ich gelernter Weber war, willigte sie ein, mich zu heiraten. Das Leben mit meiner Frau war sehr schön. Sie war mir eine sehr liebe Frau und unseren Kindern eine gute Mutter.«

Getachew wurde unter der Regierung Mengistu in die Armee eingezogen, um in dem endlosen, zerstörerischen Grenzkrieg zwischen Äthiopien und Eritrea zu kämpfen. Äthiopien hatte in den 1960er-Jahren Eritrea annektiert, und damit begann der dreißig Jahre währende Krieg, den Eritrea um seine Unabhängigkeit führte und schließlich auch gewann, allerdings unter Bedingungen, über die sich die beiden Regierungen weiterhin stritten und derentwegen

sie ihre spärlichen Ressourcen in Waffenkäufe steckten und entsetzlich viele Menschen in den Tod schickten. »Ich kämpfte dreizehn Jahre in Eritrea«, erzählte Getachew. »Nach dreizehn Jahren wurde ich gefangen genommen. Drei Jahre lang war ich in Gefangenschaft. Ich arbeitete in dem Gefängnis als Weber. Sie haben uns nicht genug zu essen und nicht genug Kleider gegeben. Wir verhungerten beinahe.

Als die Berliner Mauer fiel, ließen sie uns frei. Wir waren um die zehntausend und mussten nach Hause laufen. Drei Monate und zwei Wochen waren wir unterwegs, bis wir den Fluss Mereb erreichten, die Grenze zu Äthiopien. Als ich endlich zu Hause ankam, war ich in schlechter Verfassung. Ich kehrte zum Haus meiner Mutter zurück und erfuhr, dass Shibarie gestorben war und unsere drei Kinder zurückgelassen hatte. Die Armee hatte ihr mitgeteilt, ich wäre tot. Sie bekam Witwenrente, bis sie starb. Ich habe sehr lange getrauert. Sie war mir nicht nur eine Ehefrau, sondern auch Mutter und Schwester gewesen. Mir ging es damals sehr schlecht. Ich wusste nicht, wie ich ohne Shibarie leben sollte.«

Mit zitternder Hand stellte er die Tasse zurück auf das Tablett und bedankte sich bei Sara für den Kaffee. Den Blicken der anderen Anwesenden ausweichend, sah er vor sich auf den Boden, als er weitersprach.

»Einige Jahre später heiratete ich eine sehr nette Frau namens Ayanechew; sie half mir, meine drei Kinder großzuziehen - und wir bekamen unseren kleinen Sohn.«

Hier wollte er seinen Bericht abbrechen. Nach einem Moment hob er den Blick und stellte fest, dass Haregewoin, Selamneh, Zewedu und ich ihn noch immer ansahen. Erwarteten wir ein Geständnis, war es nötig?

Nervös lächelnd sagte er: »Als ich in Eritrea bei der Armee war, durften wir nach fünf Jahren einmal ausgehen und uns ein bisschen amüsieren.

Ich glaube, da ist es passiert.«

Mit gesenktem Kopf wartete er darauf, dass ihn jemand anbrüllte oder den Stock gegen ihn erhob. Als nichts passierte, fuhr er fort: »Die Ehe mit meiner zweiten Frau war gut, aber ich war schwach, fühlte mich krank. Ich ging zum *kebele* und bat um ein Schreiben und fünfzig Birr, damit ich in einem Krankenhaus einen HIV-Test machen lassen konnte. Als ich das Ergebnis erfuhr, brach ich beinahe zusammen. Als ich nach Hause zurückkam, sagte ich meiner Frau, sie

soll auch einen Test machen lassen - sie war auch krank. Meine Familie jagte sie aus dem Haus, weil sie positiv war. Sie ging zurück zu ihrer Familie. Ich folgte ihr und blieb bei ihr, bis sie vor vier Jahren starb.

Als ich mit meinem Sohn in das Haus meiner Familie zurückkehrte, wollten sie mich nicht aufnehmen. Sie jagten mich fort. Meine Mutter glaubt, dass sie durch den Kontakt mit mir krank wird. Sie tut so, als würde sie mich und meinen Sohn nicht kennen.

Ich ging zum *kebele* und erzählte, was passiert war, und das *kebele* sagte meiner Mutter, dass sie mich nicht hinauswerfen darf. Deshalb hat meine Mutter ihrem Diener aufgetragen, dass er für mich eine Hütte aus Lehm und Stroh hinter dem Haus bauen soll, und dort wohne ich jetzt mit meinem jüngsten Sohn. Ich lebe auf dem Grund meiner eigenen Familie wie ein Obdachloser. Ihnen wäre es am liebsten, wenn ich verschwinden würde. Sie schämen sich für mich. Ich habe nichts. Meine Mutter empfindet nichts für mich. ›Du bist schon lange tot‹, hat sie zu mir gesagt. ›Wir brauchen dich nicht.‹ Wenn wir uns auf der Straße begegnen, grüßt sie mich manchmal, aber nicht wie eine Mutter. Meine Schwester und mein Bruder sprechen nicht mit mir. Sie laden meinen Sohn nicht in ihr Haus ein. Sie sind nicht nett zu ihm. Die Kinder meiner Schwester und meines Bruders machen sich über meinen Sohn lustig, dabei ist er ihr Cousin. Wenn ich auf die Latrine der Familie gehe, dann schickt meine Schwester hinterher den Diener hinaus, damit er Asche darauf streut.«

Eine Zeitlang nippte jeder schweigend an seinem Kaffee. Gatechew, der auf einmal Mut fasste, nachdem er festgestellt hatte, dass er als Einziger für Unterhaltung sorgte, sagte: »Ich habe Kaiser Haile Selassie kennengelernt.«

Wir sahen ihn alle überrascht an.

»Shibarie und ich feierten eine riesige, wunderschöne Hochzeit. Ich war so glücklich! Ich hatte einen neuen Anzug an, und sie trug ein weißes Hochzeitskleid. Es gab eine sehr feierliche Trauung in der orthodoxen Kirche mit vielen Freunden und Verwandten. Als wir die Treppe vor der Kirche hinuntergingen, fuhr gerade der Kaiser in seinem großen Auto mit seinem Gefolge die Straße entlang. Er liebte Hochzeiten. Er ließ seinen Fahrer anhalten und stieg aus und winkte uns zu sich. Meine Frau und ich liefen über die Straße und knieten uns vor ihm. Er trug seine herrschaftlichen Gewänder.«

Getachew lächelte in der Erinnerung an edlen Samt und feines Kalbsleder, goldene Epauletten und silberne Orden, edelsteinbesetzte Ringe und Schnallen. Bei der Erinnerung an Seine Majestät ging ein Leuchten von Gatechews müdem Gesicht aus. Die Leibgarde des Herrschers hatte die Menge zurückgehalten und nur Braut und Bräutigam erlaubt, sich dem Kaiser zu nähern. Selbst die Palastwachen, die mit ihren glänzenden Waffen in der Hand aus den Autos sprangen, hatten Getachew wohlwollend zugewinkt.

»Er legte uns die Hände auf den Kopf und segnete uns und versprach uns ein glückliches Leben.« Dann war Gatechews Geschichte zu Ende, und er verstummte. Nach und nach verschwand das Leuchten von seinem Gesicht. Noch eine kurze Weile genoss er den Nachklang der Worte *Haile Selassie* und *der Kaiser* und *Shibarie*, bevor er sich wieder der trostlosen Wirklichkeit zuwandte.

Bald würde er mit seinem Sohn wieder zu der Hütte ohne Gas und Strom aufbrechen, an deren Wänden alte Zeitungen klebten, um die Kälte abzuhalten; sie würden auf einem Bett liegen, das aus einem mit Zeitungen gepolsterten Lehmsockel bestand. Aber diesen einen Schatz besaß er, diese Erinnerung an Rubine und Smaragde und Seide, die im Sonnenlicht dieses längst vergangenen Tages der schimmernden riesigen schwarzen Limousine Glanz verliehen; er war dem Göttlichen nahe gewesen, der Kaiser hatte seine Hand zu ihm ausgestreckt, der Kaiser hatte ihn gesegnet.

»Ist Ihr Sohn positiv?«, fragte Zewedu.

Getachew schüttelte den Kopf.

Und alles, was Haregewoin in ihrer Erschöpfung denken konnte, war, dass Getachews Sohn irgendwann bei ihr landen würde.

33

Henok, sechs Jahre alt, hielt Ausschau nach einer neuen Mutter. So wie ihn Haregewoin aufgenommen hatte, sollte ihn noch einmal jemand aufnehmen, das war jedenfalls sein Plan.

Er hatte nicht gebundene Frauen (Frauen, die kein Kind auf dem Rücken trugen) zu Besuch bei Haregewoin gesehen, und warum sollte nicht eine von ihnen seine Mutter, ganz allein seine Mutter werden, die sich ausschließlich und liebevoll um Henok kümmerte? Einige der Besucherinnen waren ein bisschen zu alt (Haregewoins Schwägerin Negede Tehaye Alemayhu); andere waren ein bisschen zu jung (Sara, die ehemalige College-Studentin); er hielt Ausschau nach der genau Richtigen.

Immer wenn Gäste erwartet wurden, drückte er sich in der Nähe der Haustür herum. Er steckte in einem pink- und türkisfarbenen Mädchenanorak, den offenbar jemand blind aus einem Kleiderstapel gezogen hatte, aber seinem würdevollen Auftreten, seinem ernsten, ruhigen Gesicht mit den runden Augen und den vollen Lippen konnte das nichts anhaben. Geduldig krepelte er die weiten Jackenärmel hoch, um seine Hände zu befreien.

Als ich das erste Mal in Haregewoins Hof aus dem Auto stieg, blitzte einen Moment lang Neugier in Henoks freundlichen Augen auf. Aus irgendeinem Grund verlor er jedoch rasch das Interesse an mir. Ich weiß nicht, ob es an meiner Hautfarbe lag, meinem Alter oder daran, dass ich ein Kind bei mir im Taxi hatte, jedenfalls war ich nicht die gewünschte Frau. Der junge Mann wusste ganz genau, was er wollte.

Obwohl ich nicht in Frage kam, begrüßte mich Henok jeden Tag höflich. Ich blieb immer stehen, um ihm die Hand in dem viel zu weiten pink- und türkisfarbenen Polyestersack zu schütteln. Manchmal konnte ich ihm ein kleines Lächeln entlocken, aber dann sah er gleich wieder an mir vorbei zum Tor, damit ihm auch ja nichts entging. Jede Minute konnte eine passendere Mutter vorbeikommen, und es wäre nicht nett gewesen, wenn ich Henok die Sicht versperrt hätte, und so trat ich beiseite.

Eines schönen Morgens vergnügten sich ein paar der kleineren Kinder um ihn herum mit einem Autokindersitz, den jemand gespendet hatte (wobei nur wenige Autos in Äthiopien

Sicherheitsgurte hatten). Er stand vor dem Haus, ein wunderbares Spielzeug. Die Kinder nahmen abwechselnd wie auf einem Thron darauf Platz, setzten verkehrt herum Puppen darauf und versteckten Kieselsteine zwischen den Polstern. Die Kleinsten wackelten händchenhaltend in geheimnisvoller Mission davor auf und ab.

Immer wenn ein Auto vor dem Tor hupte, um Einlass zu erhalten, gerieten Spiel und Arbeit der Kinder durcheinander. Besonders wenn eine fremde Frau vorfuhr, machte sich eine Riesenaufregung breit. Eine einzelne Besucherin ließ darauf schließen - geradezu unfassbar -, dass es in der großen weiten Welt Mütter gab, auf die niemand Anspruch erhob.

Selbst Kinder, die keine Erinnerung an ihre eigenen Mütter hatten, verspürten eine plötzliche Leere in der Brust oder im Bauch. Verwirrt oder voller Vorfreude streckten sie die Arme in die Höhe, wenn eine Besucherin auftauchte. Die kleinen Jungen, die die ganze Zeit über glücklich den räderlosen Spielzeuglaster auf dem Kies hin und her geschoben hatten, fingen auf einmal an, sich darum zu zanken; und kleine Mädchen rannten plötzlich los und fielen hin, schürften sich Knie oder Handflächen an dem rissigen Beton auf und fingen an zu heulen. Daran, ob ein Kind laut weinte oder nicht, konnte man erkennen, wie lange es schon ohne Mutter war; ein zweijähriges Mädchen, das trotz seines geringen Alters schon lange ohne mütterliche Zuwendung gelebt hatte, weinte mit offenem Mund und einem Strom Tränen, aber ohne einen Laut von sich zu geben. Ein solches Kind hatte gelernt, dass lautes Weinen - das nur eine Mutter zum Verstummen bringen konnte - es in einen tiefen Abgrund führt und dort allein lässt und dass es allein den Weg zurück nach oben finden musste, die saubere Bluse tränenfleckig und sein Spielzeug in den Händen eines anderen Kindes.

Junge Mädchen eilten über den Hof, den Arm voll Geschirr oder Wäsche oder Babyfläschchen, eifrig bemüht, zu zeigen, wie nützlich sie sich machen konnten. Die Möglichkeiten, die ein verwaistes junges Mädchen in der Welt jenseits des Hofes hatte, waren unaussprechlich. Kamen Fremde, dann verdoppelten die Mädchen ihre Last - ein Baby plus Wasserkrug; Bettwäsche plus Windeln. Wie geschickt sie waren! Welche Hilfe sie darstellten! Rehäßig und scheu, wollten sie unbedingt gefallen, mitgenommen werden. Schüchtern senkten sie den Kopf und vermieden Blickkontakt, so weit es nur ging. Durch den Tod ihres Vaters und ihrer Mutter lag ihre Zukunft im Ungewissen. Ihre Schulzeit war zu Ende. Ihre besten Freundinnen, ihre Kameradinnen aus dem Englischkurs, in der Volleyballmannschaft

und vom Chor hatten sie mittlerweile sicher schon vergessen. Diese Mädchen hatten mitten im Schuljahr die Schule verlassen und waren verschwunden. Hausbesitzer oder entfernte männliche Verwandte hatten sich ihres Zuhauses bemächtigt. Ihre Freundinnen, ihre Lehrer (diejenigen, die noch nicht gestorben waren) kämen nicht auf die Idee, sie hier zu suchen, hinter den Mauern eines Waisenhauses unter Kleinkindern in Windeln. Aber sie waren nicht undankbar! Sie knieten auf dem Boden in Haregewoins Wohnzimmer, wenn diese Besuch empfing; sie servierte Melonenwürfel und Schüsseln mit Trauben; sie schenkte Tee ein. Trotz des Tumults, den die Besuche hervorriefen, verließ Henok seinen Posten neben der Haustür nicht, überzeugt von seiner Geheimstrategie. Er kannte das alles schon: die hochgerekten verweinten Gesichter, die in die Luft gestreckten rundlichen Arme, die älteren Mädchen, die sich einen Besen schnappten und wie besessen kehrten. Das brachte den Kindern bestenfalls einen kurzen Moment Aufmerksamkeit von einer Fremden ein, die aus einem polierten Geländewagen oder einem verbeulten Taxi stieg, ein mitleidiges Wort von einer Frau, die sich zu ihnen hinunterbeugte, manchmal sogar eine wohlriechende, weiche Umarmung. Aber Henok wusste auch, dass die Kinder von diesen Frauen nicht mitgenommen werden würden.

Früher hatte Haregewoins Liebe für alle Kinder gereicht. Babys, die an Besucher weitergegeben wurden, protestierten und streckten die Ärmchen nach ihr aus. Früher hatte sie ihre Liebe so großzügig verteilt wie die Teller mit Brot oder Reis zum Abendessen. Sie hatte offenbar einen unerschöpflichen Vorrat an Zuneigung gehabt. An ihrem Busen suchten sie Trost, in ihren wiegenden Armen fanden sie Linderung ihres Leids.

Aber das war, bevor die Zahl der Kinder so stark angewachsen war. Jetzt waren sie nicht mehr wie eine Familie. Henok war sich nicht sicher, ob Haregewoin überhaupt noch die Namen aller Kinder kannte. Sie rief sie stattdessen mit einheitlichen Kosenamen: die kleinen Jungen *Mamoosh*, die Mädchen *Mimi*.

Anfangs hatte Henok unter all den Neuankömmlingen gelitten, und noch mehr darunter, welche Freundlichkeit Haregewoin ihnen gegenüber zeigte. Sie wusch die verwahrlosten, stinkenden, namenlosen Kinder mit derselben Zärtlichkeit und denselben beruhigenden Worten wie ihn damals, als er neu war und aus dem Schuppen am anderen Ende der Straße

hergezogen war. Sie wickelte kranke, wimmernde Babys in ihr Tuch und nahm sie mit in ihr Bett.

Henok schrieb das der Tatsache zu, dass Mütter seltsam waren.

Und gerade als er dachte, er könne es nicht mehr ertragen, ihre Liebe mit noch jemandem zu teilen, veränderte sich ihr Verhalten. Irgendwie befand sich Haregewoin auf dem Rückzug; sie lebte mitten unter ihnen, steckte überall ihre Nase hinein, bellte Befehle, hob Kleinkinder an den Achseln in die Höhe und setzte sie ein paar Meter weiter wieder ab; aber von ihrer großmütterlichen, verschmitzten Freundlichkeit war auf einmal nichts mehr zu spüren.

Da fing Henok an, sich nach einer neuen Mutter umzusehen. Er seufzte und wartete, seine glatte Stirn legte sich in Falten, ein kleiner Wachtposten mit einem Auftrag von allergrößter Wichtigkeit.

Und eines Tages kam sie.

Sie steuerte das Auto schwungvoll in die Einfahrt, wo sie den Motor abstellte. Kein Taxi, ihr eigenes Auto. Sie trug ein Strickkleid mit einer passenden kurzen Jacke, die aus matten und glänzenden blauen und schwarzen Fäden gewebt war. Sie war Ende vierzig, mollig und hatte ein großes, offenes, freundliches Gesicht, die bräunlichen Haare waren locker hochgesteckt. Als sie Haregewoin erblickte, lachte sie laut und fing schon an zu sprechen, bevor sie aus dem Auto ausgestiegen war. Sie redete anders als all die anderen Frauen, die Henok bisher reden gehört hatte; lauter, lebhafter; er verstand kein Wort von dem, was sie sagte. Egal - er wusste sofort, wen er da vor sich hatte.

Wie der Portier in einem eleganten Hotel näherte er sich ihr höflich und bot ihr seine Hand. »Was für ein süßer kleiner Fratz!«, rief die mollige Frau. Ohne nachzudenken, nahm sie seine Hand. Er lief mit hüpfenden Schritten neben ihr her, damit er ihre Hand nicht loslassen musste. Als sie eine große schwarze Tasche über ihre Schulter schwang, duckte er sich, damit er nicht von ihr getroffen wurde. Sie war sein Passierschein für Haregewoins Wohnzimmer - normalerweise ernteten die Kinder einen missbilligenden Blick, oder sie drohte ihnen mit dem Zeigefinger, falls sie es wagten, hereinzukommen, wenn gerade Besuch da war. Er eilte neben seiner neuen Mutter im Laufschrift zu dem niedrigen Sofa. Ihre Hand löste sich aus seiner, um

ihren Rock glatt zu streichen, und er nahm neben ihr Platz, sein Bein an ihr Bein gepresst, und ließ seine Hand rasch wieder zwischen ihre Finger gleiten.

Was sie sagte, ergab keinen Sinn für ihn, aber ein Wort verstand er ganz deutlich: »Äthiopien.« Das musste ihr Name sein, dachte er, und verliebte sich augenblicklich in sie.

Sie war Afroamerikanerin aus dem Süden der USA und im Auftrag der Kirche nach Addis Abeba gekommen. Ihr Mann war Geistlicher. Die beiden waren erschrocken über die Tausende obdachloser Kinder, die sich auf den Straßen herumtrieben, und wollten helfen, vielleicht sogar ein Kind adoptieren.

»Der hier ist reizend! Wie heißt er?«, fragte sie irgendwann und setzte sich Henok auf den Schoß, als wäre er noch ein Kleinkind.

»Das ist Henok«, sagte Haregewoin und lachte, weil Henok solches Glück hatte, und sie schüttelte den Kopf, weil er sich so dumm verhielt. Er behielt seine würdevolle Haltung bei, obwohl er gerade gedrückt und geknuddelt wurde.

»Erzählen Sie mir bitte alles über Henok«, sagte die neue Freundin.

Er wäre sofort mit ihr mitgegangen.

Als sich die Frau, die nicht wirklich Äthiopien hieß, nach dem Kaffee und endlosem Gerede und lautem Lachen erhob, erhob er sich auch. Da gab es etwas, das er vielleicht rasch holen sollte - er hatte einen geschnitzten Holzkreisel mit einer Schnur unter dem Kissen des Doppelbetts versteckt, das er mit drei anderen Jungen teilte -, aber dann überlegte er es sich anders. Es war wohl besser, Äthiopien nicht von der Seite zu weichen, damit sie nicht etwa ohne ihn wegfuhr.

Er lief schnell neben ihr her und stand wachsam an ihrer Seite, als sie die Autotür öffnete. Er suchte ihre Miene nach einem Zeichen ab.

Sie warf ihre Handtasche auf den Beifahrersitz, stieg ein, zog die Tür zu und ließ das Fenster herunter, um sich zu verabschieden. Henok sah sich verzweifelt nach Haregewoin um.

»Was halten Sie von meinem kleinen Freund Henok?«, fragte Haregewoin.

»Er ist ein Schatz!«, sagte die Frau. »Ich werde mit meinem Mann darüber reden. In Ordnung, kleiner Kerl?«, sagte sie und nahm unvermittelt sein Gesicht in die Hand. Er nickte, ohne etwas verstanden zu haben.

»Also dann!«, rief sie.

Er trat zu Haregewoin, als die Frau wegfuhr. Haregewoin legte ihren Arm um seine Schulter und sagte lächelnd: »Sie wird ihren Mann deinetwegen fragen.«

Und er freute sich.

Henok hatte gedacht, dass er alle anderen ausgestochen hatte, aber das stimmte nicht. Eines der älteren Mädchen, eine fünfzehnjährige Waise, hatte Kaffee serviert, einen höflichen Knicks gemacht und Orangenspalten herumgereicht. Als Haregewoin sie gebeten hatte, ein paar Unterlagen aus ihrem Aktenschrank zu holen, hatte sie sie ihr mit einem Lächeln und ein paar Worten auf Englisch überreicht. »Sie spricht Englisch!«, hatte die Amerikanerin überrascht gesagt.

»Aber ja, sie ist eine ausgezeichnete Schülerin«, sagte Haregewoin. »Sie hat die achte Klasse abgeschlossen.«

Henok hatte währenddessen die Hand seiner neuen Mutter fest umklammert gehalten.

Einige Tage darauf hatte die Amerikanerin Haregewoin angerufen, um mit ihr über das Mädchen zu sprechen. Es wurden die nötigen Vorkehrungen getroffen, damit das Mädchen in die Wohnung des amerikanischen Geistlichen und seiner Frau ziehen konnte; wenn es ihr dort gefiel und alle mit dem Arrangement zufrieden waren, würden sie bei den äthiopischen Gerichten einen Antrag auf Adoption stellen und bei der amerikanischen Botschaft ein Visum beantragen, für den Tag, an dem sie endgültig in die Vereinigten Staaten zurückkehrten.

Als die Frau, die für ihn Äthiopien hieß, eine Woche später wiederkam, war Henok so aufgeregt, dass er nicht wusste, wohin er als Erstes rennen sollte, und so lief er los, um seinen Kreisel zu holen, und steckte ihn in seine Hosentasche. Er setzte sich neben die Amerikanerin, blickte glückstrahlend zu ihr hoch, streichelte ihre Hand und musterte sie eingehend. Er grinste Haregewoin an. Haregewoin schüttelte leicht den Kopf, aber er achtete nicht auf ihre Warnung.

Als die Zeit zum Aufbruch gekommen war, war er bereit! Er stand auf der Fahrerseite an der hinteren Tür, die Hand am Griff, und wartete auf ein Zeichen. Auf der anderen Seite umarmten sich alle und wünschten sich gegenseitig das Beste, dann kletterte das Mädchen auf den Beifahrersitz. Äthiopien ging zur Fahrertür, öffnete sie, setzte sich hinters Steuer und drehte den Zündschlüssel um.

»Mama?«, sagte Henok versuchsweise.

»Auf Wiedersehen! Wünscht uns Glück!«, rief die Amerikanerin, und dann fuhr das Auto weg.

»Sie hat mich wieder vergessen!«, rief Henok. Er floh in sein Bett und vergrub das Gesicht im Kissen.

»Sie mag dich«, tröstete Haregewoin ihn, setzte sich neben ihn und streichelte seinen Rücken, während er schluchzte. »Aber sie haben das Mädchen adoptiert; ich glaube nicht, dass ihr Mann ein zweites Kind will.«

34

Ababu wurde immer schwächer.

Mit drei Jahren war das Kind, das von seiner Großmutter, der Holzsammlerin, hier abgegeben worden war, kleiner als die Säuglinge, mit denen er sich ein Gitterbett teilte. Morgens fand Haregewoin ihn zusammengerollt und mit nasser Windel in einer Ecke des Betts, von wo er sie mit riesigen, traurigen Augen anschaute, während seine mageren Finger die Stäbe des Gitterbetts umklammerten. Das Gewicht seines Lächelns, wenn Haregewoin ihn holen kam, belastete seinen unverhältnismäßig großen kahlen Kopf derart, dass er nach vorn sank.

»Du bist mein Schätzchen, nicht wahr?«, sagte sie und streckte ihm einen Arm entgegen, an dem er sich festkrallte und mühsam hochkletterte, um sich an ihre Brust zu legen. Erschöpft lehnte er seinen Kopf an ihre Schulter.

In letzter Zeit konnte er ihren Arm nicht mehr hochklettern. Er konnte kaum noch den Kopf heben.

Nein!, dachte sie. *Nicht dieses Kind auch noch. Bitte, lieber Gott, nimm mir Ababu nicht.*

Sie wollte, dass ein Arzt sich Ababu ansah, aber sie kannte keinen Arzt.

Es war auch nicht leicht, einen Arzt zu kennen. Im Jahr 1999 kamen in Äthiopien auf einen Arzt 48 000 Einwohner, das war das schlechteste Verhältnis weltweit. 2003 war das Verhältnis von einem Arzt für 34 000 Einwohner immer noch fünf Mal schlechter als im übrigen Schwarzafrika. (In den USA kommen auf jeden Arzt etwa 142 Patienten.)

Aber Haregewoin wollte unbedingt, dass sich ein Arzt Ababu ansah.

Der Arzt, den sie schließlich fand, gehört zu den bemerkenswertesten Menschen in ihrem Leben.

Sie lernte einen Mann kennen, der alle Angebote, sich ein Leben in Wohlstand und fern einer Welt des Leidens und Sterbens einzurichten, ausgeschlagen hatte. Gesund und von keinerlei finanziellen oder beruflichen Vorteilen gelockt, begab er sich in die Katastrophengebiete dieser

Welt (Ruanda, Somalia, Albanien, Sudan, Zaire, Tansania, Lesotho und Äthiopien), weil er irgendwie das Gefühl hatte: »Hier werde ich gebraucht.«

Er stammte aus den USA. Hier war er bekannt wie ein bunter Hund. Es hieß, er behandle jeden, der zu ihm kam, egal, ob er zahlen konnte oder nicht, egal, um welche Tages- oder Nachtzeit.

Sein Name war Rick Hodes, geboren 1953 auf Long Island in der Nähe von New York. Soweit er wusste, war er der einzige gläubige nichtäthiopische Jude zwischen Jerusalem und Nairobi. Er war der medizinische Leiter der Hilfsorganisation American Jewish Joint Distribution Committee (JDC), das sich um die äthiopischen Juden, die Beta Israel, kümmerte. Nebenher behandelte er unentgeltlich noch Hunderte von Patienten in Armenhospitälern und armseligen Hützensiedlungen in ganz Addis Abeba. Er lebte schon seit fast zwanzig Jahren in Äthiopien und sprach fließend Amharisch.

Er war blass, nicht besonders groß und hatte die schlanke Statur eines Schwimmers. Er war Mitglied im Fitnessclub des Sheraton Addis. Das im Stil eines italienischen Palazzo gehaltene Hotel auf einem der Hügel beherrschte die Skyline der Stadt. Jeden Tag fuhr Hodes von den Slums hier hoch, zog sein Hemd und seine Hose aus, legte seine Nickelbrille ab und sprang in den beheizten Swimmingpool, in dem unter Wasser Musik gespielt wurde, und schwamm anderthalb Kilometer. Die Nachbildung einer äthiopischen Strohhütte diente als Bar mit Grillbetrieb, und in einer kleineren Hütte konnte man sich weiche weiße Handtücher holen. In dieser noblen Umgebung sahen die beiden Hütten allerdings eher nach Südsee als nach Äthiopien aus. Die Reflexe des sprudelnden Wassers tanzten auf den blauweiß gestreiften Sonnenschirmen, und Kellner im Frack brachten den in die dicken Handtücher gewickelten Gästen eisgekühlte Drinks.

Rick Hodes, den stets eine Duftmischung aus Chlor, Saunadampf und Aftershave umwehte, sah immer ausgeruht und frisch geduscht aus. Sein weißes Hemd machte den Eindruck, als habe er eben erst die Nadeln und das Seidenpapier entfernt, mit denen es von der Reinigung geliefert worden war, und seine Khakihose hatte messerscharfe Bügelfalten. Er schien kaum Schlaf zu brauchen. Seine Freunde in den USA erhielten um zwei, vier und sechs Uhr morgens Ortszeit in Addis Abeba E-Mails von Hodes und stellten sich vor, wie er in seinem schlichten Schlafzimmer im Schneidersitz auf dem zerwühlten Bett saß, umgeben von Stapeln

medizinischer Fachzeitschriften und Entwürfen zu Artikeln, und sich über seinen Laptop beugte.

Hodes sprach mit Tenorstimme, die jedoch entschlossen klang, wie auch in seinem freundlichen Blick hinter dem metallenen Brillengestell etwas Entschlossenes lag und den mageren, weißen Armen eine drahtige Kraft innewohnte. Die glatt zurückgekämmten, dünnen braunen Haare gerieten jedes Mal in Unordnung, wenn er sich mit einer energischen Bewegung sein Stethoskop umhängte. Während eines Gesprächs wurden seine Augen größer wie die eines ernstesten Jungen, dem man einen Chemiebaukasten präsentierte.

Hodes lebte mit seiner Familie - fünf äthiopischen Adoptivöhnen und mindestens einem halben Dutzend inoffizieller Pflegesöhne - in einem langgestreckten großen Haus, das hinter hohen Mauern an einer asphaltierten Straße in einem Wohnviertel von Addis Abeba lag. Auf den Sofas und Sofatischen aus den sechziger Jahren stapelten sich Bücher und Papiere, und überall auf dem staubigen Dielenboden lagen Turnschuhe, Fußbälle, Roller und Krücken herum. Jungen in den verschiedensten Stadien der Rekonvaleszenz humpelten durch das Haus. Einige hatten Krebs, viele Knochentuberkulose. Wenn Knochentuberkulose nicht behandelt wird, ist sie eine zerstörerische Krankheit; die Wirbelsäule wird so stark beeinträchtigt, dass das betroffene Kind bleibende Schäden behält, die es auf Dauer ans Bett fesseln und ihm ständig Schmerzen bereiten. Rick war auf der Straße über diese Kinder gestolpert, wo sie gekrümmt dalagen und auf den Tod warteten; seinen Sohn Mesfin entdeckte er auf der Erwachsenenstation eines Armenhospitals - ein Junge mit strahlenden Augen, der zwischen den überfüllten Betten herumsprang und offenbar zu niemandem gehörte. Zwischen vierzig und fünfzig äthiopische Kinder und Erwachsene hatte Hodes in die USA und nach Israel geschickt, damit sie dort eine medizinische Behandlung erhielten, die in Äthiopien für sie nicht zugänglich war. Es gab keine Mrs. Hodes, auch wenn die Jungen gelegentlich ihren Unmut darüber bekundeten. Sie wussten, dass Hodes sich in Israel mit Frauen traf. Er hatte ihnen wiederholt erklärt, warum er bislang immer ohne Frau zurückgekommen war: »Ich muss der Frau doch sagen, dass sie nicht nur den netten Dr. Hodes bekommt, sondern den netten Dr. Hodes und einen ganzen Stall voller afrikanischer Jungs.«

Ein anderes Mal sagte er: »Eine Frau muss erst ein paar Mal mit euch ausgehen. Wenn das gut geht, dann treffe ich mich mit ihr.«

Der vierzehnjährige Temesgen, einer der inoffiziellen Pflegesöhne, stammte aus einem entlegenen Dorf und war der einzige überlebende Sohn seiner Mutter. Sie hatte acht Kinder zu Grabe getragen. Hodes hatte den orthodoxen Jungen in einem Armenhospital kennengelernt und den Tumor an seinem Knie als Osteosarkom (ein bösartiger Knochentumor) diagnostiziert. Er vereinbarte für Temesgen im Alert-Krankenhaus einen Termin bei einem Chirurgen, der den Unterschenkel des Jungen amputierte; danach nahm Hodes ihn mit zu sich nach Hause, um ihn einer Chemotherapie mit sechs Behandlungszyklen zu unterziehen.

Am selben Tag und im selben Krankenhaus lernte Hodes den elfjährigen Mohammed, einen Muslim aus Bale, kennen. Mohammed hatte einen identischen Tumor, allerdings am linken Knie. Hodes traf die nötigen Vorkehrungen für eine entsprechende Operation und unterzog ihn derselben Chemotherapie. Die beiden Jungen verbrachten Wochen auf der Terrasse seines Hauses, elend und geschwächt von der Chemotherapie, und Hodes geriet selbst an den Rand der Erschöpfung. Danach blieben die beiden Jungen als Pflegekinder bei ihm. Sie gingen in die Schule, Mohammed das erste Mal in seinem Leben.

»Was erzählt ihr euren Schulkameraden, wenn sie sich nach euren Beinen erkundigen?«, fragte Hodes sie einmal beim Abendessen.

»Ich sage ihnen, dass ich Krebs hatte, dass es mir aber wieder gut geht«, sagte Mohammed.

»Ich nicht!«, rief Temesgen, der aus einem kleinen Dorf stammte, in dem das schnellste bekannte Transportmittel ein Eselskarren war. »Ich sage ihnen, dass ich es bei einem Flugzeugabsturz verloren habe.«

Die beiden Jungen hatten dieselbe Schuhgröße. Eines Tages nahm Hodes sie mit zum Schuhkauf. Temesgen und Mohammed suchten sich das auffälligste Paar Turnschuhe aus, das sie finden konnten. Dann teilten sie es sich.

Als Haregewoin Hodes auf seinem Handy erreichte, war er gerade bei einer Patientin und sagte, dass er sie zurückrufen würde.

Er war vor ein paar Tagen um Hilfe gebeten worden; ein junger Mann hatte ihn angerufen und erklärt: »Meine Schwester ist krank, Herr Doktor. Sie kann nicht aufstehen.«

Hodes verabredete sich mit Kiber, der vielleicht neunzehn Jahre alt war, an einer Kreuzung im nordöstlichen Teil der Stadt. Kiber begrüßte ihn mit *Abi*, einer ehrerbietigen Form von »Vater«, mit der ein junger Mann seinen Respekt gegenüber einem älteren Mann bekundet. Er schüttelte Hodes kräftig die Hand, und dann eilte er eine steinige Straße hinunter, wobei er gelegentlich über die Schulter sah, ob der Arzt ihm folgte. Kiber bog rechts ab und sprang über einen niedrigen Drahtzaun auf ein unkrautüberwuchertes Grundstück. Etwas zurückgesetzt von der Straße stand dort ein Betonbau, von dem die grüne Farbe abblätterte; ein Trampelpfad führte durch das hohe Unkraut zur Eingangstür. Hodes holte tief Luft, strich seine Haare zurück und duckte sich hinter dem jungen Mann durch die Tür in einen dämmrigen Raum.

Wie Haregewoin sah auch Hodes tagtäglich die Personifikationen der epidemiologischen Daten. Die Diagramme aus Genf, Washington und Paris verwiesen auf die weite Verbreitung von HIV unter Soldaten, Säuglingen und Prostituierten. Haregewoin Teferra und Rick Hodes kannten Soldaten, Säuglinge und Prostituierte. Sie sahen den Balkendiagrammen, Tortendiagrammen und Liniendiagrammen, die in den Konferenzräumen der nördlichen Hemisphäre aufgehängt waren, kein bisschen ähnlich.

Auch von den Wänden im Inneren des Hauses löste sich die grüne Farbe, und der Linoleumboden war völlig abgetreten, aber jemand hatte sich bemüht, den Raum ein bisschen zu schmücken, und Plakate mit Reisezielen in Äthiopien an die Wände geklebt. Der Raum wurde von einer frei stehenden hölzernen Bar beherrscht, auf der reihenweise Flaschen mit regionalem Wein und Whiskey standen. Es war ein *tej*-Haus (Weinhaus) und wahrscheinlich auch noch etwas anderes. Hodes musste nicht einmal einen Blick in das Hinterzimmer werfen, um zu wissen, dass sich dort ein Bett befand.

Zwei Frauen traten in das Rechteck aus Licht, das durch die offene Tür fiel. Sie trugen Miniröcke und dünne Mieder, und ihre Haare waren geglättet und zu turmhohen Frisuren auftoupiert. Sie begrüßten den Bruder der Patientin mit einem Kuss auf die Wangen; Hodes schüttelten sie freundlich die Hand. Sie waren jung, langbeinig und mager; sie staksten auf hohen Absätzen herum; hinter Parfümschwaden und Make-up blickten große und verängstigte Augen hervor, als sie Hodes zu der Patientin führten.

Die Patientin lag auf einem zerschlissenen Sofa unter einer Ethiopian-Airlines-Decke.

Das Weltklasseunternehmen Ethiopian Airlines, das 1946 unter Haile Selassie in Zusammenarbeit mit TWA gegründet worden war, hatte oft Passagiere an Bord, die das erste Mal flogen. Manch einer von ihnen begriff die blau-türkis gestreifte Decke als wertvolles Geschenk und nahm sie mit beiden Händen und einer tiefen Verbeugung von der Stewardess in Empfang. Einige Reisende verließen dann, in die Ethiopian-Air-Decke gehüllt, in Kairo, Paris, Stockholm, Newark oder Washington das Flugzeug. Die Männer trugen sie in Stammesmanier um die Hüfte geschlungen und eine Ecke über die Schulter geworfen. Frauen wickelten sie dagegen eher um Kopf und Schultern wie ein traditionelles Tuch; einmal sah ich einen Mann, der sich auf der Toilette des Flugzeugs umgezogen hatte und nun nichts mehr außer der Ethiopian-Air-Decke trug, die ihm wie der gegürtete Umhang eines Hirten bis zu den Knien hing. Andere verknoteten die Ecken der Decke unter dem Kinn, so dass sie wie ein Cape hinter ihnen herwehte, wenn sie durch fremde Flughäfen eilten. Die Äthiopier empfanden berechtigten Stolz auf Ethiopian Airlines; in armen und ländlichen Gebieten war es ein Statussymbol, mit dem Flugzeug gereist zu sein, und die gestreifte Decke war ein hochgeschätztes Souvenir. Es zeigte, dass eine Familie jemanden kannte, der jemanden kannte, der schon einmal geflogen war.

Die Patientin lag so schmal und flach da, dass sie fast unter der Decke verschwand. Hodes zog sich einen Stuhl heran und schlug vorsichtig die Decke zurück. Die Kranke trug einen Baumwollbademantel. Sie roch nach Urin und Schweiß. Mit ihren dreißig Jahren war sie mehr als zehn Jahre älter als die beiden Mädchen im Zimmer.

Hodes erfasste die Situation sofort. *Das ist eine an Aids erkrankte Prostituierte. Ohne antiretrovirale Medikamente kann ich nicht viel für sie tun. Vielleicht finde ich eine andere Ursache, etwas, das ich behandeln kann, aber das bezweifle ich.*

Dennoch bereute er nicht, gekommen zu sein.

In der jüdischen Tradition, dachte er, heißt es, dass jeder Besucher dem Leidenden ein Sechzigstel der Krankheit nimmt.

Hodes nahm die Hand der Frau, schüttelte sie und sagte: »Tena yesteling.« (Möge Gott dir Gesundheit schenken)

Ohne zu lächeln, antwortete sie flüsternd: »*Tena yesteling*.«

»Bis vor ein paar Monaten ging es ihr gut«, erklärte eine der jungen Frauen. »Dann wurde sie immer schwächer und konnte nicht mehr aufstehen. Wir brachten sie hierher, damit sie nicht allein ist. Sie kann ihren Urin nicht mehr halten, außerdem riecht er unangenehm.«

Der Kranken, sie hieß Gelila, ging es so schlecht, dass sie keinerlei Scham mehr empfand. Sie blickte Hodes direkt ins Gesicht. Sie wartete darauf, dass er etwas tat.

»Wir haben Medizin für sie«, sagte das Mädchen und lief los, um eine alte Flasche Bactrim zu holen, die sie ihm zeigte. »Die Medizin hat ihr ein bisschen geholfen, aber dann wurde sie wieder schwächer, und jetzt kann sie nicht mehr gehen.«

Hodes mochte sich gar nicht vorstellen, welche Hoffnung die drei empfunden haben mussten, als die Mädchen mit Medizin für Gelila nach Hause gekommen waren. Er vermutete, dass sie durch den Verlust ihrer Eltern, durch Armut und Hunger in die Prostitution getrieben worden waren; sie hatten hier unerwarteterweise Wärme und Halt gefunden. Diese Frau war eine Mutter für sie geworden.

»Woher haben Sie die Medizin?«

»Wir haben sie auf dem Mercato gekauft. War das richtig?«

Sie war nicht im Kühlschrank aufbewahrt worden und schon abgelaufen. »Ja, das war gut.«

Die Mädchen tauschten zufriedene Blicke aus.

»Ist eine Seite schwächer als die andere?«, fragte Hodes die Patientin zuerst auf Englisch, dann auf Amharisch.

»Sie sind sehr klug, Doktor«, sagte die gesprächigere der beiden jungen Frauen. »Es stimmt doch, Gelila, oder?«

Gelila nickte und deutete auf ihre schwächere linke Seite.

»Ist das plötzlich passiert oder nach und nach gekommen?«

»Plötzlich«, sagte die junge Frau, »und es ist schon wieder ein bisschen besser geworden.«

Es könnte eine Raumforderung im Gehirn oder eine Infektion sein, dachte er; dass es nicht fortschreitet, ist ein gutes Zeichen. Aber sie sieht schrecklich aus. Sie wird kaum mehr auf die Beine kommen.

Medizinisch kann ich nichts für sie tun, aber ich werde sie untersuchen und wenn auch nur, um den Zauber des »Handauflegens« auf sie wirken zu lassen. Ich werde ihr nicht die Hoffnung vorenthalten, die mit einer Untersuchung verbunden ist.

Er erkundigte sich nach Fieber, Husten, Veränderungen des mentalen Zustands.

»Würden Sie ihr bitte helfen, sich auszuziehen?«, bat er die jungen Frauen. Kiber, der jüngere Bruder, verließ das Zimmer. Hodes sah zu, wie sich die Frau unter Schmerzen aus dem Bademantel kämpfte. Gelila war nur noch Haut und Knochen und völlig kraftlos. Vor ein, zwei Jahren musste sie sehr schön gewesen sein; aber jetzt standen ihre großen braunen Augen weit aus dem eingefallenen Gesicht hervor, das zusammenzuschumpfen schien; selbst ihr Haaransatz wich zurück. Hodes half ihr, sich aufzusetzen; er prüfte ihre Reflexe, tastete ihren Bauch ab und untersuchte die Gesichtsnerven, dann stützte er sie, als sie sich zurücksinken ließ.

Der Talmud sagt: Wesentlich für die Erfüllung der religiösen Pflicht des Krankenbesuchs ist es, den Bedürfnissen des Leidenden Aufmerksamkeit zu schenken, zu sehen, was für sein Wohlergehen getan werden kann, ihn zu unterhalten und um Gnade für ihn zu beten.

»Danke«, sagte er höflich. »Ich werde jetzt kurz mit Ihrem Bruder sprechen.« Gelilas junge Freundinnen halfen ihr, den Bademantel wieder anzuziehen.

Als Hodes aus der Tür trat, schoss Kiber vor und schüttelte erneut seine Hand, konnte sein Lächeln nicht unterdrücken. »Ja, Doktor?«, fragte er voller Hoffnung. Er hatte einen richtigen Arzt zu seiner Schwester gelockt. Nun würde ihr Schicksal eine Wendung zum Besseren nehmen.

»Ohne weitere Tests kann ich nicht feststellen, wo das Problem liegt, Kiber. Aber sie sieht nicht gut aus. Ich will es so zusammenfassen: Sie ist inkontinent, sie ist schwach, sie hat mit ihrer linken Seite ein Problem. Das kann von einer Lebererkrankung herrühren. Vielleicht hat sie auch eine Harnwegsinfektion. Ich möchte wissen, ob sie eine Anämie hat und wie das

Blutbild aussieht. Ich möchte ein paar Leber-, Nieren- und Bluttests machen lassen. Eine Röntgenaufnahme des Brustraums wäre auch gut.«

Kiber nickte und lächelte fortwährend.

Hier in Äthiopien bleiben viele Dinge ungesagt, das wusste Hodes.

»Es gibt natürlich noch eine andere Möglichkeit«, fuhr Hodes fort, »und die heißt Aids. Wenn Sie wollen, dass im Rahmen der Blutuntersuchungen auch ein Aids-Test gemacht wird, dann müssen Sie das nur sagen. Haben Sie noch irgendwelche Fragen?«

Kibers Lächeln gefror bei der Erwähnung von Aids, aber er riss sich gleich wieder zusammen und sagte: »Nein, Doktor, danke.«

Hodes schrieb ein Rezept für die Tests.

»Ich werde das Geld für die Tests auftreiben, Herr Doktor«, versprach Kiber. »Wir haben einen Cousin in Amerika.«

»Zeigen Sie mir die Ergebnisse, sobald sie vorliegen.«

Hodes ging in das kleine Haus zurück, um sich von Gelila zu verabschieden.

Ich bin machtlos hier, dachte er. Ich wünschte, ich könnte etwas tun. Ich wünschte, ich könnte ihr Leben retten. In Amerika könnten wir über Behandlungsmöglichkeiten sprechen. Hier gibt es keine »Behandlungsmöglichkeiten«. In drei, vier Monaten wird sie tot sein.

»Ihr Bruder weiß, was zu tun ist«, sagte er zu Gelila und schüttelte zum Abschied ihre kraftlose Hand.

Der Talmud sagt: Wer einen Kranken besucht, soll so mit ihm sprechen, dass er ihn weder in falscher Hoffnung wiegt noch in Verzweiflung stürzt.

»Ich habe mich gefreut, Sie kennenzulernen. Ich werde einige medizinische Untersuchungen veranlassen. Dann sprechen wir uns wieder. Ich wünsche Ihnen gute Besserung.«

Dann rief Hodes Haregewoin zurück und versprach, so bald wie möglich zu kommen, um sich einen kleinen Jungen namens Ababu anzusehen.

Eine Woche später klopfte Kiber an der Tür zu Hodes' Praxis. Er hatte die Testergebnisse dabei. Hodes war beeindruckt, dass die drei jungen Leute seine Anweisungen genauestens befolgt und Gelila sofort ins Krankenhaus gebracht hatten. Er hoffte, dass die Tests auf eine vor Ort behandelbare Ursache ihres schlechten Gesundheitszustand schließen lassen würden, aber er wusste, dass das unwahrscheinlich war. Er trat ins Freie und hielt Gelilas Röntgenbild gegen die Sonne. Es zeigte keine Auffälligkeiten. Im Urin fanden sich Hinweise auf eine Infektion, das Blut ließ auf eine leichte Anämie schließen, die Nieren und die Leber waren in Ordnung.

»Wie steht es mit dem Aids-Test, haben Sie den auch vornehmen lassen?«, fragte er beiläufig.

»Nein.«

»Gut«, sagte Hodes, »holen Sie dieses Rezept hier ab und sehen Sie, ob es ihr hilft, die alte Flasche können Sie wegwerfen.«

Das ist eine reine Palliativbehandlung, dachte er.

»Kiber«, rief er den im Gehen begriffenen jungen Mann zurück. »Es wäre auf jeden Fall gut, wenn ein Aids-Test gemacht würde. Wenn er negativ ist, könnten wir intensiv nach einer behandelbaren Krankheit suchen. Wenn er positiv ist...« Er beendete den Satz nicht.

»Ich werde versuchen, sie zu überzeugen, Herr Doktor.« »Wenn das Ergebnis negativ sein sollte, rufen Sie mich sofort an.«

»Danke, *Abi*.« Kiber legte die Hände zusammen, verbeugte sich rasch und eilte davon.

Hodes hörte nie mehr etwas von Kiber.

Das Ergebnis muss positiv gewesen sein, dachte er.

Vielleicht hat Kiber nicht einmal seiner Schwester etwas von dem Ergebnis gesagt, um sie vor der traurigen Wahrheit, dass sie bald sterben wird, zu verschonen.

Vielleicht wusste sie aber auch die ganze Zeit über Bescheid und wollte Kiber schonen. Vielleicht hat sie gerade deswegen einen Aids-Test abgelehnt - nicht weil es eine schlechte Nachricht für sie wäre, sondern weil dann Kiber und die jungen Frauen Bescheid wüssten und ihnen das ihre letzten gemeinsamen Wochen verderben würde.

Als Rick Hodes bei Haregewoin eintraf, saß Dr. Julio Guerra neben ihm im Auto, ein Kinderarzt, der aus New Jersey zu Besuch war.

»Oje«, sagten die Ärzte wie aus einem Mund, als sie sich auf den Betonboden in Haregewoins Wohnzimmer knieten, um Ababu zu begrüßen. Rick erhob sich wieder, zog sein Notizbuch aus der Tasche und schrieb seinen ersten Eindruck nieder: »ausgezehrt, im Wachstum zurückgeblieben, dehydriert, sieht wirklich schlimm aus.«

Julio schrieb in sein Notizbuch: »Deutliche Anzeichen für Muskelschwund an Brust und Armen, die auf eine chronische Malabsorption zurückgehen.«

Vielleicht ein Aids-Baby, dachte Hodes. Aber bei kleinen Kindern kann man das ohne Aids-Test nicht sagen.

Guerra dachte: *Sieht schlimm aus, aber andere Krankheiten wie chronische Diarrhö und eine chronische Parasiteninfektion in Verbindung mit schlechter Ernährung ergeben ein ähnliches Bild.*

»Ist er auf HIV getestet worden?«, fragten die Ärzte.

Nein.

»Was geben Sie ihm zu essen?«

Ababu bekam ausschließlich Kuhmilch. »Vielleicht reagiert er allergisch auf Kuhmilch«, überlegte Guerra. »Vielleicht braucht er etwas auf Sojabasis. Gibt es in Äthiopien Babynahrung auf Sojabasis?«, fragte er Haregewoin.

Sie wusste es nicht, hatte noch nie davon gehört.

»Ja«, sagte Hodes.

»Es sieht so aus, als würde er verhungern«, stellten die Ärzte übereinstimmend fest.

»Ja, das dachte ich auch schon«, sagte Haregewoin. »Der große Kopf sieht nicht nach Aids aus. Er war schon so, als er hier eintraf. Ich gebe ihm mehrmals in der Nacht etwas zu essen, und trotzdem sieht er immer noch so aus.«

Kinder hatten sich um die Erwachsenen und Ababu versammelt, in der Hoffnung, etwas von der Aufmerksamkeit abzubekommen. Hodes wandte sich ihnen zu und ging in die Hocke, zog

bereitwillig sein Stethoskop hervor und horchte alle Kinder ab. Mit ernstem Gesicht fragte er einen kleinen Jungen auf Amharisch: »Wie viele Nabel hast du?«

»Wie viele?«, erwiderte der Junge. »Ich habe einen.«

»Ach ja, stimmt, Äthiopier haben nur einen«, sagte Hodes und machte eine traurige Miene.

»*Ferenge sa?* Wie ist das bei Weißen?«, fragte der Junge.

»Das ändert sich von Tag zu Tag«, sagte Hodes. »Wollen mal sehen...« Er guckte in sein Hemd. »Oh! Heute habe ich dreieinhalb.«

Die Kinder fingen an zu lachen und drängten sich näher an ihn heran, um auch etwas sehen zu können.

»Wie viele Brustwarzen hast du?«, fragte Hodes einen anderen Jungen.

»Zwei«, sagte der Junge. »*Ferenge sa?*«

»Wir haben acht«, sagte Hodes. »Wie Hunde!« Die Kinder kreischten vor Vergnügen.

Bevor sie gingen, zog Dr. Guerra hundert Dollar aus seiner Brieftasche und gab Haregewoin das Geld für die Sojamilch. Rick Hodes sagte, dass sie ihn testen lassen sollte.

Am nächsten Tag kehrte er zurück und gab Ababu einen hochdosierten »Vitamincocktail« und ein Medikament zum Entwurmen. »Wenn es HIV ist, wird er bald sterben«, sagte er zu Haregewoin, »und es ist mir nicht darum zu tun, sein leidvolles Leben künstlich um eine Woche zu verlängern. Aber wenn es kein HIV ist und er einfach nur in schlechter Verfassung ist, könnten ihm diese beiden Dinge sehr helfen. Wir müssen ihn einfach lange genug am Leben halten, um herausfinden zu können, was mit ihm los ist.«

35

Haregewoin rief ein Taxi, stieg mit Ababu auf dem Arm ein und bedeutete einem sechsjährigen Mädchen namens Kidist, sich neben sie zu setzen. Kidists Mutter war an Aids gestorben. Kidist sah Haregewoins Meinung nach zwar gesund aus, aber die beiden Ärzte hatten gemeint, sie sollte auch getestet werden.

Bei der Aussicht auf einen Ausflug wurde Kidist ganz aufgeregt. Den Morgen über hatte sie überlegt, was sie anziehen sollte, und hatte jemanden gebeten - offenbar jemanden ihres Alters -, ihr bei ihrer Frisur zu helfen, so dass ihr jetzt fünfzehn Zöpfchen kreuz und quer vom Kopf abstanden. Sie sah aus wie eine Kinderzeichnung von der Sonne.

Kidist kniete sich auf den Rücksitz und sah durch die Heckscheibe des Taxis auf die Straße. Was dort alles zu entdecken war, wie viele Fragen sie hatte! Wohin fuhr dieser Bus? Wer darf solche Busse fahren? Schau mal die Ziegen dort!

Ein schwerkrankes Kind dagegen findet kein Vergnügen an einer solchen Ausfahrt: Ababu sah nicht aus dem Fenster und deutete nicht auf die großen Häuser und fragte sich auch nicht laut wie die munter plappernde Kidist, ob es später wohl ein Eis gäbe. Er hatte Schmerzen und erwartete weiteres Leid; der Nadelstich im Krankenhaus bestätigte ihm, dass das Leben eine Aneinanderreihung schmerzhafter Erlebnisse war - er öffnete den Mund, aber es kam kein Laut heraus; er brachte nicht die nötige Kraft auf, um zu weinen. In letzter Sekunde bewies er allerdings noch einen Rest Widerstandskraft, als er sich krümmte, um der Nadel auszuweichen; der Krankenschwester entglitt sein Arm, und ein paar Tropfen von Ababus Blut fielen auf ihr Handgelenk. Sie rannte los, um ihre Haut mit Desinfektionsmittel abzureiben.

Kidist dagegen heulte laut auf, als sie mit der Nadel gestochen wurde. Hatte sie sich etwa dafür eine neue Frisur machen lassen? Auf dem Heimweg bat Haregewoin den Taxifahrer, einen Umweg zu fahren, damit sie Kidist zum Trost ein Eis kaufen konnte.

Einige Tage darauf stand Haregewoin in einer Schlange vor einem Schalter im Krankenhaus, um die Ergebnisse der Bluttests der Kinder abzuholen.

Zu ihrem Erstaunen erfuhr sie, dass Ababu HIV-negativ war.

Haregewoin rief Dr. Rick Hodes an.

»Sehr gut, dann ist es vielleicht einfach eine Milchallergie!«, rief Hodes, froh über die gute Nachricht. »Machen Sie weiter mit der Sojamilch.«

Der Anruf hatte ihn in dem Hospiz der Mutter-Teresa-Schwestern erreicht, wo überall auf dem Betonboden im Hof und den Betonstufen ausgemergelte, unrasierte Männer lagen.

Aus allen Ecken schlurften hinfällige Männer auf Hodes zu, während er mit Haregewoin telefonierte.

Ihre Gesichter und ihre Körper schienen geschrumpft; sie mussten mit einem Stück Schnur, das sie sich um die Taille gebunden hatten, ihre Hosen festhalten, und sie rutschten aus ihren Schuhen. Sie traten nahe an ihn heran, streckten ihre Köpfe vor und zogen dicht vor seinem Gesicht ihre Augenlider nach unten oder nach oben.

Als ich das letzte Mal hier war, hatte ich gerade Nachschub an einem Mittel für Augenkrankheiten aus den Staaten bekommen, erinnerte er sich. Sie glauben, dass ich besonders an Augen interessiert bin, daher hat plötzlich jeder ein Augenproblem.

Früher waren sie einmal unbeschwerte, lebensfrohe Männer gewesen, einige von ihnen hatten sicher sehr gut ausgesehen. Sie hatten irgendwelche Tricks beim Fußballspielen auf Lager gehabt; sie hatten hübsche Freundinnen gehabt; sie hatten sich für Filme und Musik und die World-Cup-Spiele interessiert; einige hatten die Wände ihrer Zimmer mit den Postern von Sportlern geschmückt; einige hatten Kassetten von ihren Lieblingssängern besessen. Jenseits dieser Mauern hatten sie Mütter und Väter, Großeltern und Geschwister, Frauen und Kinder. Dann hatte Aids angefangen, ihnen alles zu rauben.

Viele von ihnen erfuhren, dass sie ihre Frauen oder Freundinnen angesteckt hatten. Andere erfuhren, dass ihre Kinder infiziert auf die Welt gekommen waren. Andere hatten zugesehen, wie ihre Babys starben, und einigen wurde bewusst, dass sie die Krankheit nach Hause geschleppt hatten, weil sie vor oder während der Ehe andere sexuelle Kontakte gehabt hatten.

Die meisten machten noch immer den Eindruck, von dem, was ihnen widerfuhr, völlig schockiert zu sein.

Hodes konnte einige der opportunistischen Infektionen von Aids behandeln, aber ohne Antiretrovirale konnte er kein einziges Leben retten. Die meisten dieser Männer wussten das, und diejenigen, die es verstanden, verziehen ihm.

Hodes trat durch einen türlosen Durchgang in einen Krankensaal, der, obwohl so groß wie ein Ballsaal, völlig überfüllt war mit hohlwangigen, gelbgesichtigen, ausgezehrten Gestalten. Die Patienten, die hier lagen, hatten fortgeschrittenere Stadien des Verfalls erreicht als die Menschen draußen. Jeweils zwei oder drei Männer teilten sich eines der schmalen Betten; andere lagen auf dem Betonboden. Viele der Männer sahen aus, als lägen sie im Koma oder seien schon tot, aber wenn der Arzt forschen Schritts zu ihnen trat, rissen sie sich zusammen. Lebende Skelette hoben die Hand, um ihm auf die Schulter zu klopfen oder die Hand zu schütteln. Ihre Münder klappten zu einem zahnlosen Lächeln auf. Die Hälfte von ihnen kannte er mit Namen. Er arbeitete sich händeschüttelnd von Bett zu Bett. In jede Tasche steckte er ein kleines Mitbringsel - einen Fettstift für die Lippen, ein Muskelrelaxanz, Hustensaft. Wenn er darum gebeten wurde, beugte er sich über die Brust eines Mannes und horchte ihn ab.

»Hodes«, krächzte einer in gebrochenem Amharisch, »meine Frau krank.«

Hodes wusste, dass der Mann Oromo sprach, die Sprache der dreißig Millionen Oromo und damit der größten ethnischen Gruppe in Äthiopien. »Sie soll mich anrufen, Bekila«, sagte Hodes. »Wissen Sie meine Nummer?«

»Nein.«

»Hier«, sagte Hodes und schrieb sie auf ein Blatt seines kleinen Notizblocks, riss es heraus und reichte es dem Patienten.

»*Gelaytoe-minh*, danke«, sagte der Mann auf Oromo. »*Negatie*, auf Wiedersehen.«

»*Ree-behn-senh-nn-fakoni*«, erwiderte Hodes den höflichen Gruß, einige der wenigen Worte auf Oromo, die er beherrschte.

Zufrieden ließ sich Bekila zurücksinken. Er hatte etwas vollbracht an diesem Tag, etwas Gutes. Er hatte für seine sterbende Frau Hilfe gefunden.

Bevor Hodes den Saal durch die Tür am anderen Ende verließ, rief er den Männern noch etwas auf Amharisch zu, was mit allgemeinem Gejohle und Gelächter beantwortet wurde.

»Gute Nachrichten, was das heutige Mittagessen angeht!«, rief er. »Ich hab gehört, es gibt köstliches *assama* und *jib* - Schweine- und Hyänenfleisch.«

Beides durften Muslime und äthiopische Christen nicht essen.

Noch eine ganze Weile hörte man das Kichern der kranken Männer.

In einer Welt, in der einem Arzt wegen des Mangels an Medikamenten die Hände gebunden waren, war die gute Nachricht über Ababus Gesundheitszustand natürlich besonders erfreulich.

Ababu saß auf Haregewoins Schoß und nuckelte an der Flasche mit Sojamilch, als wüsste er, dass es um sein Leben ging. Als die Nacht anbrach, sah sein Gesicht schon ein wenig runder aus und seine Augen wirkten weniger eingesunken, fand sie. An einem der nächsten Morgen stellte Haregewoin fest, dass er in seinem Kinderbettchen saß und auf sie wartete. Am nächsten Tag begrüßte er sie mit einem breiten Lächeln und warf sich in ihre Arme. Gegen Ende der Woche konnte er gehen; am Ende der folgenden Woche rannte er und lachte dabei laut, die Erinnerung an sein vorheriges Leben als Leidender war vergessen.

Es war nicht immer Aids daran schuld, wenn ein Kind in Äthiopien starb. Da es viel zu wenige Krankenhäuser, Ärzte und Krankenschwestern gab, starben tagtäglich Kinder an ganz unspektakulären Dingen wie Diarrhö und Dehydratation. Ababu wäre wegen einer Milchallergie beinahe verhungert. Die Diagnose wäre dieselbe gewesen, wie wenn er an Aids gestorben wäre: die extreme Armut seiner Familie, die Armut seines Landes, die fehlgeleiteten Mittel seiner Regierung, die fehlgeleiteten Mittel der Welt.

Zum Dank steckte Haregewoin ein Foto in einen Umschlag und schickte es an Hodes. Auf dem Bild trug Ababu einen Strampelanzug, die Arme voller Spielzeug. Das Foto war unscharf, weil der kleine Junge so schnell rannte, dass die Kamera ihn nicht einfangen konnte.

Aber nicht alle Nachrichten aus der Klinik waren an diesem Tag gut. Kidist, das fröhliche kleine Mädchen, war positiv auf HIV/Aids getestet worden.

Die Mutter-Teresa-Schwestern hatten ein neues Haus für Kinder mit HIV/Aids in Addis Abeba eröffnet. Haregewoin legte sich ins Zeug, und nach vielen Telefonaten und Bitten und Betteln wurde Kidist schließlich aufgenommen. Wenn irgendjemand in diesem Land antiretrovirale Medikamente für Kinder auftreiben konnte, dann waren es die Schwestern von Mutter Teresa.

Das neue Waisenhaus mit den niedrigen Sandsteingebäuden auf grünen Rasenflächen wirkte wie eine elitäre Privatschule. Es gab bunt angemalte Wippen und einen Tischtennistisch. Aber die Organisation verfügte genauso wenig wie ENAT oder Haregewoin über Aids-Medikamente und hatte auch keine Aussicht, welche zu bekommen. Niemand in ganz Äthiopien hatte Zugang zu pädiatrischen Aids-Medikamenten. Die Schwestern konnten die opportunistischen Infektionen von Aids bei den Kindern behandeln. Darüber hinaus bestand ihre Rolle darin, dafür zu sorgen, dass die Kinder einen möglichst sanften Tod hatten.

Kidist blies überrascht die Wangen auf, als sie hörte, dass sie umziehen sollte; dann nahm sie es als ein weiteres Abenteuer. An dem Tag, an dem das Taxi kam, um sie abzuholen, trug sie eine Plastikgeldbörse an einer langen Kette über der Schulter. In der Börse war ein Zahn, den sie verloren hatte. Voller Vorfreude kletterte sie neben Haregewoin in das Taxi. Von ihren Eltern hatte sie einmal viel Liebe erfahren, und sie ging davon aus, dass Liebe (und vielleicht auch das eine oder andere Eis) sie erwartete.

Chaltu, Mädchen, acht Jahre alte Waise, erste Klasse.

Biniam, zweijähriger Junge, Mutter und Vater tot, vom kebele geschickt.

Hana, Mädchen, acht Jahre, erste Klasse.

Tariqua, Mädchen, zehn Jahre, vom kebele gebracht.

Hailegabriel, vierzehn, Neuntklässler, Mutter und Vater gestorben.

Ein knochiger, dunkelhäutiger Junge von dreizehn Jahren traf ein. Sein kleiner, rasierter Kopf saß weit oben auf den schmalen Schultern über einem schlanken Rumpf und langen Beinen. Er war von einem Eselskarren geklettert, auf dem er wer weiß wie viele Tage durchs Land gefahren war. Höflich begrüßte er alle in einer Sprache, die keiner verstand. Er ging davon aus, auf dem Boden zu schlafen, und war überrascht, als man ihm die Gelegenheit bot, sich mit drei anderen Jungen zusammen ein Bett zu teilen. Er war schnell und stark; er konnte schnitzen, und er war geschickt im Knüpfen von Knoten. Während er seine Arbeit verrichtete, murmelte er leise vor sich hin, ein unaufhörlicher Monolog. Nachts sang er sich selbst in den Schlaf, und noch bevor er morgens ganz wach war, bewegten sich seine Lippen schon wieder. Vielleicht stammte er aus dem Volk der Nuer an der Grenze zum Sudan? Er konnte kein Amharisch, die Sprache der Amhara und die Amtssprache in Äthiopien, wobei Äthiopien ein Land mit vierundachtzig lebenden und fünf toten Sprachen ist, darunter auch einige alte Kirchensprachen. Der Junge reagierte nicht, wenn ein Besucher ihn auf Oromo, Gurage, Somali, Tigrinya, Harari oder Arabisch ansprach, er legte nur den Kopf schief und lächelte artig.

Haregewoin nahm ihn mit zum Mercato, suchte einen Platz inmitten der Händler und Käufer und bedeutete ihm, seine Stimme zu erheben. Jemand schnappte im Vorbeigehen den Klang oder den Rhythmus auf und kam zu dem Schluss, dass der Junge die Geschichte von Generationen seiner Vorfahren sang.

Man hatte ihm ganz offensichtlich beigebracht, die Mythen, die Legenden, die Genealogien endlos zu wiederholen, sie in sein Gedächtnis einzugraben, bis er selbst sie an die nächste Generation weitergeben konnte.

Aber nun war der Junge von seinen Eltern, den Dorfältesten, den Lehrern und weisen Männern abgeschnitten - von seinem Volk. An wen sollte er die Tradition weitergeben? Einen solchen Verlust erfasste keine Statistik.

Der Junge freute sich, als er einen verschlissenen braunen Pulli bekam und mit den anderen Kindern die Schule besuchen durfte. Eines Abends hörte Haregewoin, was der Junge sich jetzt im Bett vorsang: Es war das *fidele*, das amharische Alphabet. Die Geschichte und die heiligen Legenden seines Volkes, die so sorgsam im Archiv des Gedächtnisses des klugen Jungen verwahrt worden waren, begannen zu verblassen.

Innerhalb der vier Wellblechwände von Haregewoins Hof ging es immer wilder und chaotischer zu, und die Unzufriedenheit wuchs. Ständig, zu jeder Tages- und Nachtzeit, weinte eines der Kinder.

Die Erwachsenen wurden langsam taub dagegen.

An einem Tag schrie eine Einjährige lang und laut im Säuglingszimmer; das kleine Mädchen war gefüttert, angezogen und in einen Kinderwagen gesetzt und dann dort vergessen worden.

An einem anderen Tag war das laute Kreischen eines Kleinkinds zu hören, das draußen auf dem Töpfchen saß. Ein streunender Hund, den die Kinder adoptiert hatten, wollte mit dem Mädchen spielen; er sprang an ihm hoch und zerkratzte ihm die bloßen Schenkel. Sie schrie voller Angst, ohne sich von der Stelle rühren zu können, aber keiner kam ihr zu Hilfe.

Befekadu, acht, von einem Nachbarn gebracht.

Dawit, zehn, von seiner HIV-positiven, kranken Mutter gebracht.

Dagmawit, vier, vom Vertreter des kebele in seiner Straße gebracht.

Die Brüder Daniel, zehn, und Yosef, sieben, von ihrem Onkel gebracht, nachdem beide Eltern gestorben waren. Der Onkel ist zu arm, um sie zu behalten, weil er sich schon um andere verwaiste Nichten und Neffen kümmert.

Die Absicht, das Andenken Atetegebs mit diesem nach ihr benannten Kinderheim zu ehren, konnte sie vergessen. Wer sollte hier etwas ehren? Wer sollte etwas denken oder fühlen?

Haregewoin hatte keine Sekunde Zeit für sich; überall waren Kinder, wohin man auch blickte. Zu jeder Tages- und Nachtzeit wimmelte es hier wie in den Straßen von Addis Abeba vor Menschen. Egal, zu welcher Stunde, es kauerten niemals weniger als drei oder vier Kinder in der dunklen, stinkenden Latrine, in ihrem Bett krabbelten Kinder herum, und zu den Mahlzeiten teilten sich je zwei einen Stuhl und Teller und Becher; sie mochte gar nicht daran denken, wie viele Kinder gemeinsam eine Zahnbürste benutzten; es wurde nicht mehr unterschieden zwischen Mädchen- und Jungenkleidung, sie gehörte allen, und inzwischen hatten die Sachen eine gelblich graue Färbung vom Staub und vom ständigen Tragen angenommen. Sie kannte nicht mehr alle Namen und das Alter der Kinder und wusste weder, wann sie gekommen waren, noch, woher sie stammten.

Wenn sie nach etwas die Hand ausstreckte, das sie ihr Eigen nannte - wie jemand, der im Dunkeln in einer Schublade kramte und den gesuchten Gegenstand zu ertasten versuchte -, dann war es noch immer Menah, das erste ausgesetzte Baby, das ihr die Polizei gebracht hatte. Die Kleine wurde mit jedem Tag runder und fröhlicher; Milchzähnen schimmerten in ihrem Mund, wenn sie lachte; oben auf ihrem Köpfchen ringelte sich eine Locke. Sie nannte Haregewoin *Maye*, Mama, und war zufrieden mit der Welt.

Manchmal, wenn Menah in ihrem Kinderbettchen zwischen anderen Babys und Kleinkindern eingeschlafen war, schlich Haregewoin zu ihr und holte sie.

Man sollte annehmen, dass Haregewoin sich von Zeit zu Zeit nach etwas Einsamkeit in ihrem Bett sehnte, nach einem der seltenen Momente des Friedens und der Stille, wenn ausnahmsweise keine Kinder bei ihr schliefen.

Aber sie fürchtete die Einsamkeit noch immer, die existenzielle und endlose Dunkelheit von Workus Tod und Atetegebs Tod und ihrem eigenen Tod, der irgendwann kommen würde.

Und so drückte sie das schwere, warme, süße Kind an ihre Brust und ging mit ihm zurück in ihr Bett.

Nach wie vor bettelten die Kinder in der Straße lautstark um Einlass. Tag und Nacht klopfen zerlumpfte, freche Kinder mit lachenden schwarzen Augen an das Metalltor und baten darum, hereingelassen zu werden.

»Geht weg! Sch!«, rief Haregewoin ärgerlich und klatschte in die Hände. Sie stoben in einer Staubwolke auseinander und hockten sich in der Nähe auf einen unkrautüberwucherten Steinhaufen. Wenn sie zurück in den Hof ging, kletterten sie wieder herunter, rannten zum Tor und klopfen erneut. Wenn ein Auto in den Hof fuhr, duckten sich die Kinder und versuchten, hinter dem Wagen unbemerkt hineinzuschlüpfen.

Haregewoin dachte, sie würde alle Tricks kennen, aber dann stellte sie fest, dass sie einem der Kinder auf den Leim gegangen war.

Eines Tages wurde eine kleine, ordentliche Frau bei Haregewoin vorstellig. Mit ihrer hellen Stimme sprudelte sie hervor: »*Waizero*, ich wollte fragen, ob Sie in Ihrem Haus vielleicht Hilfe brauchen können? Ich kann kochen, waschen, sauber machen und auf die Kinder aufpassen.« Wie ein Spatz hüpfte sie dabei auf winzigen Füßen auf der Straße hin und her. Sie hatte ein leuchtendes, spitzes kleines Gesicht. Sie sprach so schnell, dass Haregewoin einen Moment brauchte, um zu verstehen, was sie gefragt hatte.

»Ich brauche immer Hilfe«, seufzte sie, »aber ich kann nichts zahlen.«

»Ich will für meine Hilfe nur so viel zum Essen, dass ich satt bin«, fuhr Tigist mit der gleichen Geschwindigkeit fort. »Sie kommen doch schon für meinen Sohn auf, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin!«

»Wie heißt Ihr Sohn denn?«, fragte Haregewoin überrascht.

»Henok!«

»Ach. Kommen Sie doch bitte herein!«

»Das hast du mir nie erzählt, Henok«, sagte Haregewoin zu ihm, nachdem sie Tigist aufgefordert hatte, in ihrem Wohnzimmer Platz zu nehmen. »Warum suchst du eine neue Mutter, wenn du eine so nette Mutter hast?«

»Weil ich meiner Mutter helfen will!«, sagte der Junge. »Wenn mich eine neue Familie bei sich aufnimmt, bin ich reich. Dann habe ich Geld und kann meiner Mutter zu essen geben. Und ich kann ihr ein Haus kaufen!«

Henoks Mutter nickte wehmütig. »Ich kann ihm nichts bieten«, sagte sie.

»Sind Sie krank?«, fragte Haregewoin leise.

»Nein!«, sagte die Frauforsch. »Ich bin geschieden, ich bin gesund.«

Henok, der Junge mit dem geschorenen Kopf und den klugen Augen, der auf der Suche nach einer finanzkräftigen neuen Mutter war: Er hatte es wirklich faustdick hinter den Ohren! Er hatte als einziger von den Gassenkindern aus der Nachbarschaft Haregewoin davon überzeugt, dass er ein neues Zuhause brauchte, und sie hatte es ihm gegeben.

»Henok«, sagte Haregewoin, noch immer verwundert. »Was hast du dir nur dabei gedacht?«

Er verteidigte sich. Er hatte mitbekommen, was mit den Müttern geschah. Man musste sich doch nur umsehen. Natürlich sagte ihm seine Mutter, dass es ihr gut ginge, alle Mütter sagten, dass es ihnen gut ginge, dass sie nur ein bisschen müde seien. Und dann starben sie. Bevor ihm das widerfuhr, würde er sich einer einheimischen oder ausländischen gesunden neuen Mutter anschließen, die seine gegenwärtige Mutter unterstützen konnte. Er war von der Richtigkeit seines Tuns überzeugt. Er brachte keine Entschuldigungen vor. Es war ein ausgezeichneter Plan. Er war der Mann in der Familie.

Haregewoin war zu überrascht, um ihn zu tadeln.

»Na dann«, sagte sie zu Tigist und lachte hilflos, »wenn Sie wirklich bleiben wollen - im Säuglingszimmer könnte ich Sie gut brauchen.«

Also zog Tigist ein und nahm sich der kränkesten Babys an. Ein halbes Dutzend Babys - mit niedrigem Geburtsgewicht, unterernährt, möglicherweise HIV-positiv - musste regelmäßig ins Krankenhaus. Haregewoin war immer über Nacht bei ihnen geblieben, weil es nicht gesundheitsförderlich war, ein Familienmitglied in einem äthiopischen Krankenhaus alleinzulassen. Darum kümmerte sich nun Tigist. Wenn ein Kind ins Krankenhaus musste, dann verbrachte Tigist die Nacht neben dem Kinderbettchen auf einer Matte auf dem Boden des Krankensaals.

Und Henok hielt weiter Ausschau nach einer neuen Mutter, einer Reservemutter, wenn möglich eine mit lebenslanger Garantie.

An einem ansonsten völlig normalen Vormittag traf überraschend Hilfe ein. Eine Frau aus Malta rief Haregewoin an, stellte sich vor und fragte, ob sie sie besuchen dürfte. »Sie können gerne kommen«, erwiderte Haregewoin freundlich, und so besuchte sie eine muntere Frau mit gebräuntem Teint und kurz geschnittenen ergrauenden Haaren, langem Rock und Wanderschuhen, setzte sich und trank Kaffee. Ihr Gesicht legte sich in tausend Fältchen, wenn sie den Kindern zulächelte und ihnen freundliche Worte in einer ihnen fremden Sprache sagte. Ihre langen Fingernägel waren gebogen und farblos. Sie holte aus ihrer Rocktasche ein paar Bonbons und drückte sie den Kindern in die Hand. Dann ließ sie das Schloss ihrer abgewetzten Aktentasche aufschnappen und erklärte, was sie wollte. Sie leitete eine Adoptionsagentur in Malta, sagte sie, und es gäbe eine Reihe von Paaren, die gerne ein Baby aus Äthiopien adoptieren würden. Ob Haregewoin Waisenbabys hierhabe? Wäre sie bereit, sie im Ausland unterzubringen? »Wir müssten natürlich Tests machen lassen«, sagte die Frau. »Die Familien wollen nur HIV-negative Kinder.«

»Was müssen wir tun?«, fragte Haregewoin. »Sie nehmen sich doch nicht einfach ein Baby und gehen...«

»Ich arbeite mit einem Waisenhaus des maltesischen Franziskanerordens zusammen«, sagte die Frau. »Die Schwestern dort haben die Erlaubnis Ihrer Regierung, Kinder für internationale Adoptionen freizugeben. Wenn Sie mir eines Ihres Babys anvertrauen, können wir es zu den Schwestern bringen. Wir brauchen nur die Bestätigung, dass es tatsächlich Waise ist.«

Die beiden Frauen gingen in Haregewoins Zimmer und betrachteten die Babys, die auf Haregewoins Bettdecke mit weit von sich gestreckten Armen und Beinen in der Sonne lagen und ein Vormittagsschläfchen hielten. Die Kinder bewegten sich im Schlaf und schoben das Gewicht ihrer nassen, dicken Windeln von einer Seite zur anderen. »Wie süß sie sind!«, flüsterte die Frau und zog aus ihrer Aktentasche eine Kopie ihrer von der äthiopischen Regierung ausgestellten Lizenz und ein kleines Fotoalbum mit Bildern von glücklichen Adoptivfamilien.

Das sind ja großartige Neuigkeiten, dachte Haregewoin und fragte: »Die Familien behandeln sie wie eigene Kinder?«

»Aber meine Liebe! Natürlich behandeln sie sie so, als wären es ihre eigenen Kinder!«

»Sie lassen sie nicht für sich arbeiten?«

»Madame Haregewoin, sie geben den Kindern ihren Namen. Sie adoptieren sie vor einem Gericht. Es sind ihre Kinder. Es sind Paare dabei, die keine eigenen Kinder bekommen können. Sie leiden unter ›Infertilität‹.«

»Ja, ich weiß. Auch hier gibt es solche Leute. Aber warum adoptieren sie keine Kinder aus ihrem Land?«

»Bei uns gibt es zu wenige Kinder! Fragen Sie mich nicht, warum. Die Frauen lassen sich Zeit mit dem Heiraten, sie haben ihren Beruf, dann warten sie, bis sie fünfunddreißig oder vierzig sind, um eine Familie zu gründen, und dann ist es eben manchmal zu spät.«

»Hierzulande sind die Frauen mit vierzig Großmutter«, sagte Haregewoin.

»Bei uns herrscht Kindermangel. In ganz Europa sinken die Geburtenraten. Schulen schließen ihre Pforten. Wegen der Verhütungsmittel und Abtreibungen werden auch nicht mehr so viele uneheliche Kinder geboren, und wenn, dann behalten viele junge Frauen ihre illegitimen Kinder. Früher bekam ich solche Kinder zur Adoption, aber heutzutage ist das keine Schande mehr.«

Haregewoin, die sich im Osten eines Kontinents befand, der von Kindern überquoll, fand die Vorstellung eines vor allem von Erwachsenen besiedelten Landes befremdlich. Sie stellte sich imposante Straßen, blitzende Läden, akkurat geschnittene Hecken und biedere Fußgänger in Mantel und Hut vor. Und leere Schulhöfe und Parks. Warum sollten Frauen in einem öden Land, die sich nach Kindern sehnten, ihre Arme nicht nach einem heißen, südlichen Kontinent ausstrecken, der einen Überschuss an Kindern hatte?

Äthiopien wiederum gingen langsam infolge von Armut, Dürre, Hungersnöten, Tuberkulose, Malaria, HIV/Aids, Autokratie, Grenzstreitigkeiten und Krieg die Erwachsenen aus.

Ihr erschienen beide Seiten der Gleichung gleichermaßen traurig: ein kinderloses europäisches Paar, das sich nach einem Baby, selbst einem äthiopischen Baby, sehnt; und ein

äthiopisches Baby, das willig seine Arme nach Erwachsenen, selbst Weißen, ausstreckt, *Amaye?*, *Abaye?* denkt, begierig darauf, sich von Eltern prägen zu lassen wie ein Entenküken, das dem ersten Objekt, das sich bewegt, folgt.

»Ja, bitte, es wäre mir eine Ehre. Bitte.« Haregewoin deutete auf die Babys.

Es war, als würde jemand eine Blume aus einem duftenden Garten mit Begonien, Gardenien, Rittersporn, Flieder pflücken. Die agile kleine Frau aus Malta beugte sich vor, tauchte ein in das Sonnenlicht über den Lockenköpfchen. Summend wie eine Honigbiene näherte sie sich den Kindern. Es war wie in einem Märchen, gleich würden Zufall und Glück eine dieser unglücklichen Waisen treffen. Sie streckte die Arme nach einem fünfzehn Monate alten Mädchen aus, dessen Gesicht vom Schlaf gerötet war. Es war Menah. Haregewoin machte einen Satz nach vorn, packte das Kind, legte es sich über die Schulter und bedeutete der Frau, sich die anderen noch einmal genauer anzusehen. *Gerade noch!*, dachte sie, und spürte das angstvolle Klopfen ihres Herzens, das noch andauerte, nachdem sie das Mädchen an sich gerissen hatte.

»Wer ist denn dieser kleiner Teddybär?«, fragte die Frau und rollte einen kleinen Jungen sanft auf den Rücken.

»Er heißt Abel.«

»Wie alt?«

»Fünf, sechs Monate. Ich hole seine Akte.«

Die Frau nahm das Baby hoch, spielte mit seinen zarten Fingerchen, drehte es hin und her, fühlte, ob es nicht zu mager war. Abel wachte auf, blinzelte und wand sich, um ihrem Griff zu entkommen. Sein Hintern hinterließ einen feuchten Fleck auf ihrer Bluse.

»Darf ich ihn nehmen?«

»Sie müssen für ihn eine sehr gute Familie finden, er ist ein sehr lieber Junge.«

»Die beste, das verspreche ich Ihnen«, sagte die kleine Frau, legte den Jungen zurück und beugte sich vor, um ihn auf die Stirn zu küssen. Seine runden Frotteefüßchen schwebten über seinem Bauch in der Luft. Die Frau streckte ihre Hand mit den spitzen Fingernägeln aus und drückte beruhigend Haregewoins Arm. Abel drehte sich auf den Bauch und begab sich auf die Flucht, robbte über seine Bettgenossen hinweg, und die beiden Frauen lachten.

Die komplizierte, schuldbehaftete Geschichte des Reichtums der nördlichen Halbkugel und der Verzweiflung der südlichen reduzierte sich plötzlich auf einen sonnigen Vormittag am Horn von Afrika, ein heißes, unaufgeräumtes Zimmer und zwei kleine, ergrauende Witwen (ein wenig leidend, ein wenig zu alt, ein wenig zu verwirrt für diese Sache), verantwortlich für ein ganzes Bett voller mutterloser Babys.

Die Frau aus Malta mit dem graumelierten Jungenhaarschnitt legte Abel in ein Nest aus Decken auf den Rücksitz ihres Autos. Am gleichen Abend rief sie an und sagte, dass das Baby bei den Franziskanerinnen sei; sie würden sich um ihn kümmern und alles Nötige wegen seiner Papiere in die Wege leiten. Sie selbst wollte bald heim nach Malta fliegen und hoffte, in den zwei Monaten, bis sie wiederkam, eine Familie für Abel gefunden zu haben.

Haregewoin erfuhr, dass Adoptionsagenturen aus mindestens einem Dutzend Ländern Büros in Addis Abeba unterhielten. Einige hatten auch eigene Waisenhäuser und Kinderheime eingerichtet. Sie stellten Einheimische als Hausmütter und Anwälte an. Als die Mitarbeiter dieser Agenturen hörten, dass Haregewoin gesunde, elternlose Kinder bei sich beherbergte, kamen immer mehr von ihnen zu ihr, auf der Suche nach Kleinkindern für Paare in Spanien, Kanada, Italien, den Niederlanden, Schweden, Norwegen, Neuseeland, Australien, Deutschland und den Vereinigten Staaten.

Alle, die im internationalen Adoptionsgeschäft nach ethischen Maßstäben handeln, versuchen zunächst, ein Waisenkind bei Verwandten, Freunden oder anderen Familien in seinem Heimatland unterzubringen; keiner denkt oder gibt vor, Adoption sei die Lösung für eine ganze Generation von Kindern, die durch eine Krankheit zu Waisen geworden sind. Es ist eine äußerst begrenzte und bescheidene Möglichkeit, wenn Familien aus Industrieländern einzelnen Kindern einen Rettungsring zuwerfen, während ihre Regierungen nicht in der Lage sind, genügend Mittel oder Medikamente zur Verfügung zu stellen, um die Epidemie zurückzudrängen.

Gesunde Babys - besonders kleine Mädchen!, alle wollen kleine Mädchen - wurden so schnell zu Haregewoin gebracht und wieder weggeholt, dass die älteren Kinder sich nicht einmal mehr an sie gewöhnen konnten. Haregewoin reichte den Angestellten von Adoptionsagenturen frisch gewickelte, frisch gebadete, lockenköpfige schlafende Babys; nach reichlich Händeschütteln,

Küssen und Freundschaftsbekundungen fuhren sie mit den Kindern davon. Ältere Babys und Kleinkinder traten manchmal um sich und brüllten, streckten angstvoll ihre Ärmchen nach Haregewoin aus; aber sie beruhigte sie mit zärtlichen Worten, in der Gewissheit, dass es zu ihrem Besten geschah.

Die älteren Kinder glaubten, dass auf die Babys dort draußen jenseits des Hoftors eine Welt voller Wunder wartete. Sollten sie sich zu Fuß dorthin aufmachen? Nein. Das war eine schlechte Idee, das wussten sie. Denn wenn sich ein älteres Kind allein auf den Weg machte, konnte das in Obdachlosigkeit, Hunger und Prostitution enden. Aber den Hof in Begleitung zu verlassen, in einem Taxi oder einem Auto und in Gesellschaft einer äthiopischen oder ausländischen Geschäftsfrau, ja! Jedes Kind wünschte sich einen solch pompösen und beeindruckenden Abschied.

Die älteren Kinder sahen den Kleinen nach. Zwar wusste keines von ihnen, was für ein rechtlicher und bürokratischer Aufwand für eine internationale Adoption betrieben werden musste, aber alle hatten begriffen, welche tiefere Wahrheit dem Ganzen zugrunde lag: dort draußen gab es Mütter, selbst Väter. Henok hatte recht damit, nach einer neuen Mutter Ausschau zu halten.

Wenn die Taxis oder anderen Wagen zum Abschied fröhlich hupten und die Fahrer winkten, trat Haregewoin zu den zurückgebliebenen älteren Kindern. Sie legte ihnen die Arme um die Schultern und versuchte, ihnen das Gefühl zu vermitteln, dass sie sie liebte, dass sie ihre Mutter war. Aber sie war nicht ihre Mutter; dafür waren es inzwischen zu viele. Manche senkten den Blick und schüttelten ihren Arm ab, duckten sich weg und verzogen sich in die Schlafräume. Der Hof machte für den Rest des Tages, an dem ein glückliches Baby davongefahren war, einen verlassenenen, öden Eindruck.

Baby Hewan wurde zu Eve, und Hirute zu Ruth, Yoel wurde zu Joel und Mickias zu Mickey.

Und Bekele würde vielleicht zu Joshua werden und Dinkenesh zu Emily und Zelalem zu Paul und Temesgen zu Alexander.

Ihr Körper wusste, was sie tun würde, bevor es in ihr Bewusstsein drang. Haregewoin lag nachts mit Menah im Arm da, küsste sie auf die Wangen und die geschlossenen Augenlider und

spürte erneut, wie ihr Herz vor Angst und Abschiedsschmerz zu klopfen begann. Sie versuchte, den Schmerz zu unterdrücken. *Du bist eine alte Frau*, sagte sie sich, auch wenn sie sich nicht so fühlte. *Du wirst nicht lange genug leben, um sie großziehen zu können. Sie gehörte nie wirklich dir. Sie gehörte dir nur eine Zeitlang.*

Sie spürte, dass es nicht gerade ihr edelster Instinkt war, der sie dazu brachte, sich an Menah zu klammern. Es war ein tiefes Bedürfnis nach Liebe. Wenn ihre Freunde sie auch für ihre Selbstlosigkeit und Großzügigkeit priesen, weil sie all diese verlorenen Kinder in ihrem Haus aufnahm, so hatte sie dies doch nie als selbstlos und großzügig empfunden. Vielmehr war es ihr vorgekommen, als wären Gebete, die zu sprechen ihr nicht eingefallen wäre, erhört worden. Sie hatte ihre Tochter verloren. Und Gott hatte ihr diese kostbaren Kinder geschickt.

Aber sie hatte die Fotos betrachtet, die ihr die Mitarbeiter der Agenturen gezeigt hatten: äthiopische Babys in schicken Kinderwagen, die von nordamerikanischen und europäischen Müttern und Vätern geschoben wurden. Babys in Autokindersitzen, Babys auf Hochstühlen, Babys in Planschbecken, Babys mit kleinen Hunden, Babys, die zufrieden und glücklich aussahen.

Nun beweise, dass du selbstlos bist, ermahnte sie sich. *Los, sei großzügig.*

Wo es an Menschen fehlt, sei ein Mensch.

Eines Tages meldete sich eine italienische Agentur und fragte nach einem kleinen Mädchen.

Wie damals die Frau aus Malta stand jetzt die Italienerin da und sah auf das Doppelbett hinunter, auf dem rosige Babys im Sonnenschein schliefen und dabei am Daumen nuckelten. Als diese Frau ihre Hände nach Menah ausstreckte, stürzte Haregewoin nicht vor, um sie aufzuhalten.

»Menah? Den Namen kenne ich gar nicht. Was bedeutet er?«

»Es ist... ein Name aus der Bibel.«

»Darf ich sie mitnehmen?«

»Ich will ihr nur noch die Windel wechseln. Und Ihnen ihre Papiere heraussuchen.« Sie reichte der Italienerin Menahs Akte und sagte: »Lassen Sie uns einen kurzen Moment zum Abschiednehmen.«

»Kinder!«, rief sie mit heiserer Stimme. »Kommt und sagt eurer kleinen Schwester auf Wiedersehen!«

Menah wachte auf, fröhlich wie immer, strampelte glucksend mit ihren dicken Beinchen, ihre schwarzen Augen funkelten.

Die Frau hatte einen Kindersitz auf der Rückbank, in den sie das Mädchen setzte, das zu weinen anfang, kaum dass sie es Haregewoin aus den Armen genommen hatte. Haregewoin suchte an dem Torpfosten Halt, als das Auto davonfuhr, dann eilte sie mit einem Geschirrtuch vor dem Gesicht in ihr Zimmer. Dort saß sie auf der Bettkante, ließ die Mundwinkel hängen und wiegte sich in stummer Trauer vor und zurück. Als die Babys um sie herum sich zu regen begannen, nahm sie eines hoch, dann noch eines, hielt sie im Arm und weinte still vor sich hin.

Niemals wieder!, schimpfte sie zornig mit sich. *Niemals wieder darfst du dein Herz so sehr an eines der Kinder hängen. Das ist mehr, als ein Mensch ertragen kann.*

Bei Haregewoin blieb kein Bett länger als zwei Wochen leer. Das *kebele* schickte ihr in wachsender Zahl ausgesetzte Säuglinge und Kleinkinder. Polizisten lieferten die Kinder bei Haregewoin ab. Kranke Eltern und gebrechliche Großeltern klopfen zu jeder Tages- und Nachtzeit an ihr Tor und humpelten dann tränenüberströmt ohne ihre Kinder wieder davon. Ein Krankenhaus rief Haregewoin an und bat sie, einen neugeborenen Jungen abzuholen, dessen Mutter bei der Geburt gestorben war. Es kamen nach wie vor auch größere Kinder zu ihr; sie musste die Älteren dazu anhalten, die Jüngeren zu füttern, zu baden, an- und auszuziehen und bei ihnen zu schlafen.

Wenn einem Kind die Nase lief, lief sie am nächsten Tag zwölf Kindern und am übernächsten zweiundzwanzig. Wenn eines hustete, dann saßen binnen weniger Tage fünfzehn mit Hustenanfällen nachts wach im Bett. Fiebrige Erkrankungen sprangen so schnell wie Kopfläuse von einem Kind auf das nächste über. Und wenn ein kleines Mädchen mitten in der Nacht zu weinen begann (weil es an seine Mutter dachte), dann verbreitete sich das Gefühl der Einsamkeit wie eine ansteckende Krankheit, wie eine Pandemie, bis aus jedem Bett und jeder Wiege ein trostloses Wimmern zu vernehmen war und Haregewoin von einem Kind zum nächsten stolperte, es streichelte und ihm gut zuredete. Ihr Schlafmangel war so groß, dass sie oft im Sitzen einnickte; manchmal begann sie zu träumen, kaum dass sie eine Sekunde die Augen schloss.

Und trotzdem konnte es immer noch passieren - es war verrückt in Anbetracht dessen, wie viele Menschen sich innerhalb der Blechwände ihres Hofes um sie drängten, aber es passierte -, dass sie sich nachts einsam fühlte und tief aus ihrer Brust der gleiche traurige Seufzer aufstieg wie aus der eines Waisenkindes.

Atetegeb!

Worku!

Die kleine Menah!

Sie verstand die Trauer der Kinder, weil sie das Gleiche empfand: die Einsamkeit all der Jahre, die man noch ohne die Menschen leben musste, die man zum Leben brauchte.

Sie verstand es nur zu gut, wenn ein dreijähriges Mädchen wie die frisch verwaiste Sara sie mehrmals am Tag am Rock zupfte, um ihr ein wichtiges Geheimnis anzuvertrauen. Haregewoin beugte sich zu ihr hinunter, und Sara stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte Haregewoin laut ins Ohr: »Ich kann jetzt heimgehen.«

»Gibt es denn niemanden, der ein größeres Kind adoptieren möchte?«, fragte sie eines Tages, während ein Vertreter einer spanischen Agentur zwei kleine Jungen, Zwillingenbrüder, auf dem Rücksitz seines Wagens unterbrachte. Solche Szenen wurden langsam unerträglich, die größeren Kinder kamen sich jedes Mal, wenn ein Baby abgeholt wurde, noch unerwünschter vor.

Anfangs waren die größeren Kinder losgerannt, wenn Besucher kamen, um sich zu kämmen und ein frisches Hemd anzuziehen, in der Hoffnung, dass es in letzter Sekunde etwas ändern würde, wenn sie einen guten Eindruck machten.

»Nein«, sagte der Vertreter der Agentur. »Die Leute wollen Babys. Manchmal Kleinkinder, aber hauptsächlich Babys und vor allem Mädchen.«

Für adoptionswillige Eltern, stellte Haregewoin fest, war bereits ein dreijähriges Kind ein »älteres Kind«, das abgelehnt wurde, weil es möglicherweise schon zu große Schäden davongetragen oder durch frühkindliche Erfahrungen traumatisiert war.

»Will denn niemand die größeren Kinder adoptieren?«, seufzte Haregewoin, als jemand von einer kanadischen Agentur ein Baby abholte.

»Versuchen Sie es bei den Amerikanern.«

»Was? Wirklich?«

»Die Amerikaner adoptieren jeden.«

»Was meinen Sie damit?«

»Im Mutter-Teresa-Heim gab es einen Jungen, der beide Beine verloren hatte...«

»Was?«

»Ich glaube, er hat seine Ziegenherde über die Bahngleise getrieben, und ein Zug kam und hat den Jungen erwischt. Aber die Amerikaner haben ihn adoptiert. Sie adoptieren Schulkinder. Sie adoptieren Kinder mit spastischen Lähmungen. Sie bezeichnen sie als »Kinder mit besonderen Bedürfnissen«. Sie adoptieren...«

»Jungen?«

»Ja, Jungen! Sie adoptieren Jungen, sie adoptieren Geschwister.«

»Und große Jungen? Jungen im Schulalter?«

»Ja, das sage ich doch!«

Haregewoin schoss wie der Blitz davon. Sie rannte zurück ins Haus, um herumzutelefonieren und diese Amerikaner zu finden.

Sie fand Merrily Ripley, die gemeinsam mit ihrem Ehemann Ted Adoption Advocates International (AAI) in Port Angeles, Washington, leitete.

AAI unterhielt in Addis Abeba zwei Waisenhäuser: das Layla House für Schulkinder und das WanHa House für Säuglinge und Kleinkinder. Unter Aufsicht des Ministeriums für Arbeit und Soziales (MOLSA) hatte AAI 1998 die ersten sechs äthiopischen Kinder an Adoptiveltern in Amerika vermittelt, 1999 fünfundzwanzig Kinder, 2000 vierzig Kinder, 2004 einhundertvierundfünfzig Kinder und 2005 würden es einhundertvierundsiebzig sein.

Haregewoin erreichte Merrily bei einem von deren häufigen Besuchen in Äthiopien, und Merrily lud sie ein, sich ihre Organisation anzusehen.

Haregewoin mietete einen Kleinbus, wachte darüber, wie sich zwanzig ihrer ältesten Kinder an dem Waschzuber im Hof abschrubbt und die Haare wuschen, wies sie an, sich von der Wäscheleine und aus den Kartons in ihrem Zimmer frische Sachen zu holen, und ließ sie in den Kleinbus klettern. »Seid brav!«, sagte sie streng vom Beifahrersitz aus, während sich die Kinder auf die Sitze verteilten und gegenseitig schubsten, weil sie neben ihren Freunden sitzen wollten. Ihr Blick fiel auf Henok, der versuchte, sich hinter einer Sitzlehne zu verstecken.

»Du da! Raus! Geh zu deiner Mutter!«, fuhr sie ihn an. Im Zeitlupentempo stieg er aus und sah sie dabei vorwurfsvoll an.

»Benehmt euch«, schärfte sie den anderen ein, als sie losfuhren. »Denkt an eure guten Manieren! Sprecht englisch!« Die Kinder sahen einander an und lächelten unsicher. Sie hatten keine Ahnung, wohin sie fuhren. Haregewoin drehte sich um und wischte einem Kind mit dem angefeuchteten Zeigefinger einen Schmutzpfleck aus dem Gesicht. Sie griff in ihre Handtasche und holte bunte Plastikhaarspangen hervor, die sie verteilte. Ein Junge brachte die Mädchen zum Kichern, indem er sich eine davon in die Haare steckte, und Haregewoin sah ihn stirnrunzelnd an und drehte sich wieder nach vorn.

Das amerikanische Waisenhaus lag in einem ebenen, staubigen Viertel mit unbefestigten Straßen, verwaisten Grundstücken und aus Blech und Sperrholz zusammengeschnitzten Geschäften. In den Auslagen wurden Fußbälle, Holzschmuck, in Folie eingeschweißte Kinderkleidung aus China, CDs beziehungsweise Raubkopien und gewebte Rastafari-Mützen angeboten. Aus den Lautsprechern konkurrierender Musikhändler dröhnten traditionelle äthiopische Lieder und amerikanischer Hip-hop.

Merrily Ripley, eine weiße Frau in den Sechzigern, die mit ihren rosigen Wangen, den dicken Socken und den bequemen Sandalen aussah wie eine liebe Großmutter, hatte mit einer einheimischen Pflegemutter gerechnet, nicht mit zwanzig Pflegekindern der einheimischen Pflegemutter. Als die Kinder aus dem Kleinbus kletterten, begrüßte Merrily jedoch alle mit einem zwitschernden Lachen, das ihre vielen langen, dünnen, mit weißen Perlen verzierten Zöpfchen hin und her schwingen ließ. Sie und ihr Mann Ted hatten einundzwanzig Kinder, drei eigene und achtzehn Adoptivkinder aus den Vereinigten Staaten, Korea, Costa Rica und Indien. Merrily Ripley war durch nichts so leicht zu erschüttern.

Es war gerade Unterrichtspause, und auf dem Hof hinter den hohen Steinmauern von Layla House liefen Dutzende von Kindern herum. Schulmädchen warfen Kieselsteine und schlenkerten beim *mancha* (die äthiopische Variante von Himmel und Hölle) mit ihren langen Beinen, oder sie standen da und klatschten zu den immer beliebten Singspielen in die Hände. Andere lehnten im Schatten von Jasminbüschen an der kühlen Mauer und flochten einander die Haare zu Zöpfen, woben mit geschickten Fingern bunte Perlen hinein. Die Jungen jagten einem schlaffen Fußball hinterher. Die älteren Mädchen zogen sich in ihren Schlafräumen zurück und

ließen sich auf ihre Doppel- und Stockbetten fallen. Sie holten Papier und Stift hervor, um ihren Freundinnen zu schreiben, die bereits von Eltern in Amerika adoptiert worden waren, oder sie übten sich in den komplizierten Mustern von Schnurspielen, oder sie saßen auf dem Boden und spielten Uno. Ein paar größere Jungen, denen es zu heiß war, um weiter Fußball zu spielen, aber gleichzeitig an der Auswahl häuslicher Beschäftigungen der Mädchen fehlte, lehnten sich in das offene Fenster, um die Mädchen zu necken und zu ärgern.

Haregewoin hatte sofort das Gefühl, dass die Kinder, die hier lebten, anders waren. Ihr kam es so vor, als verhielten sie sich bereits wie Amerikaner.

Sie waren laut.

Jungen und Mädchen, die auf der Straße gelebt hatten, die die städtische Verwahrlosung überstanden hatten oder aus den von Hungernöten geplagten Provinzen gekommen waren, Kinder, die versucht hatten, ihre jüngeren Geschwister am Leben zu erhalten, teils mit Erfolg, teils nicht, drängten sich jetzt unter einem Basketballkorb um ihren Sportlehrer. Er hatte ihnen amerikanische Spitznamen wie Michaeljordan und Shaq verpasst. Diese paar Dutzend Kinder wurden darauf vorbereitet, das gelobte Land zu betreten.

»In Amerika ist jeder reich!«, erzählten sie einander. Und einige sagten: »Wenn man nach Amerika kommt, wird man weiß.«

»Wann soll das denn passieren?«, fragte Haregewoin ein kleines Mädchen.

Voll Zuversicht erwiderte das Kind: »Sobald man aus dem Flugzeug steigt.«

Merrily sprach einzeln mit den Kindern oder mit den Geschwisterpaaren und nahm die Gespräche mit der Videokamera auf. Für zukünftige Eltern, die ein Baby wollten, würde eines von AAI ausgesucht werden. Aber Familien, die bereit waren, ein älteres Kind von der Warteliste aufzunehmen, erhielten die Gelegenheit, sich zuerst ein Video von den Kindern anzusehen.

Wir sahen unsere zukünftige Tochter Helen zum ersten Mal im Juli 2001 in dem monatlich in Schwarzweiß erscheinenden AAI-Newsletter über »wartende Kinder«. Dann sahen wir sie auf einem AAI-Video mit anderen Kindern singen und aufgeregt herumhüpfen. Sowohl auf dem

Foto als auch auf dem Video legte sie den rechten Zeigefinger auf den rechten Vorderzahn, eine Gelegenheitsgeste.

Ich war Jahre vor Haregewoin zum ersten Mal im Layla House gewesen.

Im November 2001 saß ich auf dem Beifahrersitz von Selamnehs Taxi vor dem Tor von Layla House, nachdem er uns mit einem Hupen angekündigt hatte, und bereitete mich darauf vor, die fünfjährige Helen kennenzulernen. Es gibt auf dieser Erde wenig, was so schrecklich ist, wie einem Kind vorgestellt zu werden, dem gerade eingeschärft wurde, dass es dich Mama nennen soll. Selamneh fuhr auf den betonierten Hof, und in alle Richtungen stoben Kinder davon und riefen Helens Namen. Einige der größeren Kinder fanden sie und zerrten sie zu mir hin; sie traute sich nicht, mich anzusehen. Sie stand vor mir und sah zu Boden. Sie war winzig. Ihre Frisur bestand aus Zöpfchen mit vielen eingeflochtenen Perlen. Sie drückte ihren Finger gegen ihren Vorderzahn. Ich kniete mich hin und nahm sie in die Arme. Sie zitterte. Ich zitterte ebenfalls. Jemand machte Fotos von unserer ersten Begegnung, und ich musste mich zusammenreißen, um nicht in Tränen auszubrechen, und dem Kind ging es wahrscheinlich genauso. Wenn man Waisenkindern irgendwo auf der Welt auf Amharisch oder Rumänisch oder Russisch oder Spanisch oder Chinesisch sagt: »Deine Mutter kommt«, glauben die Kinder manchmal, dass ihre leibliche Mutter zu ihnen zurückkehrt. Helen und ihre Mutter Bogalech hatten einander inniglich geliebt. Und an diesem Morgen sagten Leute zu ihr: »Deine Mutter ist da.« Als ich sie aus meiner Umarmung entließ, lief sie auf die andere Seite des Hofes und beobachtete mich aus der Entfernung.

Ich hatte in meinem Rucksack allen möglichen Krimskrams mitgebracht: ein Twister-Spiel und magnetische Dartpfeile und Frisbees und Quietschkissen.

»Ach, bringen Sie lieber keine Quietschkissen mit«, hatten mich einige Leute gewarnt. »Die Äthiopier sind sehr höfliche Menschen; solche Quietschkissen werden ihnen nicht gefallen.«

So höfliche Kinder habe ich noch nie gesehen, hatte ich im Stillen gedacht und ein halbes Dutzend große rote Quietschkissen eingepackt.

Als ich sie an diesem sonnigen, heißen Tag im November 2001 verteilte, hielten die Kinder das Gummispielzeug unbewegt in den Händen und sahen mich verständnislos an. Fröhlich warf ich eines davon auf den Boden und trat darauf. Es gab ein lautes Quietschen von sich. Ich blickte erwartungsvoll auf, aber die Kinder sahen mich nur stirnrunzelnd an. *Die Amerikaner*

müssen etwas kaufen, um so ein Geräusch zu machen?, dachten einige. Und der Blick anderer schien zu sagen: *Helens neue Mutter ist verrückt*.

Eine Zeitlang standen wir alle unbehaglich herum. Den Kindern gefielen ihre Geschenke nicht. Sie wirkten bekümmert. Selamneh, den ich gerade erst kennengelernt hatte, wäre mir gern zu Hilfe gekommen, aber er verstand mich auch nicht. *Was für eine blamable Figur gebe ich hier ab*, dachte ich kläglich. Es tat mir weh, das kleine, staubbedeckte Mädchen zu enttäuschen, das ohne eigenes Verschulden jetzt offiziell zu mir gehörte.

Beschämt und verlegen warf ich eines der Quietschkissen auf einen Küchenstuhl, der in der Einfahrt stand, und setzte mich darauf. Es gab einen gewaltigen Pups von sich. Ich sprang auf, als wäre ich zutiefst erschrocken, als wäre es mir peinlich, und ein kleiner Junge prustete los. Er probierte es selbst aus, und zwei andere Kinder lachten. Da verstanden sie es - die Kissen waren etwas zum Quatschmachen -, und auf einmal wollten sich alle Kinder auf die in der Einfahrt verteilten Quietschkissen setzen und sich mit den dabei erzeugten anstößigen Tönen gegenseitig übertreffen. Jetzt war es an den Betreuerinnen, mich bekümmert anzusehen. Von der anderen Seite des Hofes beobachtete mich schüchtern Helen, und dann - als sich unsere Blicke trafen - lächelte sie hinter ihrem auf den Zahn gelegten Finger.

Als Merrily Haregewoins Kinder für den Videofilm fragte: »Was willst du mal werden, wenn du groß bist?« (falls nötig, wurde die Frage von einer Lehrerin übersetzt), erwiderte keines von ihnen: »Ich wusste gar nicht, dass ich mal groß werden würde«, obwohl viele so etwas gedacht haben mussten.

Die Kinder, die seit Monaten in Layla House wohnten, hatten gelernt, auf Englisch knappe, zuversichtliche Antworten zu geben, wie Arzt, Lehrer, Polizist, Architekt oder Koch.

»Ich will ein Auto fahren«, erklärte ein sechsjähriges Mädchen namens Bethlehem vor der Kamera. (Ob berufsmäßig oder zum Vergnügen, führte sie nicht näher aus.)

»Ich will Schauspieler werden!«, rief ein Junge namens Dagmawi. »Ein Schauspieler wie Jackie Chan.«

»Ich will Motorrad fahren!«, schrie ein anderer Junge.

»Wenn ich groß bin, will ich den alten Leuten helfen«, sagte die fröhliche, sommersprossige Mekdes Zawuda. Wie viele der größeren Kinder war sie sich bewusst, dass sie von der

Wohltätigkeit anderer lebte, und wollte in der Zukunft unbedingt selbst anderen Menschen helfen.

»Ich will ein Waisenhaus gründen«, sagte die fünfzehnjährige Yemisrach.

»In Amerika will ich lernen, das Wort Gottes zu predigen«, sagte Robel.

Robel sollte in Amerika zu einem rauflustigen kleinen Jungen mit einer großen Begeisterung für Computerspiele, Spider-Man und Baseball werden, in Äthiopien war er nach wie vor der Haushaltsvorstand, der Ersatzvater für seine vier Jahre alte Schwester. »Ich will den Leuten, die die Bibel nicht kennen, etwas darüber beibringen.«

Ein neunjähriges Mädchen namens Frehiwot, mit breiten Augenbrauen und zwei dicken schulterlangen Zöpfen, gestand überraschenderweise: »Ich will Pilotin werden.«

»Ich glaube, in Amerika gibt es alles«, erklärte der hübsche Dagmawi Haregewoin und mir. »Jeder hofft, dass er von amerikanischen Eltern ausgesucht wird. Wenn die Kinder hören, dass sie Eltern haben, erzählen sie allen Leuten, wie ihre Eltern heißen und wo sie wohnen.«

Haregewoin verstand unter Adoption Folgendes: In Zeiten der HIV/Aids-Pandemie werfen einige Familien aus fernen Ländern einzelnen Kindern einen Rettungsring zu. Die Chance auf ein neues Leben hatte ihren Preis, über den die äthiopische Regierung sorgsam nachdachte: Die adoptierten Kinder würden ihre Heimat, ihr Volk, ihren Glauben, ihre Sprache, ihre Kultur und ihre Geschichte verlieren. Unter Umständen war das adoptierte Kind der einzige Äthiopier im Umkreis von mehreren hundert Kilometern oder das einzige Kind seiner Hautfarbe in der Schule. Aber dafür würde es das Einzige auf Erden bekommen, das unbestreitbar mehr wert war als die Heimat: eine Familie. Während die meisten afrikanischen Staaten Adoptionen für verwaiste Kinder außerhalb des eigenen Landes nicht in Betracht zogen, war die äthiopische Regierung zu dem Schluss gekommen, dass die verschwindend kleine Minderheit afrikanischer Waisenkinder, die bei ausländischen Eltern aufwachsen konnten, von einer Adoption profitierte, und erklärte, dass sie den Kindern keine Steine in den Weg legen wollte.

2005 gab es in Äthiopien 1 563 000 Aids-Waisen, weltweit die zweithöchste Zahl, und 4 414 000 Waisen insgesamt, die zweithöchste Zahl in Afrika. Von all diesen Kindern kamen im gleichen Jahr 1400 zu neuen Familien ins Ausland.¹²⁶

Zunächst von Zweifeln geplagt, ob nordamerikanische und europäische Familien in der Lage waren, äthiopische Kinder großzuziehen, besuchte Haddush Halefom, Leiter der Children's Commission und Soziologe, eine Reihe von Adoptivfamilien. »2004 war ich in Frankreich und den Niederlanden«, erzählte er mir, »außerdem in Amerika, in Vermont und Rhode Island. Ich habe gesehen, wie sie mit den Kindern umgehen, wie viel Liebe sie ihnen entgegenbringen, und wie viel Liebe die Kinder den Eltern entgegenbringen. Im Moment beschäftige ich mich mit der Möglichkeit, dass Familien HIV-positive Kinder adoptieren, wenn das die jeweiligen Regierungen erlauben; ich möchte das zu einem vorrangigen Anliegen machen, weil es den Kindern das Leben rettet, wenn man sie in Länder bringt, in denen es angemessene Behandlungsmöglichkeiten gibt.«

Merrily Ripley sollte letztlich für siebzehn von den zwanzig Kindern Haregewoins, die sie an diesem Tag kennenlernte, ein neues Zuhause finden. Ein Junge sah aus wie sechzehn oder siebzehn, er war zu alt für eine Adoption, und zwei kleine Mädchen waren HIV-positiv, was zu jener Zeit die Erteilung eines Visums ausschloss.

An diesem Tag kehrten sie alle mit Haregewoin nach Hause zurück. Aber Merrily Ripley hatte sich mit ihnen vor laufender Kamera unterhalten, und sie begann, die Fotos und ein paar grundlegende Informationen an wartende Familien in den Vereinigten Staaten zu verschicken. Wenn in Layla House durch die Abreise von Kindern nach Amerika Platz frei wurde, zogen Haregewoins Kinder grüppchenweise um.

Als an diesem heißen Quietschkissen-Tag im November die Pause zu Ende war, kehrten die Schüler in ihre Klassenzimmer zurück: in dem Waisenhaus gab es eine Schule mit zwei Klassen, eine für fortgeschrittene Schüler und eine für Schulanfänger, unabhängig vom Alter. Die meisten Kinder waren im Grundschulalter, aber es gab auch ein paar schwitzende Teenager, die ebenso konzentriert und angestrengt lernten wie die Kleineren. Es gab Fünfjährige, die bereits lesen und schreiben konnten, wenn sie in das Heim kamen, weil sie von gebildeten Eltern gefördert worden waren (Helen gehörte zu ihnen); es gab Neun-, Zehn- oder Elfjährige, die Analphabeten waren, weil sie ihr bisheriges Leben mit dem Hüten von Ziegen auf den ausgedörrten Ebenen verbracht hatten (dazu gehörte unser zukünftiger Sohn Fisseha). Im äthiopischen Schulsystem beginnt ein Kind mit der ersten Klasse, egal, wie alt es ist.

Es war eine Wohltat an diesem heißen, staubigen Tag, das kühle, weiß gestrichene Klassenzimmer zu betreten. Die Kinder saßen auf Holzbänken und wiederholten mit hellen Stimmen ihre Lektionen. Die Gesichter unter den baumelnden, perlengeschmückten Zöpfen und unter Schichten von Schmutz und Schweiß waren konzentriert und ernst. Im Sonnenlicht, das durch die scheibenlosen Fenster auf den Betonboden fiel, tanzten Staubflöckchen. An der Wand war eine Karte der Vereinigten Staaten befestigt, in der Dutzende von farbigen Nadeln steckten, um die Städte zu markieren, in die Kinder aus diesem Waisenhaus gezogen waren.

Der Lehrer, ein junger Mann, der noch nie in Amerika gewesen war, obwohl es sein sehnlichster Wunsch war, schrieb englische Begrüßungsworte an die Tafel.

»Wie geht es Ihnen?«, sprach er ihnen vor, jedes einzelne Wort betonend.

»Wie geht es Ihnen?«, wiederholten die Kinder.

»Mir geht es gut«, schrieb er mit Kreide an die Tafel.

»Mir geht es gut«, ertönte es im Chor.

»Es geht mir sehr gut«, schrieb er.

»Es geht mir sehr gut«, sangen sie. Sie rollten ihre Rs, versahen sie mit einem kleinen Triller.

»Ich bin sehr zufrieden.«

»Ich bin sehr zufrieden.«

Die Vorbereitung umfasste nicht das Erlernen von schlechten oder mittelprächtigen Neuigkeiten für ihre zukünftigen Gespräche in Amerika. Der Unterricht erfolgte unter der Prämisse, dass diese Kinder von amerikanischen Familien zur Adoption ausgesucht und ihnen der Flug, der sie aus Addis Abeba fortbrachte, bezahlt werden würde. Sobald der Papierkram, der von beiden Regierungen verlangt wurde, erledigt war, würden weiße oder schwarze Amerikaner vor dem Tor stehen, jedem die Hand schütteln und ihn umarmen, Hunderte von Fotos machen und mit ihren neuen Kindern davonfahren, um ein paar Tage in einem Hotel oder einem Apartment zu verbringen, bevor sie nach Amerika flogen. Aus der Sicht der Zurückbleibenden war eine Zukunft in Amerika ein phantastisches Geschenk, das Klagen kategorisch ausschloss, und deshalb bestand keine Notwendigkeit, sich das entsprechende Vokabular anzueignen.

»Wie geht es Ihnen heute Abend?«, las er vor.

»Wie geht es Ihnen heute Abend?«, wiederholten sie.

»Es geht mir gut, danke.«

»Es geht mir gut, danke.«

»Ausgezeichnet, und Ihnen?«

»Ausgezeichnet, und Ihnen?«

Als nächste Lektion brachte ihnen der Lehrer bei, wie man auf verschiedene Weise »Ich weiß nicht« ausdrücken konnte: »Ich habe keine *Ah*-nung«, sagte der junge Mann über die Schulter und fuhr mit der Kreide über die Tafel.

»Ich habe keine *Ah*-nung«, sangen die klaren, hohen Stimmen.

»Ich glaube nicht.«

»Ich glaube nicht.«

»Ich denke nicht.«

»Ich denke nicht.«

»Fragen Sie mich nicht.«

»Fragen Sie mich nicht.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

Alle Kinder, die im Layla House wohnten, hatten einen oder beide Elternteile verloren; wenn ein Elternteil noch lebte, dann war er schwerkrank. Aber keines der Kinder fühlte sich einsam, ausgegrenzt, gebrandmarkt, wie es die wenigen Waisenkinder im Westen vielleicht tun. Einen oder beide Eltern zu verlieren war in ihrer Generation etwas Alltägliches.

Als es Zeit fürs Mittagessen war, bedankten sich die Kinder höflich auf Englisch bei ihrem Lehrer, verließen im Gänsemarsch das Klassenzimmer und rannten anschließend wild durcheinander zum Speisesaal, um dort einen Platz neben den Freunden zu ergattern. Auf Holztischen über einem sauber gefegten Linoleumboden warteten Körbe mit Orangenstücken

und in Scheiben geschnittenem Brot auf sie. Obwohl die Kinder zu jeder Mahlzeit am liebsten *injera* und *wat* (ein Eintopf aus Gemüse oder Fleisch) gehabt hätten, brachte man ihnen bei, wie in Amerika mit Messern und Gabeln zu essen und mit Gerichten wie Spaghetti und Fleischbällchen zurechtzukommen.

»Bitte mir das Wasser reichen«, rief ein stämmiger Junge auf Englisch. »Vielen Dank.«

»Ausgezeichnet, und Ihnen?«, erwiderte sein Freund, als er ihm den Krug gab. »Wie geht es Ihnen heute Abend?«

»Fragen Sie mich nicht!«, rief der mollige Junge. »Wie geht es Ihnen heute Abend?«

»Ich habe keine Ah-nung. Bitte, wie geht es Ihrer Schwester?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Bitte mir die Fleischbällchen reichen.«

»Ganz herzlichen Dank.«

»Ganz herzlichen Dank.«

Wenn Haregewoin nach Einbruch der Dämmerung noch etwas länger hätte bleiben können, statt nach Hause zu ihren drei Dutzend Kindern eilen zu müssen, die darauf warteten, dass sie mit ihnen betete und ihnen einen Gutenachtkuss gab, dann hätte sie miterlebt, wie auch in Layla House langsam Ruhe einkehrte. Nachdem sich die Kinder zum Zubettgehen ausgezogen und gewaschen hatten, versammelten sie sich zum Beten im Gemeinschaftsraum - genau wie bei Haregewoin -, und ihre Stimmen wurden immer leiser, geradezu traurig. Als Gruppe verbreiten die Kinder eine ausgelassene Stimmung, sie lärmten und tobten herum, spielten Völkerball und Fußball, aber neben der tapferen Fröhlichkeit gab es weiterhin verborgenen Kummer. Abends beim Schlafengehen war es am schlimmsten, wenn der Lärm, der Spielplatz und Speisesaal erfüllt hatte, verebbt war. Nachts wurden die Kinder von Gespenstern und Erinnerungen und Alpträumen heimgesucht. Durch die offenen Fenster hörten die Pflegerinnen die Kinder in ihre Kissen weinen.

»Ich komme aus der Provinz Shashemene«, erzählte mir der zwölfjährige Zerabruk im Jahr 2001. Er war der geliebte erstgeborene Sohn gewesen.

»Mein Vater war Ingenieur und meine Mutter Hausfrau. Wir haben in einem schönen Haus gewohnt. Ich habe zwei kleine Schwestern. Ich bin in die Schule gegangen und war sehr gut in Englisch, Mathe und Musik. Als ich in der zweiten Klasse war, bekam mein Vater Magenschmerzen. Daran ist er gestorben. Er war lange krank. Er ist zu Hause gestorben. Ich war acht, Mekdes war drei und Samrawit zwei.

Nachdem Vater gestorben ist, sind wir in ein ganz kleines Haus in der Nähe des Busbahnhofs gezogen. Nachdem Vater gestorben ist, haben wir kein Geld mehr gehabt. Dann ist Mutter krank geworden. Mutter hatte etwas mit den Nieren. Wir hatten nichts zu essen. Ich habe auf der Straße Kinder in meinem Alter gesehen, die Zuckerrohr verkauft haben, und ich habe überlegt, dass ich das auch machen könnte. Ich habe sie gefragt, wie es geht, und sie haben es mir gezeigt. Eine Stange Zuckerrohr kostet beim Bauern einen Birr (neun Cent). Man schneidet

sie mit einem Messer in Stücke, und die verkauft man dann, und so kann man einen Birr achtzig verdienen. Ich war neun Jahre alt, als ich angefangen habe, Zuckerrohr zu verkaufen. Ich habe die Geldstücke gesammelt und sie meiner Mutter gegeben, und sie hat Essen gekauft.

Dann war sie zu krank, um aus dem Haus zu gehen, also habe ich das Essen gekauft und es meinen Schwestern gegeben. Mein Vater hatte mir gezeigt, wie man Essen kocht. Ich kann Eintopf kochen. *Injera* habe ich auf der Straße gekauft.

Mutter war fünf Monate krank, dann ist sie zu Hause gestorben. Als meine Mutter gestorben ist, war ich nicht da! Meine kleinen Schwestern haben geschrien, und die Nachbarn sind gekommen, um zu sehen, was los ist. Dann haben sie das Haus zugeschlossen und meine Mutter für die Beerdigung fertiggemacht.

Nach der Beerdigung bin ich in das Haus zurückgekommen. Meine Mutter war nicht mehr da, nur meine Schwestern. Ich bin traurig. Die Nachbarn kümmern sich um meine Schwestern.«

Er wischte sich über die Augen.

»Als ich das erste Mal in das Waisenhaus gekommen bin, habe ich geweint und war traurig, aber die anderen Kinder haben mich getröstet und mir alles gezeigt. Mein bester Freund ist Behailu. Am Tag bin ich immer froh und versuche an schöne Sachen zu denken. Nachts bin ich traurig, wenn ich an meine Eltern denke. Ich bin so traurig, dass ich zuletzt nicht bei meiner Mutter war. Ich habe Angst, dass ich meine Mutter enttäuscht habe.«

Bei AAI bat Zeraruk, der Sohn eines Ingenieurs, um einen Platz zum Basteln. Er bekam einen Lagerraum. In dem fensterlosen Raum mit den unverputzten Wänden stapelte er die Berge gebrauchter Kleidung an einer Wand auf und richtete sich einen Arbeitsplatz ein. Aus Büroklammern, Gummibändern und Blättern von einem Notizblock bastelte er einen Aufzug von der Größe einer Schuhschachtel. Er verband ihn mit einem Stück Draht mit der Steckdose an der Wand. Wenn er das Licht einschaltete, setzte sich der Papieraufzug, an der Wand entlangschrammend, nach oben in Bewegung. Sein neuestes Projekt war ein mittelalterliches Katapult, ein langer Hebel, der, wenn man ihn losließ, ein Geschoss durch die Luft schleuderte. Wenn er ein Stück Abfall darauf legte und den Hebel losließ, schoss die Vorrichtung nach oben und schleuderte den Abfall in den Mülleimer.

»Ich kann mich ein bisschen an meinen Vater erinnern«, erzählte mir die zwölfjährige Mekdes Zawuda mit dem fröhlichen runden Gesicht. »Ich erinnere mich, dass er sehr krank war. Leute kamen und saßen neben ihm. Bevor meine Mutter krank wurde, hat sie Baumwolle gesponnen und die fertige Baumwolle verkauft. Mit dem Geld hat sie Essen für die Familie gekauft. Als meine Mutter schlimm krank wurde, hat meine Schwester als Dienstmädchen gearbeitet, und wir haben von dem Geld gelebt. Ein paar Leute haben gewusst, dass meine Mutter krank ist, und haben uns Essen gebracht. Meine Mutter ist an Tuberkulose gestorben. Danach konnten wir nicht mehr länger in unserem Haus wohnen. Meine Schwester kann nicht für mich sorgen, deshalb bin ich hierhergekommen.«

»Ich habe bei meinen Eltern gewohnt, bis ich neun war«, erzählte Yesmirach, ein fünfzehnjähriger, kräftig gebauter Junge mit einem unschuldigen Gesicht, über das bei der Erinnerung an sie ein kurzes Lächeln huschte. »Wir sind zwei Mädchen und zwei Jungen. Ich bin der Älteste. Erst ist Mutter gestorben, dann ist Vater an Malaria gestorben. Mit neun bin ich für die anderen so was wie eine Mutter geworden.«

»Meine kleine Schwester Gelila ist vier«, erzählte Robel, neun Jahre, ein ungestümer Junge, der nicht gerade den Eindruck machte, als wäre er der Streber in der Klasse. »Wenn Gelila sieht, dass ich etwas in der Hand habe, fängt sie an zu weinen, und dann gebe ich es ihr. Sie kann sich nicht an unsere Eltern erinnern.«

»Ich bin von der ersten bis zur sechsten Klasse in die Schule gegangen«, erzählte Dagmawi, zwölf, ein schlanker Junge mit der typischen äthiopischen Gesichtsform: eine hohe, breite Stirn, große Augen, ausgeprägte Wangenknochen und ein schmales Kinn. »Vater war als Wachmann bei den Vereinten Nationen angestellt. Er hat gut verdient. Meine Mutter hat in einem Krankenhaus gearbeitet. Ich habe meine beiden Eltern durch Krankheiten verloren. Ich weiß nicht, wie Mutter gestorben ist. Als mein Vater krank wurde, hat er immer gerufen: ›Bring mir Wasser!‹ Ich habe ihm geholfen. Wenn er etwas aus dem Laden wollte, habe ich es ihm geholt. 2001 hat er etwas an der Leber bekommen und musste ins Krankenhaus. Nach zwei Monaten ist er gestorben. Meine Schwester Kalkidan ist zehn. Wir sind zusammen hier.«

Obwohl sie an ihren Erinnerungen hingen, brachten die Kinder manchmal einzelne Fakten durcheinander. Da es tabu war, das Wort Aids auszusprechen, hatte man den meisten Kindern nicht gesagt, woran ihre Eltern gestorben waren. »Mein Vater hat einmal zu viel getrunken und ist auf das Tor gefallen, und dann hat er einen Stein auf den Kopf bekommen und musste ins Krankenhaus und dann ist er gestorben. Danach ist er begraben worden«, erzählte Yirgalum, acht Jahre alt, mit traurigem Blick. »Meine Mutter und ich, wir waren beide sehr krank, und sie ist mit mir ins Krankenhaus gefahren, und wir mussten beide dableiben, und als ich mit den Schwestern gespielt habe, ist sie gestorben. Mein jüngerer Bruder ist vor meiner Mutter gestorben.«

Der neunjährige Robel glaubte, dass das Krankenhaus seine Mutter umgebracht hatte. »Ich bin in Tigray geboren«, sagte er. »Dann waren meine Eltern und ich als Flüchtlinge im Sudan. Mein Vater hat aus dem Flüchtlingslager Essen geholt und nach Hause gebracht. Und so ist meine Mutter im Sudan gestorben: Sie ist ins Krankenhaus gegangen, um sich Spritzen geben zu lassen. Die erste Spritze war gut; die zweite Spritze: sie ist immer müde; die dritte Spritze: sie ist gestorben. Dann habe ich gehört, wie die Leute um meinen Vater weinen. Sie haben gesagt: ›Dein Vater ist gestorben.««

»Mein Vater ist gestorben, als ich vier oder fünf war«, erzählte Fisseha, zehn Jahre. »Dann war meine Mutter zu arm, um mich zu behalten. In unserem Dorf gibt es einen reichen Mann, der Ziegen und Kühe hat. Meine Mutter hat mich zu ihm geschickt, zum Arbeiten. Ich habe auf seine Ziegen aufgepasst; abends hat er mir einen Maiskolben zum Essen gegeben und einen Platz zum Schlafen. Am Tag haben mir die großen Jungen in den Hügeln gezeigt, wie man Beeren zum Essen findet und wie man Fische fängt. Da konnte ich nicht in die Schule gehen.«

Die achtjährige Mekdelawit aus Dire Dawa erinnerte sich an die Zeit, als ihre Eltern starben: »Meine Schwester Abelayit ist ein Baby, und sie liegt auf dem Boden und streckt die Füße in die Luft - so. Unsere ältere Schwester wirft sich vor das Auto und weint und schreit, dass sie sterben will, wenn unser Vater tot ist. Dann wird unsere Mutter so krank, dass sie nicht mehr aus dem Bett aufstehen kann. Sie kann nichts essen, und sie hat überall Flecken, und sie mag es, wenn wir ganz leicht ihre Haut kratzen.«

Mekdelawit und Abeltayit hatten acht ältere Geschwister, die versuchten, die beiden großzuziehen, aber sie mussten jeden Tag das Haus verlassen, um in die Schule und zur Arbeit zu gehen. Die Geschwister schärfen den beiden jüngsten Schwestern ein, tagsüber im Haus zu bleiben. Aus Angst, dass die Mädchen weglaufen und sich im Busch verirren könnten, erzählte ihnen der älteste Bruder, dass es dort draußen Monster gäbe, die kleine Mädchen fräßen. Die acht älteren Geschwister machten sich Sorgen um die beiden Kleinen, und sie berieten sich und beschlossen, sie ins Waisenhaus zu bringen.

Die Geschichten ähnelten einander auf erschreckende Weise. Sie nahmen alle den gleichen Verlauf: Tod der Mutter, dann Tod des Vaters; oder zuerst starb *Abaye*, dann *Amaye*, dann die kleine Schwester, dann der lustige kleine Bruder, der noch ein Baby war. Einige Kinder sagten: »Ich glaube, dass mein kleiner Bruder noch lebt. Ich glaube, er ist noch im Krankenhaus. Ich bin ziemlich sicher.« Später erfuhr ich jedes Mal, dass der kleine Bruder oder die kleine Schwester auch tot waren.

Die Augen der Kinder füllten sich mit Tränen, und aus ihrer Kehle stiegen Schluchzer, wenn sie erzählten, wie sie ihre Familien verloren hatten. Es ist zwar eine gemeinsame Erfahrung dieser Generation, Mutter oder Vater oder beide zu verlieren, aber jedes Kind hat seine ganz eigenen Verletzungen davongetragen.

»Ich habe mit meiner Mutter in einem sehr kleinen Haus gewohnt«, erzählte mir meine Tochter Helen.

»Meine Mutter war sehr schön. Sie hatte ganz, ganz lange glänzende Haare, bis zur Taille. In unserem Haus gab es zwei Sachen: Wir hatten ein Regal, und wir hatten ein Kinderbett. Das Bett war zu klein für meine Mutter, sie musste zum Schlafen immer die Beine anziehen. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass meine Mutter nicht krank war. An meinen Vater kann ich mich überhaupt nicht richtig erinnern; manchmal glaube ich, ich erinnere mich daran, wie er Zeitung gelesen hat. Meine Mutter hat mir Lesen beigebracht, als ich vier war. Amharisch mit vier, und Englisch mit fünf. Als ich fünf war, habe ich mich um meine Mutter gekümmert. Wenn sie etwas aus dem Laden gebraucht hat, habe ich es ihr geholt. Wenn sie Saft gebraucht hat, hat sie mir das Geld gegeben, und ich bin gegangen und habe ihr Saft gekauft. Einmal habe ich in dem Laden kleine glitzernde Klammern für die Haare gesehen. Sie haben ausgesehen wie Schmetterlinge. Ich hätte furchtbar gern solche Klammern gehabt, aber stattdessen habe ich

den Saft für meine Mutter gekauft. Zu Hause habe ich meiner Mutter von den Klammern erzählt, und sie hat ja gesagt! Meine Mutter hat immer ja gesagt. Ich bin zurückgelaufen und habe die Schmetterlingsklammern gekauft. Aber eines Tages ist ein Taxi gekommen und meine Mutter ist in dem Taxi gestorben, glaube ich. Die Leute haben mich mitgenommen, und sie haben mich nicht mehr ins Haus gelassen, wo ich mir die Schmetterlingsklammern holen wollte, und ich habe mein Haus nie mehr wiedergesehen. Warum musste meine Mutter sterben?«

Eines Tages, etwa vier Monate nach ihrer Ankunft in Amerika, brach Helen in meinen Armen zusammen, als die Erinnerung an ihre tote Mutter sie plötzlich überwältigte. Ich hielt sie fest, während sie sich krümmte und klagte: »Warum musste sie sterben?«

Gleich darauf sagte sie, unterbrochen von Schluchzern: »Ich weiß, warum sie gestorben ist. Sie war sehr krank, und wir hatten keine Medizin.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Das stimmt. Es tut mir so leid.«

Damals hatte ich mich schon länger mit dem Thema Aids-Waisen beschäftigt, aber ich war doch verblüfft, wie knapp und präzise und traurig sie es auf den Punkt brachte, eindringlicher als irgendwo auf den Tausenden von Seiten, die ich dazu gelesen hatte.

»Ich wünschte, ich hätte dich damals schon gekannt«, sagte ich zu dem Kind in meinen Armen. »Ich wünschte, ich hätte ihr die Medizin schicken können.«

»Aber wir hatten doch kein Telefon«, schluchzte sie, »und ich konnte dich nicht anrufen.«

Haregewoin freute sich für die älteren Kinder, die ausgewählt worden waren, nach Amerika zu gehen.

Bei ihrem Besuch in Layla House rannten die Kinder, die neue Familien bekommen hatten, los, um die Fotoalben zu holen, die ihnen aus Amerika geschickt worden waren. Die dicken kleinen Alben waren voll der unglaublichsten Bilder: lächelnde Erwachsene (weiße Amerikaner oder, in etwa 20 Prozent der Fälle, schwarze Amerikaner) standen in blühenden Vorgärten oder neben riesengroßen Autos; lachende Kinder saßen auf Rutschen und Schaukeln; Kinder mit Schwimmbrillen sprangen in Swimmingpools; Kinder in glänzenden Sporttrikots posierten mit ihren Mannschaften auf grünen Spielfeldern; Kinder schüttelten einer riesigen Mickymaus die Hand oder balgten sich mit Hunden vor einem offenen Kamin oder zogen Schlitten einen verschneiten Hügel hinauf.

Die Waisen blätterten die plastikbeschichteten Seiten vorsichtig um und versuchten zu begreifen, was sie sahen. Das musste ein Märchen sein! Und doch hatte man jedem Kind, das ein solches Album besaß, erklärt, dass es ihm bestimmt sei, einen Platz auf diesen Bildern einzunehmen.

Da es keinen Beweis für das Gegenteil gab, beschlossen die Kinder im Waisenhaus, es zu glauben, obwohl keiner ihrer alten Freunde oder ehemaligen Zimmergenossen jemals aus Amerika zurückgekommen war, um zu bestätigen, dass es tatsächlich wahr war.

Haregewoin freute sich für sie, und gleichzeitig fühlte sie sich einsam.

Es geschah alles nur um der Kinder willen, alles, was Haregewoin tat: das Beschaffen von Geld, T-Shirts, Hosen, Schuhen, Essen, Essen, Essen. Sie war von früh bis spät in Bewegung, als müsste sie sich durch Treibsand kämpfen; es geschah alles nur für die Kinder.

Früher einmal hatte es so ausgesehen, als hätte sie auch etwas davon; früher einmal hatte sie ihr Tor, von einer unerklärlichen Vorfreude erfüllt, geöffnet.

Wenn sie jetzt abends ins Bett fiel, schlief sie sofort ein und begann zu schnarchen. Sie war nicht mehr in der Lage, Liebe zu geben. Man kann nicht fünfundvierzig Kinder lieben; man kann nur auf mütterliche Weise für sie sorgen. Deine Hände können streicheln, deine Lippen können lächeln und Küsse verteilen, deine Stimme kann trösten, aber deine Gedanken schweiften ab.

Es gab so viele Kinder wie Sterne am nächtlichen Himmel, aber keines davon war das ihre geworden.

Sie begriff, dass ihr Haus zur Zwischenstation für Kinder geworden war, ein Schritt weg von dem Leid und hin zu einem unvorstellbar luxuriösen Leben in fernen Ländern. Sie ließ ihnen für eine begrenzte Zeit ihre Fürsorge angedeihen, war ein Wegweiser auf ihrem Weg. Die kleine Menah lebte jetzt in Italien; Meskerem und Selamawit warteten im Layla House darauf, dass man Familien für sie fand, ebenso die Zwillinge Rahel und Helen; und Ababu war gerade Cheryl Carter-Schotts aus Indianapolis vorgestellt worden, Leiterin einer zweiten amerikanischen Adoptionsagentur namens Americans for African Adoptions (AFAA).

Bildhübsche Kinder, Kinder mit Zahnlücken, Brüder und Schwestern, Zwillinge, Geschwistertrios bevölkerten Haregewoins staubigen Hof, tollten fröhlich herum oder zankten sich, umarmten oder schubsten sich, kreischten und schrien. Zur Schlafenszeit kuschelte sich immer noch ein halbes Dutzend der Kleinen an sie, die versuchten, sich gegenseitig mit den Ellbogen wegzustoßen, weil jedes von ihnen Haregewoin am nächsten sein wollte. Und jedes Kind, ganz gleich, wie alt, das von einem Alptraum gequält wurde, stand mitten in der Nacht vor ihrem Bett, und immer schaffte sie es, auch noch für den großen Jungen oder das große Mädchen Platz zu machen. Doch obwohl sie sie wärmte und an sich drückte, obwohl sie ihnen versprach, sie vor den Hyänen zu beschützen, kannte sie nicht einmal die Namen der Kinder.

Und jetzt, nachdem die Kinder begriffen hatten, was eine Adoption war, sehnten sie sich auch nach einer richtigen Mutter, nach einer eigenen Mutter. Sie wollten keine Gemeinschaftsmutter, eine alte, erschöpfte Ersatzmutter wie Haregewoin. Alle benahmen sich jetzt wie Henok, ständig auf der Suche nach der besten Gelegenheit, die von außen geboten wurde.

Und es kam Haregewoin so vor, als würden sich einige nicht mehr damit zufriedengeben, bescheiden darauf zu hoffen, wieder von jemandem geliebt zu werden: Sie hofften auf eine hübsche Mutter, sie wollten einen reichen Vater, sie träumten von einem großen Haus, sie wollten eine Familie mit zwei großen Brüdern, einem Sportwagen und einem Pony.

(Unsere Tochter Helen, die mit fünf Jahren zu uns kam und nichts besaß außer der Kleidung, die sie trug und die wir ihr geschickt hatten, war entsetzt darüber, dass sie sich ein Zimmer mit einem sechsjährigen Bruder teilen sollte. Sie war ebenso entsetzt, als dieser Bruder Action-Spielfiguren, Plastikpiraten und seine schmutzige Wäsche auf dem Boden herumliegen ließ. Als sie eines Tages von dem unverbesserlichen Bruder die Nase voll hatte, stampfte sie mit ihrem kleinen Fuß auf und fragte auf Englisch: »Wenn ich kein eigenes Zimmer kriegen soll, warum habt ihr mich dann überhaupt adoptiert?«

Inzwischen hat Helen ein eigenes Zimmer.)

Wenn Haregewoin sich auf ihrem schäbigen Hof umsah, bevölkert von Erwachsenen, die sich durch das Endstadium ihrer Krankheit schleppten, und von trauernden Kindern in verdreckten Sachen, wusste sie, dass die Kinder recht hatten, davon zu träumen, dass etwas Besseres auf sie wartete. Irgendwo jenseits dieses Hofes musste es hübschere Mütter, schönere Häuser, gehorsamere Hunde geben.

Sie nahm es mit Würde und Gelassenheit. Sie fand sich mit dieser neuen Phase in ihrem Leben ab, mit der untergeordneten Rolle als Betreuerin von Kindern auf dem Weg in ein schöneres und besseres Leben.

Eines Tages kamen zwei kleine Brüder an der Hand einer Frau, die sich als ihre Tante vorstellte. »Können Sie sie aufnehmen, *waizero*? Meine Schwester ist gestorben.«

»Können Sie sich nicht um sie kümmern? Sehen Sie sich um. Hier ist es völlig überfüllt.«

»Nein, Madam«, sagte die Frau und senkte den Blick.

Die Jungen sahen ihre Tante erstaunt an.

»Können Sie etwas zu ihrem Unterhalt beisteuern?« Sie fühlte sich nicht bemüßigt, freundlicher zu sein.

»Nein, *waizero*«, sagte die Frau mit abgewandtem Gesicht.

Der kleinere der beiden Brüder, Teshome, begann zu weinen.

»Sie haben Hunger«, flüsterte die Frau.

»In Gottes Namen«, sagte Haregewoin. »Geht schon«, sagte sie zu den Jungen. »Die Kinder bekommen ohnehin gerade Mittagessen.«

Mit gesenkten Köpfen und schlurfenden Schritten trotteten die Jungen davon.

»Wollt ihr euch nicht verabschieden?«, fragte Haregewoin.

»Nein!«, schrie der Ältere, Tesfaye, mit erstickter Stimme. Er sah sich nicht um.

»Ja!«, sagte der Kleine, Teshome, und rannte zurück, um sein Gesicht im Rock seiner Tante zu vergraben. Er begann zu schluchzen.

»Du wirst deine Tante wiedersehen«, sagte Haregewoin sanft, in der Hoffnung, auf diese Weise die Tante dazu zu bringen, ein tröstendes Wort zu sagen. Aber die Tante hielt den Kopf tief gesenkt und versuchte gleichzeitig mit aller Kraft, die Finger des Jungen von ihrem Rock zu lösen.

Haregewoin hielt ihn fest, als die Tante durch das Tor nach draußen trat, ohne ein einziges Mal ihren Blick zu heben.

Die Jungen waren lange Zeit untröstlich.

Teshome stand über Wochen neben dem Tor und hoffte darauf, dass seine Tante zurückkommen würde. Jedes Mal, wenn jemand anklopfte, verzog sich sein Mund zu einem zittrigen Lächeln, das dann gleich darauf wieder verschwand. Tesfaye lief immerzu mit finsterer Miene herum, fand keine Freunde und bedankte sich niemals bei jemandem, der ihm etwas Gutes tat. Er wollte sich nicht fotografieren lassen. Er wies Haregewoins mütterliche Annäherungsversuche zurück. Ihm lag einzig und allein etwas an Teshome und daran, ihn zu beschützen. Persönlicher Besitz war ihm gleichgültig, abgesehen von Teshomes wenigen selbstgebastelten Spielsachen, die Tesfaye mit wilder Entschlossenheit gegen alle anderen Kinder verteidigte. Er gab keiner der Betreuerinnen Anlass zur Klage, er benahm sich nicht schlecht, aber er zog sich völlig in sich zurück. Nachdem sich Teshome bei Haregewoin eingewöhnt hatte, fand der kleine Junge schnell Freunde; aber sein kalter, abweisender Bruder hielt Wache über ihn. Tesfaye spielte nicht mit. Er stand in einiger Entfernung und schaute finster drein, damit ja niemand eine Hand gegen Teshome erhob.

Haregewoin hatte für so etwas keine Zeit mehr. Wäre Tesfaye ihr erstes Kind gewesen, dann hätte sie sich mit ihm hingesezt, seine Hände umfasst und ihn dazu gezwungen, ihr in die

Augen zu sehen und mit ihr zu reden. Wäre er eines von zehn Kindern gewesen, hätte sie immer noch die Zeit gefunden, sein Vertrauen zu gewinnen. Sie hätte ihm außer der Reihe ein paar Trauben oder eine Orange gegeben und ihn ermutigt, ihr zwischen den einzelnen Bissen sein düsteres Geheimnis anzuvertrauen. Aber mittlerweile waren es vierzig oder fünfzig Kinder, und sie hatte keine Zeit für so etwas. Sie konnte nichts weiter tun, als im Gedächtnis zu behalten, dass er ein schwieriger Fall war, und ihn an die AAI oder AFAA weiterzureichen, falls eine dieser Agenturen bereit war, sich der beiden Brüder anzunehmen.

Die AAI tat es und fand eine Familie für sie.

Es sollte achtzehn Monate dauern, bevor Tesfaye sein zorniges Schweigen brach und seiner Adoptivmutter in Oregon die Wahrheit gestand, das Geheimnis, das er niemals preisgeben sollte: die Frau, die die beiden Jungen bei Haregewoin abgeliefert hatte, war nicht ihre Tante. Sie war ihre Mutter.

Ihr Vater war gestorben, erzählte er seiner neuen Mutter eines Tages, als er hinten im Auto saß. *Amaye* hatte wieder geheiratet; aber der Mann, der vor der Hochzeit so getan hatte, als würde er Tesfaye und Teshome mögen, war überhaupt nicht nett zu ihnen. Die Jungen interessierten ihn nicht. Er fing an, sie zu schlagen, und wollte ihnen nichts zu essen geben; er war dauernd wütend auf sie; also gab seine Frau sie weg. *Sie hat ihren neuen Ehemann mir und Teshome vorgezogen. Das werde ich ihr niemals verzeihen.*

Er schluchzte herzerreißend, während er seiner Adoptivmutter diese Geschichte erzählte, voller Angst, dass sie sie beide jetzt ebenfalls im Stich lassen könnte.

Sie versicherte Tesfaye, dass es richtig gewesen war, es ihr zu erzählen, dass es nicht seine Schuld war und dass sie ihn niemals verlassen würde.

Vielleicht, dachte sie, wird er in fünfzehn Jahren, wenn er versteht, was finanzielle Abhängigkeit ist, wenn er begreift, welche untergeordnete Rolle Frauen in seinem Land spielen und in welcher verzweifelten Lage sich die Ärmsten der Armen befinden, seiner ersten Mutter gegenüber nachsichtiger sein.

Vielleicht wird er nach ihr suchen und ihr vergeben, falls sie dann noch lebt.

Niedliche kleine Mädchen drückten Haregewoin fest an sich, wenn sie sich auf den Weg zu AAI oder AFAA machten, dankten ihr unter Tränen und versprachen, sie niemals zu vergessen und ihr zu helfen, sobald sie in Amerika und reich waren. Und sie erwiderte ihre Umarmung, erstaunt über ihre eigenen Tränen, während ihr plötzlich bewusst wurde, welchen Schatz sie an diesem oder jenem Kind besessen hatte, das jetzt im Begriff stand, sie zu verlassen. Selamawit ging sehr widerstrebend, es bekümmerte sie zutiefst, Haregewoin allein zurückzulassen. »Geh, geh, mein Liebes«, sagte Haregewoin, und Selamawit gehorchte und flog in den Staat Washington zu der netten Familie Murrell, die sie Carrie nannte.

Andere - vor allem Jungen - umarmten sie nur flüchtig und sprangen in den Wagen der AAI oder AFAA, konnten es kaum erwarten, dass es losging.

Und Haregewoin war die ganze Zeit müde, eine Müdigkeit, die von Melancholie begleitet wurde.

Bis eines Tages von irgendwoher ein weiteres kleines Bündel bei ihr landete.

Sie erkannte es zunächst nicht als das Geschenk, das es war.

An einem sonnigen Vormittag klopfte wieder einmal die Polizei an ihr Tor, mit einem weiteren, namenlosen Baby, das man vor einem Restaurant gefunden hatte.

Es war ein kummervoll dreinblickendes, etwa zwei Monate altes Mädchen mit einem runden, traurigen Gesicht und einer gewölbten Stirn. Sie hatte lange ohne Erfolg nach ihrer Mutter Ausschau gehalten; und Verwirrung und Einsamkeit hatten hinter ihrer Stirn eine dauerhafte Verhärtung gebildet.

Haregewoin seufzte, nahm sie und unterschrieb die Papiere. Sie vermied es, dem Baby in die Augen zu sehen. Das Baby vermied es ebenfalls.

Haregewoin fuhr mit ihm umgehend in die Ambulanz einer Klinik, um es testen zu lassen. Sie zuckte kaum, als die blitzende Nadel die Haut des Kindes durchstieß. Wenn das Ergebnis negativ ausfiel, konnte sie die Kleine gleich an eine der Adoptionsagenturen weitergeben. Ein Mädchen! Egal, wie reizlos und ungeliebt. Weibliche Säuglinge waren das, was die ausländischen Eltern wollten!

Haregewoin fuhr mit dem Taxi nach Hause, auf dem Schoß das Baby, eingewickelt in eine steife Decke, die sein Gesicht verdeckte. Das Kind war wach, aber still. Haregewoin war in Gedanken schon bei den Aufgaben, die zu Hause auf sie warteten. Sie hatte keine Lust, das Gesicht dieses neuen Kindes zu betrachten.

Die Kleine war HIV-positiv. Die Adoptionsagenturen würden nichts mit ihr zu tun haben wollen. Selbst wenn es irgendwo eine Adoptivmutter gab, die sie haben wollte, die wusste, dass das Kind mithilfe der pädiatrischen ARVs, die es in ihrem wohlhabenden Land gab, normal aufwachsen und ein normales Leben führen konnte, würde keine Botschaft ein Visum für ein HIV-positives Kind ausstellen. Das Baby saß in Afrika ohne Medikamente in der Falle, und Haregewoin mit ihm.

Sie hielt das schlaffe kleine Menschenbündel neben einem Kinderbettchen auf Armeslänge von sich weg und überlegte sich einen Namen. Ihr fielen keine Namen mehr ein. Sie war all der Namen überdrüssig. Das Baby blickte nach unten. Es hing reglos in ihren Händen, ohne Hoffnung auf eine Mutter. Haregewoin nannte es Nardos, ein orthodoxer Name, der sich auf das geweihte Salbungsöl bezieht, und drückte es flüchtig an sich, um diesem Moment eine Spur Bedeutung zu verleihen. Zu ihrer Überraschung griff Nardos mit ihren dünnen Fingern nach ihrem T-Shirt und hielt sich kurz daran fest, als sie sie in das Bettchen legte. Als Haregewoin ihr T-Shirt zu befreien versuchte, ließ Nardos sofort los und sah unbeteiligt drein, als wäre nichts gewesen.

Am nächsten Morgen nahm Haregewoin Nardos, die zwischen den anderen Babys auf einer Decke im Schlafzimmer in der Sonne lag, und band sie sich mit einem Tuch auf den Rücken. Das hatte nichts zu bedeuten. So etwas machte sie manchmal. Als es vormittags Zeit zum Füttern war, gab sie Nardos das Fläschchen, obwohl das Füttern normalerweise die älteren Mädchen und die Betreuerinnen aus der Nachbarschaft erledigten. Nardos wollte zuerst nicht trinken, aber Haregewoin brachte sie schließlich dazu, indem sie ihr mit dem Sauger über das Zahnfleisch strich und sie an der Wange kitzelte. Geistesabwesend begann die Kleine zu saugen und hielt dazwischen immer wieder lange inne, um auf einen Punkt irgendwo neben Haregewoins Kopf zu starren.

Allmählich, als sie keinen Hunger mehr leiden musste und sich ein gewisser täglicher Rhythmus einstellte, schien Nardos zu spüren, dass sich jemand um sie kümmerte. Jedes Mal, wenn sie schrie, tauchte dasselbe große, freundliche Gesicht über ihr auf. Eines Tages, als Haregewoin sie nach dem Schlafen aus dem Bett hob, verzog Nardos den Mund zu einem angedeuteten Lächeln.

»Na, so was, Nardos!«, rief Haregewoin. »Du wachst langsam auf, was?«

An einem anderen Tag, als Haregewoin ihr den Sauger in den Mund steckte, flüsterte sie ihr zu: »Du bist sehr, sehr klug, nicht wahr, Nardos?« Nardos saugte eifrig und hörte zu. »Das sehe ich an deinen Augen. Du bist wie meine Tochter Atetegeb. Dir entgeht nichts.«

Sie hatte nicht die Absicht gehabt, sich noch einmal zu verlieben, aber plötzlich begann die Liebe in ihr zu keimen, Haregewoins Herz teilte sich, und es öffnete sich eine neue Kammer darin, in die Nardos Einzug hielt.

Mit fünf Monaten hatte das Baby stramme Beinchen und zart gebogene, fedrige Augenbrauen. Wenn Haregewoin ihr am Morgen die Windeln wechselte, riss sie ihren zahnlosen Mund zu einem fröhlichen Lachen auf. Die gewölbte Stirn schien nicht länger ein Zeichen des Kummers zu sein, jetzt zeugte sie von Intelligenz.

Haregewoin staffierte Nardos aus wie eine junge Mutter ihr erstes Kind: Sie steckte sie in ein gerüschtes rosafarbenes Kleid und wand ihr ein rosafarbenes elastisches Band um das kahle Köpfchen. Voller Stolz und sicher, wie das Ergebnis ausfallen würde, fuhr sie mit ihr zu einem zweiten Test in die Klinik. Sie war entschlossen, sich nicht abwimmeln zu lassen und eine Wiederholung des Tests zu verlangen, falls er auch dieses Mal positiv ausfiel.

Sie wartete in einem Zimmer voller magerer Mütter und Väter, die alle so verängstigt waren, dass sie sich kaum zu rühren wagten und still dasaßen oder -standen, im Arm ihre blassen, großäugigen Kinder, Kinder, die wie Gespenster aussahen.

Drei Viertel der Kinder, die von HIV-infizierten Müttern geboren werden, tragen das Virus nicht in sich (deshalb die vielen Waisen), aber bei HIV-negativen Babys fällt das Testergebnis oft positiv aus, da sie die Antikörper ihrer Mutter im Blut haben. Die Veränderung des Testergebnisses von positiv zu negativ (wobei diese Kinder die ganze Zeit über gesund gewesen sind), wird als Seroreversion bezeichnet.

Medizin hin oder her, als Nardos' Test auf HIV/Aids dieses Mal negativ ausfiel, war Haregewoin der Überzeugung, dass sie das Kind mit ihrer Liebe gerettet hatte.

»Wir haben es geschafft, Nardos! Braves Mädchen, braves Mädchen!«, sang Haregewoin auf dem Heimweg die ganze Zeit, und Nardos lag in ihren Kissen auf dem Rücksitz und lachte.

Mit zehn Monaten war Nardos ein properes kleines Mädchen, das stolz seine vier Zähne zeigte, wenn es lächelnd zwischen den Möbeln in Haregewoins Besuchszimmer herumwackelte und sie liebevoll tätschelte. Von allen Kindern hatte sie allein jederzeit Anspruch auf Haregewoin. Haregewoin hielt bei jedweder Tätigkeit inne, unterbrach jedes Telefonat, jede Unterhaltung, sobald Nardos »Amaye!« rief.

»Abet? Was ist?«

»Amaye!«

»Abet?«

Nardos kam ins Zimmer gestapft, zwängte sich zwischen einer Schar von Besuchern hindurch, um auf Haregewoins Schoß zu klettern und ihr Gesicht an das von Haregewoin zu pressen.

Die schmutzigen kleinen Mädchen, die das Ganze durch die Tür oder das Fenster beobachteten, fühlten sich ausgeschlossen angesichts der überströmenden Mutterliebe, die die alte Haregewoin plötzlich erfasst hatte. Sie freuten sich, dass Haregewoin wieder entspannt und lustig war, aber sie selbst schienen von dieser heiteren Liebe nichts abzubekommen. Einige der kleinen Mädchen kamen schüchtern näher, tätschelten Nardos und strichen dabei mit den Fingerspitzen über Haregewoins Hand oder ihren Ärmel; aber sie scheuchte sie - nicht unfreundlich, nur geistesabwesend - wieder nach draußen.

Die erwachsenen Besucher im Wohnzimmer machten viel Aufhebens um Nardos; diejenigen, die einen guten Eindruck auf Haregewoin machen wollten, brachten ein kleines Geschenk für Nardos mit, wenn sie zu Besuch kamen. Bereits im zartesten Alter bezauberte Nardos alle damit, dass sie zur Begrüßung die Hände aneinanderlegte und eine kleine, höfliche Verbeugung machte.

Ach, dachte Haregewoin zufrieden, das Leben ist doch schön!

Haregewoin hatte ihren guten Namen verloren.

Aus Trauer um ihre Tochter hatte sie ihr altes Leben als Frau eines Schulrektors, als Sachbearbeiterin und schließlich als Angestellte der Kirche in Kairo aufgegeben. Sie hatte sich selbst exkommuniziert und nur noch Schwarz getragen. Sie schloss Bekanntschaft mit den Menschen, die am Rand der Gesellschaft ihres Landes lebten - Erwachsene, deren Leben durch eine Krankheit zerstört wurden, verwaiste Kinder -, und begann mitten unter ihnen ein bescheidenes neues Leben.

Manch einem kam es jetzt so vor, als wäre das eine kluge Entscheidung gewesen, geradezu vorausschauend.

Sie gewann ihren guten Namen zurück.

Um 2003, 2004 wurden sich Menschen mit einem sozialen Gewissen zunehmend bewusst, dass die Aids-Pandemie in Afrika immer schlimmer wütete. Aids eroberte die Schlagzeilen aller Zeitungen. Die Vereinten Nationen beriefen eine Sondersitzung zum Thema Aids ein. Überall in und um Addis Abeba errichtete man Hinweistafeln mit der Aufforderung zu Safer Sex, mit der Aufforderung, Kranke nicht auszugrenzen. Der Bürgermeister von Addis Abeba sprach im Fernsehen über HIV/Aids und erklärte, wie man einen Bluttest durchführen ließ. Jeder kannte jemanden, der von Aids betroffen war. Es hatte sich zu sehr ausgebreitet, um länger versteckt werden zu können.

Haregewoin war die Erste in ihrem Freundeskreis gewesen, die sich um Aids-Waisen kümmerte. Plötzlich fand sie sich an vorderster Front einer riesigen Bewegung wieder. Ihr guter Name drang bis in die höchsten Kreise vor. Sie wurde zur Anlaufstelle für Frauen aus der Oberschicht, die ihre Hilfe anbieten wollten.

2004 rief eines Tages eine wohlhabende muslimische Äthiopierin an. Verheiratet mit einem Industriellen, gehörte sie zu den reichsten Frauen des Landes. Der siebente Geburtstag ihrer Tochter stand bevor. Das kleine Mädchen und seine Freundinnen von der Privatschule kannten

zur Genüge Geburtstagsfeste mit Ponyreiten, Schwimmen oder Minigolf. Für sie war es nichts Ungewöhnliches, mit dem Privatjet zum Einkaufsbummel nach Dubai oder Paris zu fliegen, Skiurlaub in der Schweiz zu machen. Im vergangenen Jahr hatte das Geburtstagsfest des Mädchens im Sheraton Addis stattgefunden, im sicheren Teil der Stadt, am Ende einer langen, gewundenen Auffahrt, die von im Wind flatternden bunten Fahnen gesäumt war.

Das Thema der diesjährigen Geburtstagsfeier, erklärte die Mutter Haregewoin, sollten die Aids-Waisen sein. Es war an der Zeit, dass ihre Tochter lernte, den weniger Glücklichen zu helfen. Dürften sie das Fest in Haregewoins Haus veranstalten?

Das Waisenproblem in Äthiopien konnte von den herkömmlichen Netzwerken, die auf Familie, Glauben und Dorfgemeinschaft beruhten, nicht mehr aufgefangen werden; dass wohlhabende Philantropen Bedürftigen, mit denen sie nicht verwandt waren, zu Hilfe kamen, war etwas Ungewohntes und Unübliches.

Wenn die wohlhabenden Bürger der Stadt durch die staubigen Straßen fuhren und sich zwischen Horden von Bettlern hindurchzwängten, hielten die meisten von ihnen die getönten Scheiben ihrer Wagen geschlossen und drehten die Stereoanlage so laut auf, dass die Bitten und das Flehen von draußen übertönt wurden. Bisher hatte noch keine äthiopische Familie ein Kind aus Haregewoins Heim adoptiert. Die Privatschulen in Addis Abeba waren genauso exklusiv wie die in Nordamerika oder Europa, es gab schöne, große, solide gebaute Häuser, die mit Kunstwerken, Büchern, Unterhaltungselektronik und Computern des 21. Jahrhunderts gefüllt waren; es gab Anwesen mit grünen Rasenflächen, Swimmingpools und Badmintonplätzen, wo äthiopische Gärtner, Köchinnen und Hausangestellte arbeiteten. Es gab eine durch die Welt jettende Schicht, bestehend aus den Angehörigen von Botschaften, Regierungen, NGOs und anderen Hilfsorganisationen, die sich unter die äthiopische Oberschicht mischte.

Wenn dieses Geburtstagsfest also etwas merkwürdig angegangen wurde - wenn Haregewoins Waisen im Grunde als Lehrmaterial für reiche Kinder fungieren sollten -, dann geschah das aus mangelnder Erfahrung sowohl seitens der wohlhabenden Spenderin als auch seitens der armen Empfänger. Die Mutter wollte ihrer Tochter und deren Freunden zeigen, dass es auf der Welt Armut gab; und was Haregewoins Waisen anging, die konnten es kaum erwarten, bei der Party mitzumachen.

An einem Samstagmorgen um neun fuhren die Chauffeure Geländewagen und Mercedesse vor und parkten sie draußen vor dem Tor. Haregewoin hatte die Kinder vor Sonnenaufgang geweckt und war seither damit beschäftigt gewesen, sie zu waschen und zu kämmen. Sie verteilte an alle funkelnagelneue Sachen, ganz in Weiß, gekauft von dem Geld, das ihr die Mutter des Geburtstagskindes im Voraus gegeben hatte.

Dreißig Kinder in weißen Hosen und weißen Hemden standen - die Haare der Mädchen zu straffen Zöpfen geflochten - in zwei Reihen vor dem Haus bereit, die Gäste zu begrüßen. Sie sahen aus wie ein adretter Kinderchor. Hungrig und verschlafen, fiel es ihnen schwer, in Reih und Glied stehen zu bleiben, und Haregewoin scheuchte sie jedes Mal ärgerlich auf ihren Platz zurück. Schier endlose Minuten oder Stunden standen sie angespannt da und blickten mit einer Mischung aus Ungeduld und Angst zum Eingang.

Zu den Schulkameraden des Geburtstagskindes zählten die Kinder ausländischer Diplomaten, Attachés und Firmenchefs, und Haregewoins Hof füllte sich nach und nach mit forschen, wohlmeinenden Frauen aus Norwegen, Frankreich, Großbritannien und Neuseeland. Sie trugen Kurzhaarfrisuren, Khakihosen, Pullover und weiße Turnschuhe und standen mit Kaffeebechern in den Händen plaudernd in der Einfahrt beisammen. Sie sahen aus wie Fußballmütter an irgendeinem Samstagvormittag irgendwo in Europa oder Amerika. Ihre Kinder, in Markensportkleidung und mit wasserdichten Armbanduhren am Handgelenk, blieben in ihrer Nähe, weit weg von den wie Soldaten aufgestellten Waisen auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes.

Erneut öffnete sich das Tor, und die Mutter des Geburtstagskindes kam in einem lila Seidenkleid mit einem farblich dazu passenden Tuch um den Kopf hereingeschwebt. Wäre Makeda, die Königin von Saba, höchstpersönlich in ihren seidenen Schuhen über den schmutzigen Hof geschritten, hätte das Haregewoins Kinder auch nicht mehr Ehrfurcht eingeflößt. Ihre Tochter im Schlepptau, trat die elegante Äthiopierin auf die beiden Reihen frisch geschrubbter, verschreckter Waisen zu. Sie begrüßte sie freundlich und forderte ihre Tochter auf, sie ebenfalls zu begrüßen.

»Salaam«, sagte das Mädchen gleichgültig. Sie blickte über die Schulter zu ihren Schulfreunden und verdrehte die Augen.

Die Lippen der exotischen Dame waren violett nachgezogen; auf ihren Augenlidern lag ein mauvefarbener Schatten; ein Hauch von Nelken- und Zimtduft umwehte sie. Haregewoins Kinder hätten ihr gern die Hand geschüttelt, befürchteten jedoch, aufdringlich zu sein. Die Tochter riss sich los und rannte zu ihren Freunden. Die elegante Dame blickte verunsichert um sich, und ihr schwedisches Kindermädchen beeilte sich, ihr zu Hilfe zu kommen. Die junge blonde Frau rollte ein Kabel aus, schloss einen Kassettenrekorder an und ließ äthiopische Popmusik ertönen. Haregewoins Kinder fassten das als Zeichen auf, sich unter die anderen zu mischen.

Ein reiches äthiopisches Mädchen rannte zu seiner Mutter und fragte atemlos: »Dürfen wir mit ihnen spielen?«, und die Mutter nickte.

Das Kindermädchen klatschte in die Hände und ließ alle Kinder - Privatschüler und Waisen, Äthiopier und Europäer - einander bei den Händen fassen und sich für ein Spiel im Kreis aufstellen. Die Kinder hüpfen herum und versuchten, auf dem staubigen Boden Luftballons zum Platzen zu bringen.

Haregewoin hatte im Freien eine Bühne errichten lassen. Unter einem Dach aus geflochtenen Zweigen war langes, frisch geschnittenes Gras als Teppich ausgelegt. Sie hatte den ältesten Jungen aufgetragen, ihre Polstermöbel aus dem Haus zu holen und auf die Bühne zu stellen, und Decken mit Leopardfellmuster über die Sofas und Sessel gebreitet. Für das Geburtstagskind stand ein Thron bereit. Das Mädchen bahnte sich durch ein Meer von Papierfähnchen und Ballons den Weg auf die Bühne und ließ sich auf einem Berg von Kissen auf dem mittleren Sessel nieder.

Die Mutter hatte einen Lokalsender eingeladen, die Geburtstagsfeier zu filmen, um dieses Beispiel von noblesse oblige gebührend hervorzuheben, in der Hoffnung, dass andere ihm folgen würden. Als alle Scheinwerfer auf das Mädchen gerichtet waren, bekam es eine Geburtstagsstorte überreicht. Die Gäste brachten ihm ein Geburtstagsständchen, erst auf Amharisch und dann (die Privatschüler) auf Französisch und Englisch. Das Mädchen schloss die Augen, wünschte sich etwas und blies die Kerzen aus. Alle klatschten höflich; einige der Kinder stießen Jubelrufe aus. Von Haregewoins Kindern kannte kaum eines das eigene Geburtsdatum; die meisten konnten ihr Alter nur schätzen. Aus ihrer Sicht schienen Geburtstage - wie Mütter - reichen Kindern vorbehalten zu sein.

Die Torte wurde auf Papptellern serviert. Das schwedische Kindermädchen nahm von den Privatschülern eingewickelte Geschenke entgegen und verstaute sie in der Nähe des Eingangs in großen Einkaufstaschen. Ein drei Jahre altes Mädchen namens Sara stopfte sich Torte in den Mund, stapfte über den Hof und sagte auf Amharisch: »Hm, das ist lecker. So was Leckeres habe ich noch nie gegessen.«

Nachdem die Torte ihren Blutzuckerspiegel in die Höhe getrieben hatten, spielten die Kinder aus den luxuriösen Eigenheimen und die Kinder aus dem armseligen Waisenheim eine Stunde lang ausgelassen Fangen und sprangen herum und jagten hinter Luftballons her, bis alle gleichermaßen staubbedeckt waren. Dann war das Fest plötzlich vorbei, draußen auf der Straße wurden die Motoren der Geländewagen angelassen, und das Geburtstagskind verteilte mit seiner Mutter kleine Tüten mit Geschenken an die Waisen. Obwohl Haregewoins Kinder inzwischen völlig verdreckt waren, durften sie der königlich aussehenden Dame die Hand schütteln, als sie sich bedankten. Praktisch ohne eine Miene zu verziehen, schüttelte sie kurz jede Menge magerer Hände und beugte sich sogar nach unten, um sich ein oder zwei klebrige Küsse auf die Wange geben zu lassen.

Die Kameraleute des Fernsehsenders packten ihre Ausrüstung zusammen, die Privatschüler trafen Verabredungen für den Rest des Nachmittags, und das schwedische Kindermädchen schleppte säckeweise Geschenke durch das Tor.

Nachdem die Geburtstagsgesellschaft verschwunden war, wurden Haregewoins Kinder ganz still. Überall auf dem staubigen Hof lagen zertretene pastellfarbene Papierfetzen und Bänder; von den Wänden hingen ein paar schlaffe Luftballons. Haregewoin ließ sich vor der Tür des Hauses auf einem Küchenstuhl nieder und rief die Kinder einzeln zu sich, um ihnen die neuen weißen Sachen auszuziehen. Sie würden gewaschen, getrocknet und weggeräumt werden, bis das nächste Mal Gäste kamen. Die älteren Jungen mussten die schweren Möbel zurück ins Haus tragen.

Wie im Märchen, wenn um Schlag zwölf der Zauber erlischt, wurden die Kinder wieder in ausgeleierte T-Shirts und ausgebleichene, fadenscheinige Shorts gesteckt. Der Festplatz wurde wieder zu einem Hof aus geborstenem Beton und nackter Erde.

Jedes Kind zog sich irgendwohin zurück, um in aller Ruhe den Inhalt seiner Geschenktüte zu inspizieren. Die billigen Gaben - Lutscher, Kaugummi, Pfefferminzbonbons - wurden gezählt,

aufgereiht, berochen, genau untersucht und schließlich ganz vorsichtig angeknabbert. Dann wurden sie wieder eingepackt und zurück in die Tüten gesteckt und irgendwo auf dem Hof versteckt. Einige Süßigkeiten würden die Kinder niemals essen, das Vergnügen, sie zu besitzen, überwog das des flüchtigen Genusses.

Haregewoin empfand eine leichte Niedergeschlagenheit, als alles vorbei war, als der Hof wieder aussah wie immer und sie wieder eine arme Frau war. Die Fernsehkameras hatten ihr gefallen; die Botschafterfrauen hatten ihr gefallen; sie hatte die Aufmerksamkeit genossen. Es erfüllte sie mit Stolz, sich zu ihren Kindern zu bekennen, zu den Waisen, aber sie war auch stolz darauf, als jemand gesehen zu werden, der etwas anderes war. Die reiche Dame hatte ihr ein Gefühl der Gleichheit vermittelt, als würde zwischen ihnen eine Verbindung geschaffen, indem sie beide den Kindern in der Gosse eine helfende Hand entgegenstreckten.

Wenn ihre Kinder für sich das Recht in Anspruch nahmen, von reichen Vätern und eleganten Müttern und Fahrrädern und Basketballspielen in Amerika zu träumen, warum sollte sie sich dann nicht einen Augenblick lang vorstellen dürfen, dass sie zu den gehobenen gesellschaftlichen Kreisen ihres Landes gehörte?

Aids gewann an Aufmerksamkeit. Musiker und Filmstars engagierten sich für das Thema. Es stand an vorderster Stelle auf der Tagesordnung der Kampagne »Make Poverty History«, die Gerechtigkeit für die Armen dieser Welt forderte. Im Juli 2005 fand im schottischen Gleneagles der G8-Gipfel statt. Premierminister Tony Blair versprach, dass es bei diesem Gipfel vorrangig um Afrika und den Klimawandel gehen würde. Vor der Konferenz fanden unter der Schirmherrschaft der Rockstars Bono und Sir Bob Geldof weltweit Live-8-Popkonzerte auf eigens errichteten Bühnen an Orten wie dem Hyde Park in London, Schloss Versailles bei Paris, dem Circus Maximus in Rom, dem Museum of Art in Philadelphia; vor der Siegessäule in Berlin, dem Park Place im kanadischen Barrie, vor der Makuhari Messe in Tokio, dem Roten Platz in Moskau, dem Mary Fitzgerald Square in Johannesburg und dem Murrayfield Stadion in Edinburgh statt. Drei Milliarden Zuschauer (so hieß es) schalteten ihren Fernseher ein, um die Auftritte von Stars wie Paul McCartney, Stevie Wonder, Kanye West, Madonna, U2 und Sting zu verfolgen. Hinter den Künstlern flackerten die Bilder von armen Afrikanern über Leinwände.

Die Regierungschefs der G8-Staaten versprachen, die Hilfe für Afrika bis 2010 zu verdoppeln und 18 armen Ländern ihre Schulden zu erlassen, in Hinblick auf eine verbesserte Handelspolitik wurden jedoch nur minimale Fortschritte erzielt. Was die Regierungschefs versprachen, war, auf einen allgemeinen Zugang zu antiretroviralen Medikamenten bis 2010 hinzuarbeiten.

Jene, die konkret mit dem Problem zu tun hatten, beeindruckten die beflissene Zurschaustellung von Besorgnis und die Selbstbeweihräucherung nicht besonders. 1970 hatte die Vollversammlung der Vereinten Nationen beschlossen, dass die reichen Nationen 0,7 Prozent ihres Bruttosozialprodukts (BSP) armen Ländern als Entwicklungshilfe zukommen lassen sollten. Dieser Beschluss gründete nicht einfach nur auf einem Gefühl der moralischen Verpflichtung, sondern auch auf der Erkenntnis, dass zwischen dem Reichtum in der nördlichen Hemisphäre und der Armut in der südlichen ein Zusammenhang bestand; insbesondere Afrika war jahrhundertlang von den Mächtigen der Welt ausgeplündert worden, ohne dass diese einen Gedanken daran verschwendet hatten, welches Durcheinander, welche

Tragödien und welche Not sie damit verursachten. Die Erhebung eines Entwicklungshilfebeitrags in Höhe von 0,7 Prozent des BSP sollte bis spätestens Mitte der 1970er-Jahre erfolgt sein.

1992 einigten sich die reichen Länder erneut auf 0,7 Prozent des BSP als Entwicklungshilfe. Im Jahr 2015 (das Jahr, in dem man die derzeitigen Millenniums-Entwicklungsziele der Vereinten Nationen verwirklicht zu haben hofft) sollte der ursprüngliche Beschluss seit 40 Jahren umgesetzt sein.

Viele Amerikaner sind der Ansicht, dass die US-Regierung tut, was sie kann, um Leid, Hunger und Krankheit in der Welt zu lindern (und viele Privatleute, Privatunternehmen, NGOs und Vertreter des öffentlichen Gesundheitswesens aus den Vereinigten Staaten tun tatsächlich, was sie können). Es ist jedoch ein weit verbreiteter Irrtum, dass die Vereinigten Staaten als Nation einen der ersten Plätze unter den Wohltätern der Welt einnehmen. Meinungsumfragen in Amerika zeigen, dass Kürzungen der Auslandshilfe mehr Befürworter haben als Erhöhungen (31 Prozent gegenüber 17 Prozent), während eine Mehrheit dafür ist, das Budget für Hilfsleistungen auf dem derzeitigen Stand zu belassen.¹²⁷

In absoluten Zahlen gerechnet, sind die Vereinigten Staaten tatsächlich der größte Geber; in Prozent des BSP gemessen, ist der amerikanische Beitrag allerdings eher dürftig.

Darüber hinaus ist die sogenannte Hilfe für das Geberland oft von größerem Nutzen als für die empfangende Nation. »Entwicklungshilfe ist häufig von einem zweifelhaften Wert«, heißt es in einem Bericht des Global Policy Forum vom August 2005. »In vielen Fällen dient die Hilfe in erster Linie den strategischen und wirtschaftlichen Interessen der Geberländer [...] oder sie dient dem Nutzen einflussreicher einheimischer Interessengruppen. Leistungen, denen die Interessen des Gebers und nicht die Bedürfnisse des Empfängers zugrunde liegen, lassen Entwicklungshilfe wirkungslos werden; die Länder, die sie am dringendsten brauchen, erhalten zu wenig Hilfe, und viel zu oft werden Hilfsmittel für überbewertete Güter und Dienstleistungen aus den Geberländern verschwendet [...]. Die jüngsten Erhöhungen [der Auslandshilfe] sagen nicht allzu viel über die Großzügigkeit reicher Länder oder über deren Fehlen.«

Wie es um die Qualität der Hilfe auch bestellt sein mag, in Dollar umgerechnet sahen die Hilfsleistungen der größten Geber zwischen 2002 und 2005 wie folgt aus: USA 75 853 000 Dollar, Japan 40 138 000 Dollar, Frankreich 3 1051 000 Dollar, Großbritannien 29552000

Dollar, Deutschland 29502000 Dollar, Niederlande 16 771 000 Dollar, Italien 12 221 000 Dollar, Kanada 10 552 000 Dollar, Schweden 9 856 000, Australien 5 325 000 Dollar.

In Dollar gerechnet, leisteten die Vereinigten Staaten zwar den höchsten Beitrag, in Prozent vom BSP gerechnet gaben sie jedoch am wenigsten: verschwindend geringe 0,1575 Prozent.¹²⁸ Weit hinter den vereinbarten Zielen und oft wiederholten Versprechen zurück blieben auch Japan mit 0,25 Prozent seines BSP, Kanada und Deutschland mit etwa 0,3 Prozent sowie Italien und Australien mit 0,2 bis 0,25 Prozent.

Zum Vergleich die Länder, die im selben Zeitraum (2002 bis 2005) in Prozent ihres Bruttosozialprodukts gerechnet am meisten gaben, im Durchschnitt mehr als 0,8 Prozent: Norwegen 0,91 Prozent (im Jahr 2005: 0,93 Prozent), Dänemark 0,865 Prozent (2005: 0,81 Prozent), Schweden 0,785 Prozent (2005: 0,92 Prozent), Luxemburg 0,82 Prozent (2005: 0,87 Prozent), Niederlande 0,795 Prozent (2005: 0,82 Prozent).

Bis zum 15. April 2006 hatte die US-Regierung, gemäß der Bewilligung durch den Kongress, 275 Milliarden Dollar für den Krieg im Irak ausgegeben. Nach dem National Priorities Project hätten sich mit diesem Betrag 27 Jahre lang sämtliche Aids-Programme weltweit finanzieren lassen.

»Wir befinden uns in einem verzweifelten Wettlauf gegen die Zeit, und wir verlieren ihn«, sagte Stephen Lewis. »Es ist bei diesem Tempo einfach unmöglich, Armut, Hunger, die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, Krankheiten und Sterblichkeit in einem wesentlichen Maß zu verringern, und abgesehen von gelegentlichen Ausbrüchen eines rhetorischen Hyperaktionismus ist nichts davon zu merken, dass man [...] einen Gang beschleunigt. Nur leider können die Männer und Frauen nicht von schönen Worten allein leben.«¹²⁹

Immer mehr ausländische Epidemiologen und Aids-Helfer setzten sich ins Flugzeug und kamen nach Addis Abeba. Im Addis Abeba Hilton und im Sheraton Addis grasten Europäer und Nordamerikaner die Frühstücksbüfets ab: auf Porzellanplatten waren Wassermelonenscheiben, Minibananen und dicke blaue Trauben angerichtet. Die bitteren Kerne aufgebrochener Granatäpfel waren mit Zucker überzogen. Auf Warmhalteplatten aus Sterlingsilber wurden Rührei, Bratkartoffeln und geröstete Zwiebeln angeboten, außerdem

geräucherte Forellenfilets. Draußen vor den blank geputzten Glasfenstern wippten Weißringtauben und Weißstirnamazonen auf den Ästen der Eukalyptusbäume im Wind.

In den Hotellobbys befanden sich die Büros von Fluggesellschaften und Banken, Juweliergeschäfte und Läden für Sportschuhe. In die gepflegten Rasenflächen waren Swimmingpools und Springbrunnen eingelassen. Der Tennislehrer des Hilton, ganz in Weiß, schlug zum Zeitvertreib Bälle gegen eine Übungswand, während er auf seine Schüler wartete. Er war gleichzeitig der Squashlehrer. In einem Patio neben dem Eingang zu dem verglasten Fitnesscenter standen eine Tischtennisplatte und ein Billardtisch.

Nach dem Frühstück zogen Wissenschaftler, Forscher, Vertreter internationaler NGOs, Epidemiologen, Wirtschaftsexperten und Exportmakler in den geschwungenen Auffahrten neben hüfthohen Blumenrabatten ihre Bauchtaschen zurecht und bestiegen die für sie bereitstehenden Geländewagen. Sie blinzelten in die Sonne und machten sich auf den Weg ins Hinterland. Einige von ihnen leisteten hier echte Arbeit und stellten wichtige Kontakte zu Einheimischen her; Vertreter der Weltgesundheitsorganisation, von UNAIDS, Global Fund und CDC, die freiwilligen Helfer von Nichtregierungsorganisationen wie Ärzte ohne Grenzen, World Wide Orphans oder der William J. Clinton Foundation retteten Leben. Aber zu viele Experten sammelten lediglich Daten, um daraus Diagramme und Tabellen zu erstellen, die wahre Meisterwerke geometrischer Muster und Farben waren. In den Konferenzräumen und Ballsälen der besten europäischen Hotels wurden Vorträge gehalten; die Teilnehmer machten sich Notizen auf ihren Laptops; die Lüster über ihren Köpfen wurden während der Diashows und PowerPoint-Präsentationen heruntergedimmt.

»Wir sind unschlagbar, wenn es um Studien und Dokumentationen geht«, sagt der UN-Sondergesandte Stephen Lewis. »Jahresberichte wie der Epidemic Update von UNAIDS [...] sind Musterbeispiele für Datensammlungen, und sie enthalten jede Menge hochinteressantes statistisches Material. Aber der Bericht selbst bestätigt nur, dass kaum ein nennenswerter Fortschritt im Kampf gegen die Pandemie festzustellen ist. Wir brauchen eine übermenschliche Anstrengung aus jeder Ecke der internationalen Gemeinschaft. Doch wir bekommen sie nicht. Beim gegenwärtigen Tempo werden wir bis zum Jahr 2012 eine Gesamtzahl von 100 Millionen Todesfällen und Infektionen zu verzeichnen haben.«¹³⁰

Manchmal kam es den zu Besuch weilenden Experten so vor, als wäre das stolze und abgelegene Land in den Hügeln mit einem Fluch belegt worden und es wäre lediglich ein Zauberspruch aus der westlichen Welt erforderlich, um es davon zu erlösen, so dass Glück und Wohlstand zurückkehrten. Wirtschaftliche Entwicklung und politischer Fortschritt schienen gelegentlich in greifbare Nähe gerückt.

Viele äthiopische Führungspersonlichkeiten hätten es vorgezogen, sich nicht zu ergeben und sich nicht mit ausgestreckter Hand an den Westen wenden zu müssen. Äthiopien war schon lange ein zivilisiertes und unabhängiges Land gewesen, bevor die prosperierenden Staaten der nördlichen Hemisphäre überhaupt entstanden waren. Das Symbol Äthiopiens und das Symbol des letzten Kaisers war der Löwe von Judäa. Der Löwe von Judäa gibt sich nicht unterwürfig.

Aber Unterstützung aus den reichen Ländern - Schuldenerlass, fairer Handel und die Aufhebung teurer Patente für medizinische Wundermittel - war im Kampf Äthiopiens gegen die Armut unerlässlich, deshalb war der Löwe von Judäa gezwungen, sein Haupt zu beugen. Der Löwe senkte dabei seinen Blick.

Die Äthiopier waren nicht sicher, wie viel ihre ausländischen Besucher - wie viel die Welt da draußen - von den Machtverhältnissen in ihrem Land und der demonstrativen ethnischen Politik und den Grenzstreitigkeiten mit Eritrea begriffen.

Nach dem Sturz von Mengistus kommunistischem Regime im Jahr 1991 versprach die neue Regierung unter Meles Zenawil, die demokratischen Freiheiten - einschließlich Presse- und Versammlungsfreiheit - und ein Mehrparteiensystem zu fördern.

In den letzten Jahren trugen die stagnierende Wirtschaft und die sich ausweitende Aids-Krise - die zu Problemen wie regionalen kriegerischen Auseinandersetzungen, Nahrungsmittelknappheit, schlechten hygienischen Verhältnissen, unzureichender Frischwasserversorgung und weiteren Mängeln des öffentlichen Gesundheitswesens hinzukamen - in der Bevölkerung zu der Entschlossenheit bei, den Premierminister (der in seiner Regierung Leute mit der gleichen ethnischen Abstammung wie er bevorzugte) und seine Partei, die Ethiopian People's Revolutionary Democratic Front, abzusetzen.

Aber würde Meles Zenawi auch wirklich zurücktreten, wenn er 2005 nicht wiedergewählt wurde? Viele beteten und träumten davon, dass er es tun würde. Müsste es ihm bei seinem demokratischen Auftreten, seinen liberalen Verlautbarungen und seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den politischen Führern dieser Welt, insbesondere zum englischen Premierminister Tony Blair, nicht peinlich sein, sich gegen den Willen des Volkes an die Macht zu klammern?

Nach der Wiederwahl von Meles Zenawi im Mai 2005 war sofort von Wahlbetrug die Rede.¹³¹ Seine Weigerung, die Macht abzugeben, empfand die Mehrheit der Äthiopier als zutiefst antidemokratisch. Ende 2005 sah sich die Regierung dem Vorwurf ausgesetzt, die Wahlergebnisse manipuliert zu haben, Journalisten und Oppositionsführer ins Gefängnis zu sperren und Proteste mittels Waffengewalt, der Ausweisung von ausländischen Beobachtern und Massenverhaftungen zum Verstummen zu bringen.

Die Koalition für Einheit und Demokratie (Coalition for Unity und Democracy - CUD) rief zum Zeichen des Protests gegen den vermeintlichen Wahlbetrug zum gewaltfreien nationalen Widerstand auf, unter anderem zu einem Generalstreik und Boykott aller von der regierenden Partei betriebenen Geschäfte. Im Juni 2005 und dann erneut im November fanden in Addis Abeba und in den kleineren Städten Dese, Debre Berhan, Bahir Dar und Awasa Demonstrationen gegen die Regierung statt. Sie reagierte darauf mit der Entsendung bewaffneter Sicherheitskräfte, die tatsächlich das Feuer eröffneten. 46 Demonstranten und Passanten - Männer, Frauen und Kinder - wurden getötet, 200 wurden verletzt, und 4000 Menschen (darunter viele Studenten) wurden verhaftet, einschließlich bekannter Persönlichkeiten wie Hailu Shawel, siebzig Jahre, Vorsitzender der oppositionellen CUD; Professor Mesfin Woldemariam, 75 Jahre, ehemaliger Vorsitzender des Äthiopischen Rats für Menschenrechte; Dr. Yacob Hailemariam, ehemaliger Sondergesandter der Vereinten Nationen und Anklagevertreter am Internationalen Strafgerichtshof für Ruanda; Ms. Birtukan Mideksa, stellvertretende Vorsitzende der CUD und ehemalige Richterin; und Dr. Berhanu Nega, gewählter Bürgermeister von Addis Abeba und Professor für Wirtschaftswissenschaften. 2500 Inhaftierte hat man seither wieder freigelassen, ohne dass Anklage erhoben wurde; es ist nicht bekannt, wie viele noch festgehalten werden oder wo sie sich befinden. Premierminister Meles hat erklärt, dass man die Inhaftierten wahrscheinlich wegen Landesverrats vor Gericht stellen werde.

Die CUD gewann bei der Wahl ein Drittel der Sitze, boykottierte die neue Regierung jedoch, weil sie nicht rechtmäßig zustande gekommen sei.

Im November 2005 erklärte Amnesty International, man befürchte, »dass den Häftlingen eine Freilassung auf Kautionsverweigerung wird und dass sie unter schlimmsten Bedingungen in verlängerter Untersuchungshaft festgehalten werden, was zu einem übermäßig langen Prozess mit zahlreichen Verzögerungen führt, und dass sie keinen ordentlichen Prozess entsprechend internationaler Richtlinien bekommen.«

Diese Befürchtung erwies sich als zutreffend. Im Februar 2006 begann vor dem Bundesgericht der Prozess gegen 80 Angeklagte, von denen 38 nicht anwesend waren. Die Anklage lautete unter anderem auf Hochverrat, »Verstoß gegen die Verfassung«, »Aufruf und Organisation eines bewaffneten Aufstandes« und »Genozid«.¹³²

Die meisten der Angeklagten weigerten sich, auszusagen oder sich zu verteidigen, da sie nicht mit einem fairen Prozess rechneten. Amnesty International erklärte die Anklagen für unbegründet und verlangte die sofortige und bedingungslose Freilassung von Oppositionsführern, Menschenrechtlern und Aktivisten. »Diese Leute sind Gefangene des Gewissens; man hat sie lediglich wegen ihrer gewaltlosen Überzeugungen und Aktionen eingesperrt«, sagte Kolawole Olaniyan, Leiter des Afrika-Programms von Amnesty International. »Außerdem entsprechen die von der Staatsanwaltschaft angeführten Gründe für eine Anklage wegen ›Genozids‹ nicht im Entferntesten der international anerkannten Definition von Genozid - und auch nicht der im äthiopischen Strafgesetzbuch festgelegten Definition. Diese absurde Anklage sollte auf der Stelle fallen gelassen werden.«¹³³

Ich sprach mit einem schüchternen sechzehnjährigen Mädchen, deren Schwester und Schwager, bei denen sie in Addis Abeba wohnte, während der Novemberunruhen jede Spur von ihr verloren hatten.

»Ich habe einen Stein geworfen«, erzählte sie mir unter Tränen in meinem Hotelzimmer. Das war im Februar 2006, drei Monate nach den Ereignissen, aber sie schien immer noch unter Schock zu stehen. Sie trug einen karierten Rock und eine kurzärmelige weiße Bluse; ihre Haare waren zu hübschen Zöpfen geflochten. »Ich stand auf dem Schulhof und habe ihn einfach nur über die Mauer geworfen. Als die Sicherheitstruppen mit ihren Gewehren hereinstürmten, sind wir alle ins Schulhaus gelaufen; die Leute haben geschrien, geweint, sie sind hingefallen. Die

Soldaten haben sie getreten und geschlagen. Einige Schüler sind blutüberströmt über den Boden gekrochen. Drinnen sonderten sie die den Tigray angehörenden Schüler [Meles' ethnische Gruppe] aus und benutzten sie als Informanten. Wir mussten uns mit dem Gesicht zur Wand aufstellen, und die Soldaten sind mit ihren Informanten an uns vorbeigegangen. Einer hat auf mich gezeigt und gesagt, ich hätte einen Stein geworfen, und sie haben mich gepackt.

Wir mussten stundenlang auf dem Boden sitzen und warten, bis Lastwagen kamen und uns ins Gefängnis brachten. Wir durften nicht hochsehen oder miteinander reden, wir durften nicht unsere Handys benutzen, um zu Hause anzurufen. Ich konnte einfach nicht glauben, dass mir, dass uns so etwas passiert. Als die Lastwagen kamen, schrien sie uns an, dass wir aufstehen sollen, und dann gingen sie mit ihren Gewehren neben uns her. Kurz bevor ich eingestiegen bin, konnte ich mich umdrehen und habe eine Freundin entdeckt, die mir nachsah; sie nickte mir zu, um mich wissen zu lassen, dass sie mich gesehen hatte; ich wusste, dass sie meiner Familie Bescheid sagen würde.

Sie haben uns alle in eine Zelle gesteckt. An manchen Tagen ließen sie uns nach draußen, und unsere Familien versammelten sich auf der anderen Seite des Zauns. Meine Schwester kam, und mein Schwager, und sie brachten mir etwas zu essen mit. Ich berührte durch den Zaun die Hand meiner Schwester. Am schlimmsten waren die Tage, an denen wir nicht rausgehen und unsere Familien sehen durften.«

Sie senkte den Kopf und begann zu zittern. Man ließ sie nach ein paar Wochen frei, aber sie hatte sich verändert. Sie wirkte gehetzt. Zu dem Gespräch mit mir war sie nur unter Zusicherung absoluter Geheimhaltung und Anonymität bereit. Sie ist eine Schülerin, deren Leben völlig aus der Bahn geraten ist, weil sie sich bei einer Protestkundgebung auf dem Schulhof von der allgemeinen Erregung mitreißen ließ und einen Stein über die Mauer geworfen hat.

»Wenn Meles seine Wahniederlage akzeptiert und die Macht abgegeben hätte wie der Demokrat, der er vorgab zu sein, hätte er damit im Westen eine ungeheure Popularität gewonnen«, erklärte mir ein äthiopischer Freund, ein Geschäftsmann. »Man hätte ihn als zweiten Mandela bezeichnet. Er hätte sich auf eine ausgedehnte Vortragsreise durch amerikanische Universitäten und europäische Hauptstädte begeben können und wäre ein

gesuchter Berater gewesen. Wir hätten ihn nicht vermisst, das kannst du mir glauben! Wir wissen, was für ein Mensch Meles ist. Aber niemand hätte etwas dagegen gehabt, dass man ihn im Westen als eine Art demokratischen Heiligen betrachtet, wenn er zurückgetreten wäre.

Stattdessen wurden die Wahlergebnisse gefälscht, und es hat sich mal wieder ein Klischee über Afrika bestätigt.«¹³⁴

In der Zwischenzeit kamen und gingen die Leute aus dem Westen. Äthiopische Freunde brachten sie zum Bole International Airport. Kurze Zeit später wurde die Aufmerksamkeit der Reisenden von Kopfhörern, ergonomisch geformten Nackenkissen und amerikanischen Spielfilmen in Anspruch genommen. Und im selben Augenblick, in dem ihre Jumbojets im Himmel über Äthiopien entwandten, landeten neue Jumbojets mit jeder Menge ausländischer Experten an Bord.

In zunehmendem Maß wurde Haregewoin von Fremden als Torwächterin zu der merkwürdigen und traurigen neuen Unterwelt von HIV/Aids in Afrika betrachtet. Sie kannte Leute, die tatsächlich an Aids starben. Sie zog deren Kinder groß.

Einige der ausländischen Besucher kamen zu Haregewoin und fragten, wie sie helfen könnten. Sie saßen bei ihr und bedankten sich höflich für den Kaffee, für die Orangenschnitze, für das Popcorn. Sie lobten den Kaffee, die Orangen, das Popcorn und die niedlichen Kinder draußen auf dem Hof. Sie schlugen die Notizbücher und Kalender auf, sie tippten auf ihren Taschenrechnern herum und hofften, hier ein gutes Werk zu tun. Sie kamen aus Italien, Schweden und Norwegen. Sie fragten Haregewoin, ob sie ihre Kinder für den Vorstand ihrer NGOs zu Hause fotografieren dürften, und sie bedankten sich bei ihr, wenn sie es ihnen erlaubte.

Ein Beitrag über Haregewoin, den ich für *Good Housekeeping* schrieb, veranlasste Tausende von Lesern, Spenden zu schicken. Vielen davon legten einen Brief bei, in dem sie zum Ausdruck brachten, wie überrascht und traurig sie von der Nachricht seien, dass überall in Afrika so viele Menschen starben. Die meisten schrieben: *Das haben wir nicht gewusst.*

Die Geldspenden für den Atetegeb-Worku-Verein zur Unterstützung von Waisen ermöglichten es Haregewoin, einen Schritt zu wagen, über den sie lange nachgedacht hatte.

Bevor für äthiopische Kinder Medikamente gegen Aids zur Verfügung standen, galt es als riskant, wenn HIV-positive Kinder mit HIV-negativen Kindern zusammenlebten, weil Letztere Kinderkrankheiten wie Erkältungen oder Windpocken ebenso schnell überstanden, wie sie sie einfingen, während diese Krankheiten für ein immungeschwächtes Kind verheerende Folgen haben konnten. Andererseits hegte man Befürchtungen, dass die kranken Kinder, die ständig von opportunistischen Infektionen geplagt wurden, die Gesundheit ihrer Spielkameraden gefährden könnten. Wenn Medikamente zur Verfügung stehen, ist es nicht notwendig, die Kinder voneinander zu trennen.

Mit Geld auf dem Bankkonto konnte Haregewoin es sich leisten, sich für die Kinder ein besseres Leben vorzustellen als das ärmliche Dasein in dem heruntergekommenen Haus und dem staubigen Hof. Sie klapperte die besseren Stadtviertel ab und beschloss, zwei hübsche Häuser zu mieten: eines für die HIV-negativen Kinder und eines für die wachsende Zahl von HIV-positiven Kindern.

Sie ließ sich mit dem Taxi in den steilen Hügeln von Addis Abeba herumfahren und sah sich jedes Haus, das zu vermieten war, genau an. Sie drehte Wasserhähne auf und prüfte den Wasserdruck; wenn ihr der Gestank von Außenklos in die Nase stieg, wedelte sie mit der Hand vor ihrem Gesicht und machte auf dem Absatz kehrt; sie stand auf gepflasterten Straßen und schätzte die Entfernung zu Schulen und Krankenhäusern ab; und sie schaute böse, wenn Vermieterinnen versuchten, den Preis ihrer Häuser in die Höhe zu treiben.

In der Vergangenheit war sie gezwungen gewesen, ihre Absichten vor potenziellen Vermietern geheim zu halten, dass sie vorhatte, ein gemietetes Haus mit Aids-Waisen zu füllen. Sie war gezwungen gewesen, zu verschweigen, woher die Kinder kamen, was mit ihren Eltern passiert war, dass einige Kinder krank waren.

Aber allmählich wurde sie zu einer gewichtigen Persönlichkeit, einer Berühmtheit. Fremde kamen zu ihr; die reichste Frau in Addis Abeba hatte sie gebeten, die Geburtstagsfeier für ihre Tochter auszurichten. Eine Lokalzeitung hatte den in *Good Housekeeping* erschienenen Bericht auf Amharisch veröffentlicht. Für den Fall, dass er jemandem entgangen sein könnte - auf Englisch oder auf Amharisch -, hatte sie immer ein paar Kopien davon in ihrer Handtasche.

Schließlich fand sie zwei Häuser und mietete sie als Ersatz für das Haus mit dem Güterwaggon und dem Hof aus gestampfter Erde.

Den Eingang des größeren Grundstücks schmückte ein schmiedeeisernes Tor mit Messingverzierung; statt von Blechwänden war es von einer Steinmauer umgeben. Um einen gepflasterten Hof standen drei Häuser mit betonierten Veranden.

Auf dem kleineren Grundstück, das um die Ecke an einer breiten, unbefestigten Straße lag, warf eine kleine Baumgruppe kühlen grünen Schatten auf den rissigen Betonboden. Es gab mehrere alte Ziegelgebäude und eine Außenküche. Hier wurden die HIV-positiven Kinder untergebracht. Ihre Schlafzimmer waren groß und luftig, und es standen Stockbetten darin.

Dann erfuhr Haregewoin, dass sie aufgrund des Berichts in *Good Housekeeping* in Amerika einen Preis gewonnen hatte: den mit 10 000 Dollar dotierten Heroes-in-Health-Preis, gestiftet von General Electric. Die Herausgeber von *Good Housekeeping* luden sie ein, zur Preisverleihung nach New York zu kommen. Sie setzten sich wegen der beschleunigten Erteilung eines Visums mit dem amerikanischen Botschafter in Äthiopien in Verbindung, und ihrer Bitte wurde entsprochen.

Haregewoin fuhr mit dem Taxi zum Büro von Ethiopian Airlines und zeigte den Leuten dort den Bericht über sich. Ethiopian Airlines schenkte ihr ein Ticket für den Hin- und Rückflug, so dass sie nach Amerika fliegen und ihren Preis persönlich entgegennehmen konnte. Henoks Mutter Tigist versprach, sich während ihrer zweiwöchigen Abwesenheit um die Kinder in beiden Häusern zu kümmern.

An einem Dienstagmorgen Mitte November 2004 versammelten sich die Kinder im Hof des größeren Hauses, um Haregewoin zu verabschieden. Die großen Jungen schrien und johlten und schlugen auf die Motorhaube des Taxis. Aus irgendeinem Grund hatte Nardos gedacht, dass sie mitfahren dürfte, und als die Tür des Taxis zugeschlagen wurde, mit *Maye* drinnen und ihr draußen, ließ sie sich in der Einfahrt auf den Boden plumpsen, kniff die Augen zu, riss den Mund auf und heulte vor Enttäuschung laut los. Haregewoin ließ auf der ganzen Fahrt zum Flughafen den Kopf hängen, sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie all ihre Kinder zurückließ, sogar Nardos, um vor Fremden aufzutreten. Sie sagte sich, dass es um der Kinder willen geschah, natürlich; sie wollte Geld auftreiben, um besser für sie sorgen zu können. Sie versuchte, ihre Aufregung zu unterdrücken, aber bis jetzt hatte sie Afrika noch nie verlassen.

Teil 3

Haregewoin stieg in Frankfurt um, und als sie in Washington, DC, von Bord ging, wurde sie von Angestellten der Ethiopian Airlines in Empfang genommen, durch die Pass- und Zollkontrolle gelotst und zu einem Pendlerflugzeug nach Newark in New Jersey gebracht.

An einem Novemberabend des Jahres 2004 landete sie in Newark.

In ihrem traditionellen äthiopischen weißen Kleid, *shamma* (Tuch) und Sandalen wurde sie von den anderen Passagieren, die das Flugzeug verließen, über die Rolltreppen zur Gepäckausgabe mitgerissen. Niemand holte Haregewoin ab, weil sie in ihrer Aufregung vergessen hatte, mir mitzuteilen, an welchem Tag und auf welchem Flughafen sie eintreffen würde.

In der Gepäckausgabe drängten sich die Leute, schnappten sich ihre Taschen, brüllten irgendjemandem am anderen Ende etwas zu, winkten und eilten davon, ihre Trolleys hinter sich herziehend. Haregewoin war seit sechsundzwanzig Stunden unterwegs und wusste plötzlich nicht, was sie tun sollte. Der Flughafen schien sich zusehends zu leeren, Koffer schlingerten auf quietschenden Rädern hinter ihren fliehenden Besitzern her.

Sie schleifte ihren schweren Stoffkoffer (ohne Räder) über das Linoleum, blieb vor der automatischen Ausgangstür, durch die alle anderen davoneilten, stehen, spürte, wie ihr durch die offene Tür ein kalter, salziger Wind entgegenschlug, und fing an zu weinen.

Sie gab an diesem Donnerstagabend auf dem Flughafen Newark ein merkwürdiges Bild ab: eine kleine, rundliche äthiopische Frau in einem traditionellen Kleid mit Tuch, die durch die Glastüren auf den Parkplatz hinaussah und weinte.

Zwei äthiopisch-amerikanische Frauen, die mit ihren quietschenden Trolleys an ihr vorbeieilten, verlangsamten ihren Schritt, dann blieben sie stehen und musterten sie. Sie erkannten die Kleidung, sie erkannten die Physiognomie. Auf Amharisch sagten sie: »*Dehna amshee. Indemin allesh?*« Guten Abend. Wie geht es Ihnen?

»*Dehna*. Mir geht es gut«, antwortete Haregewoin dankbar.

»Können wir Ihnen helfen?«, erkundigten sie sich auf Englisch. Sie trugen enge Jeans, Schuhe mit hohen Absätzen, große Ohrringe und schwarze Lederjacken mit Gürteln. Die Haare fielen ihnen in dicken Locken auf die Schultern.

»Ow, ow, ja, ja«, sagte sie. »Ich weiß nicht, wohin ich soll«, fuhr sie dann auf Englisch fort.

»Sollte Sie hier jemand abholen?«

»Ja«, sagte sie ungerechterweise.

»Wollen Sie warten?«

»Ich glaube nicht, dass noch jemand kommt!«, jammerte sie. »Sie haben mich vergessen!«

»Kommen Sie mit uns«, sagten die Frauen. Ihre Gesichter unter dem schimmernden Puder und dem Lidschatten waren äthiopisch, aber in ihrer Art waren sie sehr direkt und selbstbewusst. Die Absätze ihrer Stiefel klackten bei jedem ihrer großen Schritte forsch über das Linoleum. In Äthiopien werden Mädchen zu Sanftmut und Bescheidenheit erzogen, dazu, sich hinzuknien, andere zu bedienen, die Augen niederzuschlagen. Diese Frauen dagegen warfen sich ihre Locken über die Schultern, sprachen mit lauter Stimme, zeigten beim Lachen ihre langen, weißen Zähne und strebten an anderen vorbei auf den Ausgang zu.

Haregewoin folgte ihnen und schleifte ihren Koffer hinter sich her. Der schneidende Wind auf dem Parkplatz wehte beinahe ihren Baumwollschal weg und ließ sie zusammenfahren. Ihre Hände, die den Koffergriff umklammert hielten, brannten in der eisigen Luft. Die lederne Rückbank des Autos war ganz steif von der Kälte, und sie konnte ihr Zittern nicht unterdrücken.

»Wohin bringen Sie mich?«, fragte sie mit kläglichem Stimme.

»Wie wäre es mit einem äthiopischen Restaurant?! Haben Sie Hunger?«, fragte eine der jungen Frauen. Sie brauchte keinen Taxifahrer, Ehemann oder Bediensteten, sondern nahm selbst hinter dem Lenkrad Platz, holte Geld aus ihrer Brieftasche, zahlte den Parkplatzwächter, gab Gas und fädelt sich in den Verkehr ein. Haregewoin klammerte sich mit beiden Händen an den eiskalten Türgriff.

Es war, als wäre sie in einer fernen Galaxie gelandet. Sie erkannte die Grundelemente der nächtlichen Stadtlandschaft wieder - hier war eine breite Straße und eine Brücke über einen

dunklen Fluss; dort standen zweistöckige Wohnhäuser aus Backstein und die Schloten einer Fabrik; auf dem Fluss fuhren Boote und Schiffe. Als sie nach Manhattan hineinfuhren, entdeckte sie kleinere Lebensmittelgeschäfte, Bars, Zeitschriftenkioske, Obststände. Aber die Dimensionen und Proportionen von alledem waren ihr völlig fremd.

»Sind Sie beide Äthiopierinnen?«, fragte sie die jungen Frauen verunsichert, während sie durch die dunklen Straßen schossen.

Satt einer Antwort lachten sie, ein volles, lautes amerikanisches Lachen.

»Ist das... Newyorkcity?«, fragte sie.

Die Stadt ragte unter einer grauen Glocke aus Nebel oder Abgasen in die Höhe. Der Himmel selbst war in Amerika ganz weit weg. Keine Sterne waren zu sehen, nur ein leuchtendes Grau, ein wogender Baldachin. So als läge ein Bettüberwurf über den Wolkenkratzern.

»Sind Sie zum ersten Mal in New York?«, fragten die jungen Frauen, aber eigentlich war die Frage überflüssig, weil Haregewoin noch immer den Türgriff mit beiden Händen umklammert hielt und mit offenem Mund aus dem Fenster starrte, während ihr Atem kleine Dampfwölkchen in dem kalten Auto bildete.

»Ja«, sagte sie.

Die großen Gebäude waren von innen erleuchtet. Tausende von Glasfenstern glänzten in der Luft. Gebäude mit spiegelnden Fensterreihen standen in Habachtstellung, eines am anderen bis zum Horizont. Jedes Gebäude war wie eine Laterne, durch unzählige Öffnungen leuchtete das Licht der Flamme.

Sie dachte, dass Amerika über ein Übermaß an Strom verfügen musste. Das Einzige, was in Äthiopien in solchem Übermaß vorhanden war, war Staub.

Sie stellten das Auto ab und eilten durch die eiskalten Straßen. Die beiden Frauen trugen Haregewoins Koffer, stiegen dann ein paar Stufen hinunter und tauchten in die Wärme und den Lärm eines Restaurants namens Queen of Sheba an der 10th Avenue ein.

»*Selam, indemin allachihu?* Hallo, wie geht's?«, begrüßte sie die Empfangsdame. »Drei Plätze zum Abendessen?«

Haregewoin machte sich mit Appetit über das Essen her, das vor sie hingestellt wurde: *injera* und *doro wat* (Hühncheneintopf), *tibs* (scharfes Rindfleisch), *iab* (ein Frischkäse), *sega wat* (Lammeintopf) und *tej* (Honigwein), um das Ganze hinunterzuspülen. Fast wie zu Hause! Gut, milder vielleicht... aber von der Art her genau wie das Essen zu Hause.

»*Waizero* Haregewoin«, sagte eine der jungen Frauen, »wir müssen jetzt leider gehen, weil wir morgen arbeiten. Wohin dürfen wir Sie bringen? Möchten Sie mit zu uns in unsere Wohnung kommen? Sie sind herzlich willkommen. Ich rufe meine Mutter an, damit Sie Ihnen morgen Gesellschaft leistet. Ich kann Ihnen versichern, dass ihr Amharisch besser ist als meines. Sie schimpft mich dauernd deswegen!«

Mittlerweile hatte Haregewoin schon neue Bekanntschaften unter den anderen Gästen geschlossen. Die beiden jungen Frauen hatten erzählt, sie hätten die traditionell gekleidete, kleine Frau in dem weißen, handgewebten Tuch aus der Heimat kennengelernt, als sie weinend in der Gepäckausgabe des Flughafens Newark stand.

Die äthiopisch-amerikanischen Gäste, die sich hier nach der Arbeit auf einen Drink oder ein spätes Abendessen trafen, waren höflich und neugierig, und Haregewoin ergriff die Gelegenheit, ihnen von ihrer Mission zu berichten: Dass sie nach Amerika gekommen war, um Geld für die Waisen zu sammeln. Viele der gutgekleideten Leute in dem Restaurant nickten ihr lächelnd zu. Solchermaßen ermutigt, zog sie ihren dunkelblauen Leinwandkoffer in die Mitte des Raums und öffnete den Reißverschluss. Sie holte drei Fotoalben mit Bildern von ihren Kindern heraus und gab sie den Gästen, die am nächsten saßen. Dann rollte sie zwanzig handgewebte Schals und ein Dutzend schwere traditionelle Tücher aus, die von HIV/Aids-Infizierten aus ihrem Viertel, unter anderem von Gatechew, angefertigt worden waren. Sie wollte sie an die Gäste des Restaurants verkaufen und zu Hause das Geld an die Weber verteilen. Ein junger Mann lachte und legte die Schals zurück. »Behalten Sie Ihre Schals, *Waizero*; verkaufen Sie sie woanders. Wir helfen Ihnen auch gerne, ohne etwas dafür zu bekommen.« Er leerte einen Brotkorb, ließ ihn herumgehen und kam mit 460 Dollar für Haregewoins Kinder zurück.

Um sie herum klappten wohlhabend wirkende junge Frauen und Männer ihre Handys auf und fingen an, für sie herumzutelefonieren. Mit Haregewoins Hilfe erreichten sie *mein* Handy. Viele von ihnen. Ein Dutzend.

Als mein Flugzeug aus Atlanta in Newark eintraf und ich mein Handy einschaltete, warteten fünfzehn Nachrichten auf meiner Mailbox. In zunehmend dringlichem Ton wurde mir zum Teil auf Englisch, zum Teil auf Amharisch mitgeteilt, dass sich meine kleine, rundliche äthiopische Freundin mutterseelenallein in der bitterkalten Nacht in die große Stadt New York aufgemacht hatte, ihren Koffer hinter sich herziehend, an den Füßen nur Sandalen. Da viele der Nachrichten auf Amharisch waren, war ich nicht ganz sicher, aber dem Ton nach zu urteilen, wurde ich einige Male scharf gerügt. Nun war es an mir, in der Gepäckausgabe zu stehen, durch die Glasscheiben auf den Parkplatz zu starren und mich erbärmlich zu fühlen. Ich setzte mich und traf aus der Ferne einige Vereinbarungen für Haregewoin. Ich erreichte einen der Herausgeber von *Good Housekeeping*, der einen Fahrdienst für sie organisierte, so dass binnen kurzem eine Limousine vor dem Queen of Sheba hielt, mit der Anweisung, Mrs. Teferra zum Le Parker Meridien Hotel zu fahren.

Haregewoin verließ um elf Uhr nachts das Queen of Sheba mit einer Handtasche, in der massenhaft Visitenkarten und ein Bündel amerikanischer Dollarscheine steckte. Mehrere Leute begleiteten sie zum Wagen und halfen ihr beim Einsteigen. Küsse auf jede Wange, links, rechts, links, rechts; ein Sikh-Fahrer mit Turban hievte ihren schweren Koffer ohne Räder in den Kofferraum, und schon waren sie unterwegs zur 57. Straße West im Zentrum von Manhattan.

Ich glaube, dass sie mich bis zum heutigen Tage verantwortlich dafür macht, dass sie verlassen am Flughafen Newark gestanden hatte.

Aber abgesehen davon mochte sie Amerika sehr.

Haregewoin Teferra stand hinter einem Mikrofon auf einem Podium, vor sich ein Publikum, das sich zum Mittagessen in einem Ballsaal des Rockefeller Center versammelt hatte, und verlas ein förmliches Statement über ihre Arbeit (mit sehr leiser Stimme und zittrigen Beinen, den Blick starr nach unten gerichtet). Als das Licht gedimmt wurde, verließ sie das Podium. Von der Decke wurde eine Leinwand heruntergelassen, und man sah ein kurzes Video über Haregewoins Leben mit den Aids-Waisen. Die Zuschauer legten ihre schweren Silbermesser und -gabeln ab und wischten sich mit steifen Stoffservietten Tränen aus den Augen.

Nach dem Mittagessen eilte Haregewoin in die auf Hochglanz polierte Halle vor dem Ballsaal und breitete auf einer Theke die traditionellen äthiopischen Tücher und Schals aus, die von den

HIV-positiven Webern hergestellt worden waren. »Zeigen Sie mir doch bitte, wie man ein solches Tuch trägt«, baten die in Hosenanzüge oder Kostüme gekleideten Amerikanerinnen - Redakteurinnen, Journalistinnen, Filmemacherinnen und Fotografinnen. Haregewoin stellte sich auf die Zehenspitzen, damit sie die *shammas* über ihre Köpfe und Schultern legen und drapieren konnte. Sie ließen sich mit ihr zusammen fotografieren. Weihnachten stand vor der Tür. Die Sachen waren im Nu verkauft.

Wohin sie auch kam, überall wurde sie freundlich und respektvoll empfangen.

Eine Frau wie sie! Eine Witwe, eine Frau, die Umgang mit Aids-Kranken und Aids-Waisen pflegte - eine weitere Bestätigung, dass es Menschen außerhalb Äthiopiens gab, die Bescheid wussten und die Mitleid empfanden.

Sie war luxuriös untergebracht. Das Hotelzimmer in Manhattan war in Silber gehalten, mit einer grau-silbernen Tapete und einem taubengrauen Teppich; im Badezimmer schimmerte schwarzer Marmor. Graue Seidenkissen thronten auf dem riesigen Bett, und sie hätte die ganze Nacht lang mit der Fernbedienung herumspielen können und hätte doch nicht alle Sender gesehen. Und jeden Morgen wartete beim Verlassen des Hotels ein Wagen auf sie, und ein Portier mit weißen Handschuhen geleitete sie die mit einem Teppich belegte Treppe hinunter, damit er sie auffangen konnte, falls sie stolperte.

Von New York flog sie nach Seattle, Washington und Atlanta. Sie besuchte Familien mit Kindern, die einmal bei ihr gelebt hatten. Sie schlief auf Gästebetten und ausgezogenen Schlafsofas; nachts bekam sie Besuch von Kindern mit kalten Füßen, die zu ihr ins Bett krochen, wie sie es vor langer Zeit in ihrem Haus in Addis Abeba gemacht hatten. In Seattle schlich die hübsche Frehiwot auf Zehenspitzen zu ihrem Bett, verbeugte sich und hielt ihr dreißig Dollar hin. »Hier, *Emama*, das habe ich für dich gespart, um dir zu helfen.«

Bei mir zu Hause in Atlanta sah Haregewoin aufmerksam zu, wie meine achtjährige Tochter Helen ins Zimmer geflitzt kam, auf das Sofa sprang und von dort in meine Arme hüpfte. Helen unterbrach unser Gespräch, weil sie unbedingt eine Geschichte aus der Schule loswerden musste, dann ließ sie sich lachend auf das Sofa fallen, warf ihre Schuhe mitten ins Zimmer und biss laut krachend in einen Apfel. Als sie sich wieder davonmachte, berührte sie dabei kaum den Boden, sondern sprang vom Sofa zum Stuhl zum Couchtisch und erst dann auf den Boden.

Haregewoin schüttelte den Kopf. »Sie haben sie völlig verdorben. Sie ist keine richtige Äthiopierin mehr.«

Helen verdorben? Sie war die Klassenbeste, eine hochbegabte Schülerin, Fußballstar, Siegerin bei Wettläufen, vielversprechende Klavierspielerin, hübsch, lustig, im Begriff, vier Sprachen zu lernen (zu Amharisch und Englisch, das sie schon bei ihrer Ankunft gekonnt hatte, lernte sie noch Spanisch und Hebräisch). Sie verdorben? Ich erwiderte nichts darauf, aber ich war tagelang beleidigt, bis eine Freundin sagte: »Melissa, es stimmt. Sie ist eine kleine Amerikanerin geworden.« (Wenigstens gestand mir Haregewoin zu, dass meine damals zwölfjährige Tochter Lily sehr höflich und ganz reizend sei. Genau wie ein wohlerzogenes äthiopisches Mädchen!)

Froh stellte Haregewoin fest, dass ihre über das ganze Land verstreut lebenden, ehemaligen Pflegekinder bei ihren amerikanischen Eltern Glück erlebten und Liebe erhielten. Sie wurde außerdem von Adoptivfamilien mit äthiopischen Kindern, die sie nicht gekannt hatte, willkommen geheißen. Sie erzählten lustige Geschichten von der Eingewöhnung der Kinder in Amerika. Einige von ihnen waren mit Entwicklungsstörungen oder seelischen Problemen, die von dem frühen Verlust der Eltern und ihrer schwierigen Kindheit herrührten, angekommen, aber in der Mehrzahl hatten sie in den ersten Lebensjahren eine Familie gehabt, waren von ihren Müttern gestillt und geliebt worden. Sie waren mit Großeltern und Geschwistern aufgewachsen, hatten sich um Tiere gekümmert und auch sonst bestimmte Pflichten gehabt, viele verfügten zumindest über eine rudimentäre, einige über eine ausgezeichnete Schulbildung (»Die Schule hier ist so viel leichter als die in Äthiopien!«, erklärte Helen.) Eine runde, strohgedeckte Hütte im ländlichen Äthiopien schien unglaublich weit von einer Dachterrassen-Wohnung in Chicago oder einer Doppelhaushälfte in Seattle entfernt zu sein, aber bei näherer Betrachtung war es gar nicht so. Abeltayit und Mekdelawit, die kleinen Schwestern, deren acht ältere Geschwister sie ins Layla House gebracht hatten, waren von Bob und Chris Little in Port Townsend, Washington, adoptiert worden. Eines Abends stand Chris, eine zierliche Frau mit einem blonden Bubikopf, an der Tür zum Zimmer der Mädchen und bekam zufällig mit, wie Mekdelawit, die jetzt Marta hieß, betete:

»Danke, Gott, für meine Mama. Sie ist eine gute, gute Mama. Sie weiß, wie man eine gute Mama ist. Sie liebt mich, auch wenn ich böse. Sie liebt mich, auch wenn ich traurig. Sie liebt

mich, auch wenn ich ungezogen. Meine Mama so lieb. Meine Mama nicht garstig. Aber wenn garstig, liebe ich sie. Ich liebe sie, auch wenn sie garstig. Ich liebe sie, auch wenn sie ganz, ganz garstig. Und sie liebt mich, wenn sie garstig. Aber sie ist es nicht, sie lieb. Danke, danke, Gott, für meine gute und liebe Mama.«

Einige der Kinder waren auf dem Land aufgewachsen und kamen mit Stammeszeichen nach Amerika. Asrat Hehn, neun Jahre, hatte einen Löwen mit einer brennenden Fackel getötet, der in den Hof seiner Familie eindringen wollte. Stolz trug er eine rituelle Narbe über der Augenbraue, die ihm von seinem Dorf in Wolayta verliehen worden war und ihn zum Mann erklärte. Heute, sechs Monate nach seinem Eintreffen im Layla House, ging er in Puget Sound, Washington, in die fünfte Klasse. Immer wenn es regnete, riss Asrats Bruder Amanuel ein Blatt von einem Baum und formte daraus eine kleine Schale, aus der er trinken konnte.

Der sieben Jahre alte Samuel, dessen Eltern an Malaria gestorben waren, vermisste sein kochenartiges Bett unter dem Dach der Rundhütte seiner Familie und das Trommeln des Regens auf dem Wellblech. Kurz nachdem er adoptiert worden war, auch von den Littles, fragte er seine Mutter höflich, ob er eine Kuh für sie zum Abendessen schlachten sollte. Sie lehnte dankend ab.

Ababa, sieben Jahre alt, vermisste den *doro wat* - den Hühnereintopf - aus seiner Heimat. Seine amerikanische Mutter Anna brachte vakuumverpackte Hühnchenteile aus dem Supermarkt nach Hause.

»Nein, du brauchst richtiges Huhn«, protestierte er.

»Das ist richtiges Huhn«, erwiderte sie, aber er schüttelte energisch den Kopf. »Na gut, was ist denn ›richtiges Huhn?‹«

»Äthiopisches Huhn, eines, dem man den Kopf abschneidet. Dann macht es Lärm. Rennt rum. Rennt ohne Kopf rum. Das ist richtiges Huhn.«

Ein kleiner Junge namens Miseker war eines von Haregewoins Kindern gewesen. Im Alter von sieben Jahren flog er mit seinen neuen Eltern nach Maryland. »An Heiligabend kamen wir zu Hause an«, erzählte seine Mutter Cathy Wingate. »Fast den ganzen ersten Tag über lief er durch die Zimmer und sah sich alles ganz genau an. Er entdeckte die Krippe auf einem Tisch. Wir waren ganz gerührt, als er das Jesuskind hochnahm und es küsste. Aber dieser Anflug von

Zärtlichkeit war schnell vorbei, denn dann fiel sein Blick auf ein kleines Schaf, und er wurde ganz aufgeregt und sagte: ›Hmmm‹ und zog einen Finger wie ein Messer über seinen Hals.«

Der frisch adoptierte Sohn der Littles fragte eines Abends beim Essen: »Warum sagt ihr eigentlich immer: ›Gott, säge diese Mahlzeit?‹«

Wenige Tage nach der Ankunft unseres zehnjährigen Sohnes Fisseha aus Äthiopien im Mai 2004 entdeckten unsere anderen Kinder, dass er einen Speer durch ein fliegendes Plastik-Frisbee werfen konnte. »Mom!«, schrien sie, »das musst du dir ansehen!« Fisseha hatte in der Einfahrt eine dünne, weiße Metallstange für einen Fahrradwimpel gefunden und durchbohrte damit das fliegende Frisbee. Wenn Lee, fünfzehn Jahre alt, das Frisbee in Richtung eines Baumes warf, konnte Fisseha es mit der Stange aufspießen und an den Baum nageln. Am Abend des gleichen Tages schüttelte unser des Englischen unkundiges Kind den Kopf, als ich ihm ein Stück leckere Käselasagne anbot.

»Nein, lieber nicht«, bemerkte unser ältester Sohn Seth, damals neunzehn. »Ich habe den Eindruck, er würde etwas selbst Erlegtes vorziehen.«

Später schnitzte sich Fisseha seine Speere selbst, und er zog von den Bäumen Rinde ab, die er zu Schnüren drehte, aus denen er Schlingen und Peitschen flocht. Bevor er in dem amerikanischen Waisenhaus in Addis landete, war er Ziegenhirte auf der äthiopischen Zentralebene gewesen. Eines Tages kam er in die Küche, nahm ein großes Messer aus der Schublade und verschwand mit dem neunjährigen Jesse im Wald. Sie kehrten mit zwei frisch geschnittenen schlanken Angelruten über der Schulter zurück. »Schnur, Mom?«, rief Fisseha mit seiner lauten Stimme. Er akzeptierte ein Stück Bindfaden aus meinem Nähkasten und bog noch zwei Nägel zu Haken. Dann marschierte er mit Jesse auf der Suche nach einem vielversprechenden Gewässer über die Straße und den steilen Gehweg hinauf. Die beiden Jungen trugen ihre Angelruten über der Schulter. Ich sah ihnen durch das Küchenfenster nach und dachte: *Wir haben Huckleberry Finn adoptiert.*

Marta Little, die Gott für ihre hübsche Mutter gedankt hatte, dachte sich ein Lied aus. Sie sang es mit ihrem zarten, hohen Stimmchen, und ihre Mutter Chris schrieb es auf:

Meine	eine	Mami	stirbt,	meine	eine	Mami	stirbt.
Mein	einer	Papi	stirbt,	mein	einer	Papi	stirbt.
Ich		traurig,		ich		traurig.	

Jetzt die Mama stirbt nicht, jetzt die Mama stirbt nicht.
 Jetzt der Papa stirbt nicht, jetzt der Papa stirbt nicht.
 Ich glücklich, so glücklich.
 Ich Kleider zum Anziehen, ich Essen
 Ich gutes Haus, danke, lieber Gott.
 Kitzlig, mein Papa,
 Gutes Essen, meine Mama.
 Danke, lieber Gott.

Frew, acht Jahre alt, kam zu Adoptiveltern nach Alaska. Auf Fotos sah man den sonnigen, einstmals barfüßigen kleinen Jungen aus Addis Abeba breit grinsend in einem dicken Anorak mit Kapuze, Fäustlingen und Stiefeln zwischen seinen beiden rothaarigen Schwestern. »Ich habe ihn vorgestern Abend beten hören«, erzählte seine Mutter. »Er sagte: ›Danke dir, Familie mir.««

Unsere Tochter Helen, die im Februar 2002 als Fünfjährige zu uns kam, gewann in Amerika rasch Freunde. Immer wenn sie eine neue Bekanntschaft schloss oder sich mit jemandem verabredete, hörte ich sie fragen: »Hast du eine Mutter?« Oder, wenn sie dazu zu schüchtern war, fragte sie mich flüsternd: »Hat sie eine Mutter?« Die meisten Kinder und Erwachsenen überraschte diese Frage - »Natürlich habe ich eine Mutter«, antworteten die Kinder. »Natürlich hat sie eine Mutter«, sagten die Erwachsenen.

Nur unsere afrikanischen Freunde überraschte die Frage nicht. Zwar hatte auch Helen wieder eine Mutter, wie sie stets eilig versicherte, aber das war keine Selbstverständlichkeit mehr für sie.

45

Nach zwei Wochen in Amerika bekam Haregewoin Heimweh. Sie machte sich um die Kinder zu Hause Sorgen. Sie vermisste Nardos und wünschte, sie hätte sie mitgenommen. (Das war ein *wirklich* gut erzogenes äthiopisches Kind!) Daher brach sie ihre Reise um die halbe Welt vorzeitig ab und flog zurück nach Addis, ein T-Shirt mit dem Aufdruck I LOVE NEW YORK unter ihrem Kleid.

Sie kehrte zu zwei hübschen neuen Heimen zurück; sie kehrte zu einem gut gefüllten Bankkonto zurück.

Sie mietete ein drittes Haus.

Es stand an der Gojam-Straße, in den Hügeln am Fuß der Berge. Es hatte zwei Stockwerke und war in einem tadellosen Zustand, die Wände in den Schlafzimmern hatten eine hübsche Holzverkleidung, es gab Einbauschränke, die großen Badezimmer waren gefliest. Es gab auch einen winzigen, sonnigen grünen Garten mit Topfpflanzen, einen weißen Kiesweg, eine Terrasse und eine Satellitenschüssel. Das beeindruckende Haus überragte alle anderen in dem Viertel mit den vielen Autowerkstätten und Fernfahrerkeipen. Kleine Ziegen- und Rinderherden trotteten die Straßenböschung entlang, und die Lastwagenfahrer, die auf ihren langen Strecken Tag und Nacht an dem Haus vorbeifuhren, schalteten auf dem Weg nach oben einen Gang herunter.

Es stand ruhig und sauber und leer da und gefiel ihr sehr gut.

»Wir werden ein Gästehaus daraus machen«, erklärte sie ihren Freunden. Sie überlegte, dass es als Gästehaus - eine Pension also - Geld für die beiden Heime einbringen könnte. Sie stellte in jedes Zimmer eine neue Korbwiege. Sie hoffte, dass Familien, die nach Addis Abeba kamen, um eines ihrer Kinder zu adoptieren, sich in das Gästehaus einmieten würden und dass sie selbst dort wohnen könnte. Sie ertrug die Trauer und Angst der Kinder nicht, wenn die neuen Familien sie ihr aus den Armen nahmen. Das Gästehaus würde den Übergang einfacher machen; die Kinder hätten weniger Angst, und auch die neuen Eltern wären sicherer, wenn sie

in den ersten paar Tagen immer in greifbarer Nähe war. Ein Paar aus Spanien nutzte diese Gelegenheit sofort.

Ein neues Leben begann.

Haregewoins Tage wurden von ausländischen Besuchern, einheimischen Bürokraten, Adoptiveltern und potenziellen Spendern in Anspruch genommen. Sie hatte weniger Zeit für Klagen und Beschwerden; sie löste sehr viel öfter Kinder aus ihren Armen, als dass sie sie in die Arme nahm. Ständig hing sie am Telefon oder war auf dem Sprung. Manchmal gab sie potenziellen Spendern und alten Freunden zu Ehren ein Mittagessen oder empfing sie zum Kaffee in dem Gästehaus.

In den zwei Häusern lebten jetzt 80 Kinder: 50 HIV-negative Kindern, vom Säugling bis zum Jugendlichen, und 30 HIV-positive Kinder, von denen mit Ausnahme eines zwölfjährigen Jungen die meisten noch recht klein waren. Sie hatte ein Dutzend Betreuerinnen. Sie kaufte einen fünfzehnsitzigen Kleinbus und stellte einen Vollzeitfahrer ein. Sie beschäftigte einen Buchhalter, der alle Ausgaben abrechnete, die durch Spenden finanziert wurden.

Sie war noch nie so reich gewesen. In ihrem ganzen Leben nicht. Nicht einmal, als Worku noch lebte.

Und sie hatte sich noch nie so viele Sorgen um Geld gemacht.

Als sie so gut wie nichts gehabt hatte, hatte sie alles geteilt. Sie und die Kinder hatten zusammengekratzt, was ihnen in die Hände fiel, manchmal Getreide, manchmal Kohl, manchmal Geld. Das Essen oder das Geld, das sie hatten, teilten sie auch noch mit den Nachbarn, vor allem mit den HIV-positiven Frauen und Müttern. Sie hatten gemeinsam geschlemmt und gemeinsam gehungert.

Das hatte sich geändert. Da war diese unglaubliche Geldflut aus Amerika. Man hatte ihr Geld »geschenkt«. Die Leute hatten sie eine »Menschenfreundin« genannt. Wer wusste, ob sie noch einmal so viel Geld in Händen halten würde?

Daher stellte sie eine strikte Budgetplanung auf. Sie gab den Betreuerinnen und dem Koch jede Woche eine Hand voll Birr, mit denen sie Essen und Kleidung für die Kinder kaufen konnten. Wenn sie nicht ständig aufpasste, würden die Horden hungriger Kinder sich innerhalb weniger Monate durch das ganze Konto gefressen haben.

Sie hatte viel mit dem Geld vor. Sie wollte eine kleine, kostenlose Klinik für HIV-Positive und für Waisen eröffnen, in der sie nicht wie Aussätzige behandelt wurden.

Sie hoffte, dass das Geld viele Jahre vorhielt und dass sie noch viel mehr Kindern damit helfen konnte.

Sie sah sich selbst als eine Art Lotse an einer Kreuzung, an der sich die Wege von Slum-Kindern und reichen Ausländern trafen, die deren Leben beeinflussen konnten. Sie sah sich selbst als eine Art internationale Kontaktvermittlerin, eine Botschafterin der äthiopischen Straßenkinder bei europäischen und nordamerikanischen Wohltätern.

Währenddessen trugen die Kinder, die bei ihr lebten, abgerissene Schuluniformen und aßen zu jeder Mahlzeit Reis oder Nudeln.

Den älteren Kindern wurde es auf dem Hof langweilig, und sie hingen unzufrieden herum. Die Kleineren fühlten sich von Haregewoin ungeliebt und im Stich gelassen; entweder hatte sie zu tun und rannte herum, oder sie schmuste und lachte mit Nardos. Keiner hatte Lust, immer nur Reis und Nudeln zu essen, keiner hatte Lust auf die Hausarbeit, und in ihren zerschissenen Schuluniformen sahen sie wie Bettler aus.

»Ich möchte mich nicht immerzu um die Babys kümmern müssen«, protestierte Tamrat.

»Stell dich nicht so an«, erwiderte Haregewoin ungerührt.

Die Kinder hatten die Wärme und ungeteilte Aufmerksamkeit von Haregewoin verloren; sie schien nur noch ihre Zukunftspläne im Kopf zu haben, ihr Geld, ihre Besucher; so kam es, dass auch sie immer mehr an die Zukunft dachten. Sie sehnten den Tag herbei, an dem sie gehen konnten. Die Älteren beteten, dass sie in das Waisenhaus einer Adoptionsagentur kamen und für sie das fast unerträgliche Warten auf den Tag, an dem sie von einer fernen Familie in Amerika ausgesucht wurden, begann.

Nur Nardos durfte zu allen Tages- und Nachtzeiten zu Haregewoin; für Nardos ließ Haregewoin alles stehen und liegen. Wenn Nardie aufstand und »Amaye?« rief, antwortete Haregewoin »Abet? Was ist?«, und Nardie lief los, um sie zu suchen.

Immer wenn sie Nardos sah, erstrahlte ein Lächeln auf Haregewoins Gesicht wie der Mond, der am Nachthimmel aufging.

Mit siebzehn Monaten beugte Nardie den Kopf, legte die Hände zusammen und lispelte ein Tischgebet, bevor sie aß. Sie nahm Haregewoins Telefon ab und überschüttete den Anrufer mit einem wilden Kauderwelsch, eine Hand wichtigtuerisch in die Hüfte gestützt. Sie hatte erst ein paar Milchzähne, kommandierte jedoch die anderen Kinder schon herum und drohte ihnen mit dem Finger. Sie nahm Haregewoins Tuch und wickelte sich darin ein. Ihre dicken Füße wurden in rote Ledersandalen gesteckt. Sie klimperte mit den Wimpern ihrer zimtfarbenen Augen. Ihre Haare standen ihr in braunen Büschelchen vom Kopf ab.

Zu Nardies zweitem Geburtstag gab Haregewoin eine Party in ihrem Wohnzimmer. Ihre alten Freunde kamen und brachten Geschenke, und Nardie, in einem knallgrünen Kleid mit Puffärmeln, tanzte ihnen etwas vor, während Haregewoin sang und in die Hände klatschte.

Dann kam eines Nachmittags der äthiopische Vertreter einer spanischen Adoptionsagentur zu Besuch, trank Kaffee und öffnete seine Brieftasche.

Es war ein sonniger Wochentag, und nur die Kleinkinder und Säuglinge waren zu Hause. Mädchen, die noch nicht in die Schule gingen, saßen auf der im Sonnenlicht liegenden Treppe des Haupthauses, die Hände im Schoß, und zwitscherten wie Spatzen miteinander. Plötzlich verzog sich das Gesicht eines der Kinder, und es fing an zu weinen; eines der anderen hatte etwas Gemeines gesagt; aber Waisenkinder hatten nicht nur gelernt, sich gegenseitig wehzutun, sondern auch, wie man sich gegenseitig tröstete; es rutschte also sogleich eine Freundin näher, umarmte das traurige Mädchen und gab ihm einen Kuss auf das Ohr, in das die verletzenden Worte eingedrungen waren.

Nardos, der kleine Liebling, raffte die Röcke wie eine Bauersfrau und stapfte die Stufen zu ihrer Mutter hoch.

»Amaye?«

»Abet?«

Nardos wollte Bericht über den Streit auf der Treppe erstatten und brabbelte in ihrer Babysprache los.

»Komm her, mein Schätzchen«, sagte Haregewoin und streckte ihr die Arme entgegen.

»Haben Sie schon einmal daran gedacht, für die Kleine ein richtiges Zuhause zu suchen?«, fragte der Mann von der Agentur so taktvoll wie möglich. Er sagte nichts zu dem Altersunterschied; Haregewoin musste sechzig oder fast sechzig sein, während Nardos zwei Jahre alt war.

Haregewoin nahm Nardos auf den Schoß und hob die Kaffeetasse an den Mund, um sich dahinter zu verstecken, ließ den Dampf zwischen sich und dem Mann emporsteigen.

Ich weiß, dass die Leute so denken, dachte sie, aber ich weiß nicht, warum. Ich finde das falsch. Wir müssen doch nicht jedes einzelne äthiopische Kind außer Landes schicken. Nardos geht es gut bei mir. Man muss sich nur ihre hübschen Kleider ansehen, ihr strahlendes Lächeln, wie klug sie ist. Gäbe es für Nardos eine bessere Mutter als mich? Der Mann soll erst einmal sein eigenes Kind außer Landes schicken.

Als sie die Tasse abgestellt hatte, schickte sie Nardos wieder hinaus zum Spielen; ihre Miene war abweisend.

»Kommen Sie«, sagte sie und führte den Mann in das Säuglingszimmer, wo ein halbes Dutzend Babys in Gitterbetten und Korbwiegen lag, einige schliefen, andere strampelten und fuchtelten mit den Ärmchen in der Luft herum und suchten nach Kontakt.

Aber die Worte des Mannes von der spanischen Adoptionsagentur verfolgten und bedrückten Haregewoin.

Immer wenn sie daran dachte, zog sich ihr Herz zusammen. Ein Gefühl ähnlich Heimweh. Wie damals bei Menah. Und bei Atetegeb.

Das darf nicht noch einmal passieren.

An diesem Nachmittag kamen Freunde von Haregewoin zum Kaffee, und Nardos stolzierte wie immer vor ihnen herum, wohl wissend, dass sie bewundert wurde. Sie trug eine weiße Rüschenbluse, eine orangefarbene Kordlatzhose und winzige rote Turnschuhe. Sie hatte noch nicht genug Haare für kleine Zöpfchen - die feinen braunen Haare standen ihr pustebblumenartig vom Kopf ab -, und Haregewoin hatte ihr ein gekraustes Haarband um den Kopf gelegt. Die Frauen lachten entzückt (sie lachten immer entzückt), als Nardos den Telefonhörer abnahm und in ungeduldigem Ton etwas hineinbrabbelte. Sie war eine

Miniaturausgabe von Haregewoin. »Sie ist so schlau!«, sagten alle. »Sie ist genau wie du!«, sagten sie und lachten.

Sie schmeicheln mir, begann Haregewoin zu denken. *Sie haben gemerkt, dass sie mir am leichtesten schöntun können, indem sie Nardos loben. Sie fragen sich, ob ich sie für immer bei mir behalten will, wo ich doch alle anderen Kinder hergebe, damit sie bei Familien im Ausland unterkommen.*

Die Vorstellung, dass ihre alten Freunde hinter ihrem Rücken schlecht über sie reden könnten, weil sie Nardos verwöhnte, verletzte sie sehr.

Offenbar hatten sie sich daran gewöhnt, dass Haregewoin Kinder in Pflege nahm, ein paar von den vielen äthiopischen Waisenkindern half und sie dann weitergab.

Offenbar war es für sie undenkbar oder unangemessen, dass sie eines für sich behalten könnte.

Vor gar nicht so langer Zeit, dachte sie bitter, *waren ihnen all diese Kinder gleichgültig! Sie wollten mit den Aids-Waisen nichts zu tun haben. Mittlerweile helfen sie mir, geben mir Geld, sind nett; aber dafür meinen sie plötzlich auch zu wissen, was das Beste für ein Kind ist.*

Sie wünschte sich, dass sie ihnen nicht gezeigt hätte, wie sehr sie Nardos liebte. Es war, als missgönnten ihr die alten Freunde - und selbst die Leute von den Adoptionsagenturen - dieses kleine Glück. Sie wünschte, sie wüssten nichts davon. Sie wünschte, keiner könnte *ihr* Kind inmitten der schmutzigen Kinderschar im Hof ausmachen. Sie fing an, Nardie auf Distanz zu halten, wenn Besuch kam.

Wenn Nardie nun die Stufen hinaufstürmte und »*Amaye!*« rief, antwortete sie nicht mehr mit einem zärtlichen »*Abet?*«, sondern zeigte ihr die kalte Schulter und sagte: »Nicht jetzt, Nardos.«

Dafür entschädigte sie sie nachts, wenn sie beide allein waren. Sie war diejenige, die Nardos das niedliche Nachthemd anzog und sie dabei kitzelte und knuddelte; es waren ihre besonderen Augenblicke, wenn sie zusammen auf Haregewoins Bett saßen. Sie las Nardos vor und zeigte ihr die Buchstaben des *fidele*, des Alphabets. Nardos liebte es, ihre Hand an Haregewoins Ausschnitt zu legen, ihr Gesicht dagegenzudrücken und tief einzuatmen; sie roch gern den Hauch von Parfüm, der dort haftete, und im Tausch drückte sie ihr einen zarten Kuss darauf. Wenn Nardos in Haregewoins Bett wartete und Haregewoin nicht kam, weil sie in dem

kleinen Zimmer, das ihr als Büro diente, beim Licht der Schreibtischlampe sitzen geblieben war, um Akten durchzusehen und Konten zu prüfen, dann machte sich Nardos auf die Suche nach ihr.

»*Nay*, komm, *Maye*«, sagte sie. »Wir wollen uns hinlegen und ›Ah, ah, ah‹ machen.«

Spätabends also, wenn die Büroarbeiten endlich erledigt waren und alles schlief, dann legte Haregewoin ihre Lesebrille ab, rieb sich die Augen und schleppte sich die Stufen zu ihrem Zimmer hoch, um sich neben ihrer Kleinen ins Bett zu legen.

46

Haregewoin und Nardos wurden mitten in der Nacht durch die heiseren Schreie eines Jungen geweckt. Er musste Schmerzen haben und rief: »Nein, nein, halt, Hilfe! Bitte helft mir doch!«

»O Gott«, rief Haregewoin. Sie sprang aus dem Bett, stolperte die Treppe hinunter, rannte über den Hof und auf der anderen Seite die Treppe zum Haus der Jungen hinauf. Im Hauptraum reihten sich die Betten aneinander, auf jedem eine gestreifte Wolldecke.

Wasihun, dreizehn, saß auf seinem niedrigen Bett. Sein rotleckiges Gesicht war tränenüberströmt, er schrie: »Er ist zu mir ins Bett gekommen! Er ist in meinem Bett! Er hat wie mit einer Frau mit mir geschlafen!«

Anklagend deutete er mit zitterndem Finger auf Sirak. Sirak, vierundzwanzig, stammte aus dem Viertel, in dem Haregewoin und die Kinder früher gewohnt hatten; er arbeitete für Haregewoin im Tausch gegen Essen und einen Platz zum Schlafen. Jetzt stand er zwischen den Betten, in T-Shirt und grauen Jogginghosen.

»Er hat mein Gesicht festgehalten, und ich habe keine Luft mehr bekommen!« Wasihuns Gesicht begann anzuschwellen.

Haregewoin setzte sich neben ihn und wollte ihn umarmen, aber Wasihun stieß sie heftig beiseite und schrie: »Er hat mir wehgetan!«

Die Jungen im Zimmer setzten sich in ihren Betten auf; sie starrten zu ihnen herüber, und die kleineren fingen vor Angst an zu weinen. Im Säuglingszimmer im Haupthaus brachen die Babys in Geschrei aus. Das Licht im Schlafzimmer der älteren Mädchen zwischen dem Säuglingszimmer und Haregewoins Zimmer ging an. Verwirrt und durcheinander rannte Haregewoin zurück ins Haupthaus und kehrte mit zwei schreienden Babys auf dem Arm zurück zu den Jungen. Sirak stand wie erstarrt da, den Mund zum Protest geöffnet, die Hände zum Zeichen seiner Unschuld leicht vorgestreckt, aber er sagte nichts.

Andere Jungen drängten sich um Wasihun, der sein Gesicht in den Armen vergraben hatte und laut schluchzte. Alle blickten auf Haregewoin.

Ein Grüppchen älterer Mädchen - barfüßig, mit zerzausten Haaren und in Nachthemden - schauten zur Tür herein. Miniya, eine Betreuerin, die im Mädchenschlafzimmer auf einem Feldbett schlief, stand hinter ihnen im Hof.

Wenigstens dieses Problem konnte Haregewoin lösen. »Ihr alle! Zurück ins Bett! Und zwar sofort!«, brüllte sie, und sie stoben davon.

»Du auch«, sagte sie ernst zu ihrer Kollegin Miniya, und die Frau nickte und ging.

»Warte«, rief Haregewoin ihr nach. »Nimm die beiden mit.« Sie reichte ihr die zwei weinenden Babys. Sie konnten das Heulen der anderen Babys aus dem Säuglingszimmer hören.

»Beruhigt euch, beruhigt euch wieder«, sagte sie zu den Jungen. »Geht zurück in eure Betten. Alles ist in Ordnung, schläft jetzt. Ich bin ja hier. Es war alles nur ein böser Traum. Geht wieder schlafen.«

»Und was ist mit ihm!?«, schrie Wasihun und hob sein verschwollenes, tränennasses Gesicht von den Armen. »Es war kein böser Traum! Er hat mir wehgetan!«

»Sirak wird heute Nacht draußen schlafen. Wir sollten jetzt alle wieder ins Bett gehen. Morgen früh werden wir reden. Morgen wird es uns besser gehen. Legt euch jetzt alle wieder hin. Es ist vorbei.« Die kleinen Jungen legten sich hin. Sirak drehte sich um und ging langsam hinaus. Haregewoin machte das Licht aus und lief hinüber ins Haupthaus. Im Säuglingszimmer waren sämtliche Babys wach, sie waren völlig verwirrt und nass und schrien wie am Spieß; die Älteren standen in ihren Gitterbetten und rüttelten an den Stäben. Miniya ging zwischen den Bettchen hin und her und versuchte, sie wieder hinzulegen. »Ich mach das schon«, sagte Haregewoin. »Bring mir nur bitte ein paar Fläschchen.«

»Was war da los?«, fragte Miniya.

»Nur ein böser Traum«, sagte Haregewoin.

Sie brauchte zwei Stunden, um den Babys die Windeln zu wechseln, sie zu füttern und in den Schlaf zu wiegen. Dann schlief sie selbst auf einem Stuhl ein, ein Baby auf dem Schoß.

Es dämmerte bereits.

Am Morgen merkte sie, dass sie Angst hatte, über den Hof zu gehen und bei den Jungen hineinzusehen, Angst, dass Wasihun noch immer wach dalag und auf sie wartete, um sie mit verletzten, rot geweinten Augen anzusehen.

Deswegen ging sie nur bis zur Treppe zum Schlafraum der Jungen und rief ihnen zu, sie sollten sich für die Schule fertig machen. Wasihun kam nicht heraus.

Als die älteren Kinder weg waren, rief sie die Betreuerinnen zusammen. Alle hatten den Aufruhr in der Nacht mitbekommen, alle wussten von den Beschuldigungen. Sirak betrat ihr Zimmer und stellte sich mit dem Rücken an die Wand, hinter die anderen, so als ob auch er hier wäre, um zu hören, was Haregewoin zu sagen hatte.

»Du«, sagte sie zu Sirak.

Ein Jahr zuvor hatte Siraks aidskranke Mutter kurz vor ihrem Tod nach Haregewoin geschickt, die sie vom Sehen aus dem Viertel kannte. Die ehemalige Marktfrau konnte sich kaum mehr bewegen. Nur ihre Lippen bewegten sich, während Gesicht und Körper völlig erstarrt waren. Die Augen blickten an die Decke der Hütte. Haregewoin beugte sich tief zu ihr hinunter.

»Passen Sie bitte auf meinen Sohn auf«, flüsterten die grauen Lippen. »Er hat niemanden mehr. Bitte. Nehmen Sie ihn. Er ist ein guter Junge. Bitte. Nehmen Sie ihn.«

Haregewoin hatte die kalten Hände der Frau umfasst. »Ja, natürlich, meine Liebe, ja, ich werde ihn nehmen.«

Sirak hatte ihr Freude bereitet. Er war ein angenehmer, bescheidener junger Mann mit einem dicken braunen Haarschopf und einem dünnen Oberlippenbärtchen. Er hatte die Schule nur bis zur dritten Klasse besucht, aber er arbeitete schwer und war sehr bemüht. Er rauchte nicht, kaute kein *chat* (ein leichtes Halluzinogen) und trank nicht. Abends hörte sie ihn immer draußen mit den Wäschezubehören hantieren. Er war glücklich hier. Er mochte die Kinder. Auf dem alten Hof hatte er in eine Decke gewickelt auf dem blanken Erdboden geschlafen. Hier hatten sie mehr Platz, und sie hatte ihm gesagt, er könne sich im Schlafraum der Jungen ein Bett aussuchen. Die Jungen schienen ihn zu mögen. Sie hätte niemals einen Mann in den Schlafraum der Mädchen gesteckt, aber es war ihr nicht in den Sinn gekommen, dass sie die

Jungen dadurch in Gefahr bringen könnte. Sie hätte sich nie vorstellen können, dass so etwas möglich war, hatte kaum jemals von so etwas gehört, wusste es nicht einmal zu benennen.

»Was ist letzte Nacht passiert?«, fragte sie ihn.

»Nichts, *Waizero* Haregewoin«, stotterte er. Er rang die Hände. Mehr hatte er nicht zu sagen.

»Nein, es war nicht nichts. Sag mir, was passiert ist.«

»Wasihun hat das nicht zum ersten Mal gemacht! Er hat mir erzählt, dass er das schon mal gemacht hat, da, wo er vorher war, hat er es schon mal gemacht.«

Sie war wütend. »Ich habe dich nicht gefragt, was Wasihun gemacht hat. Ich habe dich gefragt, was du gemacht hast.«

Er rang die Hände, er blickte gehetzt durch das Zimmer; er sah die anderen an, hoffte, einen aufmunternden Blick von seinen Kollegen zu erhaschen, aber alle wichen seinen flehenden Augen aus.

»Sirak, du musst mir die Wahrheit sagen.«

Er stand mit hilflosem Blick und offenem Mund vor ihr.

»Wenn du mir nicht die Wahrheit sagst, muss ich die Polizei rufen.«

Er blieb stumm. Sie setzte sich wieder und streckte die Hand nach dem Telefonhörer aus.

In diesem Moment klappte er zusammen. Er sank auf die Knie, reckte die Arme gen Himmel und fing an, unverständliche Worte hervorzustoßen. Einige glaubten zu hören, wie er sagte: »Ich hab's getan! Ich hab's getan!« Andere erinnerten sich dagegen daran, dass er protestierte und rief: »Warum bringen Sie solche Schande über mich?«

Er rappelte sich hoch, Tränen schossen ihm in die Augen, und er sank noch einmal auf die Knie. Er warf sich vor ihr auf den Boden, stand auf, schlenkerte wild mit den Armen und sank erneut mit dem Gesicht nach unten auf den Boden.

Alle waren entsetzt und wichen zurück. Er gebärdete sich, als hätte er einen Anfall. Plötzlich stand Sirak auf, seine Haare noch wirrer als sonst; er drehte sich hierhin und dorthin, völlig

orientierungslos, dann entdeckte er die Tür und lief aus dem Zimmer. Er sprang die Treppe hinunter, rannte über den Hof, riss das Tor auf und eilte hinaus.

Haregewoin stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Einige der Anwesenden atmeten hörbar aus. »Er wird nicht mehr zurückkommen«, erklärte Haregewoin. »Wenn er es versuchen sollte, darf ihn niemand hereinlassen. Aber er wird nicht zurückkommen.«

»Wirst du die Polizei rufen?«, fragte Miniya. Sie arbeitete seit vier Jahren für Haregewoin und kannte sie schon aus früheren Zeiten, als Haregewoins Mann noch gelebt hatte. Miniya war in mittlerem Alter, hatte langes, dickes, glattes Haar, das sie zu einem Knoten geschlungen trug. Die Männerwolljacke, die sie anhatte, verbarg ihre ausladenden weiblichen Rundungen. Beim Gehen steckte sie die Hände in die Jackentaschen, und um ihren Hals hing eine Lesebrille an einer Kette; sie ließ sich von allen Helferinnen am wenigsten von Haregewoin einschüchtern, war die Einzige, die sich ihr als ebenbürtig empfand.

»Warum?«, rief Haregewoin. »Er ist weg! Er ist weg, und das ist das Wichtigste!«

»Aber die Polizei sollte Bescheid wissen.«

Jetzt wurde Haregewoin wütend. »Er ist weg und damit Schluss. Sonst gibt es nur Gerede. Ich bitte euch alle, außerhalb dieser vier Wände nicht darüber zu sprechen. Wer weiß, ob überhaupt etwas passiert ist?«

»Egal«, sagte Miniya, »ich finde trotzdem, dass die Behörden Bescheid wissen müssen, Haregewoin. Die Polizei soll den Fall untersuchen und die Wahrheit herausfinden.«

»Möchtest du etwa, dass ich meine Lizenz verliere? Dass das Heim geschlossen wird? Die Kinder weggebracht werden?« Haregewoin funkelte ihre Leute an. Sie schüttelten den Kopf, senkten den Blick. Nur Miniya sah ihr offen ins Gesicht.

»Gut«, fuhr Haregewoin sie an. »Dann war es das also. Schluss damit. Es gibt Wichtigeres als diesen Mann, über das wir uns den Kopf zerbrechen müssen. Wir wollen nie wieder über die Angelegenheit sprechen. Geht an die Arbeit.«

Miniya vergrub die Hände in den Jackentaschen und verließ mit nachdenklich gesenktem Kopf das Zimmer.

Sie konnte nachvollziehen, warum Haregewoin am liebsten so getan hätte, als wäre nichts vorgefallen. Vielleicht würde es ihr nicht anders gehen, wenn es *ihre* Organisation wäre, der öffentliche Schande und Verbot drohen, wenn es *ihr* Name wäre, der im Mittelpunkt eines Skandals stände. Dennoch war sie überzeugt (aus der Sicherheit der Anonymität heraus, der Sicherheit, nicht die Chefin zu sein), dass Haregewoin die Verantwortung für das, was passiert war, übernehmen und es melden sollte.

Haregewoin hatte noch nie davon gehört.

In einem Land, in dem Homosexualität kriminalisiert und mit Gefängnisstrafen belegt wird, findet das Leben von Schwulen nur im Verborgenen statt. Wie Haregewoin war die Mehrheit der Äthiopier der Ansicht, dass es in Äthiopien keine Homosexuellen gab, dass das eine typisch westliche Erscheinung war, eine Krankheit unter Weißen, die es hierzulande nicht gab.

Dabei hatte das Geschehen in Haregewoins Heim weniger mit Homosexualität unter Äthiopiern zu tun, als mit einem Verbrechen, einem Fall von Kindesmissbrauch.

Wenn Sirak eines ihrer Mädchen vergewaltigt hätte, wäre sie empört gewesen, sie hätte die Polizei gerufen und auf seine Verhaftung gedrungen. Aber das wäre etwas Normales gewesen, ein typisches Verbrechen, eine unglückliche Episode.

Siraks Verbrechen dagegen schien ein Verbrechen wider die Natur zu sein, ein Verbrechen, das so schrecklich war, dass man nicht darüber sprechen konnte. Der Ruf ihres Hauses wäre für immer ruiniert, wenn die Leute erführen, dass hier ein homosexueller Geschlechtsakt stattgefunden hatte. Sie war überzeugt, dass Sirak hingerichtet würde, wenn sein Verbrechen bekannt würde. Sie war überzeugt, dass sie öffentlich gebrandmarkt wäre und man ihr all ihre Kinder wegnehmen würde.

Als ihre Helfer an diesem Morgen ihr Zimmer verließen, zitterte sie am ganzen Leib. Sie hätte gern jemanden um Hilfe gebeten, aber es gab niemanden. Sie bebte so sehr, dass ihr schlecht wurde, als hätte sie die Seekrankheit.

Sie ging langsam zum Schlafraum der Jungen, und wie sie befürchtet hatte, war Wasihuns Bett nicht leer.

»Heute keine Schule, Wasihun?«, fragte sie gewollt munter.

Er hatte die Decke über den Kopf gezogen. Er lag auf der Seite, mit dem Gesicht zur Wand und antwortete nicht.

»Das ist in Ordnung«, sagte sie freundlich. »Bleib heute ruhig hier, das wird dir guttun. Morgen kannst du alles nachholen.«

Als sie keine Antwort erhielt, wurde ihr klar, dass sie einen zu unbeschwerten Ton angeschlagen hatte.

»Wasihun, mein Schatz«, versuchte sie es noch einmal mit sanfterer Stimme. Sie legte eine Hand auf seine Schulter. Wütend schüttelte er sie ab.

»Hast du Hunger?«

Er antwortete nicht.

»Soll dir der Koch ein bisschen Reis bringen?«

Er antwortete nicht.

»Wie... wie geht es dir?«

Mit leiser Stimme, die noch durch die Decke gedämpft wurde, sagte er: »Schlecht.«

»Hat dich Sirak wirklich angefasst?«

»Das habe ich dir doch schon gesagt«, hörte sie die gedämpfte Stimme. »Ich hab dir doch gesagt, was er getan hat.«

»Hast du dich gewaschen?«

»Nein.«

»Ich hole dir Seife und ein Handtuch. Dann kannst du dich waschen.«

Das tat er.

Aber danach ging er gleich wieder ins Bett und wollte auch nicht mehr aufstehen. Als die Kinder aus der Schule kamen und sich um Wasihuns Bett versammelten, wollte er weder spielen noch mit ihnen reden. Er rührte sich unter der Decke nicht. Am späten Nachmittag stand er kurz auf, um aufs Klo zu gehen; Haregewoin lächelte ihm von einem Stuhl auf der Terrasse aus zu, aber er funkelte sie nur zornig an.

Was erwartet er bloß von mir?

»Er will zu einem Arzt. Er will, dass du ihn zum Arzt bringst«, sagte Miniya.

»In ein paar Tagen wird es ihm schon besser gehen«, sagte Haregewoin.

Sie sprach mit Wasihun in einem Ton, als wäre er ein Schulschwänzer und sie seine nachsichtige Mutter. »Na? Heute wieder keine Lust, Wasihun?«, zwitscherte sie am nächsten Morgen. »Ich wette, ich kann hier im Haus einige Aufgaben für dich finden, die dich wünschen lassen, du wärst in der Schule.«

»Wenn du meine Mutter wärst, dann würdest du mich zum Arzt bringen«, sagte er unter der Decke.

Sie räumte im Zimmer herum und tat so, als hätte sie ihn nicht gehört.

Er lag wieder still da, das Gesicht zur Wand gedreht.

Die Geschichte wurde noch schlimmer.

Zwei weitere Jungen wandten sich an Miniya.

»Mit uns hat er dasselbe gemacht«, sagte einer.

»Sirak?«, flüsterte sie.

»Ja«, sagte der Vierzehnjährige. »Er hat mit uns geschlafen wie ein Mann mit seiner Frau.«

»Er hat gesagt, dass wir nichts davon erzählen sollen, sonst würde er uns etwas antun«, sagte der Zwölfjährige.

»Haregewoin, da sind noch zwei«, sagte Miniya leise in der Abenddämmerung auf der Terrasse.

O Gott, o Gott, wo soll das enden?

»Ich hatte keine Ahnung«, zischte Haregewoin. »Wie hätte ich das denn wissen sollen? Ich wusste ja nicht einmal, dass es das gibt!«

»Natürlich hast du das nicht wissen können«, sagte Miniya beruhigend. »Ich habe ja auch nichts davon gewusst.«

Aber Miniya ließ es nicht dabei bewenden. »Die Frage ist nur, was wir jetzt tun sollen?«

»Jetzt? Was soll man denn jetzt noch groß machen? Der Mann ist weg. Er wird sich nie mehr hier blicken lassen. Den Jungen kann nichts mehr passieren.«

Miniya erwiderte nichts darauf, sondern presste nur die Lippen aufeinander. Sie presste sie auf eine Weise aufeinander, die Haregewoin sagte: *Du weißt, dass es damit nicht erledigt ist. Du musst der Polizei sagen, was passiert ist. Du musst die drei Jungen zum Arzt bringen.*

Haregewoin sah Miniyas verkniffene Lippen, über die kein Wort kam, aber sie tat so, als würde sie nicht verstehen. Sie stand auf und rief den Kindern, die in der Einfahrt Völkerball spielten, zu: »Schlafenszeit! Macht euch fertig!«, und klatschte dabei in die Hände.

Sie wusste, dass Miniya sie beobachtete und auf ein Zeichen des Einverständnisses von ihr wartete. Aber sie gab dieses Zeichen nicht. *Damit setzen wir alles aufs Spiel, dachte sie. Wir werden alles verlieren. Wir werden alle Kinder verlieren, wenn das bekannt wird. Ich werde meine Lizenz und meinen guten Ruf verlieren. Man wird uns die Kinder wegnehmen. Sirak wird ins Gefängnis kommen. Warum sollten wir so viel Durcheinander und Leid verursachen?*

Am nächsten Tag sagte sie sich: *Ich bin die Chefin, und das bin ich deshalb, weil ich stets bei allem an die Folgen denke. Sie will, dass ich wie ein kopfloses Huhn herumrenne und mit den Flügeln schlage. Aber wozu? Der Mann ist weg. Die Jungen sind in Sicherheit. Das ist es, was zählt. Wegen dieser einen Sache kann ich doch nicht alles, was ich aufgebaut habe, in Gefahr bringen.*

Miniya mied sie, wo es ging. Es war unerträglich für Haregewoin. Früher standen sie den ganzen Tag über mit verschränkten Armen da und plauderten und lachten, während sie auf die Kinder aufpassten.

Daher platzte Haregewoin eines Nachmittags aus heiterem Himmel heraus: »Glaubst du nicht, dass die Polizei uns die Kinder wegnehmen wird, wenn ich mit dieser Geschichte, von der ich nicht einmal weiß, ob sie stimmt, zu ihnen gehe?« Sie sprach in flehendem Tonfall, appellierte an Miniyas weiches Herz, hoffte auf ihr Verständnis.

»Dann geh nicht zur Polizei, aber geh wenigstens zum Arzt«, erwiderte Miniya. »Jeden Tag fragen mich die Jungen, warum du sie nicht zum Arzt bringst. Die Jungen haben Angst« - sie senkte ihre Stimme - »dass er sie mit HIV infiziert hat.«

»Das ist doch lächerlich!«, schimpfte Haregewoin. »Ich will nichts mehr davon hören. Ich habe ein für alle Mal genug von dieser Geschichte. Es ist abscheulich und schrecklich, und es ist

nicht gut, wenn die Kinder an so etwas denken. Es reicht, verstehst du? Du ermutigst sie noch, aber sie sollen damit aufhören. Warum kommen sie damit überhaupt zu dir und nicht zu mir?«

»Sie sagen, dass du ihnen nicht hilfst.«

»Du wiegelst sie auf. Du verzärtelst sie. Die beiden anderen, von denen du mir erzählt hast, gehen schließlich immer noch in die Schule und liegen nicht nur herum wie Wasihun.«

»Dereje ist heute zu Hause geblieben.« Das war der Zwölfjährige.

»Er ahmt nur Wasihun nach«, rief Haregewoin am Ende ihrer Geduld. »Schuld daran ist, dass wir Wasihun gegenüber zu nachsichtig waren. Du musst zu ihnen sagen: ›Seid stark. Was vorbei ist, ist vorbei.‹ Und jetzt will ich nichts mehr davon hören.« Sie lief die Treppe zu ihrem Zimmer hoch und warf die Tür hinter sich zu. Dort setzte sie sich aufs Bett und fing wieder an zu zittern.

Dem ältesten der Jungen, dem Vierzehnjährigen, merkte man nichts an. Er ging zur Schule, hatte gute Noten, kam nach Hause und half bei der Hausarbeit. Sie mochte diesen fröhlichen Jungen sehr. »Zelalem«, sagte sie eines Tages. »Sag, hat er dir jemals wehgetan?«

»Nein, *Waizero* Haregewoin!«, rief er und blickte sie mit weit aufgerissenen Augen unschuldig an.

»Hat dich Sirak belästigt?«

»Nein, Madam.«

»Er hat diese schlimme Sache nicht mit dir gemacht?«

»Nein, *waizero*.«

»Glaubst du... glaubst du, es stimmt, was Wasihun sagt?«

»Wasihun ist ein Dummkopf.«

»Kann ich irgendetwas für dich tun? Brauchst du irgendetwas?«

»Nein, *waizero*, es geht mir gut.«

Aber Wasihun und Dereje gaben nicht auf. Wenn sie morgens aufstanden, dann zogen sie übertrieben ein Bein nach. Sie setzten Miniya zu: »Warum bringt sie uns nicht ins Krankenhaus?«

Eines Tages, als Haregewoin mit einem Arm voll Wäsche über den Hof eilte, hatte sie das Gefühl, beobachtet zu werden; Wasihun lungerte mit nacktem Oberkörper auf der Treppe zum Schlafraum der Jungen herum.

»Du bist nicht meine Mutter«, sagte er leise.

Sie hatte ihn gehört, ging aber auf dem Weg zwischen den Häusern zu den Wäscheleinen weiter.

Einige Tage später stand Dereje wieder auf und ging in die Schule, nachdem er festgestellt hatte, dass er sich nur langweilte, wenn er den ganzen Tag zu Hause blieb.

Weitere drei Tage später verließ auch Wasihun mürrisch sein Bett, spritzte sich Wasser ins Gesicht, zog seinen Schulpullover an, strich sich die Haare glatt und ging ebenfalls wieder zum Unterricht. Aber beide Jungen blieben ihr gegenüber unversöhnlich. Immer wenn sie an ihnen vorbeiging, warfen sie sich einen Blick zu. Jetzt war es an ihr, unschuldig die Augen aufzureißen und sich zu fragen: *Ich? Was habe ich denn falsch gemacht?*

Es wurden immer neue Anschuldigungen gegen Haregewoin erhoben.

Sie büßte ihre Beliebtheit ein.

Als Haregewoin sich in höheren Sphären zu bewegen begann - Besucher von ausländischen Botschaften und Vertreter weltweit operierender NGOs begrüßte, deren schicke Geländewagen vor ihrem Tor hielten -, bemerkten einige alte Bekannte an ihrem Wesen plötzlich eine gewisse Eigennützigkeit. Auf einmal glaubte man, dass sie alles, was sie zu erreichen versucht hatte, nur für sich getan hatte. Als sie ins Straucheln geriet, waren diese und andere Leute zur Stelle, um ihr dabei zuzusehen oder ihren Fall sogar noch zu beschleunigen.

Als Erstes wandten sich die Frauen aus der Nachbarschaft gegen sie - HIV-positive Weberinnen, mit denen Haregewoin ihr Essen teilte und deren Arbeiten sie in ihrem Haus und auf ihrer Reise zum Verkauf angeboten hatte. Sie meinten, sie wäre aus Amerika als reiche Frau zurückgekehrt. Als Besitzerin (so dachten sie) von drei Häusern (die gemietet waren) und eines Kleinbusses (gebraucht gekauft) musste sie auf einem riesigen Sack Geld sitzen.

»Sie hat unsere Tücher und Schals verkauft und uns nur einen Teil des Geldes, das sie dafür bekommen hat, gegeben«, erzählten sie einander. »Sie nutzt uns aus.«

»Das Haus in der Gojam-Straße«, sagte eine, die es gesehen hatte. »Das ist das Haus einer reichen Frau.«

Einige gingen zum *kebele*, um sich über Haregewoin zu beschweren: »In Amerika haben viele Leute unsere Stoffe gekauft und mehr davon bestellt, aber sie hat uns nicht das ganze Geld gegeben.«

Andere, die nach einer Erklärung für ihren Wohlstand und ihren Status suchten, fragten sich, ob sie die Kinder, die sie vor ihrem Tor fand, verkaufte. Weil es schwer vorstellbar war, dass man nur von *Tüchern* so reich werden konnte.

Für diese Verdächtigungen gab es keine Bestätigung, aber der Argwohn nahm weiter zu. Hinter dem glänzenden Stahltor mit der Messingfassung, hinter der schönen Steinmauer

musste etwas Dubioses vor sich gehen. Wenn Haregewoin durch das Viertel fuhr, hoch oben neben dem Fahrer auf dem Beifahrersitz des Kleinbusses thronend, sahen die armen Frauen aus der Nachbarschaft nicht länger mit Wohlgefallen hinter ihr her. Sie verbirgt etwas, dachten sie.

Dann riefen die verworrenen Lebensumstände einer unverheirateten jungen Mutter, eines Mädchens von der Straße, das ich Beza nennen will, und ihres Kindes das Interesse der Behörden an Haregewoin wach, und es endete nicht gut. Die komplizierte Geschichte bekam in den Köpfen derer, die Haregewoin Teferra nicht mehr glaubten und ihr misstrauten, einen hässlichen Unterton.

Beza war siebzehn und hatte kein Dach über dem Kopf, als sie Tarikwa zur Welt brachte. Eine Organisation in Addis Abeba, die sich um obdachlose Jugendliche kümmerte - ich will sie Forward Ethiopia nennen -, half Beza und nahm das Kind in ihre Obhut. Aber Forward Ethiopia hatte kein eigenes Haus, in dem sie Kinder in Pflege nehmen konnten, daher brachten sie die vier Wochen alte Tarikwa am 4. Februar 2005 zu Haregewoin.

Als der Vertreter der spanischen Adoptionsagentur um die Erlaubnis bat, Eltern für die kleine Tarikwa zu suchen, freute sich Haregewoin und dankte dem lieben Gott.

Zwei Wochen später traf ein Ehepaar, beide Ende dreißig, aus Spanien ein, um das Baby kennenzulernen. Sie nahmen sich gemeinsam mit dem Kind ein Zimmer im Ghion Hotel. Wie bei allen legalen Adoptionen mussten sie bei einer dem Ministerium für Arbeit und Soziales zugeordneten Behörde vorstellig werden, damit man ihnen dort die offizielle Genehmigung zur Adoption des Kindes erteilte.

Forward Ethiopia bekam Wind davon und intervenierte sofort. Die Organisation trat für die Wiederzusammenführung von Familien ein und war strikt gegen Adoptionen ins Ausland. Forward Ethiopia informierte Haregewoin und das Ministerium, die Mutter des Säuglings sei »ein obdachloses Mädchen und möchte, laut eigener Aussage, für ihre Tochter die Unterstützung eines hier ansässigen Waisenhauses in Anspruch nehmen, da sie finanziell nicht dazu in der Lage ist, sie selbst aufzuziehen, und nicht will, dass sie ins Ausland kommt«.

Eine Frau von Forward Ethiopia nahm an der Anhörung teil und legte Widerspruch gegen den Adoptionsantrag ein. Im Namen der *ersten* Pflegeeinrichtung, in der Tarikwa untergekommen war, Forward Ethiopia, verweigerte sie die Zustimmung zur Adoption.

Mit leeren Händen und völlig verstört, verließ das spanische Paar das Gebäude, den zusammengeklappten Buggy hinter sich herziehend. Die Frau von Forward Ethiopia fuhr mit Tarikwa in einem Taxi davon.

Auch Haregewoin verschwand von der Bildfläche.

Aber zwei Tage darauf klopfte Beza, die junge Mutter, an Haregewoins Tor. Sie trug die kleine Tarikwa in einem Tuch auf dem Rücken.

»Bitte, *waizero*, bitte, Sie müssen sie nehmen. Sehen Sie mich an. Ich habe nichts. Sie wissen, wie ich lebe. Warum haben Sie mir meine Tochter zurückgegeben?«

»Forward Ethiopia hat dir deine Tochter zurückgegeben?«, fragte Haregewoin verwundert. »Ich dachte, sie wollten sie behalten.«

»Sie haben sie mir gebracht und mir vier Birr gegeben, damit ich ihr etwas zu essen kaufen kann.«

Das Mädchen war schmal, ihre Haare wurden von einem eng um den Kopf gewickelten, schmutzigen Tuch verdeckt. Aber das Baby lächelte strahlend und war sehr hübsch. »Sie trinkt zu viel«, sagte Beza. »*Waizero*, bitte geben Sie sie diesen Eltern zurück.«

»Das kann ich leider nicht«, sagte Haregewoin. »Sie ist nicht mehr in meiner Obhut. Aber du kannst ihnen das Kind geben«

Haregewoin rief das spanische Paar im Hotel an: »Vielleicht findet alles doch noch ein glückliches Ende für Sie.«

Beza diktierte einen förmlichen Brief, der an Haregewoins Organisation gerichtet war. Er ist auf den 17. Februar 2005 datiert und lautet wie folgt:

Ich, die Antragstellerin [Beza], ... erhielt von einer Organisation namens [Forward Ethiopia] Hilfe und erkläre hiermit, dass ich früher auf der Straße lebte und zu der Zeit, als ich bei dieser Organisation war, vergewaltigt wurde und ein Kind zur Welt brachte. Da ich nicht imstande bin, mein Kind selbst großzuziehen, ist festzuhalten, dass die Organisation [Forward Ethiopia] eine

andere Organisation [Atetegeb Worku Memorial Orphans Support Association] gebeten hat, mein Kind in ihre Obhut zu nehmen, und dass ich das Kind aus freien Stücken dorthin gegeben habe.

Da sie mir das Kind aus unbekanntem Gründen zurückgegeben haben und da ich über keinerlei Einkommen verfüge und weiterhin auf die Hilfe der Organisation [Forward Ethiopia] angewiesen bin, habe ich gehört, dass Sie das Kind einer ausländischen Familie zur Adoption gegeben haben. Da ich nun nicht möchte, dass meinem Kind diese Möglichkeit versagt bleibt und es das gleiche Schicksal erwartet wie mich, bitte ich Sie, das Kind den Ausländern zu überlassen, die es mir zurückgegeben haben.

Mit freundlichen Grüßen

gezeichnet

[Beza]

Am nächsten Tag trafen sich alle wieder im Büro der Adoptionsbehörde; die verängstigte junge Frau legte ihr Baby erneut in die Arme der Spanierin. Diese umarmte Beza, und beide standen eng umschlungen da und weinten.

Wieder war die Frau von Forward Ethiopia gekommen, um die Adoption zu verhindern.

»Die Mutter ist minderjährig, sie ist erst siebzehn«, sagte sie. »Sie ist zu jung, um ihre Erlaubnis zu einer Adoption ins Ausland zu geben.«

Die angehenden Eltern schlichen zum zweiten Mal fassungslos und traurig die Treppe des Gerichtsgebäudes hinunter und fuhren zurück in ihr Hotel. Sie buchten ihren Flug um, riefen ein Taxi und flogen heim nach Spanien.

Beza, die erneut unerwarteterweise das Baby in ihren Armen hielt, wandte sich noch in dem Büro an Haregewoin und gab es ihr, damit sie es mit nach Hause nahm. Das Ganze wurde langsam zu einer Art Hütchenspiel: unter welchem Hütchen wird die Murmel wohl als Nächstes liegen? Tarikwa war an diesem einen Tag aus den Armen von Haregewoin in die von Beza gewandert, dann in die der spanischen Eltern, von dort in die von Beza und schließlich wieder in die von Haregewoin, und das alles unter dem missbilligenden Blick der Frau von Forward Ethiopia.

Haregewoin nahm die kleine Tarikwa mit nach Hause.

Zwei Tage später erschien Beza, die leibliche Mutter, ein weiteres Mal vor Haregewoins Tor. »Ich würde gerne allein mit Haregewoin sprechen«, bat sie den Wachmann.

In Haregewoins Zimmer sagte sie mit leiser Stimme: »Schauen Sie mal, was ich habe.« Sie zog einen gefälschten Ausweis aus ihrer Tasche, dem zufolge sie zwanzig Jahre alt war.

»Jetzt können wir sie der Mutter und dem Vater aus Spanien geben«, sagte das Mädchen.

»Die beiden Spanier sind leider weggefahren«, sagte Haregewoin. »Aber Tarikwa geht es hier gut. Mach dir ihretwegen keine Sorgen. Du kannst sie besuchen, wann immer du willst. Lass sie einfach hier.«

Tarikwa entwickelte sich prächtig. Sie erwachte morgens in einem der weißen Kinderbettchen mit den bunten Mobiles unter hauchdünnen Moskitonetzen. Sie war sauber und gut genährt. Haregewoin tat nichts, um ein neuerliches Adoptionsverfahren in Gang zu setzen. Bestärkt von Haregewoin, kam Beza von Zeit zu Zeit und besuchte ihre Tochter.

Einige Wochen nach der Abreise des spanischen Paares erhielt Haregewoin einen Anruf vom städtischen Sozialamt, das für die Waisen in Addis Abeba zuständig war.

Forward Ethiopia hatte sich bei ihnen beschwert, dass Haregewoin es sehr eilig gehabt hätte, Tarikwa außer Landes zu bringen.

»Geben Sie Tarikwa an die Organisation [Forward Ethiopia] zurück«, ordnete das Sozialamt an.

»Glauben Sie, dass das dem Kind guttut?«, rief Haregewoin. »Erst bringt ihr sie hierhin, dann bringt ihr sie dorthin. Das ist nichts für ein Kind. Der Kleinen geht es hier gut; warum lassen Sie sie nicht in Ruhe? Ich werde das Baby jedenfalls niemandem geben«, sagte sie verärgert. »Die Mutter hat mir das Kind anvertraut; nur sie kann es wieder holen.«

Haregewoin dokumentierte jeden Schritt, selbst diese Weigerung, das Baby erneut Forward Ethiopia zu übergeben. Sie verfasste einen Brief an das Sozialamt, in dem es hieß:

Miss [Beza]... hat mit Unterstützung von [Forward Ethiopia] das Kind unserer Organisation übergeben, wie beurkundet, und uns gebeten, das Kind in unsere Obhut zu nehmen; das haben

wir getan, und es ist noch immer in der Obhut unserer Organisation, wo es seine Mutter ein Mal in der Woche besucht.

Wir hatten das Kind zuvor schon einmal übergeben, wie beurkundet, und es besteht kein rechtlicher Grund, es [Forward Ethiopia] zurückzugeben. Daher erklären wir hiermit, dass wir das Kind nicht aus den Händen geben werden. Wenn allerdings die Mutter erklärt, sich des Kindes wieder annehmen zu wollen, erklären wir, dass wir ihr das Kind unter Ihrer Aufsicht aushändigen werden.

Mit freundlichen Grüßen

gezeichnet

Haregewoin Teferra

Leiterin

Aber das Hütchenspiel ging noch weiter.

Im Mai 2005 kam Beza zu Besuch und sagte: »Bitte, *Waizero* Haregewoin, wenn ich darf, würde ich gerne mein Kind mitnehmen.«

»Wohin willst du es denn bringen?«

»Ich habe eine Unterkunft gefunden.«

»Gott ist gut«, sagte Haregewoin. Sie gab der Mutter mehrere Fläschchen, Decken, Strampelanzüge, Geld und schließlich Tarikwa. Über diesen Schritt verfasste sie einen kurzen Bericht und bat Beza um ihre Unterschrift.

Am 15. Mai 2005 unterschrieb die mittlerweile achtzehnjährige Beza vor Zeugen, dass sie ihr Kind erhalten habe:

Ich, Miss Beza..., bestätige mit meiner Unterschrift, dass ich meine Tochter Tarikwa, die ich am 17. 2. 2005 in das Atetegeb-Worku-Kinderheim gegeben hatte, wieder an mich genommen habe, entsprechend meinem heute eingereichten Antrag, auf Rückgabe meiner Tochter. Name der Empfängerin:

Miss Beza ...

Haregewoin und vier weitere an diesem Tag anwesende Erwachsene - ihr Buchhalter, ihr Anwalt, ihre Schwägerin Negede Tehaye Alemayhu und Miniya - bezeugten die Übergabe des Babys an seine leibliche Mutter mit ihrer Unterschrift.

Forward Ethiopia durfte sich bestätigt fühlen, dass sie so hartnäckig darauf bestanden hatten, das Kind im Land zu behalten, und Haregewoin war stolz auf die junge Mutter, dass sie die nötigen Mittel gefunden hatte, ihr Kind von nun an selbst großzuziehen.

Das hätte das Ende der Geschichte sein können.

Aber damit war das Misstrauen, das Forward Ethiopia und das städtische Sozialamt gegenüber Haregewoin hegten, nicht ausgeräumt.

Einige Monate, nachdem die kleine Tarikwa in einem Tuch auf dem Rücken ihrer Mutter Haregewoins Heim endgültig verlassen hatte, schrieb das Sozialamt einen Brief an Haregewoin, in dem es Auskunft über den Verbleib des Kindes verlangte.

Haregewoin schrieb einen förmlichen Brief zurück, dass die Mutter ihr Kind geholt habe.

»Finden Sie sie«, sagte man ihr. »Beweisen Sie es.«

Aber sie konnte Beza und Tarikwa nicht finden.

Das Sozialamt hielt das für einen Beweis eines Vergehens und beschuldigte sie: »Sie haben sie also doch nach Spanien gegeben.«

»Das habe ich nicht getan.«

»Wie viel Geld machen Sie auf diese Weise?«, wollten sie von ihr wissen.

Ist es überhaupt möglich, ein Baby auf die Weise außer Landes zu schmuggeln, wie diese Leute es unterstellen?, fragte sie sich. Wie hätten die Spanier mit einem äthiopischen Kind ohne Adoptionsurkunde und ohne Pass an der Sicherheits- und Passkontrolle vorbeikommen sollen?

Das schien völlig unmöglich zu sein.

Haregewoin ging das erste von vielen Malen zum Sozialamt, um ihren Fall vorzutragen. Sie legte das von Beza, ihr selbst und vier unbeteiligten Zeugen unterschriebene Dokument vor, in

dem stand, dass Beza ihr Kind Tarikwa von dem Atetegeb-Worku-Kinderheim zurückgefordert hatte.

»Das ist eine Fälschung«, sagte der Beamte und warf es auf den Schreibtisch.

Das Sozialamt hatte einer Reihe von Adoptionsagenturen mitgeteilt, dass Haregewoin Teferra des »Kinderhandels« verdächtigt werde und sie daher keine Adoptionen mehr in die Wege leiten könnte, bevor nicht für jedes Kind stapelweise Papiere beigebracht worden seien, daher wurden sämtliche Fälle, in denen eines von Haregewoins Kindern im Waisenhaus einer Adoptionsagentur wartete, auf Eis gelegt, was selbst für solche Fälle galt, in denen schon eine passende Familie gefunden worden war. Sämtliche Adoptionen wurden auf unbestimmte Zeit verschoben. Den wartenden Familien erklärte man, dass der »Waisenstatus« von Haregewoins Kindern ungeklärt sei und dass jeder einzelne Fall genau untersucht werden müsste.

Im Niemandsland des Internet hat alles ein langes Leben, ein erstes Leben und ein Nachleben und ein Leben nach dem Nachleben, hier kreisen die Gerüchte endlos vor sich hin. Wenn unablässige Wiederholung ein rechtmäßiger Ersatz für die Überprüfung von Tatsachen und deren korrekte Darstellung ist, dann hatte sich Haregewoin mittlerweile des hundertfachen Verkaufs von Säuglingen und Kinderhandels schuldig gemacht. »Habt ihr schon gehört«, tippten die Abonnenten von Adoptionsvermittlungs-Newslettern und Teilnehmer von Chatrooms in ihre Computertastaturen. »Ich will ja keine Gerüchte verbreiten, aber...«, »O Gott, da stimmt irgendetwas ganz und gar nicht...« Familien, die sämtliche Schritte eines komplizierten und zeitaufwändigen Adoptionsverfahrens hinter sich gebracht hatten und jetzt nur noch darauf warteten, dass man ihnen einen Gerichtstermin und ein Reisedatum nannte, wurde mitgeteilt, dass sie noch länger warten müssten, ohne dass man ihnen auch nur den geringsten Hinweis gab, bis wann. Die Sorge und Enttäuschung, die mit dieser unbestimmten Wartezeit verbunden war, und die Unsicherheit, ob die Adoption überhaupt jemals vollzogen werden konnte, all das wurde durch den Vorwurf des Kinderhandels natürlich nicht besser gemacht.

Das Internet schenkte den Anschuldigungen ein langes, ein ewiges Leben, aber auch die Art des Gerüchts an sich trug sicherlich einiges dazu bei. Die Geschichte des Verschwindens der kleinen Tarikwa und der Suche nach ihr - *Hat irgendjemand das Baby gesehen?* - ließ sich nur

schwer zusammenfassen, und sie war nicht einmal besonders interessant. Aber die Andeutung, dass hier »Kinderhandel« stattgefunden hatte, rief Angst und Empörung hervor, umgab das Ganze mit einem Geheimnis und machte es daher sehr viel aufregender und erzählenswerter.

Natürlich ist es von einem ethischen Standpunkt aus richtig und notwendig, dass eine Regierung bei allem, was Adoptionen betrifft, absolut korrekt vorgeht. Kinder zu verkaufen ist ein Verbrechen. Es ist ethisch nicht vertretbar, Kinder von ihren Ursprungsfamilien zu trennen, wenn diese sie behalten wollen. Das Sozialamt handelte also nur verantwortlich, wenn es Überprüfungen vornahm und eine Bestätigung verlangte, dass ein Kind in seinem Zuständigkeitsbereich tatsächlich Waise war.

Aber diese Geschichte - an der ein paar Beamte ein Exempel statuieren wollten - war an den Haaren herbeigezogen. Der Fall zog sich immer weiter hin, ohne dass eine Entscheidung in Aussicht stand. Hin und wieder wurde die Genehmigung erteilt, dass ein Kind von seiner wartenden ausländischen Adoptionsfamilie in Empfang genommen wurde; aber die meisten Kinder, die einmal bei Haregewoin gelebt hatten, hielt man zurück.

Das Wort Kinderhandel verfolgte Haregewoins Name bis in die Halbnsterblichkeit des Cyberspace und zirkuliert dort noch immer.

Miniya sprach kaum noch mit ihr. Und wenn, dann nur in knappen Sätzen und wenn sie ein konkretes Anliegen hatte: »Können wir den Kindern diese Woche Fleisch zu essen geben, oder bekommen sie nur Reis?«

Und wenn Haregewoin eine solche Eröffnung zu nutzen versuchte, um zu dem freundschaftlichen Ton, der einst zwischen ihnen geherrscht hatte, zurückzukehren, dann erwiderte Miniya ihr Lächeln nicht, sondern wandte sich ab. *Sie hat sich mit den Jungen gegen mich verschworen. Ich hätte nichts von alledem verhindern können. Sie gibt mir zu Unrecht die Schuld.*

Jetzt war es zu spät, sich wegen Sirak an die Polizei zu wenden. Sirak war verschwunden, und der Vorfall lag schon neun Monate zurück. Aber Wasihun verhielt sich nach wie vor abweisend ihr gegenüber. Wenn sie ihm über den Kopf streichen wollte, duckte er sich und verzog sich mit finsterer Miene.

Es ist alles schiefgegangen, dachte sie eines Nachts. Aber warum?

Miniya hätte es ihr sagen können. Miniya hätte gesagt: »Weil du dich wichtiger nimmst als die Kinder. Das Wunderbare an dir war früher, dass du die Fähigkeit hattest, jedes der Kinder zu lieben. Jetzt kennst du sie nicht einmal mehr. Und dann ist da ein Kind, das verletzt ist, Wasihun, und du willst es nicht zum Arzt bringen. Du stellst dich und deine Organisation über die Belange des Jungen. Du fragst mich: ›Aber soll ich deswegen alles aufs Spiel setzen? Soll ich alles, was ich aufgebaut habe, für diesen einen Jungen opfern?‹

Wenn du mich das fragen musst, dann ist mir das, was du aufgebaut hast, egal.«

Dann ging Miniya und forderte ihren restlichen Lohn. Haregewoin sagte dem Buchhalter, er solle Miniya jede Summe auszahlen, die sie noch zu bekommen glaubte, aber nichts konnte Minya über ihre Enttäuschung über Haregewoin hinwegtrösten.

In der Zwischenzeit verschärften sich die Anschuldigungen im Fall von Tarikwa. Das Sozialamt stürmte praktisch ihr Tor und verlangte zu wissen, was sie mit dem Kind angestellt, an wen sie es verkauft hätte.

Haregewoin hatte das Gefühl, die ganze Welt hätte sich gegen sie verschworen. Ihre Kinder - mittlerweile achtzig (fünfzig in dem großen Haus, dreißig in dem kleinen) - liebten ihre Betreuerinnen heiß und innig, aber ihr gegenüber waren sie gleichgültig. Einige waren nach Miniyas Weggang sehr traurig. Die Betreuerinnen beschwerten sich, dass Haregewoin ihnen zu wenig Geld gab, um die Kinder einzukleiden und für sie zu kochen, und dass ihr Lohn zu niedrig war. Die HIV-positiven Kinder sahen schrecklich aus - übersät mit Entzündungen, kaum noch Haare auf dem Kopf, manche waren bis aufs Skelett abgemagert. Sie hatte großes Glück mit den HIV-positiven Säuglingen gehabt - viele waren unter ihrer Obhut HIV-negativ geworden (in der Medizinersprache: es war eine Seroreversion eingetreten); das gab es nicht bei älteren Kindern, wie ihr nachträglich klar wurde. Das war reines Wunschdenken und fehl am Platz.

In den ersten Wochen war sie stolz auf ihren Kleinbus gewesen, den sie mit den Spenden aus Amerika erworben hatte. Sie saß hoch erhobenen Hauptes auf dem Beifahrersitz, drapierte sich ihr Tuch um die Schultern und genoss den kühlen Wind auf ihrem Gesicht und in den Haaren. Aber dann spürte sie die Blicke der Frauen aus dem Viertel, wenn sie durch das Tor fuhr, wie sie ihr unter halb gesenkten Lidern nachstarrten und dachten: *Wo ist unser Geld?*

»Haregewoin hilft uns nicht«, erzählten mir zwei dieser Frauen. Sie waren HIV-positiv und völlig mittellos. Eine war außerordentlich schön. »Es ist ihre Pflicht, uns zu helfen, und sie tut es nicht.«

»Ich bekomme nie genug zu essen«, sagte eine Frau mit schmalen Gesicht. »Und meine Mutter stirbt.«

Ich dachte, dass es keineswegs Haregewoins »Pflicht« war, ihnen zu helfen. *Sie tut das immer noch alles auf Freiwilligenbasis. Keiner unterstützt sie darin, andere zu unterstützen. Sie hat das Geld privat gesammelt; es kommt nicht vom Staat. Sie tut alles, was in ihrer Macht liegt, um zu helfen, aber ihr stehen nur begrenzte Mittel zu Verfügung. Sie kann niemanden aus seiner Armut befreien.*

Sie wussten von dem schönen zweistöckigen Haus in der Gojam-Straße; aber sie wussten nicht, dass es als Einnahmequelle dienen sollte (auch wenn Haregewoin damit fast kein Geld mehr machte, seit das Sozialamt so gut wie jede Adoption verhinderte). Sie hatten den Verdacht, dass sie dort ein geheimes Leben im Wohlstand führte. *Warum verkauft sie das Haus nicht?*, dachten sie angesichts ihres quälenden Hungers, angesichts des Hungers ihrer Kinder.

Ich erkundigte mich bei Haregewoin nach dem Haus in der Gojam-Straße.

»Ich habe es mit Unterstützung einiger europäischer Adoptionsagenturen gemietet«, sagte sie. »Ich schieße für die Miete des Hauses nichts aus den Spenden für die Kinder zu; es läuft über ein separates Konto. Ich habe es auch Leuten von der Behörde gezeigt - ich habe sie eingeladen. Ich wollte ihnen zeigen, auf welchem Weg ich für meine Kinderheime Geld verdiene, und sie waren sehr angetan von dem Projekt.«

Ich erkundigte mich bei Haregewoin nach den Frauen, die vor ihrem Tor standen und sich über sie beklagten und andere dazu brachten, sich auch über sie zu beklagen.

»Ich schicke ihnen mehrmals im Jahr Teff«, erzählte sie. »Ich lade sie an allen Feiertagen ein. Ich habe schon ein paarmal ihre Kinder aufgenommen. Letzten Monat hat mir eine von ihnen ihre Medikamentenrechnung gebracht, und ich habe ihr Geld gegeben, damit sie sie bezahlen kann.« Sie zeigte mir die Quittung.

Niemand hilft den armen Frauen. Niemand. Es gibt kein staatliches oder städtisches Amt, an das sie sich wenden und sagen könnten: »Ich habe Hunger.« In diesem Land gibt es Millionen

von Menschen, die nicht genug zu essen für sich und ihre Kinder haben. Mir wurde klar, dass Haregewoin die Einzige war, die jemals ihre Tür für sie geöffnet hatte, die jemals gesagt hatte: »Ich will sehen, ob ich euch helfen kann. Ich werde eine Zeitlang eure Kinder versorgen. Ich will sehen, ob ich eure Stoffe verkaufen kann. Kommt und feiert Weihnachten mit uns.«

Aber sie blieben arm, sie blieben krank und hungrig. Das musste Haregewoins Fehler sein.

Sie stehen nicht vor den Toren der reichen Leute - seien es Äthiopier oder Ausländer -, weil das keinen Sinn hätte. Die Wachleute der Reichen würden sie verjagen. Sie stehen hier und wettern gegen Haregewoin, weil sie sie hört.

Ebendiese Frauen schätzen mich, weil ich ihnen helfe, wenn ich zu Besuch komme. »Sie sind meine Mutter!«, rufen sie mir zu und küssen meine Hände, selbst wenn ich murmle, dass sie meine Hände nicht zu küssen brauchen und oh, oh, *bitte*, nicht auf den Boden werfen und meine Füße küssen. »Mama!« nennen sie mich (selbst Frauen meines Alters nennen mich so); es ist die Anrede, mit der sie ihre Hochachtung und ihren Dank ausdrücken, und es ist auch die Anrede, mit dem sie in mir ein dauerhaftes Gefühl der Verantwortung für sie wecken wollen.

Aber irgendwann wurde mir klar, wenn ich das ganze Jahr über in Addis Abeba leben würde, würden auch vor meinem Tor zornige, verbitterte, hungrige, kranke Frauen mit verkniffenen Lippen stehen und sagen: »Sie hilft uns nicht. Sie hat die Pflicht, uns zu helfen, und sie tut es nicht. Wenn sie uns wirklich helfen wollte, könnte sie ihre Koffer verkaufen, ihre amerikanischen Kleider und ihre Kamera und ihre Sonnenbrille.« Das bleibt mir im Gegensatz zu Haregewoin erspart, weil ich immer wieder wegfliegen kann.

Wasihun hatte einen neuen Freund.

Im Juni 2005 brachte ein ehrenamtlicher Helfer aus den USA auf seiner ersten Afrikareise Haregewoin einige Spenden und lernte bei ihr Wasihun kennen.

Der Mann, ein Psychologe Mitte vierzig, der auf sexuelle Traumata in der Kindheit spezialisiert war, stellte fest, dass der Junge unter Störungen litt. Er richtete es so ein, dass er jedes Mal Zeit mit Wasihun verbrachte, wenn er zu Haregewoin kam. Er bat Haregewoin um Erlaubnis, mit dem Jungen Ausflüge in die Stadt und sogar aufs Land machen zu dürfen. Er sagte, er wäre möglicherweise daran interessiert, Wasihun zu adoptieren.

Im Laufe dieser ausgedehnten Besuche erfuhr der amerikanische Psychologe von Wasihuns Missbrauch, sei es aufgrund von Schlussfolgerungen oder indem er dem Jungen eine Schilderung des Geschehens entlockte. Später erklärte er, dass Wasihun nicht ihm als Erstem davon berichtet hätte, sondern einem anderen Helfer.

Kinder, die von sexuellem Missbrauch berichten, sind bekanntermaßen oft keine verlässlichen Zeugen. In der juristischen und psychiatrischen Fachliteratur finden sich Belege dafür, dass ein Kind, das nie von einem Erwachsenen angefasst wurde, möglicherweise - mit einer gewissen Ermutigung - Geschichten erfindet oder bezeugt, in denen es nicht nur um sexuellen Missbrauch, sondern auch um Hexerei, Folter, erzwungene Abtreibung und/oder Tieropfer geht; Kindergärtner und Tagesmütter in den USA mussten deswegen schon ins Gefängnis.

Ein anderes Kind wiederum, das tatsächlich missbraucht wurde, schwört möglicherweise, dass nie etwas geschehen ist, weil es sich schämt.

Der amerikanische Psychologe hatte auf diesem Gebiet Erfahrung und war dazu imstande, das Vertrauen eines missbrauchten Kindes zu gewinnen. Da er sich allerdings in einem fremden Kulturkreis aufhielt, wusste er einiges vermutlich nicht richtig einzuschätzen.

Er hätte sonst vielleicht vorsichtiger reagiert, als ihm ein junger Äthiopier bereitwillig von homosexuellem Missbrauch berichtete, statt diesen zu verschweigen oder zu verleugnen, wie man es in einem Land, in dem Homosexualität gemeinhin als »Widerwärtigkeit« betrachtet wurde, durchaus erwarten könnte. Das heißt nicht, dass der Missbrauch nicht stattgefunden hatte; es heißt nur, dass man in der Deutung außerordentliche Vorsicht hätte walten lassen müssen, bevor man Dritten davon berichtete.

Der Psychologe befand sich in einer völlig fremden Umgebung. Er war während einer humanitären Mission auf einen Jungen getroffen, der dieselben Anzeichen von Verzweiflung an den Tag legte wie seine Patienten zu Hause. Er war völlig auf sich gestellt und sah sich gezwungen, zu improvisieren, wenn er dem Jungen helfen wollte.

Im Sommer und Frühherbst 2005 gelangte der amerikanische Psychologe zu der Überzeugung, dass die Vergewaltigung durch Sirak, von der Wasihun berichtete, kein Einzelfall in Haregewoins Heimen war, sondern dass sie regelmäßig Männern Besuche gestattete, in deren Verlauf die Kinder sexuell missbraucht wurden.

Wasihun korrigierte die Geschichte dahingehend, dass sie nur von einem Mann Geld nehme, einem Verwandten von ihr, und ihm gestatte, die Kinder zu vergewaltigen.

Wasihun erzählte dem Psychologen, dass dieser namenlose Verwandte im Laufe vieler Monate viele Jungen vergewaltigt hatte, dann, dass er in zwei aufeinanderfolgenden Nächten jeweils fünf Jungen vergewaltigt hatte, und dann, dass er fünf Jungen in einer Nacht vergewaltigt hatte, dann waren es drei Jungen in zwei Nächten und schließlich drei Jungen in einer Nacht des vorhergehenden Jahres, und dabei blieb er.

Der Amerikaner gewann den Eindruck, dass die Kinder bei Haregewoin geschlagen wurden und hungern mussten. Er vermutete, dass sie Angst vor ihr hatten. »Ich erkenne ein Trauma, wenn ich damit konfrontiert bin, und diese Kinder sind eindeutig traumatisiert«, sagte er. Er glaubte, Haregewoin führe das Leben einer wohlhabenden Frau in einem »Haus vor der Stadt, das eine halbe Million Dollar wert ist, mit Sauna, Jacuzzi und Dienerschaft« und dass sie das Waisenhaus bloß zur Wahrung des Scheins betrieb. »Der Witz ist doch, dass wir keine Ahnung von dieser Villa haben, in der sie lebt, während die Kinder unter solch armseligen Bedingungen hausen, so blöd sind wir.«

Wasihuns Bericht hatte ihn dermaßen alarmiert, dass er sich um das Wohlergehen aller Kinder von Haregewoin sorgte. »Die Kinder haben so viel Angst vor ihr, dass sie sich nicht zu essen trauen«, sagte er. »Selbst wenn das Essen vor ihnen steht, warten sie auf ein Zeichen von ihr, dass sie anfangen dürfen. Und während des Essens gucken sie immer wieder zu ihr hin, als ob sie sie fragen wollten, ob sie zu viel aßen.«

»Es gibt ein kleines Kind, dem sie beigebracht hat, wie ein Hund zu betteln«, sagte er. »Sie ruft das Kind, es kommt angelaufen, faltet seine Hände und bettelt. Erst dann gibt sie ihm etwas zu essen.«

»Sie erlaubt den Kindern nicht, in die Schule zu gehen«, berichtete er.

»Sie kümmert sich nicht darum, dass die Kinder Medikamente bekommen, wenn sie krank sind.«

Wie eine Schlange glitt die Geschichte überallhin, häutete sich Tag für Tag und sah danach jedes Mal ein wenig anders aus.

Der Psychologe war überzeugt, dass Haregewoin bereits Vorkehrungen für ihre Flucht traf.

Er gelangte zu der Überzeugung, dass Haregewoin einen Anschlag auf ein Kind plante: »Sie hat ihren Neffen damit beauftragt, eines der Kinder umzubringen.«

Die Geschichte, die gleichzeitig erschreckend und lächerlich war, ließ sich kaum bestätigen.

Er bemerkte, dass sie den Kindern frische Sachen zum Anziehen gab, bevor Besucher kamen. Das konnte von guten Manieren zeugen, aber genauso gut konnte es auf eine Verschleierung der schlechten Versorgung hinweisen.

Der Amerikaner erklärte: »Mein Freund und ich haben zwei Ziegen für das Neujahrsfest am elften September gestiftet. Als wir im Hof saßen, sahen wir, dass nur eine der Ziegen gegessen wurde.«

Auf die Frage, was aus der anderen Ziege geworden sein soll, sagte er: »Ich bin überzeugt, dass sie sie verkauft und das Geld in die eigene Tasche gesteckt hat. So wie sie das gesamte gebrauchte Spielzeug, die Bücher und die Kleidung verkauft hat, die wir gespendet haben.«

Als er gefragt wurde: »Sie haben also gesehen, dass siebzig Kinder ein Festmahl aus Ziegeneintopf gegessen haben, und können mit Gewissheit sagen, dass der Eintopf mit dem

Fleisch von nur einer Ziege zubereitet wurde?«, antwortete er: »Ja, das hat mir mein äthiopischer Freund gesagt.«

(Zuerst Kinderhandel und jetzt das!, dachte ich, als ich davon hörte. Ziegenhandel! Ob die Ziege wohl schon auf dem Weg zu ihren neuen spanischen Eltern ist?)

Während die Geschichte von Wasihun in der Zeit, die er mit dem amerikanischen Psychologen verbrachte, immer länger und verworrener wurde, tat der Amerikaner alles, was in seinen Kräften stand, um die Behörden auf die möglicherweise ständig stattfindenden Misshandlungen von Haregewoins Kindern aufmerksam zu machen. Er erzählte jedem, der es hören wollte, von Schlägen, mangelhafter Ernährung und sexuellem Missbrauch. Er sagte, er wolle die wahre, die tatsächliche Geschichte an die Öffentlichkeit bringen.

Auf dem Sozialamt stieß er auf offene Ohren.

Er brachte Wasihun zu einem Kinderarzt, und man nahm einen Bluttest vor. Der Test ergab, dass Wasihun HIV-negativ war. Da seit dem Vorfall inzwischen einige Zeit vergangen war, gab es keine Hinweise auf die angebliche Vergewaltigung mehr. Er brachte Wasihun allerdings nicht zu einer Nachuntersuchung in die Klinik, wie es der Kinderarzt empfohlen hatte.

Der Besucher aus Amerika hatte gute Absichten, und er war empört. Er war in Afrika über das Herz der Finsternis gestolpert, so schien es, und wollte etwas dagegen unternehmen. »Ich bin ein klinischer Psychologe, der mit missbrauchten Kindern arbeitet, und diese Frau hat mich furchtbar wütend gemacht«, sagte er.

Seine Verdächtigungen fanden ihren Weg ins Internet, wo sie seither ihre Kreise ziehen, unvergängliche Satelliten im Cyberspace.

Der Psychologe aus dem Nordwesten der USA war im Sommer und Herbst des Jahres 2005 allerdings nicht der einzige Besucher bei Haregewoin. Es gab viele andere, von denen einige offiziell Bericht erstatteten, eine Frau machte sogar ein Video.

Diese Besucher (von denen die meisten unangemeldet auftauchten, um zu verhindern, dass Vorkehrungen getroffen wurden) kamen im Auftrag verschiedener internationaler Nichtregierungsorganisationen, um die Verhältnisse zu überprüfen. Es gehörte zur allgemeinen

Sorgfaltspflicht, dass die Versorgung und der Zustand der Kinder in den Atetegeb-Worku-Kinderheimen bewertet und dokumentiert wurden, bevor man ihnen Gelder zukommen ließ.

Das Video, das am 5. September 2005 spontan entstand, wurde von einer äthiopischstämmigen Amerikanerin mittleren Alters während eines ihrer seltenen Aufenthalte in Addis Abeba gemacht und zeigt eine saubere und freundliche Umgebung. Sie traf Haregewoin nicht an, aber Henoks Mutter Tigist bat sie herein und forderte sie auf, sich wie zu Hause zu fühlen. Man sieht die kleineren Kinder (die älteren waren in der Schule) um die Besucherin herumspringen, lachen und ihre Gesichter dicht vor die Kameralinse halten und *Allo* rufen! Die Kinder machen einen gepflegten und wohlgenährten Eindruck. Mittags kommen die älteren Kinder in Schuluniformen lachend und schreiend zum Mittagessen nach Hause; ein paar von ihnen schlingen rasch ihr Essen hinunter und spielen dann Fußball im Hof. In sämtlichen Zimmern sind die Betten gemacht; auf den Regalen liegt die zusammengefaltete saubere Kleidung der Kinder, und an die Wände sind Zeichnungen von ihnen geheftet. Im Säuglingszimmer sieht man ein Baby, dem gerade eine Betreuerin das Fläschchen gibt, während ein anderes Baby von einem Kissen gestützt an seinem Fläschchen nuckelt. Nach dem Essen räumen die Betreuerinnen das Geschirr ab, da der Speisesaal auch als Studierzimmer dient.

Auch zwei amerikanische Medizinstudenten, die unter der Ägide der World Wide Orphans Foundation (WWO) mit Sitz in New York arbeiteten, machten im September 2005 Überraschungsbesuche bei Haregewoin, um sich über die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zu informieren. Sie reichten einen langen, detaillierten Bericht bei Jane Aronson, Leiterin der WWO, ein. Er ist datiert auf den 23. September 2005 und liest sich in Auszügen wie folgt:

Haregewoin ist eine tatkräftige und engagierte Frau. Sie spricht ausgezeichnet Englisch. Sie ist ständig in Bewegung und vertritt ihre Überzeugungen mit Leidenschaft. Sie hat ganz offen erklärt, dass Waisen es schwer hätten und dass ihre Waisen oft traurig seien und dass sie den 80 Kindern nicht die Aufmerksamkeit zuteil werden lassen könnte, die sie in einer Familie erhielten. Das schien uns ehrlich zu sein und nicht Ausdruck eines Versagens von ihrer Seite.

Nach einem Gespräch mit Haregewoin in ihrem Büro besuchten wir ihre erste Einrichtung. Dort sind 50 Kinder mit unbekanntem HIV-Status untergebracht, die zwischen null und vierzehn Jahre alt sind. Wir sahen nicht viele Kinder, weil alle, die älter als sieben waren, in der

Schule waren, so dass nur ein Dutzend Vorschulkinder und sechs bis acht Babys im Heim waren. Das Wohnzimmer war mit Büchern und Spielsachen ausgestattet. In den Schlafräumen standen jeweils acht bis zwölf Betten, und über den Betten hingen Poster und Zeichnungen der Kinder. Die Kinder, die wir gesehen haben, waren gutgekleidet, verhielten sich uns gegenüber erwartungsgemäß etwas schüchtern und hatten altersgerechten Spielzeug. Ihre Schlafzimmer waren sauber.

Dann besuchten wir das Säuglingszimmer. Es kümmerten sich zwei bis drei Kindermädchen um sechs bis acht Babys. In diesem Zimmer gab es keine Fenster und auch sonst keine natürliche Lichtquelle, d. h., es war ziemlich dunkel. Es roch nach Urin und Windelieimern, aber nicht schlimmer, als ich es aus anderen Waisenhäusern kenne. Zwei der Babys, die ich auf den Arm nahm, machten einen kränklichen Eindruck (ein wenig schwach, der Blick folgte nicht); die anderen wirkten gesund.

Allgemeiner Eindruck: schöne Einrichtung, die Schulkinder alle in der Schule, kleinere Kinder gut versorgt und ausreichend gepflegt und eine hübsche Auswahl an Spielzeug. Einige der Kleinkinder machten einen kränklichen Eindruck, was vielleicht mit Durchfall zusammenhing. Im Säuglingszimmer wären mehr Luft und Licht wünschenswert, aber das ist kein schwerwiegender Mangel.

Das zweite Waisenhaus befindet sich auf einem sehr schönen Grundstück mit Garten, Bäumen und Vögeln. Es leben dort 30 Kinder zwischen vier Monaten und 14 Jahren. Diese Kinder sind alle HIV-positiv. Sie gehen nicht zur Schule, werden aber im Haus unterrichtet. Es gibt eine Krankenschwester. Sie verfügt über eine ausgesprochen gute Krankenstation, mit einem abgetrennten Handwaschbecken, genügend Platz, um sich die Kinder anzusehen und sie zu untersuchen und einen erstaunlich guten Vorrat an rezeptfreien Medikamenten. Von den weit verbreiteten Kopfpilz- und Hautpilzkrankungen, die ich unter HIV-positiven Waisen mittlerweile für fast selbstverständlich hielt, war hier nichts zu sehen ...

Die älteren Kinder (18) aßen gerade Nudeln zu Mittag, als wir eintrafen. Alle fingen an zu kichern, als wir den Raum betraten, und es war leicht, ihnen ein Lächeln zu entlocken, als ich Fotos von ihnen machte. Sie waren sauber und anständig angezogen. In dem Zimmer, in dem sie sich aufhielten, stand ein Regal mit Büchern und Spielzeug, und an den Wänden hingen

bunte Poster mit den Buchstaben des Alphabets. Erneut durfte ich Haregewoin gratulieren, wie schön und gut ausgestattet die Einrichtung war ...

Anfang Oktober 2005 absolvierte ein europäischer Vertreter einer internationalen Kinderhilfsorganisation zwei unangekündigte Besuche in den beiden Einrichtungen von Haregewoin. Alarmiert von den Vorwürfen, die gegen Haregewoin erhoben worden waren, nahm er Kinder beiseite, um sich unter vier Augen mit ihnen zu unterhalten, und bat sie, ihre Gefühle in Zeichnungen auszudrücken. Auch sein Bericht, datiert auf den 7. Oktober 2005, fiel positiv aus. Er kommt zu dem Schluss:

Die Zeichnungen und Gedichte der Kinder ebenso wie die Vieraugengespräche mit acht willkürlich ausgewählten Kindern ergeben keinen Hinweis auf Missbrauch oder körperliche Züchtigungen durch einen Bewohner/Angestellten/freiwilligen Helfer innerhalb des Waisenhauses... Zwei Sätze fassen die Erfahrungen der Kinder für mich zusammen: »Sie (die Leiterin des Waisenhauses) kümmert sich um uns, so gut sie kann. Es ist nicht alles perfekt hier, aber sie gibt uns alles, was in ihrer Macht steht.«

Andere potenzielle Spender ließen sich von den Behauptungen des amerikanischen Psychologen und des Sozialamts, dass mit dem Heim von Haregewoin Teferra etwas ganz und gar nicht in Ordnung sei, jedoch beeinflussen, zogen sich teilweise - wie eine italienische Organisation, die zugesagt hatte, für den Unterhalt von drei der HIV-positiven Kinder aufzukommen - zurück und lehnten jeden weiteren Kontakt mit Haregewoin ab. In ihrem letzten Brief schrieb die italienische Organisation, dass sie ihr Versprechen halten würde, wenn die HIV-positiven Kinder, die sie ausgesucht hatte, sofort in einer anderen Einrichtung untergebracht würden und diese Einrichtung mit ihnen Kontakt aufnähme.

Haregewoin las den Brief, seufzte und legte ihn zu den Akten. »Es gibt keine andere ›Einrichtung‹ für diese Kinder«, sagte sie. »Was glauben die Italiener eigentlich, wer sie nehmen soll?«

In dieser Zeit wurde Wasihun von dem äthiopischen Freund des amerikanischen Psychologen zum Ministerium für Arbeit und Soziales begleitet, um Beschwerde gegen Haregewoin Teferra einzureichen. Das Sozialamt sammelte jetzt also in zwei Fällen Beweise gegen sie - der angebliche Kinderhandel mit der kleinen Tarikwa und der sexuelle Missbrauch von Kindern in

ihrem Heim. Einige Adoptionen wurden genehmigt, aber die meisten der Kinder wurden zurückgehalten. Aus ganz Amerika trafen E-Mails ein, in denen diskret - oder weniger diskret - nach den Vorwürfen wegen Kinderhandels gefragt wurde. Familien, deren Adoptionspläne auf Eis lagen, beklagten sich im Internet über ihre ungewisse Situation, und Adoptionsagenturen versicherten, dass sie von Haregewoin in Zukunft keine Kinder mehr nehmen würden. Und die armen Frauen vor ihrem Tor beschuldigten sie, dass sie ihnen nicht helfen würde.

Haregewoin, die nun also von allen Seiten, wenn auch zumeist verdeckt, unter Beschuss stand, fühlte sich hilflos und verlassen und betete: »Gott, ich weiß, dass ich mich schuldig gemacht habe, aber ich weiß nicht, wie ich es wiedergutmachen kann.«

Eines Nachts schließlich, als sie sich in das Bett legte, in dem ihre geliebte Nardos schlief, sah sie sie an und flüsterte: »Ich muss dich gehen lassen.«

Der äthiopische Vertreter der spanischen Adoptionsagentur kehrte mit drei Adoptivmüttern zu Haregewoin zurück. Sie waren nervös und aufgereggt. Sie trugen Jeans, Rucksäcke und weiche Lederslipper.

Zweien davon waren kleine Jungen versprochen worden.

Die dritte Frau war gekommen, um Nardos abzuholen. Haregewoin hatte den Mann angerufen, der das örtliche Büro der italienischen Adoptionsagentur leitete, und gesagt: »Sie können jetzt nach einer Familie für Nardos suchen.«

Eine gute Familie, hatte sie noch hinzufügen wollen, aber dann hatte sie angefangen zu weinen und schnell aufgelegt.

Eine der Spanierinnen zog ein kompliziertes Geschirr aus Baumwollbändern und Schnallen hervor; sie legte es sich über die Schultern und steckte ihren neuen Sohn hinein. Er hing mit weit von sich gestreckten Ärmchen und Beinchen in dem Tragegurt und sah etwas verwundert drein, als sie ihn auf den Scheitel küsste. Eine der anderen Mütter saß auf der Treppe des Haupthauses, nahm ihren neuen Sohn auf den Schoß und schlug seine Babydecke zurück, um seine winzigen Zehen und Finger zu bewundern.

Die dritte Frau stand etwas abseits und wartete darauf, dass man ihr Nardos vorstellte. Sie war Ende dreißig, die schwarzen Haare hingen ihr in Fransen ums Gesicht; sie trug eine modische Brille mit einem schmalen Kunststoffgestell, eine ärmellose Bluse mit V-Ausschnitt und hatte einen erwartungsvollen Ausdruck im Gesicht, was vielleicht daher rührte, dass sich die Augenbrauen über dem Brillenrand wölbten.

Das ist nicht das, was ich wollte!, dachte Haregewoin voller Panik. *Sie haben mir gerade gesagt, dass sie nicht verheiratet ist. Sie hält eine Zigarette in der Hand - das heißt, dass sie nicht gläubig ist! Ich wollte eine junge gläubige Familie für Nardos. Jedenfalls nicht diese Frau.*

Der Skandal um Sirak hatte Haregewoin sehr mitgenommen, und sie war in ständiger Sorge, dass die Gerüchte sich verbreitet hatten und eines Tages die Behörden bei ihr auftauchen und sie anklagen könnten. *Nach außen hin gibt sie sich den Anschein einer tiefreligiösen Frau, würden die Zeitungen schreiben, und doch ließ sie es zu, dass ihre Waisenkinder das Opfer perverser Handlungen wurden.* Warum sollte die unschuldige Nardos dazu verurteilt sein, bei ihr, einer närrischen alten Frau, zu bleiben?

Und da war nun also diese Frau, Nardos' neue Mutter.

Die Frau aus Spanien hatte Nardos neue Kleider mitgebracht. Als sie in Haregewoins Zimmer waren, erlaubte Nardos der Frau, dass sie die Knöpfe ihres Kleidchens öffnete und ihr beim Anziehen der neuen Sachen half. Nardie sah immer wieder über die Schulter der Frau zu Haregewoin, die niedergeschlagen auf dem Bett saß; das Kind wollte, dass Haregewoin während dieser merkwürdigen Transaktion in der Nähe blieb.

Aber so zieht man doch kein kleines Mädchen an!, dachte Haregewoin, und fühlte sich in ihrer Antipathie gegenüber der Frau aus Spanien bestärkt. *Braune Hosen mit Aufschlag? Eine grüne Steppjacke? Das ist doch alles viel zu dick und schwer. Das sind Sachen für einen Jungen!*

Nardos, die nicht wusste, dass mit ihren neuen Kleidern etwas nicht stimmte, lief von der Frau weg und auf die Veranda. Wie gewohnt bekam sie viele Komplimente zu hören; an diesem Tag auf Amharisch und Spanisch.

Haregewoin rief Nardie zurück ins Haus, kniete sich neben sie auf den Boden des Schlafzimmers und half ihr, die neuen Sachen wieder auszuziehen. Aus einer speziellen Schachtel unter dem Bett holte sie Nardos' schönstes Kleid hervor: ein traditionelles weißes äthiopisches Kleid und ein Tuch mit Spitzenbesatz, beides in Seidenpapier eingeschlagen. Sie kniete vor Nardos und zog und zupfte an dem Kleid herum, bis es perfekt saß und die Kleine wie eine winzige Braut, eine Perle aussah.

Jetzt führte *sie* Nardos auf die Veranda, wo Nardos von noch lauterem Ovationen empfangen wurde als zuvor in den Kleidern der Spanierin. Haregewoin hielt das zweijährige Kind an der Hand und führte es die Betonstufen hinunter bis in die Mitte des Hofes. Nardos schwebte anmutig wie ein weißer Schmetterling neben ihr her.

Es ist noch früh am Tag, oder?, dachte Haregewoin ängstlich. Sie ließ Kaffee zubereiten, sie ließ Popcorn zubereiten, sie ließ für alle Stühle nach draußen bringen und schenkte dem Zögern der Spanierinnen bei jeder neuen Einladung keine Beachtung. Sie wusste, dass die Frauen aufbrechen wollten, und tat so, als würden sie ihre Einladung aus Bescheidenheit ausschlagen oder weil sie nicht wussten, was sich gehörte.

Sie rief nach den Betreuerinnen und sogar nach dem Buchhalter - einem ergrauten Geschäftsmann -, damit sie herauskamen und die kleine Nardos bewunderten. Sie sah, dass die Spanierinnen verstohlen auf ihre Armbanduhr blickten; sie sah die besorgten Blicke, die sie dem Agenturvertreter zuwarfen.

Sie saß auf den Stufen ihres Hauses und gab sich alle Mühe, fröhlich zu wirken, zu lächeln und laut zu lachen. Nardos trug mit ihrem Kinderstimmchen ein Lied vor, unterstützt von Haregewoin, die klatschte und mitsang. Sie blickte erwartungsvoll zu den anderen, darauf bedacht, dass alle Nardos' Vortrag genossen. *Wir haben so viel Spaß miteinander! Lasst uns noch ein wenig beisammen sein und nicht gleich auseinandergehen. Es ist doch erst zwei Uhr.* Wenn sie glaubte, dass niemand es sah, blinzelte sie die Tränen weg, die ihr in die Augen gestiegen waren.

Es ist erst Viertel nach drei.

Es ist noch nicht einmal halb fünf.

Sie konnte ihre Hände nicht von Nardos lassen. Nardie strahlte; Nardie war ein Engel mit Flügeln aus Taft und Spitze, der sich für einen Moment in diesem bescheidenen Hof niedergelassen hatte und bald schon davonfliegen würde. Haregewoin folgte Nardos in gebührendem Abstand; sie bückte sich, um Nardies weißen Rock und das Tuch zurechtzuzupfen; sie presste ihr Gesicht gegen den warmen Hals und die gerötete Wange. Langsam und mit kleinen Schritten lief sie hinter Nardos über den Hof; und während die Stunde näherrückte, in der ihr gemeinsames Leben enden würde, alterte sie um zehn Jahre.

Die Frau aus Spanien schnappte sich Nardos für einen Moment und zog ihr das feine äthiopische Kleid aus. Entschlossen kleidete sie Nardos wieder wie einen spanischen Jungen und machte sie reisefertig.

Der äthiopische Fahrer der spanischen Agentur trat aus dem Tor und ließ seinen Wagen an, als müsse der Motor warm laufen. Die beiden Frauen, die die kleinen Jungen adoptiert hatten, verabschiedeten sich freundlich von allen und stiegen in das Fahrzeug.

»Kommt! Kommt alle her! Kommt und sagt Nardos auf Wiedersehen!«, rief Haregewoin, verzweifelt bemüht, den Abschied noch etwas hinauszuzögern.

Der Buchhalter trat in seinen spitzen Lederschuhen noch einmal aus dem Haus, und die Betreuerinnen eilten zurück in den Hof. Nardos wurde von Arm zu Arm gereicht, mit Abschiedsküssen überschüttet, bis es ihr zu viel wurde und sie zu weinen begann und die Arme nach Haregewoin ausstreckte.

Haregewoin umarmte sie, vergrub ihr Gesicht in Nardos' Halsbeuge, atmete tief ihren Geruch ein; der Buchhalter entwand ihr die Kleine, und Nardos fing wieder zu heulen an, und vielleicht brauchte Haregewoin genau das: dass Nardos begriff und verstand. Damit sie nicht allein mit ihrer Trauer war.

Plötzlich war Nardos wieder in Haregewoins Armen, und Haregewoins Gesicht verzog sich voller Schmerz.

Währenddessen hielt die spanische Mutter höflich Abstand. Sie wollte Haregewoin nicht daran hindern, Abschied zu nehmen; nur war es allmählich genug. Es war an der Zeit.

Der Buchhalter nahm Nardos erneut aus Haregewoins Armen, und Haregewoin brach in Tränen aus. Als Nardos die Tränen ihrer Mutter sah, stimmte sie aus Solidarität in ihr Weinen ein; der Buchhalter legte sie sich sanft über die Schulter - irgendetwas musste es ja machen - und trat mit ihr vor das Tor. Haregewoin blieb im Durchgang stehen und sah zu, wie die weinende Nardos auf dem Autositz festgeschnallt wurde. Dann war der Wagen verschwunden. Als sich Haregewoin umdrehte, sah sie Nardos kleines weißes Kleidchen auf den Verandastufen liegen, so als habe sich das Kind in Luft aufgelöst.

Haregewoin lief die wenigen Stufen in ihr Zimmer hoch, bevor sie jemand sehen konnte.

Mit leerem Blick setzte sie sich auf ihr Bett.

Allein.

Als Mitte Dezember 2005 die Polizei kam, um Haregewoin Teferra zu verhaften, brachte sie nicht einmal mehr die Energie auf, sich dagegen zu wehren.

»Können wir das bitte so über die Bühne bringen, dass sich die Kinder nicht aufregen?«, fragte sie.

Sie erlaubten ihr, Notizbuch, Handy und Tuch mitzunehmen. »Pass auf alles auf«, sagte sie zu Tigist, der Mutter von Henok, und ging hoch erhobenen Hauptes zwischen zwei Polizisten zum Tor hinaus. Einer von ihnen öffnete die hintere Tür des Polizeiautos, und Haregewoin stieg unter den neugierigen Blicken der Umstehenden ein. Man fuhr sie durch ein stählernes Tor in den staubigen Hof eines Polizeireviers. Das Polizeirevier befand sich in einem ehemaligen Wohnhaus, und man brachte sie in eines der Schlafzimmer, wo mehrere Frauen gegen die weißgetünchten Wände gelehnt auf Feldbetten saßen. Man ließ ihr die Handtasche und das Handy und verriegelte auch die Tür nicht.

Keiner sagte ihr, warum sie hier war, aber sie konnte es sich denken.

Später bestätigte sich, dass ihre Verhaftung aufgrund der Beschwerde erfolgt war, die Wasihun im September eingereicht hatte.

Sie hatte das Gefühl, dass Gott seine schützende Hand von ihr genommen hatte, und akzeptierte die Verhaftung als verdiente Strafe. Im Gefängnis betete sie: »Gott, ich weiß nicht, was ich getan habe, aber ich weiß, dass ich etwas getan habe und dass du mich bestrafen willst. Demütig nehme ich die Bestrafung entgegen.«

Im Dezember 2005 waren die Untersuchungsgefängnisse und Haftanstalten überfüllt mit politischen Gegnern, Oppositionsführern, Journalisten, Demonstranten und Schaulustigen, die bei den Massenverhaftungen zufällig mit eingesammelt worden waren. Die Gefängnisse waren voll von Schülern, von denen viele nicht älter als fünfzehn, sechzehn Jahre waren. Familien klagten, dass sogar noch jüngere Kinder verhaftet worden waren.

Tigist rief die Freunde von Haregewoin an, und diese informierten Suzie.

Suzie flog von Kairo nach Hause, um ihrer Mutter beizustehen, während alte Freunde sich an das *kebele* wandten, um gegen die Widersinnigkeit von Haregewoins Verhaftung zu protestieren. Wer von ihnen Beziehungen hatte, wandte sich an die ranghöchsten Beamten, die er kannte, um Informationen zu bekommen und ihr zu helfen.

Sie erfuhren, dass man Haregewoin als Zeugin festgenommen hatte - was nach äthiopischem Recht möglich war -, bis man Sirak gefunden und vor Gericht gebracht hatte.

Die Betreuerinnen aus dem Kinderheim eilten ihr nun zu Hilfe, betroffen von dem, was passiert war, und voller Angst, welche Folgen das Gefängnis auf Haregewoins Gesundheit (in ihrem Alter!) haben könnte. Offenbar hatte sich das Problem mit ihren Löhnen mittlerweile gelöst. Die Betreuerinnen und die ältesten Mädchen saßen in Haregewoins Wohnzimmer auf den Sofas und Sesseln mit dem Leopardenfellmuster, rangen die Hände und weinten. Der Buchhalter und ein älterer Anwalt, die Haregewoin bei dem Papierkram geholfen hatten, und ein junger Verwalter, der für das Haus der HIV-positiven Kinder zuständig war, durchkämmten die Straßen auf der Suche nach Sirak. Sie hatten ihn schon bald gefunden, da er nicht einmal das Viertel verlassen hatte, und informierten die Polizei über seinen Verbleib. Sirak wurde verhaftet. Suzie, Henoks Mutter Tigist, der Anwalt, der Buchhalter, die Betreuerinnen und die älteren Kinder versammelten sich in dem größeren Haus und warteten auf Haregewoins Freilassung, bereit, ein Fest für sie zu veranstalten. Da Sirak gefunden worden war, sollte sie eigentlich nicht länger als eine Art Geisel festgehalten werden.

Aber sie wurde nicht freigelassen.

Es waren Wochen der Ungewissheit; welcher Äthiopier hatte nicht einen Verwandten oder guten Freund, der zu dieser Zeit im Gefängnis saß? Gut, bei den meisten war es keine *Großmutter*, aber viele Leute liefen ständig zwischen Gefängnis und Polizei hin und her, um die Freilassung eines Familienmitglieds zu erwirken.

Haregewoin wartete in ihrer Zelle darauf, dafür verurteilt zu werden, dass sie die angebliche Vergewaltigung von Wasihun nicht gemeldet hatte.

Die einflussreichste unter ihren alten Freundinnen erreichte einen hochrangigen Bekannten im Justizministerium. »Wer hat diese Frau ins Gefängnis gesteckt?«, fragte Haregewoins Freundin. »Gibt es denn in Äthiopien gar keine Gerechtigkeit?«

Sie erfuhr Einzelheiten: Gegen Haregewoin war eine Untersuchung wegen Kinderhandels eingeleitet worden.

»Wie geht es dir, Mutter?«, rief Suzie, als man sie auf den Polizeihof ließ, damit sie mit Haregewoin sprechen und ihr einen Teller mit Essen durch den Zaun reichen konnte.

»Es sind alle sehr freundlich zu mir«, sagte Haregewoin. »Ich wollte nicht, dass man dir Bescheid gibt, damit du dir keine Sorgen machst. Die Polizisten sind nett, es sind gute Männer. Sie lassen uns tagsüber frei im Haus herumgehen - das Zimmer hat nicht einmal ein Schloss! Es gibt keine Gitterstäbe am Fenster. Und in meinem Zimmer ist ein Mädchen mit einer sehr schönen Stimme, die abends immer für uns singt. Aber es sind so viele Menschen hier! Ich habe dir die Namen von ein paar Leuten aufgeschrieben - würdest du ihre Familien anrufen und ihnen sagen, dass sie hier sind und dass es ihnen gut geht?«

Haregewoin schlief nachts und an den Nachmittagen tief und fest; sie hatte schon seit Jahren nicht mehr so viel geschlafen; es war, als besuchte sie einen der himmelblauen Seen und die frühlinggrüne Landschaft ihrer Kindheit. Sie träumte in lebhaften Farben, und die Gesichter all ihrer Lieben aus Vergangenheit und Gegenwart erschienen ihr. Sie ruhte sich aus; sie saß auf ihrem Feldbett, blickte aus dem Fenster auf die Bäume am anderen Ende des staubigen Hofes und dachte nach. Sie erholte sich. Sie hörte, wie die jungen Leute nachts weinten, aber sie weinte nicht. Es lagen Zeitschriften und ein paar Bücher und Zeitungen herum, aber sie las und schrieb nicht. Sie nahm nur wenig von dem Essen, das man ihr gab, und trank viel Wasser. Sie wollte weder Tee noch Kaffee. Sie kam langsam zu sich, kam langsam zur Ruhe. Sie saß still da; sie beobachtete, wie die Sonne über den Hof wanderte; sie beobachtete, wie sich die struppigen Pinien steif im Wind bewegten. Da sie so klein war, ragten ihre bloßen Füße in die Luft und berührten nicht den Betonboden, wenn sie mit dem Rücken an der Wand auf dem Feldbett saß. Wenn sich die Frauen in dem Zimmer unterhalten wollten, redete sie ein bisschen mit ihnen; manchmal seufzte sie nur, zuckte die Schultern und lächelte schwach zur Antwort. Nachts reckte sie den Hals, um den Nachthimmel durch das Fenster sehen und die Sternbilder beobachten zu können, die sich im Zeitlupentempo über den Hof bewegten. Haregewoin

betrachtete ihr Leben aus weiter Ferne, hinter einem Stacheldrahtzaun, Pinien und Wachtürmen hervor.

Was sie sah, war Folgendes: Instinktiv war sie zurückgezuckt, als Sirak Wasihun angegriffen hatte, und dann in die falsche Richtung geflohen.

Sie hätte zu dem Jungen gehen und ihn trösten sollen; sie hätte die Polizei und einen Arzt rufen sollen. Vielleicht hatte eine Vergewaltigung (Penetration hieß es, wie sie jetzt wusste) stattgefunden, vielleicht auch nicht; aber auf jeden Fall hätte sie etwas tun sollen, um das verletzte und verängstigte Kind zu beschützen.

Stattdessen hatte sie instinktiv sich selbst, ihre Organisation, ihren guten Namen und ihr Geld geschützt.

Wasihun hatte recht gehabt, als er ihr vorwarf: »Du bist nicht meine Mutter!«

Nun, da sie weggesperrt war von den Kindern - Kinder, die sich an andere um Liebe und Schutz wandten -, empfand sie wieder so für sie, wie sie ganz zu Beginn empfunden hatte, als Medical Missionaries of Mary ihr Selamawit und Meskerem übergeben hatte. Kinder bedeuteten das Leben schlechthin. Mit ihnen ließ sich kein Einkommen erzielen, sie bildeten nicht die Grundlage eines bedeutsamen Lebens; weder förderten sie Haregewoins Ruf, noch schmälerten sie ihn; man legte sie nicht in ihre Einfahrt, damit sie ihr auf ihren wichtigen täglichen Ausgängen auflauerten; die Kinder wussten nichts davon, dass sie die Nutznießer all der guten Taten ihrer wohltätigen Einrichtung waren oder dass sie Teil einer weithin beachteten Privatinitiative waren. Sie hatten keinen blassen Schimmer davon, dass ihre kleinen Namen, in Zahlen übersetzt, in den Statistiken verschiedener internationaler Organisationen auftauchten. Sie hatten eine Mutter gebraucht, und sie war ihre Mutter gewesen, und das hatte genügt.

Mit Tränen in den Augen wurde ihr bewusst, dass es ihr egal war, ob sie das schöne Haus in der Gojam-Straße jemals wiedersah; wenn die Polizei sie freiließ, würde sie barfuß unter dem bestirnten Himmel die unbefestigte Straße hinunterlaufen und zu ihren beiden kleinen Kinderheimen eilen. Die Kinder darin waren Leben, das eigentliche Leben, die Essenz und die Süße und der Irrsinn des Lebens. Ohne die Kinder in den beiden Heimen hatte sie kein Leben.

Sie wollte kein anderes Leben als dasjenige, das sie gemeinsam mit ihnen inmitten von Lärm und feuchten Küssen, zerbrochenen Fensterscheiben und strampelnden kleinen Füßen in ihrem Bett führte.

Dabei sah es so aus, als sollte dieses Leben nicht mehr lange währen.

Suzie erfuhr, dass das Sozialamt Vorkehrungen traf, Haregewoins Heime zu schließen. Es war geplant, die Kinder auf Dauer woanders unterzubringen. Während Haregewoin noch im Gefängnis saß, wurden die Betreuerinnen in beiden Häusern angewiesen, die Kinder auf den Umzug vorzubereiten; im Enat-Haus (das jetzt AHOPE hieß) wies man den Leiter an, Platz für dreißig HIV-positive Kinder zu schaffen. (»Wissen Sie eigentlich, wie wenige Waisenhäuser im ganzen Land HIV-positive Kinder aufnehmen?«, rief einer der äthiopischen Vorstände von AHOPE. »Und Sie wollen eines davon schließen? Wer soll so etwas begreifen? Wir haben hier weiß Gott keinen Platz für sie.«¹³⁵) Anderen Waisenhäusern gab man Bescheid, dass Haregewoins gesunde Kinder zu ihnen gebracht werden würden.

Viele Leute, sowohl Amerikaner als auch Äthiopier, fragten sich, wer Haregewoin in diesem Moment war: die Güte in Person mit einem Hang zur Willkür; ein Mensch voller guter Absichten, die unter Erschöpfung, dem Alter und vielleicht ein wenig zu viel Stolz gelitten hatten.

Fest stand, dass einige Organisationen - WWO mit seiner Kinder-Aids-Klinik, AAI mit dem Layla House, AHOPE, Wide Horizons for Children mit seinem Waisenhaus - die Standards zur Versorgung von Waisen hoben. Waisenkinder konnten ein gesundes und fröhliches Leben führen und durch die Schule und Kunst und Sport am normalen Leben teilhaben. Haregewoin war eine heldenhafte Retterin von Waisen. In einem krisengeschüttelten Land brachte sie Kinder hinter ihren Toren in Sicherheit. Wie nur wenige andere Menschen nahm sie sich der hoffnungslosen Fälle an. Vielleicht war sie auf ihrem Kreuzzug zur Rettung von Leben in eine Sackgasse geraten: Sie konnte Leben retten, wusste aber nicht, wie sie mit so vielen Kindern die Leistungen ihrer Einrichtung wesentlich verbessern sollte. Aber es blieb dabei, sie hatte kein Leben ohne die Kinder. Sie lebte mitten unter ihnen, vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche.

»Ich nehme es an, Gott, ich nehme dein Urteil an, ich weiß, ich verdiene es.« Haregewoin weinte in ihrem Bett im Gefängnis, von Trauer überwältigt. »Bitte, Gott, lass mir ein paar von

ihnen. Ich weiß, ich habe dein Vertrauen enttäuscht, aber ich bitte dich dennoch inständig darum.«

Teil 4

Vielleicht könnte man auf einer Weltkarte eine weitere Strecke einzeichnen als die aus den von Wäldern umgebenen Städtchen Vermonts mit ihren Antiquitätenhändlern, Geschäften für Sport- und Campingbedarf, Eisdielen und ihrer alternden, ausschließlich weißen Bevölkerung in das bevölkerungsreiche und immer noch weiter wachsende Addis Abeba mit seinen unbefestigten Straßen und den Slums voller Blechhütten, aber man kann sich nur schwer vorstellen, wie eine solche Reise aussehen würde.

In den Zeitschriften, die British Airways, KLM, Ethiopian Airlines oder Lufthansa auf ihren Flügen verteilen, schlägt man die Weltkarte auf und verfolgt die Route über drei Seiten und mehrere Heftklammern hinweg. Man fliegt von New York nach London, Frankfurt oder Amsterdam, dann gibt es eine Zwischenlandung zum Auftanken in Kairo oder Khartum, die Namen klingen immer exotischer, das blau-rote Gewirr aus östlichen und westlichen Flugrouten dünnt aus, bis schließlich nur noch ein einziger Strich übrig bleibt, der zu einem Ziel im Zentrum eines Knäuels führt, und man folgt diesem Strich zu einer Stadt mit einem Namen, der so geheimnisvoll und verlockend klingt wie Timbuktu oder Mombasa oder Dakar oder Kinshasa: Addis Abeba.

Es ist ziemlich verrückt, ans Ende der Welt zu fliegen, um ein neues Familienmitglied in Empfang zu nehmen, ein Kind, auf das unter dem Giebel des Farmhauses daheim ein Zimmer wartet: über das Bett ist eine bunte Patchworkdecke gebreitet; auf der Kommode warten ordentlich aufgereiht neue Puppen und Stofftiere; im Schrank hängen neue Jeans und Pullover, die möglicherweise gar nicht die richtige Größe haben.

Auf dem nächtlichen Transatlantikflug saß Rob Cohen, Professor für Englisch und amerikanische Literatur am Middlebury College, Romancier, Autor des von der Kritik hochgelobten Romans *Inspired Sleep*, 47 Jahre alt, schlaksig und mit lockigen Haaren, zurückgelehnt in seinem Sitz. Er betrachtete in dem kalten ovalen Fenster sein Spiegelbild: das schmale, von einem Krausbart umrahmte, klassisch geschnittene, jüdisch melancholische Gesicht. Neben ihm schlief seine Frau, Claudia Cooper, Leiterin des Lehrerausbildungsprogramms und Gastdozentin für englische und amerikanische Literatur in

Middlebury, blond und hellhäutig, ebenfalls siebenundvierzig Jahre, Mutter von zwei Söhnen (Nick Rogerson, 19, und Eli Cohen, 14).

Das Flugzeug wurde hin und her geschüttelt, als es über dem Nordatlantik durch Gewitterwolken flog. In der Kabine gingen die Leselampen aus. Unter ihnen war nichts außer pechschwarzer Finsternis, das Reich von Schiffen, Meeresströmungen, U-Booten, Tiefseegräben, Fischen.

Rob machte es nichts aus, mit einer solch großen Kraft durch die Luft davongetragen zu werden, mit einer solch unglaublichen Geschwindigkeit; die ganze Adoption hatte etwas davon gehabt, es war wie eine Beschleunigung von Kräften, ein Dahinrasen und Abheben, ein so plötzliches Emporsteigen, dass einem beinahe das Herz stehen blieb.

Zuerst war Claudia in Äthiopien gewesen. Im November 2003 war sie ihm Rahmen eines kleineren medizinischen Projekts nach Addis Abeba gekommen, weil sie hoffte, dass ihre Kenntnisse über Erziehung, Lehrerausbildung und Wissensvermittlung anderen nützen könnten.

Auf ihrem ersten Flug über Nordamerika und anschließend über Europa hinaus hatte sie ihr Tagebuch genommen und einen ausführlichen Eintrag gemacht. Erwarteten sie nach der Landung das komplette Chaos? Würden sie Scharen ungewaschener, verzweifelter, schwer geschädigter Kinder begegnen? Würde sie sich überhaupt mit ihnen verständigen können?

Es ist etwas Wunderbares, in der Dämmerung in niedriger Höhe über Afrika dahinzuschweben: die silbrig weißen Wüsten Ägyptens und des Sudans sehen aus wie eine Mondlandschaft. Wie können Menschen hier überleben? Wo finden hier ihre Kamele auch nur hin und wieder eine Distel, die ihnen als Nahrung dient? Dann wendet man sich wieder ab, oder man blickt erneut auf die glänzenden Seiten mit der Landkarte vor sich und stellt fest, dass nicht der ganze Kontinent so farblos wie der Norden ist; südlich der Sahara und der Sahelzone erstreckt sich eine grüne Landschaft wie eine Schürze aus Gras. Sie ist im Westen am Senegal festgesteckt, bedeckt Nigeria und die Zentralafrikanische Republik in der Mitte, fällt dann auf Wadenlänge bis zur Kalahari-Wüste hinunter und zieht sich im Osten wieder hinauf bis nach Äthiopien.

Dann sinkt man viel früher, als man dachte, vom Himmel hinunter auf die Erde und landet auf einem modernen Flughafen aus Stahl und Glas in einer Stadt hoch oben in den Bergen, eine Art Mezzanin zwischen Wüste und Himmel.

Die wunderbaren Kinder von Addis Abeba bereiteten Claudia einen herzlichen Empfang: wo sie auch ging und stand, versammelte sich eine Schar aufgeweckter Kinder um sie herum, die ihr die Hand schütteln und ihre Englischkenntnisse erproben wollten. »HallowiegehtesIhnen?«, riefen ihr die Kinder auf der Straße entgegen, sobald sie ihre langen blonden Haare in der Sonne aufleuchten sahen.

»Mir geht es gut. Wie geht es dir?«, erwiderte sie lächelnd zur größten Begeisterung der Kinder, die sich kichernd die Hand vor den Mund hielten und davonrannten, um ihren Freunden und ihrer Familie von der erfolgreichen Begegnung mit einer richtigen Exotin zu berichten.

Im Layla House von AAI drängten sich kichernde kleine Mädchen um sie, fasziniert von dem goldenen Glanz ihrer Haare. Sie führten sie zu einem Küchenstuhl im Hof und machten sich daran, die feinen Strähnen zu kämmen und zu flechten. Diejenigen, die schon eine neue Familie hatten, holten ihre Fotoalben, um sie ihr zu zeigen und zu fragen: »Kennen Sie meine Mutter?« oder »Kennen Sie mein Seattle?« Die älteren Jungen und Mädchen führten mit ihr ernsthafte Gespräche auf Englisch. Sie wollten wissen, was sie von Präsident Bush hielt und von dem Krieg im Irak und warum ihrer Meinung nach die Amerikaner bei der Fußballweltmeisterschaft so schlecht abschnitten. Als sie aufstand und über den Hof ging, hängten sich auf jeder Seite zwei oder drei Kinder an ihre Hand; andere liefen voraus in den Speisesaal, um einen Platz für sie zu reservieren.

Dann flog Claudia wieder nach Hause, zurück in ihr Farmhaus aus dem neunzehnten Jahrhundert im Champlain Valley in Vermont. In der Abstellkammer lehnten Skier an der Wand; überall lagen Stapel von Büchern und Zeitschriften. An den langen Winterabenden zündeten sie und Rob ein Feuer im Kamin an und tranken Tee aus Tonbechern; im Hintergrund lief Musik von Bob Dylan oder The Band oder Bob Marley oder der Blueslegende Robert Johnson. Fichten, Birken und Ahornbäume warfen ihre Schatten auf das Haus; auf der anderen

Seite der Straße lagen eine Weide und ein Heuschaber; hin und wieder wanderte nachts ein Elch vorbei und hinterließ tiefe Spuren im Schnee.

Claudia sprach davon, noch einmal nach Addis Abeba zu fliegen und mit einem Kind in das Haus in Middlebury zurückzukehren, und Rob erklärte sich einverstanden. Sie füllten die Formulare von AAI aus, reichten die für die Adoption eines Waisenkindes nötigen Einwanderungsformulare ein, ließen Bluttests machen, sich impfen, ihre Fingerabdrücke abnehmen und Befragungen über sich ergehen, und schließlich fand man für sie ein zehnjähriges Mädchen namens Meskerem (Haregewoins Meskerem) mit einem intelligenten Gesicht und wunderschönen dichten Augenbrauen.

Ihre Kollegen und andere Eltern und Lehrer und Nachbarn waren fassungslos: *eine Zehnjährige? Aus Afrika?* Einige meinten, sie hätten nicht gewusst, dass sich das Paar so verzweifelt nach weiteren Kindern sehnte. Rob und Claudia konnten nicht genau erklären, was was in ihnen vorgegangen war. Sie liebten ihre Söhne über alles; sie unterrichteten beide, waren Erwachsene, denen viel an Kindern lag; und dann waren sie auf ein Land voller Waisen gestoßen. Plötzlich ging für sie die Gleichung auf, auch wenn das ihren Freunden reichlich verrückt vorkam.

Natürlich fragten sie sich wie alle zukünftigen Adoptiveltern - insbesondere die zukünftigen Adoptiveltern eines älteren Kindes -, ob sie damit das Richtige für ihre Familie taten und ob sie die richtige Familie für dieses Kind waren. Sie fragten sich, ob Vermont der richtige Ort war, um ein äthiopisches Mädchen großzuziehen. Sie fragten sich, wie sie in Anbetracht ihres bisherigen Lebens in der Schule zurechtkommen würde im Vergleich zu den Söhnen und Töchtern von Professoren und Geschäftsleuten. Es stand alles auf dem Spiel, was ihnen lieb und teuer war: das Glück von Eli und Nick, das Glück der Familie.

Fast alle Adoptiveltern, die auf ein älteres Kind warten, hegen tief in ihrem Inneren die Bitte: *Lass mich kein Kind nach Hause bringen, das beziehungsunfähig ist.* In der Zwischenzeit mussten sie sich von allen Seiten Äußerungen des Erschreckens und des Erstaunens anhören, wurden mit Glückwünschen und Lob überschüttet. Wenn das Paar verkündet hätte, Claudia sei mit Vierlingen schwanger, wären die Reaktionen vermutlich ähnlich heftig ausgefallen.

Und auch wenn ihre Entscheidung nicht nachvollziehbar sein mochte, kam sie ihnen nicht falsch vor, also reichten sie die erforderlichen Unterlagen ein, packten Reisetaschen voll mit

Sachen für das Waisenhaus, und im August 2004 erhoben sie sich in die Luft und flogen um die halbe Welt.

Es war nicht ganz genauso wie in der Nacht, in der sie ins Krankenhaus fuhren und Claudia mit Eli in den Wehen lag, aber ein bisschen schon.

Dann entspannten sie sich; es gab nichts mehr zu sagen. Die Zeit der Diskussionen und Überlegungen und Erklärungen war vorbei. Claudia schlief. Rob schloss die Augen, schlief aber nicht gleich ein, sondern gab sich noch einmal einen Moment lang dem Gefühl hin, in die Lüfte gehoben und über das dunkle Wasser getragen zu werden.

An einem gleißenden, brütend heißen Vormittag - die funkelnde Sonne an einem tiefblauen Himmel, Straßen voller Menschen, Esel, Ziegen und Schafe, im Wind flatternde Fahnen, Hunderte von aus Blech und Holz zusammengebaute Läden, die ihre Waren feilboten - fuhren sie mit dem Taxi zum Layla House und hupten vor dem Tor. Ein Wachmann öffnete ihnen.

Die Kinder erspähten sie auf dem Rücksitz des Taxis und flitzten los, liefen in alle Richtungen und riefen laut Meskerems Namen.

Bei ihrem ersten Besuch in Layla House hatte Claudia Meskerem nicht kennengelernt. Jetzt stieg sie zitternd aus dem Taxi und erwiderte unsicher die Begrüßungen der Kinder, die sich an sie erinnerten. Rob stand neben ihr, zwischen gespannter Erwartung, Furcht und Vorfreude hin und her gerissen. Gleich würde es passieren. Es war so weit.

Meskerem trat aus der Tür eines etwas weiter entfernten Gebäudes und wandte sich in ihre Richtung. Beide dachten sofort: »Sie ist genauso hübsch wie auf den Fotos.« Dicke lockige Haare, die zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden waren, eine große schlanke Gestalt, ein fein geschnittenes Gesicht und ein schüchternes Lächeln. Sie kam auf sie zu, den Blick abwechselnd auf sie und auf den Boden gerichtet; mit anmutigen Bewegungen lief sie quer über den Hof direkt auf sie zu (sie standen beide wie gelähmt da); sie legte Claudia die Arme um den Hals (sie war nur einen Kopf kleiner) und umarmte sie, wie diese noch niemals umarmt worden war: eine feste, dankbare und liebevolle Umarmung, eine Umarmung, die so lange dauerte, dass Rob (der sie beide überragte) sich nach unten beugte, um daran teilzuhaben. Sie hielten einander lange umschlungen. Die gleißende Sonne schob sich ein kleines Stück weiter

über den Himmel, der Winkel, in dem ihre Strahlen von Stoßstangen und Armbanduhr und Fenstergriffen rund um den Hof reflektiert wurden, veränderte sich; sie hielten einander umarmt, während Unterrichtswechsel war und Kinder um sie herumtanzten und wieder davonliefen; sie hielten sich so lange umarmt, dass sie Meere und Kontinente überwunden hatten, sich einander versichert und einander gefunden hatten, als sie sich schließlich losließen.

Die ersten vierundzwanzig Stunden sprach Meskerem nur mit ganz leiser Stimme mit ihnen, aber als der Taxifahrer sie auf Amharisch aufforderte einzusteigen, strahlte sie übers ganze Gesicht und nickte; sie setzte sich auf den Rücksitz neben Claudia und hielt Claudias Hand und sah sie während der ganzen Fahrt mit einem schüchternen Lächeln an. Sie checkte mit den Cooper-Cohens in dem von Äthiopiern geführten Ghion Hotel ein, als wäre ein Hotelaufenthalt etwas Alltägliches für sie; nur das leichte Zittern ihrer Knie, als der alte Aufzug sich ruckelnd in Bewegung setzte, ließ erkennen, dass das ihre erste Fahrt in einem Aufzug war.

Sie verständigten sich darüber, welches Bett ihres war. Zur Schlafenszeit drückte Rob ihr unsicher Zahnbürste und Zahnpasta in die Hand. *Weiß sie, was das ist? Wie sollen wir ihr das bloß erklären? Ohne gemeinsame Sprache scheint eine Annäherung unmöglich zu sein. Es ist nur eine Kleinigkeit, aber es symbolisiert die gewaltige kulturelle Kluft...* Sie nahm jedoch beides lächelnd entgegen, putzte sich gründlich die Zähne und gab Rob die beiden Utensilien mit einem Zwinkern zurück, als wollte sie sagen: »Ich weiß, was eine Zahnbürste ist. Es ist ja nicht so, als wäre ich gerade aus dem afrikanischen Busch gekommen.« Claudia hatte von zu Hause einen Schlafanzug für sie mitgebracht, und Meskerem sah einfach entzückend aus, als sie darin aus dem Badezimmer kam, und die Eltern waren erneut von ihrer Anmut bezaubert.

Sie hatten ihr einen ganzen Rucksack voll neuer Sachen überreicht: Kleidung, Badezeug, Malsachen und eine Wegwerfkamera. Bevor Meskerem ins Bett ging, nahm sie alles heraus und betrachtete es; sie legte die Sachen auf ihr Bett; dann (ohne zu bemerken, dass ihre neuen Eltern ihr verwundert zusahen) packte sie alles wieder sorgfältig in den Rucksack, verstaute die größten Teile ganz unten, dann die mittelgroßen in der Mitte, und errichtete auf diese Weise eine Pyramide, auf deren Spitze sie sorgsam ein Paar Ohrringe legte. Rob und Claudia waren gerührt, wie stolz sie auf ihren Besitz war, und es wurde ihnen klar, dass Meskerem ein

erstaunliches und wunderbares neues Element in ihre Familie bringen würde: Sie war ein Mädchen.

Sie kroch zwischen die gestärkten Laken des Hotelbetts, drückte den Teddy an sich, den sie ihr mitgebracht hatten, und ihre langen lockigen Haare breiteten sich wie ein Kranz über das Kissen.

Am nächsten Morgen beim Frühstück betrachtete Rob, der heftig unter Jetlag litt und noch nicht wusste, dass er eine Krankheit ausbrütete, mit finsterer Miene Paare wie sie selbst - viele aus Spanien, einige aus Australien -, die mit ihren äthiopischen Kindern dasaßen und von äthiopischen Kellnern und Kellnerinnen bedient wurden. *Was sind wir doch für laute, fröhliche weiße Leute, die wir hier mit unseren afrikanischen Kindern frühstücken*, dachte er. *Hat das nicht etwas Imperialistisches? Ist Adoption in gewisser Hinsicht nur eine Art Konsum? Was steckt dahinter, wenn weiße Eltern aus einem reichen Land angeflogen kommen, um Kinder aus einem armen schwarzen Land zu adoptieren? Ist das eine neue Form der Ausbeutung im einundzwanzigsten Jahrhundert?*

Aber dann bekam er solch schlimme Magenschmerzen, dass er nicht weiter darüber nachdenken konnte, und er verschob seine Grübeleien auf später.

Dr. Rick Hodes war Absolvent von Middlebury und kannte Rob und Claudia flüchtig von Claudias Besuch in Addis Abeba und seinen eigenen Aufhalten in Middlebury. Er begrüßte die beiden wie alte Freunde.

Mit federnden Schritten eilte Hodes in Lederstiefeln, Bomberjacke und mit seiner Yankees-Kappe auf dem Kopf an der Spitze einer Delegation von *ferange* den Bürgersteig entlang. Er bückte sich und schlüpfte durch den unauffälligen Eingang eines winzigen, verrauchten, traditionellen Lokals, das nur die Einheimischen kannten, und versicherte den ausländischen Besuchern, dass man hier den besten scharfen Linseneintopf in ganz Ostafrika bekäme. Er führte die Ausländer durch den niedrigen Raum zu einem *mesob* in der Ecke, einem sanduhrförmigen Korbtisch mit niedrigen, fellüberzogenen Hockern darum herum. In lautem und deutlichem Amharisch gab er die Bestellung auf. Für sich selbst das fleischlose *tsom* (die Fastenmahlzeit), da das Fleisch hier nicht kosher war. Die hohen Silben klangen, als würde

man mit einem Messer gegen ein Glas schlagen; erfreut registrierte er die überraschten Blicke der Äthiopier, die in Hörweite saßen und die ihn noch nicht kannten.

Zurück im Haus der Hodes', ließ sich Rob, von Übelkeit geplagt, tief in das Sofa sinken, aber ihm war dabei vage bewusst, dass er Zeuge eines außergewöhnlichen Ereignisses war: wie sich Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft zu einer Familie zusammenfanden, welche überwältigende Verbundenheit und Herzlichkeit hier herrschte.

Am Freitagabend kamen sie zum Sabbatessen wieder und freuten sich über die zahlreichen Söhne der Hodes', die mit einer Jarmulke auf dem Kopf hebräische Gebete sprachen und aus voller Kehle englische Lieder sangen.

Diejenigen, die äthiopisch-orthodox aufgewachsen waren, blieben orthodox; und diejenigen, die muslimisch aufgewachsen waren, blieben muslimisch; aber diejenigen, die ohne Religion bei Hodes gelandet waren, hatten den jüdischen Glauben ihres Vaters angenommen.

Dejene war mit seinen vierzehn Jahren ein amerikanischer Junge mit einer Vorliebe für Hiphop und daran gewöhnt, nach New York, Connecticut und Kalifornien zu fliegen. Sein amerikanisches Englisch war perfekt; die Kopfhörer und sein Outfit, bestehend aus weiten Jeans, einer übergroßen Jacke und offenen Turnschuhen, waren perfekt. Aber er machte seinen Adoptivvater glücklich damit, dass er über dem Sabbatwein das traditionelle hebräische Kiddusch sprach.

Dauergast im Haus der Familie Hodes war ein äthiopisch-orthodoxer Priester aus den Simien-Bergen. Hodes hatte den Mann mit einem großen Tumor am Ellbogen auf einer Pritsche in einem Armenspital entdeckt. Der graubärtige, dunkelhäutige Priester, *Kes* (Vater) Mulat, sah aus wie sechzig, war aber erst dreiundvierzig Jahre alt.

»Darf ich mir das mal ansehen?«, hatte Hodes auf Amharisch gefragt. Er hatte mit einem Arzt, der ehrenamtlich im Mutter-Teresa-Krankenhaus arbeitete, Kontakt aufgenommen, und der Chirurg hatte den Tumor entfernt und den Arm unterhalb des Ellbogens amputiert. Hodes nahm den schmalgesichtigen Priester mit zu sich nach Hause, damit er sich erholen konnte, und besorgte ihm eine Prothese. Als *Kes* Mulat wieder zu Kräften gekommen war, gab Hodes ihm das Geld für die Busfahrkarte und die Reise, fuhr ihn zum Busbahnhof und setzte ihn in den Bus, der ihn nach Hause brachte. Dort wurde er freudig überrascht empfangen; die Leute hatten gedacht, ihr Priester wäre in Addis Abeba gestorben. Danach war *Kes* Mulat in das Haus

von Hodes zurückgekehrt und hatte sich auf einer Liege auf der Veranda häuslich eingerichtet, während er seine medizinische Behandlung fortsetzte.

Der melancholische, groß gewachsene, hagere Priester leistete der Familie und ihren Gästen an diesem Freitagabend beim Essen Gesellschaft. Er nickte zustimmend, als die Kerzen angezündet und die hebräischen Gebete gesprochen wurden. So gut es ging, hielt er sich mit den anderen an den Händen und summt das Begrüßungslied »Shalom Aleichem« und den amerikanischen Folksong »If I Had a Hammer« mit, den Hodes als Teil des Familiengottesdienstes eingeführt hatte.

Ethiopian Airlines bot der wachsenden Zahl von israelischen Urlaubern, Rucksacktouristen und Geschäftsleuten Direktflüge von Tel Aviv aus an. Jedes Jahr vor dem Pessachfest im Frühling schickte Hodes zwei seiner Söhne zum Flughafen, um die Neuankömmlinge aus Israel zu begrüßen. Die Jungen postierten sich vor der Gepäckausgabe und hielten ein Schild in die Höhe, auf dem in Englisch und Hebräisch stand: »*Rotse Seder Pesakh Kasher? Daber Itanu.* Auf der Suche nach einem koscheren Pessach-Seder? Wir laden Sie ein.«

Sie kamen jedes Mal mit Gästen nach Hause.

Hodes erzählte Claudia und Rob, dass er vor kurzem eine Familienkonferenz einberufen hatte. Die Jungen hatten sich auf den Sofas und Sesseln im Wohnzimmer verteilt und ihn angesehen.

»Sind wir eine richtige Familie?«, setzte er an.

»Ja, Hodes, wir sind eine richtige Familie«, sagte Addisu Hodes, fünfzehn Jahre alt. Addisu hatte seine langen Haare zu Zöpfchen geflochten und trug mit Vorliebe Fußballtrikots, da er auf seiner Highschool ein Fußballstar war.

»Sind wir eine glückliche Familie?«, fragte Hodes.

»Ja, ja, wir sind eine glückliche Familie«, sagte Mohammed.

»Haben wir irgendwelche familiären Probleme?«, fragte Hodes.

»Na ja, ein paar Probleme gibt es schon«, räumten die Jungen ein.

»Okay«, sagte Hodes, »was ist unser größtes Problem?«

Die Jungen berieten sich kurz untereinander und danach nahm Dejene die Kopfhörer ab und sagte laut: »Die Furzerei.«

»Wie geht's dir?«, fragte Claudia Rob später an diesem Abend besorgt, als er sich zitternd ins Bett legte.

»Ich bin schwer beeindruckt«, sagte Rob.

In den ersten Tagen benahm sich Meskerem so damenhaft und wohlerzogen, dass auch ihre neuen Eltern die besten Manieren an den Tag legten, nur um mitzuhalten. Claudia und Rob wurden zu wahren Meistern in puncto Ordnung und Planung und gewöhnten sich an, jedes Wort und jede Silbe überdeutlich auszusprechen, um Meskerem das Verstehen zu erleichtern. »Nach dir« und »Nein, nach dir« und »Vielen Dank« und »Darf ich dir noch etwas nachlegen?« und »Lass mich nur noch schnell das Schlafzimmer aufräumen, bevor wir gehen« und »Also, gute Nacht und träum schön!« Sie klangen wie tapfere Figuren aus einem englischen Film aus dem Zweiten Weltkrieg, die gute Stimmung verbreiten wollen.

Am fünften Tag, als sie es allmählich etwas ermüdend fanden, sich ständig gut zu benehmen, begann Meskerem aus sich herauszugehen. Sie deutete auf Robs Haare - widerspenstige dunkle Locken - und danach auf ihre eigenen widerspenstigen dunklen Locken und lachte, ein echtes, von Herzen kommendes Lachen. »Ich sehe aus wie du«, wollte sie damit sagen, und das fand sie lustig; ihr Lachen war ansteckend; und es war wirklich lustig, sie sahen sich wirklich ähnlich - der dichte Haarschopf, das schmale Gesicht, die dunklen Augenbrauen, die lange, schlanke Figur. Das Gelächter hielt eine unglaublich lange Zeit an - im Restaurant des Ghion, als die Teller abgeräumt wurden -, genau wie die erste Umarmung, und als es schließlich verebbte, schien es, als wären sie sich ein gutes Stück nähergekommen.

Rob begriff, dass seine frischgebackene Tochter Sinn für Humor hatte und er sie necken konnte. Er konnte im Aufzug auf den falschen Knopf drücken und beobachten, ob sie es merkte; er konnte ihr beim Abendessen einen Stuhl zurechtrücken und sich dann schnell selbst darauf setzen; er konnte auf dem Weg zum Taxi die Treppe vor dem Hotel mit ihr hinunterflitzen, sich auf den Beifahrersitz fallen lassen und »Gewonnen!« rufen. Sie stibitzte und versteckte seine Sachen im Hotelzimmer; tat so, als wollte sie ihm seinen Platz neben Claudia im Bett streitig machen; zog morgens seine Jacke an und gab vor, es nicht zu merken.

Nichts von dem, was sie unternahmen - die Ausflüge aufs Land, die Besuche von Museen und historischen Stätten -, hatte so viel Bedeutung wie die albernen Scherze und Neckereien zwischendurch. Claudia verdrehte pflichtschuldig die Augen, während Meskerem und Rob feststellten, dass sie sich nicht nur ähnlich sahen, sondern beide auch echte Komiker waren.

Eine Woche später bestiegen sie das Flugzeug. Als die Maschine beschleunigte und abhob, geriet Meskerem in Panik. Doch statt vor Angst zu weinen, wurde sie ganz still und schien in eine Art Trance zu fallen. Sie sagte kaum etwas und bewegte sich nicht mehr; sie wollte nichts essen. Rob und Claudia ließen sich erschöpft in ihre Sitze zurücksinken und zählten die Stunden, die es noch dauern würde, bis sie landeten und Eli aus dem Sommerlager abholen und ihm seine neue Schwester vorstellen konnten.

Mal vor sich hin dösend, mal einfach nur dasitzend, mal Distanz spürend, mal einander an den Händen haltend, begannen Claudia, Rob und Meskerem, auf der Weltkarte ihre eigenen bunten Bogen und Linien einzuzeichnen. Sie würden Kreise und Haken malen, Schleifen und Knäuel, und das auf eine Art, die sich kein Flugplaner oder Geograph jemals vorgestellt hatte.

Hinter der Bühne zittert ein sechsjähriges Mädchen in seinem rosa- und türkisfarbenen Gymnastikanzug. Sie ist die Fünfte in einer Reihe von acht Stepptanzschülerinnen der Carol Walker Dance Academy in einem Vorort von Atlanta, und das ist ihr erster Auftritt. Ihre Hände sind feucht, sie kann kaum schlucken, und ihr Knoten sitzt so straff, dass er sie in die Höhe zu ziehen scheint. Sie hört die Zuschauer im Gwinnett Cultural Arts Center applaudieren, als die vorherige Darbietung zu Ende ist; dann laufen die Mädchen mit geröteten Wangen an ihr vorbei in die Garderobe. Acht Monate lang hat sie sich auf diesen Augenblick vorbereitet.

Sie klappert in ihren Steppschuhen über den polierten Bühnenboden und sieht sich einem verdunkelten Zuschauerraum gegenüber, aus dem nur das Rascheln von in Zellophan gehüllten Blumensträußen zu vernehmen ist. Irgendwo da unten sitzen ihre Eltern, ihr jüngerer Bruder, eine ihrer fürsorglichen Großmütter und ein halbes Dutzend Freunde der Familie. Im letzten Moment, bevor die Musik einsetzt, hebt Mekdes Hollinger, sechs Jahre alt, die sich einst gegen das Metalltor von Haregewoins Hof warf und vor Kummer im Staub wand, die Hand an den Mund und wirft ihrer Mutter eine Kusshand zu. Malaika »Mikki« Hollinger, teils afroamerikanischer, teils kreolischer Abstammung, hat versprochen, Mekdes' Kuss aufzufangen.

Aus den Lautsprechern dröhnt der »Digga Tunnah Tanz« aus *König der Löwen*. Darin warnen afrikanische Sänger die Tiere und fordern sie auf, ein Loch zu graben und sich zu verstecken, bevor die Hyänen kommen. Die Tänzerinnen stellen pantomimisch dar, wie sie den Horizont nach Hyänen absuchen, ein Loch graben und hineinspringen, um sich zu verstecken.

Wie immer sehen einige Kinder die ganze Zeit nur zu ihrer Lehrerin, die hinter der Bühne steht und Anweisungen gibt, und kein einziges Mal ins Publikum; ein paar Tänzerinnen drehen sich nach links statt nach rechts und stoßen mit denen zusammen, die es richtig gemacht haben; eines der Mädchen verliert seine bestickte Kopfbedeckung und traut sich nicht, sie aufzuheben, obwohl es jedes Mal einen sehnsüchtigen Blick darauf wirft, wenn es daran vorbeispringt. Das Publikum lacht und jubelt - mit Ausnahme von Mekdes' vierjährigem Bruder

Yabsira. Als das erste Mal vor den Hyänen gewarnt wird, ruft er: »Ich mag das nicht.« Als die Tänzerinnen so tun, als würden sich die Hyänen nähern, verschwindet Yabsira unter seinem Sitz und bleibt für den Rest des Auftritts dort.

Allzu schnell ist es vorbei, und die Kinder gehen unter dem tosenden Beifall und den Bravorufen der Zuschauer von der Bühne ab. Mekdes tritt scheu aus der Garderobe in das Blitzlichtgewitter der Kamera ihres Vaters. Sie nimmt Blumensträuße und Küsse von ihren Bewunderern entgegen. Gnädig lässt sie sich zum Mittagessen in ein nahe gelegenes Restaurant einladen und verlässt die überfüllte Lobby des Gwinnett Center an der Hand ihres Vaters.

In Snellville, Georgia, vierzig Kilometer östlich von Atlanta, glätteten Planierraupen das gefurchte Ackerland, damit es in Parzellen unterteilt werden konnte. Entlang der Staatsstraße grasen noch ein paar Kühe, aber ihr Weidegrund wird immer kleiner. Nachts lassen die Lichter neuer Einkaufszentren und Kinopaläste den Himmel erstrahlen. Noch funkeln hoch oben ein paar Sterne wie früher, aber sie wirken verstaubt und altmodisch, wie Öllampen, mit denen man hier vor hundert Jahren Licht gemacht hat.

Das neue Backsteinhaus der Hollingers ist mit Hochzeitsfotos in Goldrahmen geschmückt, und dem Porzellan und den Gläsern haftet noch die Neuheit eben erst ausgepackter Hochzeitsgeschenke an. Ryan, sechsunddreißig, ist im ländlichen Ohio aufgewachsen und hat immer noch etwas von einem fußballspielenden Bauernburschen. Seine Mutter war Krankenschwester, sein Vater Fabrikarbeiter, sein Stiefvater Buchhalter. Ryan Hollinger ist weiß, blond, kräftig gebaut und blauäugig, seine Haare sind kurz geschnitten und mit Gel in Form gebracht. Er trägt einen goldenen Ohrstecker. Er arbeitet im Bereich Softwarevertrieb und Grafikdesign.

Malaika Jones Hollinger, vierunddreißig, hat immer noch etwas von der ehemaligen Musterschülerin. Sie trägt einen kessen Pony und bewegt sich mit der Präzision und aufrechten Haltung einer Ballerina. Ihre Mutter war Kindergärtnerin, ihr Vater Koch in New Orleans. Sie arbeitet im Gesundheitswesen.

Ryan ist der typische Weiße aus Ohio mit französischen, deutschen und irischen Vorfahren, schrieb sie in ihr Tagebuch, als sie ihn in Houston kennenlernte, wo sie aufs College ging. Ich bin eine dunkelhäutige Frau mit afrikanischen und französischen Vorfahren. Wenn man Mommas

Stammbaum nachgeht, landet man irgendwann bei den französischsprachigen milchkaffeebraunen katholischen Kreolen.

Ryan liebt das Land, weil seine Familie einmal viel davon besaß. Er ist in einem großen Haus auf einer Farm aufgewachsen. Ich mag das Wasser, weil ich es so gut kenne. Direkt vor unserem Haus begannen die Sümpfe, voller Zypressen und Lousianamoos und Reiher.

Später würde Mikki fragen: »Wann wusstest du, dass ich die Richtige bin?«, und Ryan würde antworten: »Auf der Stelle.«

Sie heirateten am 18. März 2000 in New Orleans, unter einem schwarzen Himmel, über den Sturmwolken jagten. Auf ihrer Hochzeit waren dreihundert Gäste.

Ryan ist ein Gentleman, ein Romantiker, ein Künstler, ein hervorragender Koch. Mindestens ein Mal pro Woche veranstalten wir ein Dinner bei Kerzenlicht. Die Essenseinladungen der Hollingers haben bei unseren Freunden einen legendären Ruf. Er ist der rücksichtsvollste Mann auf der Welt. Er und Momma telefonieren jeden Abend miteinander. Sie reden häufiger miteinander als Momma und ich.

Ich denke nur selten daran, dass man das, was wir führen, als »Mischehe« bezeichnet. Die Gesellschaft ist gut zu uns gewesen. Ich denke nie darüber nach, dass Ryan weiß ist.

Na ja, das ist nicht wahr. Wenn er Metallica auflegt, dann fällt es mir notgedrungen wieder ein.

Eine vielversprechende Zukunft, zwei Autos, ein Haus mit zwei Kinderzimmern. Erst wurde die eine Freundin schwanger, dann die andere, bei den Abendessen nippten immer einige der Frauen an einem Glas Milch statt an französischem Wein. Wenn Freunde erwartungsvoll fragten: »Und was ist mit euch beiden?«, dann sahen Mikki und Ryan einander an, lächelten und zuckten die Schultern. Sie wurde nicht schwanger. Die Ärzte fanden keinen Grund dafür, aber es passierte einfach nicht.

Sie beschlossen, sich in Übersee nach einem Baby umzusehen. Oder vielleicht nach einem Baby und einem älteren Geschwister? »In Ordnung, zwei, vorausgesetzt, dass eines davon aus den Windeln heraus ist«, beschlossen sie.

Im Spätsommer 2003 meldeten sie sich bei AAI an und erhielten von da an den monatlichen Newsletter und hin und wieder ein Video von Kindern, die in Waisenhäusern in Thailand und Äthiopien aufwuchsen.

Am 24. Dezember 2003 brachte die Post wieder einmal ein Video von AAI. Sie hatten Besuch von Mikkis Eltern aus New Orleans, deshalb verstaute Mikki das Video in ihrer Nachttischschublade und sagte nichts davon. Um halb fünf Uhr morgens am ersten Weihnachtstag rüttelte Ryan sie wach und flüsterte: »Lass es uns ansehen!« Sie schlichen sich am Gästezimmer vorbei ins Wohnzimmer und schoben das Band in den Videorekorder. Die ersten Kinder, die sie zu sehen bekamen, waren Mekdes und Yabsira Asnake: ein trauriges Mädchen in einem zerrissenen blauen Kleid, und ein fröhlicher Junge in einem rosafarbenen Mädchen-T-Shirt.

Sie spulten das Band zurück und sahen sich die beiden noch einmal an. Das war das dritte Video, das sie von AAI bekommen hatten; der Anblick von Dutzenden von Kindern hatte sie gerührt, aber nie so sehr wie jetzt. Sie spulten erneut zurück und sahen es sich noch mal an, rückten näher heran. Sie spulten das Band zurück, sahen es sich an, rückten näher, spulten es zurück und sahen es an und rückten näher, bis die Bilder der Kinder groß und verschwommen vor ihnen standen und in eine strahlende Zukunft wiesen. Mikki und Ryan schlichen auf Zehenspitzen zurück in ihr Schlafzimmer und redeten bis zum Morgengrauen. Irgendwann stand Mikki auf, um den Computer einzuschalten und eine E-Mail an AAI zu schicken. »Wir möchten Mekdes und Yabsira Asnake adoptieren.«

Den künftigen Großeltern erzählten sie nichts davon, aber den ganzen ersten Weihnachtstag lang strahlten die beiden bei der Vorstellung, sich über Nacht in werdende Eltern verwandelt zu haben.

Am 26. Dezember lief Mikki mit ihrem Handy ein Stück die Straße hinunter und rief bei AAI an. Man bat sie zu warten, während die Akte der Kinder herausgesucht wurde. »Tut mir sehr leid«, sagte jemand von AAI. »Für Mekdes und Yabsira ist bereits eine Familie gefunden worden.«

»Was?«, rief Mikki. »Das ist doch nicht möglich!«

»Haben Sie auf dem Video noch ein anderes Kind gesehen, das Ihnen gefällt?«

»Wir haben uns sonst niemanden angesehen«, erwiderte Mikki leise.

Sie begriff, dass es dumm gewesen war, sich in Kinder auf einem Video zu verlieben, aber sie hatten es getan.

Am 7. Januar 2004 rief AAI bei ihnen an. »Interessieren Sie sich immer noch für Mekdes und Yabsira? Die andere Familie hat sich entschlossen, doch nur ein Kind zu adoptieren, und wir wollen die Geschwister nicht trennen.«

Als im August 2004 Mekdes, seit geraumer Zeit in Wartestellung, das Taxi auf den Hof des Waisenhauses in Addis Abeba einbiegen sah, rannte sie los. Sie warf sich in Mikkis Arme. Yabsira trottete zu Ryan, musterte den großen Mann von oben bis unten und streckte die Arme aus, um sich hochnehmen zu lassen. Von den luftigen Höhen des Arms seines neuen Vaters lächelte er huldvoll auf die anderen Kinder hinunter. Später in Amerika, nachdem Mekdes begonnen hatte, Englisch zu lernen, erinnerte sie sich: »Der erste Tag? Mommy sieht aus wie äthiopische Mommy. Daddy sieht nicht aus wie äthiopischer Daddy.«

Die Hollingers überreichten Mekdes eine Puppe und Yabsira einen Hokey-Pokey-Hamster, ein batteriebetriebenes, zwanzig Zentimeter großes Stofftier, das in hohen digitalisierten Tönen »Sag einfach Hokusfokus und dreh dich im Kreis, das ist das ganze Geheimnis« quäkte und dabei mit den Armen wedelte und auf und ab hüpfte.

So etwas Komisches hatte man in dem Waisenhaus noch nie zu Gesicht bekommen. Aus allen Ecken kamen die Kinder angerannt, um den Hokey-Pokey-Hamster in Augenschein zu nehmen, darauf zu deuten und darüber zu lachen. Es sollte das Einzige sein, was Mikki und Ryan bei dieser Adoption bereuten: Nachdem sie zwei Wochen mit Mekdes, Yabsira und dem quäkenden Hokey-Pokey-Hamster in einem kleinen Apartment in Addis Abeba verbracht hatten, fürchteten sie ernsthaft um ihren Verstand.

Und Yabsira ließ sich nicht austricksen: Eines seiner ersten englischen Wörter - das er im Befehlston von sich gab, als der Hokey-Pokey-Hamster verstummte - war »Batterien«.

Der Hokey-Pokey-Hamster unterhielt sie die halbe Nacht. Schließlich entfernte Ryan eines Morgens kurz vor Tagesanbruch die Batterien und musste schwer an sich halten, um sie nicht vom Balkon auf die Straße zu werfen. »Hokey-Pokey muss jetzt schlafen, Yabsira«, sagte er

durch zusammengebissene Zähne. Yabsira mochte zwar die englischen Worte nicht verstehen, aber ihre Bedeutung begriff er sehr wohl.

An ihrem ersten gemeinsamen Abend badete Mikki die Kinder, rieb sie mit Lavendelöl ein und zog ihnen weiche, viel zu große Schlafanzüge an. Die beiden schenkten ihren eigenen Betten keinerlei Beachtung, sondern hüpfen in das Doppelbett ihrer Eltern, auf dem sich Ryan erschöpft ausgestreckt hatte. Mikki ließ sich ebenfalls müde darauf fallen. Die Kinder krabbelten herum, streichelten Ryan und Mikki und küssten sie, spielten mit ihren Haaren und kitzelten sie unter den Armen, bis sie schließlich zwischen ihnen einschliefen.

Früher an diesem Abend hatte Mikki Mekdes einen Kinderkoffer mit neuer Kleidung überreicht. Er enthielt baumwollene Jogginganzüge in Pastellfarben, Pullover, Blusen, Schlafanzüge, Socken, Unterwäsche. Das konnte doch nicht alles für sie sein? Alles für *sie*? Als Mekdes begriff, dass die Sachen tatsächlich ihr gehörten, zog sie blitzschnell die grauen Sachen aus dem Waisenhaus aus und stellte sich vor Mikki. »Splitterfasernackt«, erzählte Mikki später Ryan, »und dabei strahlte sie wie ein Honigkuchenpferd.« Die Sachen waren Mekdes alle viel zu groß, aber sie war von jedem einzelnen Stück begeistert. Die ganze Woche schlurfte sie in ein Paar Turnschuhen herum, in die sie erst noch hineinwachsen musste.

Am Tag der Abreise nach Amerika weckten Mikki und Ryan zuerst Mekdes. Es war drei Uhr morgens.

»Amerika gehen, Mommy?«, fragte sie aufgeregt und schlüpfte in ein paar ihrer neuen Sachen. Gleich darauf geriet sie in Panik. »Yabsira, Mommy? Yabsira? Yabsira nicht Amerika, Mekdes nicht Amerika. Yabsira Amerika!«

»Natürlich kommt Yabsira mit«, sagte Mikki.

Der Flug war ein zwanzigstündiger Alptraum - Ryan ging es nicht gut, und Yabsira war nicht stillzukriegen: Er drückte ununterbrochen auf sämtlichen Knöpfen an seinem Sitz herum, bis schließlich eine Stewardess kam und die Anschlüsse praktisch herausriss. Er sang und johlte und trat gegen den Sitz in der Reihe vor ihm und schlug auf den Klapptisch ein und rannte auf die Toilette, wo es weitere Knöpfe gab, auf die man drücken konnte. Glücklicherweise hatte Ryan Hollinger an diesem Morgen so viel Geistesgegenwart besessen, den Hokey-Pokey-Hamster in einen Strumpf zu stecken und ganz tief unten in einem Koffer zu verstauen, den sie aufgaben.

Sie kamen am darauffolgenden Nachmittag in Atlanta an und legten die letzte Dreiviertelstunde bis zu ihrem Haus in Snellville im Auto zurück. Mikki führte die Kinder in Yabsiras Zimmer.

»Yabsiras Zimmer!«, erklärte sie und trat einen Schritt zurück, damit sich die Kinder die sonnengelb gestrichenen Wände mit der Fußballbordüre, die Decken auf den beiden Betten, die Lichtschalter und die Lampen, alles mit Bällen verziert, in Ruhe ansehen konnten.

Mekdes strich über eines der Betten und sagte: »Yabsira!« Dann strich sie über das andere und sagte: »Mekdes!«

»Nein«, sagte Mikki und klopfte zuerst auf das eine Bett und dann auf das andere. »Yabsira, Yabsira.«

Alarmiert versuchte es Mekdes noch einmal. »Yabsira, *Mekdes?*«

»Komm«, sagte Mikki und führte Mekdes in das andere Zimmer, in dem Ryan einen Garten geschaffen hatte: hellgrüne Wände mit einem echten weißen Lattenzaun ringsherum, gemalte Schmetterlinge, die zwischen riesigen Blumen umherflatterten. »Mekdes' Zimmer!«, sagte Mikki.

Mekdes stieß einen Schrei aus. Sie warf sich auf das nächststehende Bett und umarmte die weiche Bettdecke. Dann hob sie den Kopf und fragte: »Amerika?«

Mikki setzte zu einer Erklärung an, doch dann sagte sie einfach nur: »Ja.«

»*Amerika*«, seufzte Mekdes glücklich und ließ den Kopf auf die Decke sinken.

Wie sich zeigt, fällt es Kindern nicht besonders schwer, sich an Elektrizität und sanitäre Einrichtungen zu gewöhnen, sauberes Leitungswasser, moderne Medizin, Autos, Lebensmittel, gepflasterte Straßen, Spielplätze, Schulen, Schuhe, Fahrräder, Ballettunterricht und fürsorgliche Eltern. Viel schwerer, wenn nicht sogar unmöglich, ist für sie, ohne liebevolle Ersatzeltern mit dem Tod ihrer Eltern fertig zu werden.

Abgesehen von ein paar normalen Rückschlägen, Phasen der Verwirrung und Trauer, verlief für Mekdes der Übergang in ihr neues Leben ohne Probleme. Kurz nach der Ankunft der Kinder wurde die Familie von ihren äthiopisch-amerikanischen Freunden Tarik und Saba in ein

äthiopisches Restaurant eingeladen. In Atlanta leben dreißigtausend Äthiopier, und es existiert eine lebendige Gemeinschaft mit Kirchen, Märkten, Restaurants, Fußballmannschaften, Schüler- und Berufsverbänden und Festlichkeiten. In dem Restaurant mit den Speisen, den Menschen, den Kunstwerken und den Gerüchen Äthiopiens griff Yabsira mit beiden Händen zu. Mekdes war von der Umgebung dagegen wie betäubt, sie zog sich zurück und konnte nichts essen.

Als sie später wieder zu Hause war, spielte sie völlig verrückt; sie schrie und weinte und stampfte mit den Füßen auf. »Das ist kein Wutanfall«, sagte Ryan zu Mikki.

»Das ist Kummer«, sagte Mikki.

»Mekkie, Mekki, beruhige dich doch ein bisschen. Mekkie, kannst du Mommy sagen, was los ist?«

Nach Atem ringend und tränenüberströmt, schüttelte sie den Kopf, sie brachte kein Wort heraus.

»Mekdes, ist es wegen Äthiopien?«, fragte Mikki.

Mekdes zuckte zusammen, als hätte man sie geschlagen, dann blickte sie Mikki mit rot geweinten Augen an und nickte.

In dieser Nacht weinte Mekdes um ihre verlorene Heimat und ihre verlorene Familie, und ihre Eltern waren traurig. Aber Tarik und Saba wurden zu festen Größen in Mekdes' Leben. Eines Tages nahmen sie Mekdes und ihren Bruder auf ein Fest anlässlich der Geburt eines neuen Kindes in der äthiopischen Gemeinde mit. Mekdes' Urteil war vernichtend. »Das ist nicht das richtige Essen für ein Fest für ein neues Baby«, erklärte sie den beiden empört. »Sie spielen nicht die richtige Musik. Sie haben nicht die richtigen Kleider an.«

Abschließend sagte sie auf der Fahrt nach Hause zu Tarik auf Amharisch: »Mommy will, dass ich mit dir und Tante Saba äthiopische Sachen mache, also wenn ihr das nächste Mal kommt und uns abholt, müsst ihr mit uns zu *echten* Äthiopiern gehen.«

Yabsiar verlernte unterdessen sein Amharisch.

»Ich versuche, Äthiopien zu sprechen«, sagte er. »Aber wenn ich den Mund aufmache, kommt Amerika raus.«

Zwei Monate nach ihrer Ankunft in Atlanta fand eine Geburtstagsfeier für Mekdes statt. Wenn jemand sie danach fragte: »Wie gefällt es dir in Amerika, Mekdes?«, sagte sie jedes Mal: »Mekdes mag Amerika. Amerika macht Mekdes sechs.«

Eines Abends sagte Ryan beim Essen: »Heute Morgen hat mich Mekdes auf dem Weg zur Arbeit abgepasst. Sie hat gesagt: ›Ach, Daddy, du tust so viel für uns. Ich habe etwas für dich. Da, nimm das. Das ist für dich.«

Sie hat mir einen Dollar gegeben.«

Stella Jones, Mikkis Mutter, rief: »Bei mir hat sie das Gleiche gemacht. Vor ein paar Tagen kam sie in mein Zimmer und sagte: ›Da, Granny. Kauf dir was.« Und dann hat sie mir fünfzig Cent gegeben.«

Mit Yabsira war es nicht so einfach, er bekam ständig Wutanfälle. Mehrere Male am Tag, wenn ihm etwas nicht passte - wenn er sich anziehen sollte und keine Lust dazu hatte, wenn er seine Zähne putzen sollte und keine Lust dazu hatte -, warf er sich wütend auf den Boden und zog Schuhe und Socken aus. Während Yabsira brüllte, lief Mekdes panisch hin und her. Auf Amharisch flehte sie Yabsira an, brav zu sein; auf Englisch bat sie Mikki und Ryan: »Yabsira nicht anschreien.«

»Ich weiß, dass sich die Leute fragen: ›Wie kommt es, dass ein Waisenkind aus einem bettelarmen Land verwöhnt ist?««, sagte Ryan zu Mikki. »Aber dieser Junge ist verwöhnt.«

Wenn Yabsira Mekdes verletzen wollte, dann kam er in ihr hübsches Zimmer und trat gegen die Wand, so dass sie anfang zu weinen. Aber sie wollte nicht, dass er bestraft wurde.

»Sie hat alle Hände voll zu tun«, sagte Mikki eines Abends zu Ryan. »Heute habe ich ihnen gesagt, sie sollen ihre Zimmer aufräumen. Sie fing sofort damit an, und Yabsira trödelte herum. Ich habe zu ihm gesagt: ›Yabbie, mach dich an die Arbeit! ‹, und kurz darauf höre ich ihn ›Mekdes!‹ schreien. Und Mekdes kam angelaufen und hat sein Zimmer für ihn aufgeräumt.«

Schließlich, ungefähr zwei Monate nach der Ankunft der Kinder, belauschten Mikki und Ryan eine neue Art der Auseinandersetzung zwischen den beiden. Yabsira war in Mekdes' Zimmer gekommen, um sich irgendetwas von ihren Sachen zu holen; sie sagte ihm, er solle rausgehen; er weigerte sich.

»Nein, Yabsira«, rief sie. »Das ist meins, und du gehst jetzt raus aus meinem Zimmer!« Gleich darauf schlug eine Tür zu.

»Ich glaube«, sagte Ryan, »sie hat keine Lust mehr, seine Mutter zu sein.«

Aber noch immer stand Mekdes Yabsira zuliebe nachts auf. Er wollte, dass sie wegen der Hyänen Wache stand, wenn er aufs Klo ging. In Addis Abeba gibt es keine Hyänen, aber außerhalb der Städte streifen sie herum, und die Lieder und Geschichten über sie machen den Kindern Angst. Jede Nacht stand Mekdes gähmend im dunklen Flur vor dem Badezimmer und beschützte ihren Bruder vor den Hyänen von Snellville.

Eines Tages entdeckte Mikki sie dort und bot ihr an, an ihrer Stelle Wache zu stehen. Als Mekdes sich einverstanden erklärte und zurück ins Bett ging, wurde Mikki bewusst, dass Mekdes inzwischen darauf vertraute, dass ihre neuen Eltern auf Yabsira aufpassten.

Der kleine Junge legte seine Ungezogenheit langsam ab und begann allmählich zu glauben, was alle ihm sagten: dass es in Amerika keine Hyänen gab. Dann kam Mekdes Tanzauftritt und mit ihm die schlechte Nachricht. In dem Lied hieß es warnend: »Grab ein Loch, bevor die Hyäne kommt.« Bevor die Tänzerinnen auch nur zwei Steppschritte machen konnten, war Yabsira abgetaucht.

Mekdes hält die Erinnerung an ihre ersten Eltern lebendig und trichtert ihrem Bruder die Familiengeschichte ein.

»Wer war unsere Mutter?«, fragt sie.

»Mulu!«, ruft sie, wenn er nicht schnell nicht genug antwortet.

»Wie hieß unser Vater?«

»Asnake«, sagt Yabsira.

»Gut«, sagt Mekdes.

Während sie noch in dem Apartment in Addis Abeba waren, zeichnete Mekdes sechs Strichmännchen und gab ihnen Namen: Mekdes, Yabsira, Mommy, Daddy, Mulu, Asnake. Sie bat ihre Eltern, die Zeichnung an die Schlafzimmerwand zu hängen.

»Mommy, bist du aus Grannys Bauch gekommen oder aus Äthiopien?«, fragte sie eines Tages.

An einem anderen Tag begann sie eine Geschichte zu erzählen und verbesserte sich mittendrin: »Da war ich bei meiner Mo-, ich meine Mulu.«

»Schätzchen, du kannst ruhig Momma sagen«, erklärte Mikki.

»Magst du Mulu, Mommy?«

»Ich mag Mulu sehr«, sagte Mikki, und Mekdes umarmte sie.

Schon bald erzählte Mekdes ihrer Mutter von dem Tag, an dem ihre Tanten sie zu Haregewoin gebracht hatten. »Yabsira weint ein bisschen. Ich geschrien.«

»Warum hast du geschrien, Schätzchen?«, fragte Mikki.

»Ich kenne *das* Äthiopien nicht. Ich will *mein* Äthiopien mit *Goshay* und *Fasika*. Ich will nicht neues Äthiopien.«

»Du warst traurig«, sagte Mikki.

»Keine Hoffnung, Mommy. Ich habe keine Hoffnung.«

»Ach, Schätzchen...«

»Weil es mir keiner gesagt hat, Mommy.«

»Dir was gesagt hat?«

»Dass du hier in Amerika bist. Ich bin nicht so traurig, wenn ich weiß, dass du hier bist.«

»Ja, ich habe hier alles vorbereitet, ich habe eure Zimmer hergerichtet. Ich war hier, ich und dein Daddy, wir haben gewartet und alles fertiggemacht.«

»Ich weine, weil ich nicht weiß, dass ihr kommt.«

Für die meisten der zehn Millionen, 15 Millionen, 20 Millionen afrikanischen Waisen richtet niemand ein Zimmer her. Zu ihnen kommt niemand.

In einem verwitterten Farmhaus aus dem 1880er-Jahren im ländlichen Michigan springt ein kleiner Junge in Socken auf einem durchgesessenen Sofa auf und ab. Auf seinem Gesicht liegt ein breites, zahnloses Lachen (seine oberen vorderen Zähne waren kaputt und mussten gezogen werden). Der Junge ist so groß wie ein Dreijähriger, und er sieht aus und benimmt sich wie ein Dreijähriger, und jeder Außenstehende hält ihn auch für drei Jahre. Aber er ist wahrscheinlich fünf Jahre oder älter. Die Frage, wie alt er ist, interessiert ihn allerdings nicht im Geringsten.

Die winterlichen Felder, die durch die schmutzigen Sturmfenster zu sehen sind, wirken beinahe farblos: das leuchtende Grün des Sommers und das schimmernde Gold von Heu, Mais und Soja sind zu einem matten Graubraun verblichen, und der Altschnee in den Gräben neben der Straße vermischt sich mit Kies, Streusalz und verdrecktem Wasser. Ein Wintertag im Norden in seiner trostlosesten Form - die Eisdecke auf Teichen und Flüssen ist angetaut und trübe, von jeder Dachrinne und aus jedem Regenrohr tropft es. Der Wind treibt feinen Nieselregen vor sich her und entlockt den kahlen Ästen ein morsches Knacken.

Aber im Innern des alten Farmhauses mit dem abblätternden Anstrich gibt es viel, was den hüpfenden Jungen in Aufregung versetzt: Mommy hat gesagt, dass im Fernsehen jetzt bald die Zeichentrickserie *SpongeBob* kommt, die er sich zusammen mit seiner fünfjährigen Schwester Violet (die als Baby aus China adoptiert wurde, aber das weiß der Junge nicht) ansehen wird; Mommy wird ihnen Saft, Käse und Kracker hinstellen; er und Violet werden auf den hölzernen Kinderstühlen an dem hölzernen Kindertisch sitzen und sich die Folge ansehen. Seine Mutter erinnert ihn daran, dass die Kracker rund sind, dass der Saft gelb ist, dass seine Papierserviette viereckig ist. Seine beiden großen Brüder, Dawson, zwölf, und Tim, fünfzehn (die die leiblichen Kinder der Eltern sind, aber das weiß der Junge auch nicht), haben versprochen, ihn später zu ihrem Freund mitzunehmen und Basketball mit ihm zu spielen. Einer der großen Brüder wird ihn vielleicht Huckepack nehmen, wenn sie über das Feld laufen, da der kleine Junge mit seinen Schneestiefeln oft im Matsch stecken bleibt. Seine Brüder werden ihn den Basketball in der Einfahrt herumrollen und herumspringen lassen, und sie werden ihn so hoch in die Luft heben,

dass es ihm vorkommen wird, als würde er unter dem wolkenbedeckten grauen Himmel schweben, der riesige schwarze Metallring wird vor ihm auftauchen, und er wird seine ganze Kraft aufbieten und sich strecken und den schweren Ball hochwuchten und über den Rand durch das Netz fallen lassen, und die großen Jungen werden Bravo rufen und ihm auf die Schulter klopfen.

Ababu, der infolge einer Laktoseintoleranz beinahe verhungert wäre, gefällt es, wenn man ihm auf die Schulter klopft. Es gefällt ihm fast so sehr, wie den großen Ball zu packen und in Tims Armen dem Ring entgegenzuschweben.

Und dann, das Beste von allem, das Tollste von allem, wird sich das täglich wiederkehrende Wunder ereignen, das den Jungen dazu bringt, wie wild zu schreien und herumzuturnen und noch breiter zu lachen, bis von seinen Augen nur noch schmale Schlitze übrig sind: Daddy kommt von der Arbeit nach Hause! Daddy kommt jeden Tag von der Arbeit nach Hause (Dave Armistead, bärtig und mit einem einzelnen silbernen Ring im Ohr, Button-down-Hemd und Khakihose, unterrichtet an der Highschool von Williamston Geschichte und Sozialkunde). In dem Moment, in dem Ababu seinen Wagen in der Einfahrt hört, das Knirschen eis- und salzverkrusteter Lederstiefel auf der hinteren Veranda, schießt er aus dem Wohnzimmer in die Küche, selbst wenn *SpongeBob* noch läuft, und führt Freudentänze auf, er fasst sich in den Schritt und tanzt und springt vor Freude, weil Daddy - *ja, Daddy!* - wieder nach Hause gekommen ist.

Von dem Augenblick an, in dem Dave die kühlen holzgetäfelten Räume betritt - und zum Ziel eines kreischenden menschlichen Geschosses wird -, bis zu dem Moment, in dem sich Ababus Arme zur Schlafenszeit von seinem Hals lösen, hängt Ababu an ihm, vergräbt sein Gesicht an Daves Hals, küsst ihn, streichelt seinen Bart. Wenn er nicht an ihm hängt, presst er sich an ihn, eine seiner kleinen Hände auf Daves Ärmel oder seiner Schulter oder an seinem Hosenbein, oder er läuft neben ihm her, hält die Arme hoch und fragt: »Du tragen? Du tragen?«

Ababu liebt seine Mutter und seine neuen Geschwister, er kommt gut mit seinen Betreuern in der Kindertagesstätte und den Vorschullehrern zurecht, er mag *SpongeBob* und Käse und Kracker und das Zimmer, das er sich mit Violet teilt (auf den beiden Matratzen liegen jede Menge Wolldecken und alte Stofftiere mit wackligen Hälsen, während sich barfüßige Barbiepuppen in Abendkleidern auf Zehenspitzen um den Schrank herumdrängen). Aber Dave

Armistead ist der Mittelpunkt seines Lebens. Wenn Dave nach Hause kommt, sollten Zimbeln erklingen, Fanfaren, Mendelsohns »Hochzeitsmarsch« oder Beethovens »Ode an die Freude«. Es gibt auf der ganzen Welt keinen glücklicheren Jungen als Ababu Armistead, wenn Daddy von der Arbeit nach Hause kommt.

Dave erwidert seine Liebe, jetzt, und bedauert nichts, aber in den ersten Monaten sagte er manchmal niedergeschlagen zu seiner Frau: »Das kommt mir weniger wie eine Adoption vor, sondern eher so, als hätte ich mir einen Stalker ins Haus geholt.«

Am 1. Januar 2003 zog der HIV-negative Ababu aus Haregewoins Heim in das von Americans for African Adoptions geleitete Kinderheim um. »Ich habe ihn auf den Boden gesetzt, um zu sehen, ob er sich für seine neue Umgebung interessiert«, vermerkte Cheryl Carter-Schotts, die Leiterin von AFAA, in seiner Akte. »Ich habe ihm ein Spielzeug in die Hand gedrückt, und er schien erstaunt darüber zu sein, er drehte es hin und her. Dann wollte ich seine Kraft messen und habe versucht, es ihm wieder wegzunehmen, und er hielt es fest umklammert. Ich bin zuversichtlich, dass er bald über den Berg ist.«

Einige Wochen später schrieb sie in seine Akte: »Ababu macht sich sehr gut. Er rennt herum, spielt im Hof, reitet auf dem Schaukelpferd und klettert aus seinem Bett, er ist ein reizender kleiner Junge.«

Susan Bennett-Armistead (eine große, kräftige Frau mit kurzen, vorzeitig ergrauten Haaren) betreut das Forschungsprogramm über kindliche Entwicklung an der Michigan State University und hat ihre Doktorarbeit über die Lese- und Schreibfähigkeiten jüngerer Kinder beinahe abgeschlossen; sie nimmt kein Blatt vor den Mund, ist belesen und hat einiges veröffentlicht. Dave Armistead schreibt neben seiner Arbeit als Highschool-Lehrer an seiner Doktorarbeit in Pädagogik. Sie sind beide zweiundvierzig Jahre alt, im gleichen Viertel aufgewachsen, waren bereits in der Highschool zusammen und haben 1985 geheiratet. Vor ein paar Jahren versuchten sie vergeblich, ein drittes Kind zu bekommen. 1999 stellten sie den Antrag auf die Adoption eines kleinen Mädchens aus China. Ihr altes Farmhaus verfügte nicht über die großzügigen Flure und Küchen, die Badezimmer mit Oberlicht und die umlaufenden Veranden der hübschen Häuschen in der Nähe der Stadt, in denen viele ihrer Schüler und Studenten wohnten; aber hier gab es Plastikcontainer mit jedem erdenklichen Puzzle und Lernspielzeug,

und in den alten Regalen fand sich jeder Kinderbuchklassiker. Es war ein behagliches Zuhause für Kinder - Tim und Dawson waren intelligente und wohlbehütete Jungen -, und die Sozialarbeiterin stimmte einer Adoption zu.

Um das notwendige Geld dafür zusammenzubekommen, fuhr Dave nebenher Pizza aus. Eines Abends ging eine große Bestellung von der Highschool ein, an der er unterrichtete. Im Turnsaal hatten sich zwanzig oder dreißig seiner Schüler versammelt. Sie brachen in Jubelrufe aus, als Mr. Armistead mit den Pizzen kam, und überreichten ihm 700 Dollar Trinkgeld - Geld, das sie gesammelt hatten, um ihm bei der Adoption zu helfen.

Violet war ein zierliches Kind, ein zartes Wesen in einem überwiegend männlichen Haushalt. Den für ein Waisenkind typischen Rückstand in der Entwicklung holte Violet körperlich und geistig rasch auf, und unter der liebevollen Fürsorge einer Expertin, die zufällig ihre Mutter war, war sie ihren Altersgenossen sogar schon bald voraus.

Die Bennett-Armisteads fanden, dass bei ihnen noch Platz für ein weiteres Kind war. Erneut sammelten sie Geld; dieses Mal bewarben sie sich bei der Agentur Americans for African Adoptions in Indianapolis, die ein Waisenhaus in Addis Abeba unterhielt. Dann warteten sie.

Sie warteten beinahe ein Jahr lang. Sie wollten ein Kind unter zwei Jahren, was zu diesem Zeitpunkt kein außergewöhnliches Ansinnen zu sein schien.

»Zwölf Millionen Waisen?«, sagte Dave eines Abends ärgerlich in der Küche. »Und da können sie kein Kind unter zwei Jahren für uns finden?« (Wenn Dave, ein umgänglicher und freundlicher Mann, wütend ist, klingt er wie ein freundlicher Mann, der versucht, die Stimme zu erheben.)

Im Juni 2004 erfuhren sie per E-Mail von Cheryl Carter-Schotts, dass ein zweieinhalbjähriger Junge zur Adoption freigegeben war. Sie erklärte ihnen unumwunden, Ababu sei einem anderen Paar angeboten worden, aber dieses Paar hätte ihn nach Durchsicht seiner Unterlagen und des medizinischen Berichts abgelehnt: Sie hatten Bedenken wegen der langfristigen Folgen der Unterernährung.

»Was haben die gedacht, woher er kommt? Aus Connecticut?«, fragte Dave.

Aber Unterernährung konnte durchaus langfristige, verheerende Folgen haben. Kinder können infolge von Unterernährung in ihren ersten Lebensmonaten oder -jahren irreparable

Schäden davontragen, ihre geistige und körperliche Entwicklung kann beeinträchtigt sein. Die Weltbank berichtete kürzlich, dass durch Unterernährung die Entwicklung von weltweit mehr als 100 Millionen armen Kindern gehemmt ist. Susan Bennett-Armistead wusste besser als die meisten anderen künftigen Eltern über die Probleme Bescheid, die Unterernährung nach sich ziehen konnte.

Aber sie hatte es schrecklich gefunden, als die künftigen Eltern im Verlauf des Adoptionsverfahrens gefragt wurden, welche medizinischen Probleme bei einem Kind für sie inakzeptabel waren und welche nicht. Jedes Mal, wenn sie auf dem Fragebogen Nein ankreuzte, dachte sie voll Zuneigung an einen ihrer eigenen Schüler. Als sie beim Down-Syndrom Nein ankreuzte, musste sie an das besonders liebe kleine Gesicht eines ihrer Schützlinge denken. Außerdem entbehrten diese Fragebogen jeglicher Differenzierung. Sie wusste, dass »Lippenspalte, Gaumenspalte« in Amerika verhältnismäßig leicht zu behebbende, medizinische Probleme darstellten; sie wusste auch, dass Kinder, die mit solchen Fehlbildungen auf die Welt kommen, in vielen Kulturen ausgegrenzt werden, wodurch sie der Gefahr ausgesetzt sind, in ihrer Entwicklung zurückzubleiben und psychische Schäden davonzutragen, zu deren Behebung mehr nötig ist als eine Schönheitsoperation.

»Machen wir uns nicht verrückt«, sagte Dave. »Es gibt auch bei leiblichen Kindern jede Menge Unwägbarkeiten.«

Und Susan pflichtete ihm abschließend bei: »Wir sollten uns allerdings darauf einstellen, dass er irgendeine kognitive Beeinträchtigung hat.«

Das Paar sagte ja zu dem Vorschlag von AFAA, Ababu zu adoptieren, ohne jemals ein Bild von ihm gesehen zu haben.

Ababu war starr vor Angst, als er von einem Mitarbeiter von AFAA am 14. März 2005 auf dem Washingtoner Flughafen aus dem Flugzeug getragen wurde. Die Familie Bennett-Armistead hatte sich ins Auto gesetzt und fröhlich singend in neun Stunden die 900 Kilometer nach Washington zurückgelegt, um ihn abzuholen, sie konnten es alle kaum erwarten, das neue Familienmitglied zu begrüßen.

»Mit diesen riesigen runden Augen sieht er aus wie eine kleine Eule«, sagte Dave.

Die Kinder fanden dagegen, dass er mit seinem riesigen Kopf und dem spindeldürren Körper aussah wie E.T. Er lief auch wie E.T., als er auf unterentwickelten Beinchen über den Teppichboden des Flughafens schwankte und torkelte.

Auf der langen Fahrt nach Hause mussten sie mit ansehen, wie der winzige stumme Ababu, angeschnallt auf seinem Kindersitz, die ganze Zeit aus dem Fenster starrte und weinte. Er gab keinen Laut von sich, aber aus seinen traurigen Augen quollen unablässig Tränen. Wenn jemand ihm ein Spielzeug oder etwas zu essen hinhielt, zuckte er erschrocken zusammen, seine Mundwinkel zogen sich nach unten, und sein stilles Weinen wurde heftiger. Sie fuhren mit ihm durch all die merkwürdigen Städte und Landschaften und wussten, dass er sich in dieser Welt völlig verloren vorkommen musste. Der anfangs lustige Ausflug bekam etwas Melancholisches.

Mehr als ein Familienmitglied begann sich auf den endlosen Highways von Pennsylvania und Ohio zu fragen: »Was haben wir bloß getan?«

Es waren eigentlich zwei Fragen: »Was haben wir ihm angetan?« und »Was haben wir uns angetan?«

»Er benimmt sich wie ein eineinhalbjähriges Kind«, sagte Dave ein paar Tage später zu Susan. »Gut, dann ist er also zweieinhalb und benimmt sich wie eineinhalb, aber das ist doch nicht schlimm, oder? Daran kann man was ändern. Das werden wir schnell aufgeholt haben.«

Sie machte ein nachdenkliches Gesicht und sagte nichts.

Dave hatte sich von der Schule sechs Wochen Elternurlaub geben lassen, als Ababu zu ihnen kam; er würde in den letzten sechs Wochen vor Ferienbeginn den Unterricht wieder aufnehmen und dann den Rest des Sommers bei den Kindern zu Hause verbringen. Doch an diesem ersten Montagmorgen änderte sich sein Leben, aus dem beliebten Geschichtslehrer wurde ein Vollzeitvater. Er hatte vorgehabt, sich in seiner freien Zeit (wie schwierig konnte es schon sein, auf einen kleinen Jungen aufzupassen, verglichen mit den vielen Stunden, die er mit dreißig Halbwüchsigen in einem Klassenzimmer verbrachte?) intensiv seiner wissenschaftlichen Arbeit zu widmen, neue Stundenpläne aufzustellen und viel zu lesen. Aber der verstörte, kahlköpfige, hysterische Junge belegte ihn völlig mit Beschlag.

Nach der ersten Woche in Amerika erkannte Ababu in seiner neuen Umgebung - dieser außerplanetarischen Landschaft mit Feldern, gepflasterten Straßen, großen, hell erleuchteten Geschäften und seltsam aussehenden und komisch sprechenden weißen Leuten - nur Dave. Mit Dave verband er essen, trinken, Wärme, trockene Kleidung, drinnen und draußen. Auf Daves Arm trank er seinen Becher Milch (die Laktoseintoleranz war verschwunden), er wurde von einem Zimmer ins andere getragen und auf ein Handtuch gelegt, wenn es Zeit zum Windelwechseln war, er wurde in warmem Wasser gebadet und durfte mit Spielsachen herumplanschen, so lange er wollte. Sein alles auf den Kopf stellender Sturz durch Zeit und Raum, über den Atlantischen Ozean und Zeitzonen und Kontinente und verschiedene Völker hinweg, wurde von Dave Armistead aufgefangen, und Ababu hatte nicht die Absicht, ihn wieder loszulassen.

Eines der ersten Wörter, die er von sich gab, war ein Name für Dave: *Abada*, ein selbst erfundenes Wort, eine Mischung aus dem amharischen *abat* und dem amerikanischen *daddy*. (Er hatte nie einen Vater gehabt und in Addis Abeba überhaupt nur wenige erwachsene Männer gekannt.)

Jeden Morgen streckte er die Arme nach Dave aus und ließ ihn nur widerstrebend und kläglich wimmernd zwölf Stunden später wieder los, wenn Dave ihn ins Bett brachte. Und dann wollte Ababu, dass Dave bei ihm sitzen blieb, bis er eingeschlafen war.

»Er ist eher wie ein Säugling«, sagte Dave abends zu Susan. »Wenn ich versuche, ihn abzusetzen, dreht er völlig durch.«

»Ich bin fix und fertig«, sagte Dave nach der zweiten Woche zu Hause. »Ich weiß nicht, ob ich das schaffe. Er wiegt dreißig Pfund. Er hängt von früh bis spät an mir dran.«

»Er ist kräftig und drahtig, er ist bestimmt nicht schwach«, sagte Dave an einem anderen Abend. »Heute Nachmittag hat er im Esszimmer einen Wutanfall bekommen, und als ich versucht habe, ihn hochzuheben, hat er sich an dem schweren Holzstuhl festgehalten und ihn quer durchs Zimmer gezerrt.«

Der Verdacht, dass der bedürftige, winzige Junge, der wieder Windeln tragen musste, nicht zweieinhalb, sondern fünf Jahre alt war oder sogar fünfeinhalb wie die wohlerzogene und altkluge Violet, jagte ihnen einen Schrecken ein.

»Ababu isoliert Wörter in einem Satz nach ihrer Bedeutung«, sagte Susan eines Tages. Er sagte jetzt Dinge wie »Komm her«, und »Auf« und »Schau mal«.

»Das ist gut, oder?«, fragte Dave.

»Ja, das ist gut, aber... so etwas macht ein zweijähriges Kind nicht. So etwas macht ein älteres Kind, das eine zweite Sprache lernt. Er verwechselt ›Ababuwillstdu ein Glas Milch?‹ nicht mit irgendwelchen unzusammenhängenden Silben oder einem einzelnen Wort. Er dreht es schnell herum, um zu sagen ›Will Milch‹. Er begreift, wozu Wörter da sind, dass Dinge Namen haben, dass eine Reihe von Lauten, die aus dem Mund von jemandem kommen, eine bestimmte Bedeutung haben.«

»Was heißt das?«, fragte Dave.

»Das heißt, dass das nicht die erste Sprache ist, die er lernt. Es heißt, dass er genug von einer ersten Sprache mitbekommen hat, um die Grundregeln von Sprache zu begreifen. Es heißt, dass er kein Zweijähriger ist, der zum ersten Mal versucht, sprechen zu lernen.«

In diesem ersten Monat fuhr die Familie an einem Abend zum Konzert eines Kinderorchesters nach Ann Arbor.

»Sieh dir Ababu an«, flüsterte Susan Dave zu. Ababu saß zwischen ihnen.

»Er genießt die Musik!«, sagte Dave. Ababu wiegte sich im Takt der Musik hin und her und klatschte.

»Schau mal, wie er klatscht!«

»Was meinst du?«

»Er synkopiert«, sagte Susan. Beim Synkopieren findet eine rhythmische Verschiebung des Akzents statt, das heißt, Ababu klatschte beim unbetonten Takt.

»Das ist nett«, sagte Dave.

»Ein Zweijähriger kann das nicht. Man muss fünf sein, um das zu können.«

Sie beobachteten ihn. »Ich glaube nicht, dass wir hier einen Zweieinhalbjährigen vor uns haben«, sagte Susan.

Obwohl der Frühling in Michigan für gewöhnlich das Ende der Stubenhockerei bedeutet, fing sie für Dave gerade erst an. Er kam sich in seinem eigenen Haus wie ein Gefangener vor, ein Gefangener des fordernden, jähzornigen, wie eine Klette an ihm hängenden Jungen.

Er versuchte Susans Rat »Abwarten und Tee trinken« zu befolgen, aber in den endlosen Stunden, die er jeden Tag damit zubrachte, mit Ababu auf dem Arm oder auf dem Rücken die immer gleichen Wege in dem engen Haus zurückzulegen, fragte er sich unwillkürlich: »Wie schlimm ist seine kognitive Beeinträchtigung? Besteht daneben eine geistige Behinderung? Ist er autistisch? Haben wir ein Kind mit einer Störung aus dem autistischen Formenkreis adoptiert?«

Eines Tages ließ Dave ihn ein paar Stunden lang in der Obhut von Violets früherer Tagesmutter, aber Ababu fing an zu toben; er geriet vor Angst und Kummer völlig außer sich; er ließ sich nicht in den Arm nehmen oder trösten; er bekam Durchfall, aber er wehrte jeden ab, der ihm die Windel hätte wechseln können. Er schrie drei Stunden lang, bis er heiser war, wälzte sich zwischendurch auf dem Boden, und verpestete das kleine farbenfrohe Zimmer mit den aufgemalten Kinderreimen an den gelben Wänden mit dem Gestank seiner vollen Windel, bis Dave wiederkam. Ababu rannte durchs Zimmer und warf sich in Daves Arme, und Dave spürte sogar durch seine Daunenjacke hindurch, wie heftig Ababus Herz schlug. Es dauerte einige Stunden, bis Ababu sich wieder beruhigt hatte und wieder normal atmete. Es war ein Rückschritt in ihrer Beziehung, danach konnte Ababu nicht am Esszimmertisch sitzen bleiben, wenn Dave in die Küche ging, um eine Schüssel Nudeln in die Mikrowelle zu schieben; Ababu musste mitgehen. Tagelang sah er Dave mit vorwurfsvollen Augen an.

»Wie zurückgeblieben ist er wirklich?«, fragte Dave Susan und hatte dabei selbst einen vorwurfsvollen Blick.

»Das ist schwer zu sagen, weil wir nicht wissen, wie alt er ist. Auf der Geburtsurkunde, die wir bekommen haben, steht 30. Mai 2002, aber das ist schlicht nicht möglich. Und für die meisten kognitiven Tests ist es notwendig, dass ich mit dem Kind spreche, aber er kann nicht sprechen. Hat er wenigstens Amharisch gesprochen?«

»Weißt du, er steht den ganzen Tag da und steckt die Hände in die Windel, in die volle Windel«, berichtete Dave eines Abends. »Der Gestank wirft dich um, und er schmiert sich von oben bis unten damit voll, seine Hände, seine Kleidung. Heute musste ich ihn dreimal baden.«

An einem anderen Abend sagte er: »Irgendetwas stimmt ganz und gar nicht mit ihm.«

»Das lässt sich noch nicht sagen«, erwiderte Susan.

Aber Dave wurde langsam depressiv. Durch welchen Ausrutscher eines Stifts auf irgendeinem Formular, durch welche merkwürdige Laune des Schicksals war dieser Waisenjunge aus Addis Abeba in Dave Armisteads Küche gelandet? Ich unterrichte gern, dachte er, wenn er im Haus oder im Garten herumging und Ababu im Klammergriff an seinem Hals hing. Ich liebe Geschichte, ich liebe es, an der Highschool Geschichte zu unterrichten. Und das habe ich alles hierfür eingetauscht?

Dave ließ sich nachts ins Bett fallen und vergrub das Gesicht im Kissen. Die Familie nahm sich selbst in eine Art Isolationshaft. Sie hielten Freunde und Verwandte auf Distanz. Ababu war zu unberechenbar und zu verstört, so dass sie das Risiko nicht eingehen wollten, ihn weiteren Reizen auszusetzen. Susan versuchte abends eine fröhliche Unterhaltung in Gang zu bringen, als sei alles ganz normal, aber es war nichts mehr normal. Sie kämpften ums Überleben.

Daves große Familie machte es offenbar nichts aus, sich fernzuhalten. Die Adoption eines Kindes aus Afrika war ihnen von vornherein als unvernünftige Idee erschienen. Einige von Daves Verwandten beklagten sich, sie könnten *Ababu* nicht einmal richtig aussprechen.

Eines Abends hörte Susan, wie Dave am Telefon aufgebracht zu seiner Mutter sagte: »Kannst du Banane sagen? Das ist nicht viel anders. Wo liegt das Problem?«

In der Literatur zum Thema Adoption findet man häufig die Metapher, dass sich ein Familiengefüge mit einem Mobile vergleichen lässt. Wenn man einem solchen empfindlichen schwebenden Kunstwerk ein zusätzliches Element hinzugefügt, muss man alle anderen Teile neu ausrichten. Schon ein neugeborenes Kind (sei es ein eigenes oder ein adoptiertes) verschiebt das Gleichgewicht in einer Familie. Ein älteres Kind aus einem fremden Land, das vielleicht Verlust und Trauma erlebt hat, wirkt noch stärker auf die metaphorischen Fäden und Drähte ein. Es kann lange dauern, bis das Familienmobile seine frühere Leichtigkeit und sein Gleichgewicht wiederfindet.

Solange alles noch verwirrend und chaotisch ist, kann der Eindruck entstehen, die Adoption sei ein Fehler gewesen, die Familie würde sich nicht davon erholen. Susan und Dave fragten sich im Stillen: Was haben wir uns bloß dabei gedacht?, aber keiner von beiden ging so weit,

laut zum anderen zu sagen: »Es war ein Fehler.« Susan verbot sich eine negative professionelle Einschätzung von Ababu; im Moment musste sie Mutter und Ehefrau sein, keine Expertin für kindliche Entwicklung. Und Dave war froh, dass Susan die folgenreichen Worte nicht aussprach, die düstere Prophezeiung, dass sie für den Rest ihres Lebens eine schwere Aufgabe zu meistern hatten.

Aus medizinischer Sicht besteht ein Interesse daran, das tatsächliche Alter des Kindes zu bestimmen, natürlich können wir mithilfe von Untersuchungen der Zähne und des Knochenbaus eine halbwegs genaue Aussage treffen; aber mich interessiert mehr, was das für ein Kind ist, das ich vor mir habe, dachte sie. Ich bin nicht bereit, eine Prognose abzugeben. Manche kognitiven Beeinträchtigungen können zu einer dauerhaften Behinderung führen; aber ich bin noch nicht bereit, eine solche Aussage über Ababu zu treffen.

Zu Dave sagte sie: »Ich bin noch nicht so weit, dass ich mir Sorgen mache. Ich kann ihm all die Hilfe geben, die er braucht, und dazu muss ich ihn in keine Schublade stecken.«

In den letzten sechs Wochen von Daves Schuljahr kümmerte Susan sich um Ababu, aber Dave wusste, was ihn jeden Tag zu Hause erwartete und was ihn in den kommenden langen Sommerwochen erwartete und was ihn in den kommenden Jahren erwartete, und er war sich nicht sicher, ob er dafür die nötige Kraft aufbringen würde.

Susan wies ihn auf die Fortschritte hin, die sie sah, die Veränderungen an Ababu. Tim und Dawson hatten zum Beispiel zuerst Angst gehabt, mit Ababu zu spielen; er wirkte so unsicher und zerbrechlich, und sein schwankender Gang machte sie unsicher. Aber dann schenkten ihnen die Nachbarn ihr altes Trampolin, und Ababu - der sich zunächst davor fürchtete hinaufzuklettern - begriff schnell, wie viel Spaß es machte, und verbrachte jeden Tag etliche Stunden damit, darauf herumzuspringen. Seine Beine wurden kräftiger; sein Gang normalisierte sich; und er fing an, sich mit seinen Brüdern zu balgen. Bald war es seine Lieblingsbeschäftigung (abgesehen davon, auf Daves Arm zu sitzen), sich mit Tim und Dawson auf dem Boden oder auf den Betten oder auf dem Trampolin zu wälzen und mit ihnen zu ringen.

Er lernte, Spielsachen mit Violet zu teilen, statt sich einfach ihre Sachen zu nehmen. Er lernte, sich zum Essen hinzusetzen und sitzen zu bleiben, statt sich etwas vom Tisch zu schnappen und damit wegzulaufen. Sein Wortschatz wurde größer.

Eines Tages sagte er zu Dave: »Ich böse«, und schaute finster drein, um zu unterstreichen, was er meinte. Dave war erstaunt und gerührt: Ababu hatte gerade seine Gefühle mit Worten ausgedrückt, statt loszubrüllen und um sich zu schlagen. Dave wurde bewusst, dass er seit einer Woche keinen Wutanfall von Ababu mehr erlebt hatte. Er erkannte plötzlich, dass in diesem Körper vor ihm eine kleine Persönlichkeit steckte, ein Verstand, der langsam aufwachte.

Jeden Tag, Schritt für Schritt, entwickelte Ababu sich ein bisschen weiter. Er wuchs in die Familie hinein. Er erfasste ihre Regeln - was lustig war, was erlaubt war und was verboten war. Er gewöhnte sich daran, dass es Zeiten für Frühstück, Tagesstätte, Mittagessen und Schlafengehen gab. Im Auto kletterte man auf seinen Kindersitz und wartete, bis einen jemand anschnallte. Im Supermarkt blieb man im Einkaufswagen sitzen und behielt seine Hände bei sich. Auf dem Parkplatz ging man an der Hand von Mommy oder Daddy. Niemand mochte es, wenn man einen Wutanfall bekam, und er nützte einem sowieso nichts, also konnte man es genauso gut auch sein lassen. Man durfte nicht einfach in das Zimmer von Tim und Dawson gehen und an den Knöpfen ihrer Geräte herumdrehen, es sei denn, sie erlaubten es einem. Violet konnte es nicht leiden, wenn man ihren Barbiepuppen die Köpfe abriss. Daddy hatte es lieber, wenn man den Inhalt der Windel nicht mit den Händen erforschte.

Janice Bennett, die Mutter von Susan, hatte ihren Besuch hinausgezögert. Sie wollte den Familienmitgliedern ein paar Wochen Zeit lassen, eine Beziehung zueinander aufzubauen, aber sie befürchtete auch, dass sie den kleinen Fremdling nicht mögen würde, dass sie für ihn nicht die gleiche Zuneigung empfinden könnte wie für Tim, Dawson, Violet und ihre übrigen Enkelkinder. Sie hatte auf taktvolle Weise, wenn auch vergeblich, versucht, ihre äußerst gebildete und auf diesem Gebiet offensichtlich erfahrene Tochter zu warnen: »Du willst ein afrikanisches Kind in diese durch und durch weiße Umgebung verpflanzen? Meinst du, dass die Leute ihn akzeptieren werden?«

Susan lud ihre Mutter ein, ihren jüngsten Enkelsohn kennenzulernen. Janice ging zögerlich durch den Flur, den mitgebrachten neuen Spielanzug vor sich haltend, teils als Friedensangebot und teils zum Schutz gegen alles, was auf sie zukommen mochte. Vorsichtig öffnete sie die Tür zu Violets und Ababus Zimmer. Ababu sprang auf und rannte mit ausgebreiteten Armen auf sie

zu, das gewohnte breite zahnlose Lachen im Gesicht. Er warf sich in ihre Arme. Ihr Herz flog ihm zu.

Ein paar Tage später fuhr Janice mit, als Susan Ababu zum Arzt brachte. Ababu saß in seinem Kindersitz und rief: »Ghee!« Er rief seine Großmutter. Als sie sich umdrehte, trafen sich ihre Blicke.

»Weißt du, zwischen uns hat es gefunkt«, sagte sie an diesem Abend zu ihrem Schwiegersohn. »Zwischen uns hat es ganz einfach gefunkt.«

Wenn Janice Bennett jetzt zu Besuch kommt, betritt sie das Haus mit ausgebreiteten Armen und einem breiten Lächeln und ruft: »Wo steckt mein Junge?«

»Wenn Ababu sich wie ein Eineinhalbjähriger verhalten hat, als er zu uns kam, dann würde ich sagen, dass er jetzt sich etwa wie ein Dreijähriger verhält, was meinst du?«, sagte Dave eines Abends. »Nach gerade mal sechs Monaten. Ist das nicht ein erstaunlicher Fortschritt?«

Susan konnte ihm nur beipflichten.

»Man kann praktisch dabei zusehen, wie er sich verändert und entwickelt«, sagte Dave.

»Er hat jetzt einen aktiven Wortschatz von hundert Wörtern«, sagte Susan. »Und einen passiven von vielleicht tausend.«

Sie stellten fest, dass Ababu manchmal sehr still wurde und in die Ferne sah, als würde er sich an etwas erinnern.

Versuchte er, die beiden unvereinbaren Hälften seines Lebens zusammenzufügen, zu begreifen, wie er von *dort* (mutterlos, schmutzig, hungrig) nach *hier* (im Flanellschlafanzug und kuscheligen Socken von jemandem ins Bett gebracht werden und eine Gutenachtgeschichte vorgelesen bekommen) geraten war?

Inzwischen ist er ein bildhübsches Kind mit weichen Locken und dichten Wimpern, strahlenden, glücklichen Augen und einem umwerfenden Lächeln. In seiner Jeans-Latzhose, den gelben Gummistiefeln, dem roten Parka und der blauen Mütze mit den flauschigen Ohrenklappen ist er der niedlichste Junge in ganz Michigan.

»Vielleicht hat er gar keine ›besonderen Bedürfnisse‹«, sagte Dave eines Abends. »Sagen wir einfach mal, er hat ›einzigartige Bedürfnisse‹.«

Ababu ist einzigartig. Nicht viele Kinder schaffen die Verwandlung von einem halb verhungerten afrikanischen Waisenkind, das am Rande des Todes schwebt, zu dem wohlgenährten, wohlbehüteten Kind eines Lehrerehepaars, das ihn fragt: »Willst du deinen Apfelsaft in dem rosa Becher oder in dem grünen Becher, Ababu?« Wie hätte man eine Prognose abgeben können, wenn es nur wenige Kinder gibt, die diesen Weg bis hierher zurückgelegt haben?

Vor kurzem sagte Dave zu Susan: »Ich mache mir keine Sorgen mehr. Wenn es stimmt, dass ein gutes Zuhause zwanzig Punkte auf der IQ-Skala ausmacht und er wenigstens achtzig hat, dann ist es in Ordnung. Ich glaube, bei ihm dreht sich jedes Rädchen so, wie es soll.«

Welche körperlichen und kognitiven Herausforderungen auf Ababu Armistead warten mögen, eines ist klar: Was er im Übermaß besitzt, ist die Fähigkeit zu lieben. Liebe war das Einzige, was ihm seine erste Mutter und seine Urgroßmutter geben konnten; von Haregewoin hat er ebenfalls einiges über die Liebe gelernt, und er liebt Dave, Susan, Tim, Dawson und Violet von ganzem Herzen.

»Habt ihr vor, seinen Namen zu ändern?«, werden sie von vielen Leuten gefragt.

»Nein«, erwidert Susan dann. »Als er zu uns kam, war er kein Baby mehr wie Violet - er kannte seinen Namen. Seine leibliche Mutter hat ihm diesen Namen gegeben, und das respektieren wir. Sein Name ist das Einzige, was er mitgebracht hat. Außerdem ist er das: Er ist Ababu.«

Selbst nach Einbruch der Dunkelheit nehmen das verdorrte Gras in den Gärten, die gepflasterten Bürgersteige und die spitzen Stacheln der Yuccabüsche in Phoenix, Arizona, noch die mitsommerliche Hitze auf. Die heiße Wüstenluft drückt gegen die Doppelglasfenster und die geschlossenen Garagentore. Alles, was man draußen hat liegen lassen - einen zusammengerollten Gartenschlauch, ein Fahrrad, einen Fußball - ist zu heiß, um es anzufassen. Irgendjemand muss diese Hitze kubikkilometerweise direkt bei der Sonne bestellt haben, und sie wurde geliefert, und jetzt ist sie hier und macht sich breit. Sie gehört zur Landschaft wie Himmel und Erde. Aus klimatisierten Zimmern blicken die Leute hinter Jalousien und Vorhängen hervor nach draußen und sehen sie in ihrer unsichtbaren Monstrosität schimmern. Neun Uhr abends, 42 Grad. Außerhalb der Stadt, in der Sonora-Wüste, 50 Grad.

Hinter einem ziegelgedeckten Haus in einer kurzen Sackgasse liegt ein kleiner runder Swimmingpool. Unterwasserlampen lassen Lichtflecken im Wasser tanzen. Am Rand der nass gespritzten Terrasse sitzt eine Mutter auf einem Liegestuhl, auf dem Schoss ein trockenes Handtuch. In dem Pool steht ein Vater mittleren Alters mit einem breiten Brustkorb bis zur Taille im lauwarmen Wasser. Am Rand des Pools springt ein kleiner Junge in einer bunt gemusterten Badehose mit angezogenen Beinen in die Luft, klatscht auf der Wasseroberfläche auf und geht unter wie ein Stein.

Die Mutter richtet sich auf ihrem Liegestuhl auf und beugt sich mit aufmerksamem Blick ein wenig nach vorn, um das Geschehen zu verfolgen.

Der Vater - Trainer der Ringermannschaft an der Highschool - greift mit beiden Händen in das schäumende Wasser, als wäre er König Midas und würde in einem Haufen Gold greifen, und zieht den tropfenden Jungen heraus.

»Ich hab's geschafft! Daddy, hast du's gesehen? Mommy, hast du's gesehen?«

»Ich hab's gesehen!«, ruft die Mutter. Sie trägt ein ärmelloses weißes Oberteil, Caprihosen und goldfarbene Sandalen und hat lange blonde gelockte Haare. Ihr Gesicht und ihre Arme sind rosig und das ganze Jahr über mit Sommersprossen bedeckt. Sie denkt: *Natürlich habe ich es*

gesehen. Ich kann keinen Blick von dir wenden. Seit dem Moment deiner Ankunft habe ich nichts anderes mehr angesehen.

»Noch mal?«, ruft der Junge, und bevor die Mutter sagen kann, dass es Zeit zum Schlafengehen ist, bevor der Vater »genug« sagen kann, schlägt er einen Purzelbaum, verschwindet in einer Wasserfontäne und wird erneut aus der Tiefe gefischt. Tropfnass brechen Vater und Sohn in lautes Gelächter aus. Sie umfassen einander, die nassen Haare nach hinten gestrichen, glänzend wie Seehundfell. Die Mutter entspannt sich.

Die beiden weißen Amerikaner, Karen und Bill Cheney, lernten sich kennen, nachdem jeder von ihnen eine gescheiterte erste Ehe, eine Scheidung und eine lange Zeit des Alleinseins hinter sich hatte. Sie ist Krankenschwester, und er ist Ausbildungsordinator und Ringkampftrainer. Sie lernten sich in einem Krankenhaus in Phoenix kennen. Sie war hübsch, hatte ein überschäumendes Temperament und lachte viel, er war gutmütig und verlässlich. Sie heirateten 1994, als sie dreißig und er dreiunddreißig Jahre alt waren. Bills Sohn aus erster Ehe wuchs zu einem wunderbaren jungen Mann heran, inzwischen geht er auf die Marineakademie. Karen und Bill führten ein ruhiges Leben, bis dieser bezaubernde äthiopische Junge in ihrem Leben einschlug wie eine Kanonenkugel.

Der Mann nimmt den Dreijährigen Huckepack, steigt mit ihm aus dem Swimmingpool und liefert ihn bei der Mutter ab; sie hüllt ihn wie ein Baby in das flauschige Handtuch und geht mit ihm nach oben, um ihn noch kurz in die Badewanne zu stecken. Sie wird ihm die Haare rubbeln, sie wird Babyöl auf seiner kräftigen kleinen Brust und seinen rundlichen Armen und hinter seinen niedlichen abstehenden Ohren verteilen, sie wird ihm einen kurzärmligen Schlafanzug überstreifen und dann wird sie an seinem Bett sitzen bleiben, bis er eingeschlafen ist.

Der Junge heißt William Mintesinot Eskender Cheney. Minty war der erste Junge, den Haregewoin von der Straße geholt hatte.

2003 wurde Karen auf die Kinderintensivstation gerufen und bekam den schlimmsten Fall zugeteilt, mit dem sie jemals zu tun gehabt hatte: Samuail, ein vierzehn Monate alter Junge, der von seiner geistig verwirrten, wütenden Mutter in kochendes Wasser getaucht worden war. Es war die Strafe dafür, wie sie später erklärte, dass er das Essen so schnell hinuntergeschlungen

und sich deswegen auf ihrem neuen Teppich übergeben hatte. Er war das jüngste ihrer sieben Kinder.

Seine Beine sehen aus wie bei einem gekochten Hühnchen, dachte Karen. Zusätzlich zu den Verbrennungen dritten Grades an Füßen und Beinen wies er Bisswunden auf, zahlreiche Blutergüsse und andere Spuren von Schlägen. Schlimmer als die Spuren, die die körperlichen Misshandlungen hinterlassen haben, ist es, dass er aufgegeben hat. Er hat beschlossen, nicht mehr zu leben. Er reagiert auf gar nichts.

Der Kleine zeigte nur dann eine Reaktion, wenn seine Mutter zu Besuch kam, vor ihrer Verhaftung: Er hatte so viel Angst vor ihr, dass er am ganzen Leib zitterte.

Karen machte Überstunden, um an Samuails Bett zu sitzen; sie fütterte ihn mit dem Löffel, sie stellte ihm Bill vor. Langsam begann sich der kleine Junge ihr gegenüber zu öffnen, aber er geriet immer noch jedes Mal in Panik, wenn seine Mutter das Krankenzimmer betrat. Schließlich wurde die Frau verhaftet. Karen sagte in dem Prozess aus. Eines Abends kam sie nach Hause und erzählte verbittert: »Man hat sie zu neun Monaten verurteilt, mit Freigang, damit sie weiterhin Klavierunterricht geben kann.«

Bill und Karen bewarben sich als Pflegeeltern für den kleinen Jungen, als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Sie wollten ihn adoptieren, sobald seiner Mutter das Sorgerecht entzogen war, und der für den Jungen zuständige Sozialarbeiter unterstützte ihre Bemühungen.

Der Richter schickte Samuail zurück zu seinen Verwandten, damit die Familie »nicht zerstört wird«. Das Sorgerecht wurde der Tante mütterlicherseits übertragen.

Die Cheneys hatten Angst um den Jungen und waren zutiefst enttäuscht.

Als sie nach der Gerichtsverhandlung nach Hause kamen, sagte Bill: »Schluss damit. Bitte mich nie mehr, so etwas zu tun.«

Ich hatte geglaubt, Gott will, dass ich diesen Jungen adoptiere, dachte Karen. Ich kann Gott nicht mehr vertrauen.

Nach einiger Zeit dachte sie: *Ich habe irgendetwas falsch verstanden.*

Wieder einige Zeit fiel ihr die Geschichte von Moses ein, der zu Gott sagte: *Du willst mich nicht.*

Und Gott sagte: *Doch, ich will dich.*

»Ich glaube, irgendwo da draußen gibt es ein anderes Kind für uns«, sagte sie vorsichtig zu Bill.

Er sagte: »Vergiss es.«

Sie informierte sich trotzdem über Adoptionen aus dem Ausland. Sie stieß auf Americans for African Adoptions in Indianapolis, die Kinder aus Äthiopien vermittelten. Erneut brachte sie das Thema Bill gegenüber zur Sprache.

Er sagte: »Ich will das nicht noch einmal durchmachen.«

»Dieses Mal wäre es etwas anderes«, sagte sie. »Das Kind wäre unseres. Keiner könnte es uns wegnehmen. Bitte, denk darüber nach.«

Er schüttelte den Kopf.

Im Stillen dachte er an sein Alter: *Mit vierundvierzig noch mal Vater werden? Nein, kommt nicht in Frage.*

In der Kirche begannen ihm adoptierte Kinder aufzufallen. Er fragte andere Gemeindemitglieder, wie alt sie zum Zeitpunkt der Adoption gewesen waren, und einige von ihnen sagten: »Anfang vierzig.«

»Na gut«, sagte Bill eines Morgens zu Karen. »Ich glaube, ich habe es mir anders überlegt.«

Sie stellten bei AFAA einen Antrag auf Adoption eines kleinen Jungen. Wie Samuail.

Einige Monate später rief Cheryl Carter-Schotts die Cheneys an und sagte: »Wir haben einen kleinen Jungen, aber er ist älter, als Sie angegeben haben. Er ist drei oder vier Jahre alt.« Er war Waise, seine Eltern waren an Aids gestorben, er selbst war gesund, und er konnte mit einem Stück Kreide Buchstaben kritzeln.

Sie stimmten zu.

Sie hatten kaum Zeit, sich zu freuen, die Fotos zu betrachten, es ihren Freunden und ihrer Familie zu erzählen (»Ein schwarzes Kind?«, fragten einige besorgt) und das Kinderzimmer einzurichten, als sie eine verwirrende Nachricht erhielten: Mintesinots Vater Eskender war noch am Leben. Er lebte auf der Straße und starb an Aids.

Plötzlich waren sich die Cheneys nicht mehr sicher, dass dieser Junge ihrer sein würde. Er war keine Waise. *Habe ich mich wieder getäuscht?*

Sie brauchten eine Nacht, um eine Entscheidung zu treffen. Ihnen war klar, dass diese Entscheidung dazu führen konnte, dass ihr Sohn zu seinem Vater zurückkehrte, statt zu ihnen zu kommen. Sie wussten, dass die lebenslange Übernahme der Behandlungskosten für einen Mann, der an HIV/Aids erkrankt war, sie der Mittel berauben würde, die sie für eine Adoption brauchten. Aber sie hielten es für das Richtige.

Die Cheneys schickten eine E-Mail an AFAA: »Wir möchten die Kosten für die medizinische Versorgung und die Medikamente für Mintesinots Vater übernehmen.«

Es kam ein weiterer Anruf von Cheryl Carter-Schotts: Es war zu spät. Eskender war tot.

Im März 2005 trat Mintesinot in Begleitung eines Mitarbeiters von AFAA den langen Flug von Addis Abeba über Kairo und Frankfurt nach Los Angeles an. Er hatte Fotos von seinen neuen Eltern bekommen, und er erkannte die Cheneys auf der Stelle, als er sie auf dem Flughafen von Los Angeles sah: Mommy. Daddy. In seinem neuen Zuhause in Phoenix gab es so viel zu erforschen: den Schlauch im Vorgarten, und dass man an einem Hahn drehen konnte und Wasser herausspritzte. Das war toll. Genauso toll, wenn auch auf andere Art, war der Föhn, der im Badezimmer im ersten Stock an der Wand hing. Wenn er auf einen Knopf drückte, kam heiße Luft aus der Düse und wärmte sein Gesicht. Das brachte ihn zum Lachen. (*Bei diesem Klima?*, hätte er denken sollen. *Sie brauchen ein elektrisches Gerät, um in Phoenix heiße Luft zu produzieren?*) Wenn man auf einen Knopf an dem riesigen Fernseher drückte, erwachte Pocahontas zum Leben. Wenn sein Vater ihn hochhob, konnte er auf einen anderen Knopf drücken, und das große Garagentor setzte sich rumpelnd in Bewegung.

Er nahm seine neuen Kleider in die Arme und küsste sie. Das Gleiche machte er mit seinen neuen Schuhen, jeder Schuh bekam einen Kuss. Als er die neuen Sachen anhatte - ein T-Shirt mit bunten Streifen und eine kurze Jeans-Latzhose -, rannte er zu dem hohen Spiegel im Schlafzimmer seiner Eltern und gab seinem Spiegelbild einen Kuss. Im Erdgeschoss gab es einen ganzen Schrank voll Spielsachen - eine Wagenladung Bauklötze, Magnetbuchstaben, Mickymaus-Puzzles -, und er durfte den Schrank aufmachen, wann immer er wollte, außer zur Schlafenszeit. Gerade dann hätte er ihn natürlich am liebsten aufgemacht.

Toilettenpapier fand er ausgesprochen lustig.

Er hatte ein Faible für Armbanduhren. »Mintys!«

»Nein, Minty, das ist Mommys Uhr.«

»Mintys!«

»Bring sie zurück in Mommys Zimmer.«

»Nein!«, schrie er. »Mintys.« Aber er stapfte die Treppe hinauf, um die Uhr zurückzubringen.

Er kehrte mit einer eleganteren Uhr zurück. »Mintys?«

Für seinen ersten Ausflug nach Disney World kauften ihm seine Eltern einen kleinen Trolley. Er trug ihn auf dem Kopf durch den Flughafen, wie man es in Afrika machte.

Eines Abends, sechs Wochen nach Mintesinots Ankunft, sagte Karen zu Bill: »Ich habe mich so gründlich auf das Schlimmste vorbereitet. Ich habe über Bindungsprobleme, posttraumatische Belastungsstörungen, Trauer im Kindesalter gelesen. Ich habe ganz vergessen, über ein normales Kind nachzudenken. Was soll ich jetzt bloß machen?«

»Er kann ja immer noch anfangen zu spinnen«, sagte Bill. Bill verbrachte seine Nachmittage in der Turnhalle der Highschool mit den unterschiedlichsten Jungen.

Karen lieh sich trotzdem in der Bibliothek Bücher über die Erziehung eines normalen amerikanischen Kindes aus der Mittelschicht aus. Sie lernte, dass man bis drei zählen sollte, nachdem man dem Kind etwas aufgetragen hatte, und zu sanften Strafen greifen, wie Verhängung einer Auszeit, wenn das Kind der Anweisung nicht folgte.

»Ich komme fast nie weiter als zwei«, beklagte sie sich abends bei Bill.

»Wart's ab. Lass ihm Zeit. Wir haben das Schlimmste noch nicht mitbekommen.«

Drei Monate nach seiner Ankunft war Mintys Benehmen sogar noch besser geworden.

»Und jetzt?«, fragte sie eines Abends.

»Tja«, sagte Bill, »er ist einfach so.«

»Er ist ein toller kleiner Junge!«, rief sie.

»Er ist erstaunlich.«

»Er ist Linkshänder«, sagte sie verwundert.

»Er ist unglaublich kräftig. Er kann einen Ball treten, einen Ball werfen...«

»Er wird später mal Ringer«, sagte sie.

»Und was für einer. Hast du seine Schultern gesehen?«

Abends machte Minty im Wohnzimmer Klimmzüge und Situps und ließ sich von seinem Vater Ringergriffe beibringen.

»Bill? Minty hat heute Morgen in der Kirche zwei kleine Mädchen zu Boden geworfen«, sagte Karen an einem Sonntagnachmittag.

»Ich weiß«, sagte Bill. »Hast du seine Technik bemerkt?«

»Bill!«

»Okay, ich rede mit ihm... Aber hast du seine Technik bemerkt?«

Eines Tages fuhren sie mit Minty in einen Streichelzoo, und beim Anblick der Ziegen geriet er in helle Aufregung. »Schaut!«, rief er. »Wie in Äthiopien! Wir fahren Äthiopien?«

»Ja, irgendwann fahren wir hin, wenn du ein bisschen größer bist«, versprachen sie ihm.

»Und kommen dann gleich wieder?«

»Ja, wir fahren hin und kommen dann wieder zurück.«

An einem anderen Tag erzählte er Karen: »Meine Mama trägt mich auf dem Rücken.«

»Was hast du gemacht, wenn du aufs Klo musstest?«, fragte sie. »Bist du auf die Straße gegangen?«

»Nein, Mommy«, sagte er tadelnd.

»Sondern?«

Als wäre das völlig klar, erwiderte er: »In meine Hose.«

Eines Nachmittags legte sich Karen aufs Sofa, und Minty kam angelaufen und fragte: »Mommy, auf dir liegen?«

»Klar!«

Er kletterte auf sie und legte seinen Kopf auf ihre Brust.

»Hast du so mit *Abi* und *Enat* dagelegen?«, fragte Karen.

Mit einem traurigen Lächeln sagte er ja.

»Mit deiner Mutter oder deinem Vater?«

Immer noch lächelnd sagte er: »*Enat*.«

»Warst du dabei, als *Enat* gestorben ist?«, fragte Karen den Dreijährigen.

Sein Gesicht wurde ernst; er nickte.

»Was hat *Enat* gesagt?«

»*Enat* aua, weh, weinen«, sagte Minty.

An einem Nachmittag im Winter machten die Cheneys ein Feuer im Garten, von dem Minty ganz begeistert war. »Habt ihr in Äthiopien Feuer gemacht, Minty?«, fragten sie.

»Ja«, erwiderte er mit geistesabwesendem Blick und wurde still. »Mein Vater macht Feuer.«

»Hat er ein Feuer gemacht, damit du und deine äthiopische Mama es warm haben?«

Minty sagte ja, mit demselben geistesabwesenden Lächeln.

Später an diesem Abend nahm Bill Minty an der Hand, und sie gingen auf der Suche nach einem verloren gegangenen Baseball die dunkle Straße hinunter zum Kanal. Minty rannte voraus, und Bill rief ihn zurück, um ihn wieder an die Hand zu nehmen.

»Wir müssen uns an der Hand halten, damit uns keiner wegnimmt, oder, Daddy?«, fragte Minty.

»Mir wurde richtig schwer ums Herz«, erzählte Bill später Karen. »Ich fragte mich, ob er an seinen letzten Tag mit Eskender gedacht hat.«

Zu dem Jungen sagte er: »Keiner nimmt uns einander weg, Minty, aber es ist trotzdem gut, wenn wir uns an der Hand halten.«

Vor der Ankunft ihres Sohnes hatten die Cheneys ein Foto bekommen, auf dem Eskender und Mintesinot nebeneinander vor ihrer kleinen, aus Blech und Lumpen zusammengebauten

Unterkunft auf dem Bürgersteig stehen. Karen rahmte das Foto und stellte es auf das Regal neben Mintys Bett.

Mintesinot lebte bereits zwei Monate bei seinen neuen Eltern in Amerika - und hüpfte jeden Morgen und jedem Abend an dem Foto vorbei -, bevor er es entdeckte. Eines Abends riss er vor Überraschung und Freude den Mund auf. »*Abi!* Mein Papa!«, rief er mit hoher Stimme. Er nahm das Foto, betrachtete das Bild des Mannes, und dann küsste er es.

Eines schönen Montagmorgens im Februar 2006 saß Haregewoin auf ihrem Bett, die Füße in den Sandalen auf den Boden gestemmt, rings um sich wichtige Unterlagen ausgebreitet. Der Telefonapparat stand auf einem Küchenstuhl neben ihr; das Handy steckte in der Tasche ihres Hauskleids. Es klingelte.

»Allo? Abet?« Gespannt hörte sie zu, und nach einer Weile vertieften sich die Fältchen um ihre Augen, und sie lehnte sich lachend zurück.

Zu ihren Füßen saßen drei Mädchen im Vorschulalter, noch zu klein, um jeden Morgen mit den Schulkindern in ihren braunen V-Ausschnitt-Pullovern durch das Tor zu stapfen. Die drei saßen still auf dem Boden in der Sonne und sahen sie an. Sie sahen sie an, als würden sie sich eine vormittägliche Kindersendung wie die *Sesamstraße* ansehen. Sie sahen sie bewundernd an. Sie sahen ihr zu, wie sie das Handy aus der Tasche zog und aufklappte, sie sahen ihr zu, wie sie es wieder zuklappte und zurücksteckte; sie sahen ihr zu, wie sie mit einem Stift etwas auf einem Block notierte. Mit untergeschlagenen Beinen saßen sie da, sahen ihr zu und rückten etwas näher. Jedes der Mädchen war froh, wieder eine Mutter zu haben oder - wie Haregewoin vorgeschlagen hatte, dass sie sie nennen sollten, eine Großmutter, *Emama*. Ihre dicken kurzen Haare waren inzwischen ergraut, und sie ließ sie so. Hin und wieder sah sie die Kinder über den Rand des Blatts Papier in ihrer Hand und den Rand ihrer Lesebrille hinweg an; ihr Blick allein genügte, damit die Mädchen zu kichern begannen und etwas näher zu ihr rutschten.

Die Unterlagen, in denen sie las, waren Briefe zu ihrer Unterstützung, Briefe, die sie entlasteten, sie freisprachen, ihr erlaubten, ihre Arbeit fortzusetzen.

Den ersten Hoffnungsschimmer hatte ein Brief des Justizministeriums mit Poststempel vom 2. Januar 2006 gebracht:

Darin hieß es:

Es ist festzuhalten, dass unsere Behörde aufgrund der uns zugegangenen Informationen über Ihre Einrichtung eine Kommission gebildet hat, die eine Untersuchung der in Ihrer Einrichtung

aufgetretenen Probleme hinsichtlich Leitung, Organisation, Versorgung der Kinder und Sonstigem durchführt. Den ersten Untersuchungsberichten ist zu entnehmen, dass es in Ihrer Einrichtung einige Probleme gibt, aber wir sind zu der Ansicht gelangt, dass diese Probleme nicht so gravierend sind, dass sie die Schließung Ihrer Einrichtung rechtfertigen.

Wir setzen Sie hiermit davon in Kenntnis, dass Sie Ihre Einrichtung bis zum Abschluss der laufenden Untersuchung und bis zu einer Entscheidung über den Abschluss der Angelegenheit vorläufig weiterbetreiben dürfen, wobei es Ihrer Verantwortung obliegt, dass die verwaisten Kinder, die sich in Ihrer Obhut befinden, keinen unnötigen Beeinträchtigungen ausgesetzt sind. Mit anderen Worten: Wir sperren Ihren Laden noch nicht zu, sondern warten erst die Ergebnisse der weiteren Untersuchung ab.

Es trafen noch mehr vielversprechende Nachrichten ein: Ihr kam zu Ohren, dass Wasihun (der ausgezogen war) vom Gericht zu einer Aussage über den Missbrauch vorgeladen worden war und gesagt hatte: »Es ist eigentlich nichts passiert. Jemand hat mir gesagt, was ich erzählen soll.«

Das mochte der Wahrheit entsprechen oder auch nicht, wie sie jetzt begriff; selbst Wasihun wusste inzwischen vermutlich nicht mehr genau, was ihm in jener Nacht vor sechzehn Monaten tatsächlich widerfahren war.

Dereje und Zezalem waren von Familien im Ausland adoptiert worden, und sämtliche Berichte klangen positiv: Die beiden schienen kein Trauma erlitten zu haben. Ihren neuen Eltern hatte man mitgeteilt, dass die beiden möglicherweise Opfer sexuellen Missbrauchs geworden waren, aber zehn Monate nach der Adoption gab es keine Hinweise darauf.

Haregewoin erfuhr, dass das Sozialamt behauptet hatte, es würde sich um Kinder kümmern, die sich in Wirklichkeit in ihrer Obhut befanden und zu deren Unterhalt sie von der Stadt keinerlei Unterstützung erhielt.

Aus diesem Grund und weil Verdacht auf andere Versäumnisse des Sozialamts bestand, schaltete sich das Justizministerium in Haregewoins Fall ein. Am 13. März 2006 traf es eine endgültige Entscheidung über ihre Einrichtung. Darin heißt es:

An das Ministerium für Arbeit und Soziales

Vom Justizministerium, Demokratische Bundesrepublik Äthiopien

Betreff: Atetegeb Worku Metasebia Welage Aleba Histanet Merj Mahber [Atetegeb-Worku-Verein zur Unterstützung von Waisen]

Der obengenannten Einrichtung wurde vom Justizministerium die Genehmigung zur Führung erteilt, und sie ist derzeit in Addis Abeba tätig, innerhalb des Landes, und in einigen Regionen. Ihre Tätigkeit in Addis-Abeba-Stadt wird vom Addis Abeba City Social and Civil Affairs Bureau überwacht.

Ab Juni 2005 übernimmt dies jedoch das Justizministerium.

Das Justizministerium ist außerdem ermächtigt, gem. Artikel 23/8 der Proklamation 471/98, die Tätigkeit von NGOs in Addis Abeba und Dire Dawa und begrenzten oder nicht begrenzten Gebieten zu erfassen und zu überwachen.

Es hat daher die Verantwortung übernommen und ist derzeit mit der Durchführung dieser Aufgabe befasst. Demgemäß erklären wir hiermit, dass Ihre Behörde die mit der Einrichtung in Zusammenhang stehenden Fälle in Zusammenarbeit mit dem Justizministerium überwachen kann.

Hochachtungsvoll

Unterschrift und Siegel

Der Justizminister

Atetegeb Worku war jetzt unter der Ägide des Justizministeriums tätig. Mit dessen Erlaubnis setzte Haregewoin ihre Arbeit fort und war bevollmächtigt, Adoptionen in die Wege zu leiten. Vor den Gerichten kam wieder Bewegung in die Fälle von Kindern, für die man bereits Adoptiveltern gefunden hatte und die in den Waisenhäusern von Agenturen darauf warteten, dass sie endlich abgeholt wurden.

Die am wenigsten erwartete und schönste Neuigkeit war, dass Haregewoins Schwiegersohn Ashiber, mit dem Suzie in Kontakt geblieben war, schließlich Suzies Bitten nachgab und erlaubte, dass sein Sohn, inzwischen sieben Jahre alt, Haregewoin kennenlernte.

»Wenn sie stirbt, ohne ihn gesehen zu haben, wird er mir das eines Tages vorhalten, wenn er erwachsen ist«, erklärte Ashiber zur Begründung.

Er hatte den Jungen in dem Glauben aufwachsen lassen, seine Tante, Ashibers Schwester, sei seine Mutter. Man ließ ihn fürs Erste auch weiterhin in diesem Glauben; an dem Tag, an dem Suzie den Jungen - in Khakihose mit passender Weste und Kappe herausgeputzt - abholen und zu Haregewoin bringen durfte, wusste er nicht, dass das große gerahmte Foto von Mutter und Kind seine verstorbene Mutter mit ihm als Säugling zeigte. Aber man sagte ihm immerhin, dass Haregewoin seine Großmutter war.

Er war ein zurückhaltender Junge, hübsch und scheu und still. Haregewoin zog ihn sanft an sich und gab ihm einen Kuss auf jede Wange, und noch einen, und noch einen, und dann hob sie ihn hoch und setzte ihn neben sich aufs Bett, damit sie ihn aus der Nähe betrachten konnte. »Ganz die Mutter«, erklärte sie. »Er ist seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.«

Er war als verzärteltes und behütetes Einzelkind aufgewachsen, umgeben von Dienstboten. Das laute Toben auf dem gepflasterten Hof und die wild Fußball und Völkerball spielenden Kinder machten ihm Angst. Als Haregewoin ihn nach draußen lockte, setzte er sich dicht neben sie auf die Verandatreppe. Jedes Mal, wenn sie ins Haus lief, um ein Telefongespräch entgegenzunehmen, und sich dann wieder nach draußen wandte, stand er neben ihr.

»Er ist ein sehr kluger Junge, sehr klug«, sagte sie. »Genau wie seine Mutter.«

Sie, ihr Enkelsohn, mein achtzehnjähriger Sohn Lee, ihr ältester Pflegesohn Hailegabriel und ich gingen eines Sonntagnachmittags zum Pizzaessen. Wir saßen unter einem Sonnensegel auf einer Terrasse. Obwohl ihr Enkel still war und wenn, dann nur im Flüsterton sprach, wusste er genau, was er wollte. Er wollte eine Cola. Er wollte eine Pizza. Und er wollte auf dem angeschlagenen Gipsferd reiten, das vor der Pizzeria stand. Wenn man eine Münze einwarf, ruckelte es vor und zurück. Er war ein bisschen zu alt und zu groß für diese Art von Spielzeug, aber er hatte so etwas noch nie gesehen. Er stand lange da und betrachtete es, die Hände in den Taschen seiner Khakihose vergraben, bis Haregewoin ihm von der Terrasse aus zurief, ob er darauf reiten wolle. Er nickte. Sie kramte eine Münze hervor, und er kam angerannt, um sie sich zu holen. Dann setzte er sich auf das Pferd und ließ sich herumschleudern. Beinahe verlor er den Halt, als er sich seine Kappe tief in die Stirn zog, um sie nicht zu verlieren. Er setzte seinen Ritt mit grimmiger Entschlossenheit fort. Aber als Haregewoin rief: »Gefällt es dir?«, blickte er auf, und seine ernstesten braunen Augen fingen an zu leuchten, und er rief: »Ja!«

»Er ist so ein guter Junge«, sagte sie.

»Wie seine Mutter?«, fragte ich, und sie lachte.

Hätte sie ihm einen Cowboyhut und einen Cowboygürtel und Cowboystiefel kaufen können, hätte sie es getan; hätte sie ihm einen weißen Hengst schenken können und grüne Weiden, über die er hätte galoppieren können, hätte sie das getan und noch viel mehr.

Mittlerweile liefert Ashibers Fahrer den Jungen jeden Samstag vor Haregewoins Tor ab, damit er seine Großmutter besuchen kann.

Es gab so vieles, wofür man dankbar sein konnte.

Die von UNAIDS und der Weltgesundheitsorganisation unter Leitung von Dr. Lee Jong-Wook ins Leben gerufene Initiative »3 by 5« war ein Wendepunkt für die Armen dieser Welt: Ziel dieser Initiative war es, drei Millionen Menschen in armen Ländern und Ländern mit geringem Pro-Kopf-Einkommen bis 2005 Zugang zu lebensrettenden Aids-Medikamenten zu verschaffen.

Die Festlegung eines solchen Ziels (an das gar nicht zu denken gewesen wäre, bevor generische antiretrovirale Medikamente zur Verfügung standen) war ein Anstoß für jede Regierung und gab Anlass zu großen Hoffnungen. Auf den höchsten Ebenen globaler Gesundheitsvorsorge wurden bestimmte Themen - zum Beispiel, ob es kosteneffizient sei, Kranken eine Behandlung zukommen zu lassen, oder ob es besser sei, die Kranken sich selbst zu überlassen und sich stattdessen auf Prävention zu konzentrieren - endgültig ad acta gelegt. Die Vorstellung, einen allgemeinen Zugang zu schaffen, ließ alle anderen Themen in den Hintergrund rücken.

Mediziner aus allen Ländern berichteten, dass jetzt, da es anstelle schlechter Neuigkeiten die Möglichkeit einer Behandlung gab, das Interesse der Patienten an Tests, Beratung und Prävention wuchs, während ihre gesellschaftliche Stigmatisierung abnahm. Es wurden neue Strategien entwickelt, damit auch in »unterentwickelten Gebieten« wirksame ARV-Behandlungen vorgenommen werden konnten, unter anderem die Ausbildung von Hilfskräften, so dass diese bestimmte medizinische Maßnahmen durchführen konnten.

Die Ergebnisse dieser Experimente waren phantastisch: Es stellte sich heraus, dass sogar die Leute in Afrika mit Zeitangaben umgehen konnten, dass sogar die Leute in Afrika blaue Tabletten von rosafarbenen Tabletten unterscheiden konnten.

Die Zahl der Patienten mit Aids-Vollbild, die Zugang zu ARV-Kombinationstherapien hatten, stieg von 400 000 im Dezember 2003 auf 1,3 Millionen im Dezember 2005. Nach Schätzung der Weltgesundheitsorganisation rettete der vermehrte Zugang zu einer Behandlung im Jahr 2005 zwischen 250 000 und 350 000 Leben.¹³⁶

Der Global Fund to Fight Aids, Tuberculosis and Malaria ist der größte Hoffnungsträger für die Armen dieser Welt. 2001 vom damaligen UN-Generalsekretär Kofi Annan ins Leben gerufen, kümmert sich die Organisation um die Verteilung der Beiträge wohlhabender Staaten, Unternehmen und einzelner Bürger an Organisationen, die sich dem Kampf gegen Aids, Tbc und Malaria verschrieben haben. 2002 unterstützte der Global Fund den Einsatz von Generika. Der Global Fund muss jedoch mit einem Rückgang seiner Mittel um etwa 1,1 Milliarden Dollar im Jahr 2006 und 2,6 Milliarden Dollar im Jahr 2007 fertig werden.¹³⁷

Herbst 2005 war klar, dass die Weltgesundheitsorganisation mit dem »3 by 5«-Programm ihr Ziel, bis Ende des Jahres drei Millionen Menschen in unterentwickelten Gebieten Zugang zu Aids-Medikamenten zu verschaffen, nicht erreichen würde. Dr. Jim Yong Kim, Leiter der Abteilung HIV/Aids der Weltgesundheitsorganisation, sagte: »Wir können uns nur entschuldigen. Ich glaube, wir müssen einfach zugeben, dass wir nicht genug getan haben und viel zu spät begonnen haben.« Aber er sagte auch, dass man das Programm nicht als Fehlschlag betrachten sollte. »Vor »3 by 5« gab es keinen Schwerpunkt zur Rettung von Leben. [...] Viele internationale Führungspersonlichkeiten sagten, dass man die Generation der infizierten Menschen einfach vergessen müsse, man habe an die nächste Generation zu denken. [...] Insofern ist etwas Außergewöhnliches passiert.«¹³⁸

»Wenn »3 by 5« scheitert«, erklärte Stephen Lewis, »was ohne die entsprechenden Dollars zweifellos geschehen wird, dann gibt es keine Entschuldigung mehr, keine Argumente, hinter denen man sich verstecken kann, keine üblen Verleumdungen, um Gleichgültigkeit zu rechtfertigen. Es wird nur die Massengräber der Betrogenen geben.«¹³⁹

2005 lief das Patent von GlaxoSmithKline (vormals Burroughs Wellcome) auf Zidovudin (AZT) aus. Generika-Hersteller in China, Indien und Afrika stellten bei der Food and Drug Administration Anträge zur Herstellung von Generika, und auch vier amerikanische Generika-

Hersteller reichten Anträge ein. Retrovir von GSK kostet pro Jahr 3.893,64 Dollar, zwischen 1987 und 2005 wurde mit Retrovir ein Umsatz von vier Milliarden Dollar erzielt.¹⁴⁰ Die Generika kosten 105 Dollar pro Jahr.

Inzwischen hat die äthiopische Regierung mit Unterstützung des US President's Emergency Plan for AIDS Relief (PEPFAR - Krisenplan zur Bekämpfung von Aids), von Global Fund, UNICEF, der Weltbank, der Gates Foundation, der William J. Clinton Foundation, der Rockefeller Foundation und einiger Nichtregierungsorganisationen die Verteilung freier ARVs übernommen. Generische ARVs stammen von dem indischen Unternehmen Cipla, und Generika-Hersteller aus Brasilien und Südafrika sind ebenfalls bereit, Medikamente zu liefern. Es gibt mehrere äthiopische Pharmaunternehmen, die generische ARVs herstellen dürfen, aber die meisten warten auf weitere Investitionen, bevor sie ihre Kapazitäten ausbauen und loslegen können.

Im Jahr 2005 kam auf Vermittlung des ehemaligen amerikanischen Präsidenten Bill Clinton ein Geschäft zustande, das es vier Generika-Herstellern, darunter Cipla, ermöglicht, HAART an Millionen von Menschen in Entwicklungsländern zu einem Preis von etwa 140 Dollar pro Patient und Jahr zu liefern. Im vergangenen Jahr erhielt Cipla die Genehmigung der Weltgesundheitsorganisation, ihre ARVs überall dort zu vermarkten, wo der Verkauf von den entsprechenden Behörden erlaubt wird. Etwa 60 Länder versorgen ihre Bevölkerung inzwischen mit den Generika von Cipla. Und Dr. Hamid von Cipla hat angeboten, »staatseigenen Unternehmen in allen Dritte-Welt-Ländern« kostenlos das Know-how zur Herstellung von ARV zu überlassen.

Die größten Hindernisse stellen wieder einmal die multinationalen Pharmakonzerne dar. Während der jahrelangen Behandlung werden die Patienten oft resistent gegenüber den ARVs der »ersten Therapielinie«, denjenigen also, die jetzt als Generika verfügbar sind. Die Pharmakonzerne haben alles darangesetzt, ihre Patente für die ARVs der »zweiten Therapielinie« aufrechtzuerhalten, und davon sind die meisten für die armen Länder derzeit unerschwinglich.

Bis Februar 2006 hatte die HIV/Aids-Epidemie laut UNICEF mehr als fünf Millionen Kinder das Leben gekostet und 2,3 Millionen lebten mit HIV/Aids.¹⁴¹

85 Prozent dieser Kinder lebten und starben in Schwarzafrika.¹⁴²

Bis vor kurzem gab es in Äthiopien keine pädiatrischen Aids-Medikamente, also spezielle Dreifachkombinationstherapien für Kinder.

Letztes Jahr begann Dr. Sofia Mengistu Abaynek, medizinische Leiterin der Barlow Clinic der World Wide Orphans Foundation, mit der Behandlung von HIV-positiven Kindern. Dr. Jane Aronson, Gründerin der WWO, hatte die Barlow Clinic 2003 eröffnet, um speziell HIV-positive Kinder zu behandeln, die meisten davon Waisen. Es war ein gewaltiger Schritt von einer kleinen Arztpraxis in Manhattan auf die Straßen von Addis Abeba, weil damit eine lebenslange Verpflichtung gegenüber den Kindern verbunden war. Man kann nicht im Januar mit einer lebensrettenden Behandlung beginnen und sich dann im Mai oder im übernächsten Jahr entschuldigen und damit aufhören, weil einem die Mittel ausgegangen sind. Wenn man anfängt, ein Kind mit ARVs zu behandeln, sollte man dafür sorgen, dass die Finanzierung für sehr, sehr lange Zeit gesichert ist. Im vergangenen Jahr war WWO zuversichtlich, dass sie so lange für die Medikamente und andere Behandlungsmaßnahmen für etwa 50 Kinder aufkommen könnten, bis die äthiopische Regierung oder irgendjemand sonst diese Verpflichtung übernehmen würde.

Aronson dachte: *In den kommenden Jahren werden die Behandlungskosten sicher noch weiter sinken, und eines Tages wird man ein Heilmittel gegen Aids entdecken. Bis dahin sollten wir ein paar Leben retten.* Mit Unterstützung der äthiopischen Regierung und von UNICEF wurden generische antiretrovirale Medikamente für Kinder importiert. Die 40 Kinder, die Dr. Sofia im September 2005 zu behandeln begann, gehörten zu den Ersten im Land, die in den Genuss einer pädiatrischen Dreifachkombinationstherapie kamen, 40 von vielleicht einer Viertelmillion HIV-infizierter Kinder.¹⁴³

Das Gesundheitsministerium und PEPFAR hoffen, dass bis März 2007 5250 Kinder mit HAART behandelt werden können. Wie Dr. Tadesse Wuhib von CDC sagt: »Trotz dieser Anstrengungen bleiben die pädiatrischen Maßnahmen weit hinter denen für Erwachsene zurück.«¹⁴⁴

Im AHOPE starben Eyob, der kleine Steptänzer, und Ester, die in der Musikstunde immer mit dem Po wackelte, bevor WWO oder die äthiopische Regierung etwas für sie tun konnten. Amelezewed, das hübsche Mädchen, das Geschichtsbücher so sehr liebte, starb zur gleichen

Zeit, als die Barlow Clinic ihre Pforten öffnete. Die fröhliche Kidist ist tot, und ich habe ein Jahr lang vergeblich nach Theodros und Betti - Vater und Tochter - gesucht.

Auch Haregewoins alter Freund und Kampfgefährte Zewedu Getachew starb letztes Jahr an nicht behandeltem Aids.

Im Herbst brachte Haregewoin einen Jungen namens Yohannes in die Barlow Clinic, obwohl sie befürchtete, es könnte für ihn bereits zu spät sein. Er war ausgemergelt und schwach, von Ausschlägen übersät und hatte kaum noch Haare, und er sah mit seinen fünf Jahren wie ein böser alter Mann aus; der Kopf mit dem eingefallenen Gesicht erinnerte an einen grinsenden Totenschädel. Er war bis aufs Skelett abgemagert. Dr. Sofia begann ihn mit ARV zu behandeln, und praktisch über Nacht wurde er wieder zu einem wohlgenährten kleinen Jungen. Zum äthiopischen Weihnachtsfest am 7. Januar 2006 trug Yohannes ein traditionelles weißes Gewand, hatte rote Wangen und sah kräftig und hübsch aus. Haregewoin zeigte ihren Festtagsgästen ein Foto von Yohannes, das drei Monate zuvor aufgenommen worden war, als er am Rand des Todes geschwebt hatte; sie wollten nicht glauben, dass es sich um ein und dasselbe Kind handelte; sie wollten nicht glauben, dass eine solche radikale Wendung medizinisch möglich war.

Dr. Rick Hodes, der Haregewoin an diesem Tag einen Besuch abstattete, wusste, dass es möglich war. Bis zu diesem Tag war er diesem Wunder in Äthiopien noch nicht begegnet, aber nun endlich war es eingetreten.

Vor Kurzem sagte Yohannes zu Haregewoin: »*Emama*, ich mag es nicht, wenn du weggehst und ich nicht mit dir reden kann. Gestern musste ich mit dir reden. Willst du mir nicht ein kleines Handy für mich allein kaufen, damit ich dich anrufen kann, wenn du mir etwas mitbringen sollst?«

Im AHOPE nehmen jetzt Dutzende von Kindern ihre Medikamente. Surafel, ein zwölfjähriger Junge, hatte unter Magenkrämpfen, Durchfall und einem juckenden Ausschlag am ganzen Körper gelitten. Schließlich weigerte er sich, in die Schule zu gehen und wollte morgens nicht mehr aufstehen.

»Wozu denn?«, fragte er verbittert.

Er wusste es.

Im vergangenen September war Surafel eines der ersten Kinder im Land, das von WWO eine pädiatrische Dreifachkombinationstherapie bekam, und mittlerweile geht es ihm wieder gut. Der hübsche Junge ist ein hervorragender Sportler, und er ist glücklich. »Meine Lieblingsfilme sind Actionfilme«, erzählte er mir, »und deshalb will ich Motorradfahrer werden, wenn ich groß bin.«

Eyob, elf Jahre (ein anderer Eyob), kam bei meinem Besuch im AHOPE nur widerstrebend ins Haus, um mit mir zu sprechen, weil er lieber draußen auf dem Hof Völkerball gespielt hätte. Dr. Sofia erzählte mir, er sei mit Exanthenen der Kopfhaut und einer schweren Bindehautentzündung ins AHOPE gekommen und erschreckend mager gewesen. Wie alle Kinder hier hatte er nicht nur furchtbar unter der Krankheit gelitten, sondern musste auch noch allein damit zurechtkommen, da seine Eltern schon lange tot waren. Seit September, als sie angefangen hatte, ihn zu behandeln, glänzten Eyobs Augen wieder, seine Kopfhaut war geheilt, und er hatte zugenommen. »In meiner Klasse sind fünfundsechzig Kinder, und ich liege an einundzwanzigster Stelle«, erzählte er mir. »Aber ich werde es unter die ersten zehn schaffen.«

Neuerdings ist die Adoption von HIV-positiven Kindern möglich. Einige amerikanische Paare überwinden im vergangenen Jahr die bürokratischen Hindernisse und holten Kinder zu sich nach Hause, die sie bereits unterstützt hatten, als eine Adoption noch außer Frage stand. Ein halbes Dutzend AHOPE-Kinder haben potentielle amerikanische Adoptiveltern, die sich derzeit durch den erforderlichen Papierberg kämpfen.

Im Frühjahr 2006 arbeitete unser achtzehnjähriger Sohn Lee Samuel einige Zeit als freiwilliger Helfer bei diesen Kindern. Da die meisten von ihnen stets zu krank und zu traurig zum Spielen gewesen waren, hatte WWO Lee nach Addis Abeba geschickt, einfach um mit ihnen zu spielen.

Zu dem Zeitpunkt, als er eintraf, wurden die kränksten Kinder im AHOPE und in Haregewoins Heim für HIV-positive Kinder in der Barlow Clinic bereits seit fünf Monaten mit ARVs behandelt. Er war zuerst verwirrt und wusste nicht, wer die kranken und wer die gesunden Kinder waren, da sich alle Kinder fröhlich auf ihn stürzten, mit ihm spielen wollten

und ihn auf dem staubigen Boden niederrangen. »Ich habe mir über die falschen Dinge Gedanken gemacht«, erzählte er mir eine Woche nach seiner Ankunft.

»Ich hatte Angst davor, dass mir die Kinder, die schwerkrank waren und vielleicht sterben würden, zu sehr ans Herz wachsen könnten. Ich habe es versäumt, mir Gedanken darüber zu machen, wie ich damit umgehe, wenn die Kinder bessere Sportler sind als ich.«

Lee versuchte, bei Haregewoins großen Jungen wie Hailegabriel, Zemedikum und Daniel Interesse für amerikanischen Baseball zu wecken; er zeigte ihnen auf seinem Laptop Baseball-Filme wie *Herkules und die Sandlot-Kids* und holte einen Plastikschläger und Wiffle-Bälle hervor. »Es geht mir ausschließlich darum, den Kindern eine Sportart beizubringen, in der ich sie leicht schlagen kann«, schrieb er per E-Mail nach Hause. »Mein angeknackstes Selbstbewusstsein erträgt kein einziges Fußball-Debakel mehr. Leider waren sie von den Baseball-Filmen nicht besonders begeistert. Als ich sie anschließend fragte, ob sie Baseball lernen wollen, haben sie nur zurückgefragt: ›Warum spielen die nicht Fußball?‹ und: ›Lee, warum müssen Baseballspieler ausruhen, wenn sie so kurz gerannt sind?‹«

Er organisierte für WWO eine Waisenhaus-Fußballliga. Weil er unsicher war, ob die Mädchen und Jungen aus dem AHOPE kräftig genug waren, um gegen die gesunden Kinder von Haregewoin und die gesunden Kinder aus anderen Waisenhäusern anzutreten, sprach er mit ihnen darüber, die AHOPE-Spieler auf andere Mannschaften aufzuteilen. »Nein!«, protestierten sie. »Wir wollen für unser Heim spielen!«

Sie entwarfen Trikots, die an die von Arsenal London erinnerten.

»Sie werden mit Sicherheit einige Spiele gewinnen«, sagte Lee. »Sie haben den unglaublichsten Torwart, den ich jemals gesehen habe.«

Es trafen weiterhin Kinder in Haregewoins Heim ein.

Vom Land wurde ein unbeholfenes, blasses Mädchen von etwa drei Jahren gebracht. Sara hat ein reizendes Gesicht und helle Löckchen, aber sie ist blind und taub und geistig zurückgeblieben. Niemand weiß, wie man ihr helfen kann. Die Betreuerinnen setzen sie in einen Kinderstuhl aus Plastik. Sie rollt den Kopf hin und her, schlägt um sich und weint; manchmal wird sie still; manchmal lächelt sie unvermittelt. Eine der Betreuerinnen füttert sie

wie ein Baby. Haregewoin hat jedes Waisenhaus und jede Adoptionsagentur in der Stadt angerufen und sich erkundigt, ob jemand bereit ist, das Kind aufzunehmen, ob jemand weiß, wie man mit einem solchen Kind umgeht, ob sich irgendwo in einem fernen Land Eltern für ein solches Kind finden lassen, aber niemand will sie. An guten Tagen trägt Sara sie in den Hof und setzt sie auf eine Decke in die Sonne, so dass sie sich frei bewegen kann. Egal, ob sie lächelt oder weint, es scheint nichts mit dem zu tun haben, was um sie herum passiert. Sie erkennt niemanden. Trotzdem rufen Haregewoin und die Betreuerinnen sie weiterhin bei ihrem Namen; sie bringen sie nach draußen, wenn die anderen Kinder von der Schule nach Hause kommen und im Hof spielen, für den Fall, dass irgendetwas zu ihr durchdringt, was sie Freude empfinden lässt.

Zemedikum, zehn Jahre, Junge, Eltern gestorben. Vom kebele gebracht.

Betelehem, Mädchen, drei Jahre, Mutter und Vater gestorben.

Zwei Schwestern, sprechen Guragge.

Tsegaye, Junge, vier Jahre, aus Harar.

Abele, sechseinhalbjähriger Junge. Waise. Vom kebele übergeben.

Im Herbst 2005, als die Anschuldigungen gegen Haregewoin zunahmen, klopfte in einer stürmischen und regnerischen Nacht eine arme Frau aus dem Viertel an ihr Tor. »Helfen Sie mir, bitte!«, rief sie dem Wächter zu. »Ich brauche Hilfe!«

Er ließ sie ein. Sie lief die Stufen zu Haregewoins Haus hoch; Haregewoin kam an ihre Tür.

»Ich habe ein schwangeres Mädchen von der Straße aufgenommen«, sagte die arme Frau. Sie war sehr dunkelhäutig und mager, die Haare standen ihr wirr vom Kopf ab, sie trug tropfnasse Lumpen und schmutzverkrustete Plastiksandalen. Der kalte Wind ließ sie zittern.

»Sie hat als Dienstmädchen in einem großen Haus gearbeitet, aber dort wurde sie rausgeworfen, als man merkte, dass sie schwanger ist. Ich habe nichts, Madam, bitte verstehen Sie. Ich habe fünf kleine Kinder, mein Mann ist tot, wir leben im Dreck, und meine Kinder haben immer Hunger. Aber ich habe sie aufgenommen, um ihretwillen und um des Kindes in ihrem Bauch willen. Vor zwei Wochen hat sie einen Jungen auf die Welt gebracht. Jetzt, wo sie sich wieder ein bisschen erholt hat, redet sie ständig davon, dass sie ihn umbringen will. Sie ist HIV-positiv, und sie glaubt, dass er die Krankheit auch hat. Sie glaubt, dass sie beide einen

schrecklichen Tod sterben werden und dass sie vor ihm sterben wird. Gerade eben ist sie mitten im Sturm aufgestanden und hat mich aufgeweckt, um mir zu sagen, dass sie das Baby in den Rinnstein werfen will, damit er vom Regen weggespült wird. Sie hat mich gebeten, Wasser auf ihn zu schütten, um ihn schneller wegzuspülen. Da habe ich ihr das Kind weggenommen. Sie wollte ihn nicht hergeben, aber ich habe zu ihr gesagt, ich würde einen tiefen Abwasserkanal kennen.«

»Wo ist das Kind?«

»Hier«, sagte die arme Frau. Sie schlug die schmutzigen Lumpen über ihrer Brust auseinander, und ein wunderschöner Junge lugte hervor, sein Mund war zu einem O geformt und seine Augen blickten ängstlich.

»O Gott«, sagte Haregewoin.

»Aber Sie können ihn nicht hierlassen«, sagte Haregewoin. »Ich darf das nicht tun. Das Sozialamt hat es mir verboten ... Wir haben nicht die notwendigen Papiere ... Es ist eine Untersuchung im Gang ...«

Die Frau war der Hysterie nahe.

»Sie wird den Jungen heute Nacht umbringen«, rief sie. »Verstehen Sie? Dieser Junge wird heute Nacht sterben.«

Haregewoin hatte bereits die Arme nach ihm ausgestreckt.

»Gott wird Sie dafür segnen«, sagte die magere Frau. Sie drehte sich um und wollte rasch wieder in der Dunkelheit verschwinden, bevor das junge Mädchen entdeckte, dass sie das Kind weggebracht hatte, statt es zu ertränken.

»Warten Sie, wie ist sein Name?«, rief Haregewoin ihr hinterher.

»Name?«, kreischte die Frau unten im Hof. »Er hat keinen Namen. Sie hat vor, ihn umzubringen. Sie hat ihm keinen Namen gegeben.«

Auf den Vorschlag einer Freundin hin nannte Haregewoin den hübschen Jungen Leuel.
»Prinz.«

Er lebt immer noch bei ihr, ein gesundes und schönes Kind. Er ist HIV-negativ. Wenn Haregewoin ihn auf ihr Bett setzt und ihm etwas vorsingt, wackelt er mit den Schultern, als wollte er tanzen, und sie lacht vor Freude und Liebe, bis ihr die Tränen kommen.

Vor kurzem hat jemand ein etwa zwei Jahre altes kleines Mädchen mit rosigen Wangen vor ihrem Tor abgesetzt und ist dann weggerannt. Das Mädchen hockte auf einem Ziegelstein neben dem Tor, still und geduldig, offenbar darauf vertrauend, dass derjenige, der sie hier zurückgelassen hatte, wiederkommen und sie holen würde. Aber es kam niemand. Sie war sauber und warm eingepackt in mehrere Schichten zerrissener Kleidung, alles ordentlich zugeknöpft. Haregewoin sah auf der Suche nach einem Hinweis lange die Straße hinauf und hinunter, und bat den Wächter, sich vor das Tor zu stellen, für den Fall, dass jemand zurückkam, um nach dem Kind zu sehen.

»*Semesh man no?* Wie heißt du?«, fragte sie das hübsche Kind, das nach Seife und Parfümöl roch.

Das Mädchen lächelte geheimnisvoll und sagte: »Mimi.«

Aber *mimi* war kein Name, *mimi* war ein Kosewort, *mimi* hieß so viel wie »Schätzchen«.

Aber Mimi war der einzige Name, an den sich das kleine Mädchen erinnerte, also wurde sie zu Mimi und ihr richtiger Name ging verloren.

Mimi zog sich eine Woche lang in sich zurück und gab sich ihrem Kummer hin, sie saß auf dem Boden und fing an zu schreien, sobald sich ihr jemand näherte. Das war ihre Art zu trauern. Danach entwickelte sie eine große Anhänglichkeit an Haregewoin und wurde die Letzte in einer ganzen Reihe kleiner Mädchen, die in Haregewoins Bett schliefen. Es machte ihr Spaß, vormittags mit den anderen Vorschulkindern in Haregewoins Zimmer auf dem Boden zu sitzen und die neue Mutter zu bewundern. Wie alle Kinder auf der Welt, die gestillt worden waren, schob sie ihrer Mutter gern besitzergreifend eine kleine kalte Hand in den Ausschnitt, legte ihre Finger auf die weiche Haut und hielt sich fest.

Vor kurzem bewirtete Haregewoin in der Sitzecke ihres Schlafzimmers Besuch aus Norwegen; die Männer und Frauen dachten darüber nach, ob sie ihr eine kleine Spende von ihrer Kirchengemeinde zukommen lassen sollten; die Kaffeezeremonie wurde vorbereitet, Henoks Mutter verteilte frisches Gras auf dem Boden. Mimi kam herein, kletterte auf

Haregewoins Schoß und schob ohne Vorwarnung ihre kalte, schmutzige Hand tief in Haregewoins Büstenhalter.

Vor einiger Zeit hatte Haregewoin nach einem langen heißen Tag eine heiße Nacht mit vielen Stunden Papierkram vor sich. Inzwischen kannte sie sich mit den Feinheiten der Buchführung, wie sie von überseeischen Wohltätigkeitseinrichtungen verlangt wurde, aus. Es gab zwar den Buchhalter, der ihr half, aber sie ging die täglich anfallenden Belege gern selbst durch; und sie las auch gern noch einmal die netten Briefe, die gelegentlich zusammen mit Spenden eintrafen, Worte der Ermutigung und freundliche Grüße aus Übersee. Das Ess-/Studierzimmer hatte einen Alkoven, den sie als »Büro und Bibliothek« bezeichnete. Auf mehreren Regalen standen geschenkte englische Kinderbücher, und in einem niedrigeren Fach lagen Zeichenpapier und Malkreiden. Sie hatte einen alten hölzernen Schreibtisch mit einer Leselampe darin aufgestellt, von der warmes Licht auf die wartenden Unterlagen fiel. Nachts, wenn sie als Einzige im Haus noch wach war, trat sie von diesem Büro aus mit der Außenwelt in Kontakt, erfuhr von den Sorgen und den Spenden und der Hilfe in der Welt. Manchmal erhielt sie eine kurze Nachricht von einem Kind, das früher bei ihr gelebt hatte und jetzt im Ausland war, zusammen mit ein paar Fotos und einem Brief der Eltern. Für 250 Kinder war ihr Heim eine Durchgangsstation auf dem Weg zu neuen Familien im Ausland gewesen. Für 53 Kinder im Viertel bezahlte sie die Schulgebühren. (Bisher hatte keine äthiopische Familie im Land selbst eines ihrer Kinder adoptiert.)

Heute Nacht hatte Mimi jedoch Schwierigkeiten einzuschlafen. Haregewoin saß über sie gebeugt an ihrer Seite. Das schläfrige Kind lutschte am Daumen und hatte die andere dicke kleine Hand in Haregewoins Ausschnitt geschoben. Haregewoin legte den Kopf in die Hand, den Ellbogen aufs Knie gestützt, und versuchte, wach zu bleiben. Schließlich hörte die kleine Hand an ihrer Brust auf, sich zu bewegen. Mimi war eingeschlafen. Sanft befreite Haregewoin sich von ihr und stand auf; langsam und leise verließ sie auf Zehenspitzen ihr Schlafzimmer und ging die Treppe hinunter. Auf halbem Weg über den Hof ließ sie Mimis frustriertes Protestgeheul mitten in der Bewegung innehalten - Haregewoins Weggehen hatte die Kleine geweckt.

Würde sie wieder einschlafen? Haregewoin wartete mit schief gelegtem Kopf.

Leise ging sie einen weiteren Schritt auf ihr Büro zu.

Nein, aus dem Weinen wurde ein aus Kummer und Einsamkeit geborener Schrei, gemischt mit Angst. Haregewoin sah den Lichtschimmer der Lampe, der durch das staubige Fenster fiel, vor sich; ein Stapel Papiere harrte ihrer Aufmerksamkeit. Sie drehte sich ergeben um und schlurfte zurück in ihr Schlafzimmer. Sie setzte sich neben das Kind, murmelte ihm beruhigende Worte zu und beugte sich über das Bett. Mimi streckte verschlafen eine Hand aus und legte sie auf Haregewoins Oberarm, dann schlief sie in dem beruhigenden Gefühl, die Wärme einer Mutter zu spüren, wieder ein.

Bevor Mikki und Ryan Hollinger im August 2004 Äthiopien mit Mekdes und Yabsira verließen, beschlossen sie, nach dem Großvater zu suchen, dessen Name in den Adoptionsunterlagen angegeben war. Sie hatten schon vor ihrer Abreise aus Snellville darüber gesprochen.

»Es könnte in einer Katastrophe enden«, hatte Mikki gesagt. »Ich sehe es schon vor mir: Die Kinder weinen, weil sie bei ihrem Großvater bleiben wollen, um uns herum trauernde Verwandte und ein Haufen feindseliger Dorfbewohner, und ich würde am liebsten sterben.«

»Das ist vielleicht die einzige Gelegenheit«, hatte Ryan gesagt. »Wir werden es uns später kaum noch mal anders überlegen können. Hier geht es immerhin um den Großvater der Kinder.«

Im strömenden kalten grauen Regen fuhren die vier Hollingers und ich in Selamneh Techanes Taxi aus der Stadt hinaus. Als Erstes machten wir bei Haj Mohammed Jemal Abdulsebur Halt, der im vergangenen Jahr Tante Fasika und Tante Zewdenesh zu Haregewoin geführt hatte (der nette Mann, dem ich einen einzigen Ballon gegeben hatte).

Haj begrüßte uns überschwänglich und bestand darauf, uns in seinem Haus eine Erfrischung anzubieten, bevor wir unsere Suche fortsetzten. Wir betraten einen Hof, der wie eine mittelalterliche Festung von einem hohen Zaun aus spitzen Holzpflocken umgeben war. Darin standen mehrere Reihen von Hütten - wie in einem billigen amerikanischen Motel auf dem Land -, die er hatte errichten lassen, um die Scharen von Waisen aufzunehmen, die es im Dorf gab. In einer Pause zwischen zwei Regengüssen ließen wir uns auf wackligen Küchenstühlen nieder, um die herum hohes, dunkelgrünes Unkraut wuchs. Die beiden schüchternen älteren Frauen von Haj servierten Coca-Cola und Fanta in Flaschen. Dann nahm Haj auf dem Beifahrersitz Platz, und wir anderen quetschten uns auf die Rückbank. Binnen kurzem waren die Fenster beschlagen, während das Taxi durch die aufgeweichte, ärmliche Landschaft schlingerte. Mikki war an diesem Morgen mit Halsschmerzen aufgewacht, die im Lauf des Tages immer schlimmer wurden.

Eine halbe Fahrstunde von Hajs Hof entfernt bogen wir auf eine schmale, abfallende unbefestigte Straße ein, die auf der einen Seite von einer Reihe Hütten aus Lehm und Blech und auf der anderen von einer Reihe zerzauster Bäume gesäumt wurde. An diesem trostlosen Ort machte Selamneh auf Hajs Anweisung hin den Motor aus, sprang aus dem Auto und lief die Straße hinunter. Auch Haj stieg aus und verschwand. Die Hollingers und ich wussten nicht, was wir tun sollten, also blieben wir eingezwängt auf der Rückbank sitzen. Mikki legte den Kopf an die Rücklehne, es ging ihr nicht besonders gut, sie fürchtete, dass sie eine Angina bekam; der Hokey-Pokey-Hamster schwenkte seinen rechten Arm. Mekdes starrte aus dem Fenster. Erneut setzte feiner Nieselregen ein.

Selamneh kam zurück, bat um Fotos der Kinder, um sie herumzuzeigen und vielleicht jemanden zu finden, der sie gekannt hatte, und spurtete wieder davon. Mekdes betrachtete weiterhin verträumt den grauen Himmel und die nassen Straßen. Ein etwa sechsjähriger Junge, der mit seiner Mutter an unserem Taxi vorbeiging, warf einen Blick zu uns herein und rief: »Selam, Mekdes!«

»Selam, Birhanu«, rief sie zurück und winkte fröhlich. Der Junge und seine Mutter setzten ihren Weg fort.

»Was war denn das?«, rief Ryan. »Kann mir bitte mal jemand sagen, was das gerade war? Mekdes, kennst du ihn? Kennst du ihn?« (Mekdes sprach noch kein Englisch.)

»Warten Sie, warten Sie!« Ryan befreite sich hastig von Yabsira in seinen schmutzverkrusteten Schuhen, der fiebernden Mikki, mir und dem Hokey-Pokey-Hamster. Er packte Mekdes und sprang mit ihr aus dem Auto. »Warten Sie!«, rief er den sich entfernenden Leuten hinterher. (Auch sie sprachen kein Englisch.) »Hallo? Hallo? Kennen Sie das Mädchen?«

Sie drehten sich um. Sie eilten zurück. Plötzlich kamen überall aus den Blechhütten entlang der Straße Frauen und Kinder und umringten das Taxi. Sie riefen: »Mekdes! Baby!«

Ohne auf eine Erlaubnis zu warten, nahmen die Frauen Ryan Mekdes aus den Armen und beugten sich vor, um in das Taxi zu blicken und nach »Baby« Ausschau zu halten. Yabsira kletterte aus dem offenen Fenster und wurde ebenfalls von der Menge verschluckt.

Immer mehr Männer, Frauen und Kinder kamen hinzu und reichten die beiden von Arm zu Arm. Eine schöne junge Frau, die am Rand gestanden hatte, trat vor, nahm Yabsira, setzte ihn sich auf den Rücken und band ihn mit ihrem Tuch fest.

»Wer ist das? Was ist los?«, fragte Mikki mit schwacher Stimme vom Rücksitz. Selamneh kehrte zurück und übernahm das Kommando. Er wurde von aufgeregten, hohen Stimmen mit einer Flut von Worten überschüttet. Eine Frau mit einem schmalen Gesicht und einem Schal um den Kopf hatte besonders viel zu sagen. Selamneh hörte ihr zu, dann übersetzte er für Ryan und Mikki: »Sie war die beste Freundin der Mutter der beiden. Sie hat Fotos von den Kindern für Sie zu Hause, wenn Sie sie haben möchten.«

Dann zog er die junge Frau mit Yabsira auf dem Rücken durch die Menge zum Taxi.

»Das ist Tante Fasika«, sagte er.

Sie war Anfang zwanzig, die jüngere Schwester des verstorbenen Vaters der Kinder, Asnake.

Die Freundin kam mit den Fotos von einem Kindergeburtstag in ihrem Haus, auf dem Mekdes und Yabsira zwei Jahre zuvor gewesen waren. Ich holte mein Notizbuch hervor und reichte es herum, bat jeden, der die Familie kannte, Namen und Adresse aufzuschreiben für einen fernen Tag, an dem Mekdes und Yabsira aus Amerika zurückkommen und ihr altes Dorf besuchen würden.

Fasika gesellte sich zu den vier Hollingern, dem batteriebetriebenen Hamster und mir auf die schmutzige und rutschige Rückbank des kleinen altersschwachen Taxis, Haj stieg wieder vorn ein, und wir fuhren los, um den Großvater zu suchen. Inzwischen schwirrten junge Männer aus und riefen überall nach Addisu, dem Großvater der Kinder.

Von Fasika dirigiert, bog Selamneh auf eine gepflasterte Straße neben einem aufgeweichten Marktplatz ein. Wir fuhren langsam an ihm vorbei, während Fasika aus dem Fenster sah und Ausschau nach ihrem Vater hielt.

Es regnete unablässig, und Selamneh trat aufs Gas, um die Suche woanders fortzusetzen. Plötzlich sprangen ein paar junge Männer hinter einem Marktstand aus gestreiftem Stoff hervor und umringten den Wagen. Sie rannten nebenher, zwangen Selamneh, langsamer zu fahren, klopfen auf die Motorhaube und aufs Dach, riefen irgendetwas. Das schreckte die Amerikaner auf, die zusammengequetscht auf dem Rücksitz saßen.

»Sie haben den Großvater gefunden«, sagte Selamneh.

»Sehen Sie.«

Er hielt am Straßenrand an. Durch den Regen kam Addisu humpelnd auf uns zugelaufen. Ein schmaler Mann mit einem Schnurrbart, ein dreieckiges helles Wolltuch um die Schultern geschlungen. Er musterte die Gesichter der Erwachsenen, als sie ausstiegen, dann strich er mit seinen langen Fingern über das Gesicht von Mekdes, dann über das von Yabsira. Lachend und weinend zugleich nahm er beide Kinder auf den Arm. Sein Schnurrbart und seine Haare waren gelockt und kohlrabenschwarz. Er war Großvater, er bewegte sich vorsichtig und bedächtig, er war unsicher, ob er uns einladen sollte; in diesem Land gehörte er zu den Alten. Dabei war er vielleicht gerade mal fünfzig Jahre alt.

Nachdem er seine Enkelkinder an sich gedrückt und ein paar Worte mit ihnen gewechselt hatte, fragte Addisu die Hollingers durch Selamneh, ob sie die Gräber der Eltern der Kinder besuchen wollten. Anschließend quetschte er sich, vom Geruch feuchter Wolle umgeben, zu uns auf die Rückbank, wo wir uns inzwischen wie Holzscheite einer auf dem anderen stapelten, ganz oben Yabsira. Mit aufheulendem Motor kroch das Auto eine lange gewundene Straße zu einer Kirche und einem Friedhof hinauf. Selamneh parkte, und wir stiegen aus.

In der Ferne sah man Leute aus der Nachbarschaft und vom Markt, die sich zu Fuß aus allen Richtungen näherten. Das Wiederauftauchen von Mekdes und Yabsira mit amerikanischen Eltern war ein großes Ereignis im Dorf.

Mit Mekdes auf dem Arm, führte uns Addisu über den Friedhof; ihm folgte Fasika, die Yabsira wieder auf dem Rücken trug. Ryan stützte Mikki, die sich von Sekunde zu Sekunde elender fühlte. Ich ging neben ein paar halbwüchsigen Jungen her, die eifrig ihre Englischkenntnisse an mir erprobten: »HallowiegehtesIhnenwieheißenSie?« Der äthiopisch-orthodoxe Priester trat aus der Kirche und schloss sich der Prozession an, deren Weg zuerst nach oben führte und dann über einen grasbewachsenen, schlammigen Hügel mit vielen frisch ausgehobenen Gräbern und wieder ein Stück hinunter.

Wir erreichten die Gräber von Mulu Azeze und Asnake Addisu. Steine auf den Erdhaufen bildeten ein grobes Mosaik. Jemand hatte die Namen der Eltern der Kinder mit schwarzer Farbe auf Amharisch auf dünne viereckige Blechstücke gemalt. Jedes der Bleckstücke war an einen Holzstab genagelt, der in der Erde steckte.

Der Priester wartete, bis die letzten Nachzügler angekommen waren, dann wandte er sich auf Amharisch an die dreißig oder vierzig Anwesenden. Es hatte etwas von einer spontanen zweiten Beerdigung. Er sprach von seinen schönen Erinnerungen an das verstorbene junge Paar, er segnete die Anwesenden, und er segnete die Kinder und ihre neuen Eltern aus Amerika.

Nachdem er geendet hatte, herrschte ungewisses Schweigen. Mikki stupste Ryan an, dann stieß sie ihm den Ellbogen in die Seite. »Sag was.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, flüsterte er.

»Ryan«, flüsterte ich ihm von der anderen Seite zu. »Sie müssen etwas sagen.«

»Ich bin nicht gerade ein begnadeter Redner«, flüsterte er zurück.

»Gehen Sie zu Selamneh«, sagte ich. »Sagen Sie ihm irgendetwas, und lassen Sie es ihn übersetzen.«

Verlegen trottete Ryan unter den Blicken aller Anwesenden hinüber zu Selamneh.

Die Leute tauschten leise Bemerkungen auf Amharisch aus, man versuchte, sich darüber klar zu werden, wer Ryan genau war.

Selamneh beugte den Kopf, um zu verstehen, was Ryan ihm auf Englisch zumurmelte, dann übersetzte er es laut für die versammelte Trauergemeinde.

»Ryan Hollinger sagt: ›Wir bedauern den schrecklichen Verlust, den Ihre Familie erlitten hat.«

Weiteres Gemurmel, dann wieder Selamneh auf Amharisch: »Diese Tragödie hat sich für unsere Familie in ein unglaubliches Geschenk verwandelt.«

Die Leute wurden still.

Geflüster, dann: »Wir fühlen uns sehr geehrt, dass wir diese Kinder adoptieren dürfen.«

Ein paar Leute fingen an zu weinen.

»Wir werden sie immer lieben und für sie sorgen... Wir werden immer mit Ihnen in Kontakt bleiben.«

Männer und Frauen ließen ihren Tränen jetzt freien Lauf. Ryan beendete seine Rede und trat mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf zurück, während Selemneh seine letzten Worte übersetzte: »Wir werden die Kinder in Erinnerung an Äthiopien und in Liebe zu ihrer ersten Familie großziehen. Wir alle sind jetzt eine Familie.«

Es gibt ein bestimmtes Geräusch, das äthiopische Frauen von sich geben, wenn sie gerührt sind: ein lang gezogener Zischlaut mit der Zunge, der wie *tss-tss* klingt. Während Ryan sprach und Selmaneh übersetzte, erhob sich über dem ärmlichen Friedhof auf dem Hügel ein vielstimmiges *tss-tss*, bis die Luft davon erfüllt war wie an einem Sommertag von einer Wiese voller Grillen.

Anmerkungen

1 Mit einem Bruttoinlandsprodukt von etwa 8 Milliarden Dollar, einem Pro-Kopf-Einkommen von 116 Dollar und einer Bevölkerung, von der die Hälfte unterhalb der Armutsgrenze lebt, ist Äthiopien eines der ärmsten Länder der Welt. US-Außenministerium: »Background Note: Ethiopia«, <http://www.state.gov/r/pa/ei/bgn/2859.htm> (Zugriff: 16. April 2006); und Central Intelligence Agency: »The World Factbook Ethiopia«, <http://www.cia.gov/cia/publications/factbook/geos/et.html> (Zugriff: 15. April 2006).

2 HIV verursacht Aids. Ein Mensch, dessen Blut positiv auf HIV getestet wird, ist infiziert, muss aber nicht unbedingt Aids haben. Ohne Behandlung wird so gut wie jeder Infizierte an Aids erkranken und sterben. Aids oder erworbenes Immunschwächesyndrom ist die medizinische Bezeichnung für bestimmte Symptome, opportunistische Infektionen und Laborwerte, die darauf hinweisen, dass die HIV-Infektion eines Patienten fortgeschritten ist und dass sein Immunsystem nicht mehr funktioniert. Opportunistische Infektionen (OI) unterscheiden sich je nach Region; Tuberkulose ist eine verbreitete opportunistische Infektion von Aids (OIA) in Afrika.

Zu HIV, Aids und OIAs siehe Tony Barnett und Alan Whiteside: *Aids in the Twenty-First Century: Disease and Globalization* (Basingstoke 2003), S. 28-46; Theresa McGovern und Raymond A. Smith: »AIDS, Case Definition of« in: Raymond A. Smith (Hg.): *Encyclopedia of AIDS: A Social, Political, Cultural, and Scientific Record of the HIV Epidemic* (New York 2001), S. 32-36; Harry W. Kestler, Ronald Medley und Tim Horn: »HIV, Description of« in: *Encyclopedia of AIDS*, S. 327-329; Tim Horn: »AIDS, Pathogenesis of« in: *Encyclopedia of AIDS*, S. 37-40; Antonio Mastroianni: »Tuberculosis« in: *Encyclopedia of AIDS*, S. 673; Avert: »The Different Stages of HIV Infection«, <http://www.avert.org/hivstages.htm> (Zugriff: 4. April 2006); Avert: »HIV-Related Opportunistic Infections: Prevention and Treatment«, <http://www.avert.org/aidscares.htm> (Zugriff: 4. April 2006); und Avert: »AIDS, HIV &

Tuberculosis (TB)«, <http://www.avert.org/tuberc.htm> (Zugriff: 4. April 2006). Laut WHO sterben die meisten HIV-Infizierten an Tbc. Die Mehrheit der Menschen, die sowohl mit Tbc als auch mit HIV infiziert sind, lebt in Schwarzafrika. WHO: »Tuberculosis«, <http://www.who.int/mediacentre/factsheets/fs104/en/index.html> (Zugriff: 4. April 2006).

3 Erstes Buch der Könige, 10, 1-13.

4 *Tanach* (Philadelphia/Jerusalem 1985), Könige 1, Kapitel 10.

5 *A Modern Translation of the Kebra Nagast (The Glory of Kings): The True Ark of the Covenant*; hrsg. v. Miguel F. Brooks (Lawrenceville 1998), S. 19. Die englische Übersetzung des *Kebra Nagast* von E. A. Wallis Budge aus dem Jahr 1932 ist online unter <http://www.sacred-texts.com/chr/knzu> finden (Zugriff: 17. April 2000).

6 Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen: *Human Development Report 2005: International Cooperation at a Crossroads; Aid, Trade and Security in an Unequal World*, Abb. 1: Human Development Index, http://hdr.undp.org/reports/global/2005/pdf/HDR05_complete.pdf (Zugriff: 14. April 2006).

7 Berhanu Denu, Abraham Tekeste und Hannah van der Deijl: »Characteristics and Determinants of Youth Employment, Underemployment and Inadequate Employment in Ethiopia«, Strategiepapier zur Beschäftigung 2005/07 (International Labor Office 2005), S. IV, <http://www.ilo.org/public/english/employment/strat/download/esp2005-7.pdf> (Zugriff: 11. April 2006). Laut einer Erhebung der Central Statistical Authority zum äthiopischen Arbeitsmarkt betrug 1999 die Arbeitslosenrate in den Städten 38,1 Prozent, landesweit 8,1 Prozent. Diese Zahlen - die bestimmte Gebiete der Regionalstaaten Somalia und Afar im Norden von Äthiopien nicht erfassen - werden allgemein als allzu optimistisch verworfen. Die um sich greifende Armut im Land und ein angeborener Überlebenswille zwingt die meisten Menschen, jede erdenkliche Art von Arbeit anzunehmen; darüber hinaus sind viele Äthiopier, die offiziell in Lohn und Brot stehen, unterbeschäftigt. 1997 lebten 35 Prozent der arbeitenden Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze. Central Statistical Authority: *Statistical Report on the 1999 Labor Force Survey* (Äthiopien 1999); Denu u. a.: »Characteristics and

Determinants of Youth Employment«, S. 5, 13, 22-25; Pieter Serneels: »The Nature of Unemployment in Urban Ethiopia« Arbeitspapier 201 (The Centre for the Study of African Economies 2004), S. 1,
<http://www.bepress.com/cgi/viewcontent.cgi?article=1201&context=csae> (Zugriff: 14. April 2005); Graeme J. Buckley: »Decent Work in a Least Developed Country: A Critical Assessment of the Ethiopia PRSP«, Arbeitspapier 42 (International Labor Office 2004), S. 11,
http://www.ilo.org/public/english/bureau/integration/download/publicat/4_3_234_wp-42.pdf (Zugriff: 14. April 2005); und Wirtschaftskommission der Vereinten Nationen für Afrika: *Economic Report on Africa 2005: Meeting the Challenges of Unemployment and Poverty in Africa*, Abb. 2.4,
<http://www.uneca.org/era2005/full.pdf> (Zugriff: 11. April 2006).

Trotz eines Wachstums des Bruttoinlandsprodukts von 11,6 Prozent im Jahr 2004 (Äthiopien ist eines von insgesamt nur sechs Ländern, das 2004 ein Wachstum von 7 Prozent verzeichnen konnte und damit das erste, das die Millenniums-Entwicklungsziele zur Halbierung der Armut bis zum Jahr 2015 erreicht hat) kann der äthiopische Arbeitsmarkt nicht mit der rasch wachsenden Zahl von Arbeitskräften mithalten. Noch ist die Arbeitslosenzahl unter Leuten ohne höhere Bildung größer, aber eine kürzlich durchgeführte Studie hat gezeigt, dass die Arbeitslosenzahlen unter Highschool- und College-Absolventen rasch zunehmen. Wirtschaftskommission der Vereinten Nationen für Afrika: *Economic Report on Africa 2005*, S. 4; Denu u. a.: »Characteristics and Determinants of Youth Employment«, S. 15 und 27; und Yodit Abera: »Unemployed Graduates«, *Ethiopian Reporter*, 10. Dezember 2005, <http://www.ethiopianreporter.com/modules.php?name=News&file=article&sid=1512> (Zugriff: 11. April 2006). Zu den Millenniums-Entwicklungszielen siehe Vereinte Nationen: »UN Development Goals« <http://www.un.org/millenniumgoals/index.html> (Zugriff: 14. April 2001). Zu den Millenniums-Entwicklungszielen in Äthiopien siehe das Earth Institute des Columbia University Center for National Health Development in Ethiopia: »Millennium Development Goals in Ethiopia« <http://cnhde.ei.columbia.edu/ethmdg/newindex2.html> (Zugriff: 14. April 2001); und Jeffrey D. Sachs: *The End of Poverty: Economic Possibilities for Our Time* (New York 2005), S. 210-225.

- 8 Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen, *Human Development Report 2005*, Abb. 3: Human and Income Poverty: Developing Countries, S. 229.
- 9 Abdullahi Mohamed: »Ethiopian Private Sector Blames Meles«, in *Geeska Afrika*, 1. April 2005, http://www.geeskaafrika.com/ethiopia_1apr0.htm (Zugriff: 16. April 2006).
- 10 Ebd.
- 11 Library of Congress Federal Research Division: »Country Profile: Ethiopia, April 2005« (Washington 2005), S. 19, <http://1cweb2.loc.gov/frd/cs/profiles/Ethiopia.pdf> (Zugriff: 30. März 2006).
- 12 Ebd., S. 8; und Weltgesundheitsorganisation: *World Health Report 2005: Make Every Mother and Child Count* (Genf 2005), S. 201, http://www.who.int/whr/2005/whr2005_en.pdf (Zugriff: 30. März 2006).
- 13 Aids ist die häufigste Todesursache bei Erwachsenen, die sonst die niedrigste Sterblichkeitsrate hätten, und hat dadurch die demographische Entwicklung und die Familienstrukturen in afrikanischen Gesellschaften verändert und wird sie weiterhin verändern, indem es in einem nie dagewesenen Ausmaß »die mittlere Generation regelrecht auslöscht«. Barnett und Whiteside: *AIDS in the Twenty-First Century*, S. 159-181 und 196-221.
- 14 David Fox: »AIDS Making Africa a Continent of Orphans«, Reuters NewMedia, 27. Juni 1997, 12 Uhr 50, <http://www.aegis.org/news/re/1997/Re970614.html> (Zugriff: 17. April 2006).
- 15 Ende des Jahres waren 17,5 Millionen Erwachsene und 4,3 Millionen Kinder an Aids gestorben und 5,3 Millionen Menschen wurden neu mit HIV infiziert. UNAIDS und WHO: »Aids Epidemic Update, December 2000«, S. 3, http://www.aegis.com/files/unaidswaddecember2000_epidemic_report.pdf (Zugriff: 16. März 2006).
- 16 UNAIDS: *Report on the Global HIV/AIDS Epidemic, June 2000* (Genf 2000), S. 6, http://data.unaids.org/Global-Reports/Durban/Durban_Epi_report_en.pdf (Zugriff: 16. April 2000); und UNAIDS, UNICEF und USAID: *Children on the Brink, 2004: A Joint*

Report on New Orphan Estimates and a Framework for Action (Washington 2004).
http://www.unicef.org/publications/files/cob_layout6-013.pdf (Zugriff: 16. April 2006), Abb. 2 und 3. Siehe auch UNICEF: *Africa's Orphaned Generations*, S. 11.

17 UNAIDS: »New UNAIDS report warns AIDS epidemic still in early phase and not leveling off in worst-affected countries«, Pressemitteilung vom 2. Juli 2002.

18 20 Millionen Kinder werden einen oder beide Elternteile durch HIV/Aids verloren haben. UNAIDS, UNICEF und USAID: *Children on the Brink, 2004*, Abb. 2,
http://www.unicef.org/publications/files/cob_layout6-013.pdf (Zugriff: 16. April 2006). Siehe auch UNICEF: *Africa's Orphaned Generations* (New York 2003),
<http://www.unicef.org/media/files/orphans.pdf> (Zugriff: 17. April 2006).

19 Aids hat die Zahl der Lehrer in Afrika stark dezimiert. Avert: »The Impact of HIV & AIDS on Africa«, <http://www.avert.org/aidsimpact.htm> (Zugriff: 4. April 2006); BBC: »AIDS Ravages Teachers«, 8. Mai 2002,
<http://news.bbc.co.uk/2/hi/africa/1974111.stm> (Zugriff: 17. April 2006); und Diana Jean Schemo: »Education Suffers in Africa as AIDS Ravages Teachers« in: *New York Times*, 8. Mai 2002,
<http://query.nytimes.com/gst/fullpage.html?sec=health&res=9A03E0D91530F93BA35756COA9649C8B63> (Zugriff: 17. April 2006).

Aids hat die Gesamtzahl der Beschäftigten im Gesundheitswesen stark dezimiert. Laut Avert »hat sich in Malawi und Sambia die Zahl der Erkrankungen und der Todesfälle unter den Beschäftigten im Gesundheitswesen verfünfbis versechsfacht«, <http://www.avert.org/aidsimpact.htm>. USAID berichtet:

- Das afrikanische Gesundheitswesen wird möglicherweise ein Fünftel seiner Mitarbeiter wegen HIV/Aids verlieren.
- Die Sterblichkeitsrate unter Krankenschwestern in Sambia stieg sprunghaft von zwei Prozent in den Jahren 1981-85 auf 26 Prozent in den Jahren 1989-91 an, was auf HIV zurückzuführen ist.
- In einigen Ländern des südlichen Afrika sind 25 Prozent des Pflegepersonals HIV-positiv.

- In Mosambik hat sich von 1995 bis 1999 die Zahl der Todesfälle unter dem Pflegepersonal verdreifacht.
- Die HIV-Infektionsrate unter dem Pflegepersonal in Lusaka betrug im Jahr 1991 34 Prozent und im Jahr 1992 44 Prozent.
- Die Sterblichkeit unter Krankenschwestern in Schwarzafrika hat sich zwischen 1981 und 1991 verdreizehnfacht.
- In Malawi hat sich die Zahl der Todesfälle unter den Beschäftigten im Gesundheitswesen in den Jahren 1985 bis 1997 versechsfacht.

Quelle: USAID: »The Impact of HIV/AIDS in Health Systems and the Health Workforce in Sub-Saharan Africa«, Juni 2003, S. 5-8.

Siehe auch <http://www.ihf.com/articles/2005/07/07/news/edntaba.php> und <http://bmj.bmjournals.com/cgi/content/full/329/7466/584>.

Peter Piot sagte in einem Interview für *NewsHour*: »Auch die Leute, die für Information, Prävention und Behandlung zuständig sind - das Pflegepersonal, die Ärzte, die Lehrer -, sterben an Aids; sie erhalten in vielen Ländern, genauso wie alle anderen Infizierten, keine Behandlung. Dann gibt es noch ein Problem, dem ich in Malawi begegnet bin, einem kleinen Land in Zentralafrika, wo - im größten Krankenhaus, das eigentlich für die Behandlung von HIV zuständig sein sollte - nur eine von drei Pflegepersonalstellen besetzt ist, weil die Leute wegen der lausigen Bezahlung nach Südafrika oder Großbritannien emigriert sind... und ein weiteres Drittel an Aids gestorben ist.« http://www.pbs.org/newshour/bb/health/july-dec04/aids_12-01.html (Zugriff: 23. April 2006).

20 <http://www.data.org/whyafrika/issueaids.php>

21 Mark Shoofs: »A New Kind of Crisis: The Security Council Declares AIDS in Africa a Threat to World Stability« in: *Village Voice*, 12. - 18. Januar 2000; Karen DeYoung: »U.N. Pledges Support in Fight Against AIDS« in: *Washington Post*, 28. Juni 2001; und Elizabeth Bumiller: »Bush Chooses U. Ex. Executive for AIDS Job«, *New York Times*, 3. Juli 2003, <http://www.query.nytimes.com/gst/fullpage.html?sec=health&res=9B05E3D7103AF930A35754C0A9659C8B63> (Zugriff: 16. April 2003).

22 African Bird Club: »Ethiopia«

<http://www.africanbirdclub.org/countries/Ethiopia/species.html> (Zugriff: 17. April 2006).

23 Zu den Ethnien in Äthiopien siehe Donald N. Levine: *Greater Ethiopia: The Evolution of a Multiethnic Society* (Chicago 2000).

24 Graham Hancock und Richard Pankhurst: *Under Ethiopian Skies* (Nairobi 1997), S. 8.

25 Zewde: *History of Modern Ethiopia*, S. 77.

26 Ebd.

27 Ebd., S. 79.

28 Greg Blake: »Ethiopia's Decisive Victory at Adowa« in: *Military History Magazine*, Oktober 1997, S. 63. Siehe auch Alistair Boddy-Evans: »Battle of Adowa Timeline: Significant Events of the Battle«,

<http://africanhistory.about.com/library/timelines/bl-Timeline-BattleOfAdowa.htm>

(Zugriff: 17. April 2006); und History World: »History of Ethiopia: 19th to 20th Century«,

<http://www.historyworld.net/wrldhis/PlainTextHistories.asp?groupid=2114&HistoryID=ab92> (Zugriff: 17. April 2006).

29 Die alten Aksumiten - deren Königreich Gebiete südlich des Römischen Reichs umfasste und deren Einfluss im vierten und fünften Jahrhundert v. Chr. seinen Höhepunkt erreichte - entwickelten »Afrikas einzige indigene Schriftsprache, Ge'ez, aus der sich die Schriftformen der Sprachen, die im modernen Äthiopien gesprochen werden, entwickelten; die Aksumiten handelten mit Ägypten, den östlichen Mittelmeerländern und Arabien und bezahlten mit Gold-, Silber- und Kupfermünzgold - das erste und einzige bekannte Münzgold in Schwarzafrika bis zum zehnten Jahrhundert, als arabische Münzen entlang der ostafrikanischen Küste in Gebrauch kamen«. John Reader: *Africa: A Biography of the Continent* (New York 1999), S. 208.

30 Zu Haile Selassie siehe Aberra Jembere: *Agony in the Grand Palace: 1974-1982* (Addis Abeba 2002); BBC: »Timeline: Ethiopia«,

<http://news.bbc.co.uk/2/hi/africa/1072219.stm> (Zugriff: 17. April 2006); Ryszard

Kapuscinski: *The Emperor* (New York 1989); Ryszard Kapuscinski: *The Shadow of the Sun* (New York 2002); Samuel Kasule: *The History Atlas of Africa* (New York 1998); Marcus: *History of Ethiopia*; Harold G. Marcus: *Haile Selassie I.: The Formative Years 1892-1936* (Lawrenceville 1995); Colin McEvedy: *The Penguin Atlas of African History* (London 1995); Meredith: *The Fate of Africa*; Nega Mezlekia: *Notes from the Hyena's Belly* (New York 2002); Moorehead: *The Blue Nile*; Richard Pankhurst und Denis Gerard: *Ethiopia Photographed: Historic Photographs of the Country and Its People Taken Between 1867 and 1935* (London und New York 1996).

31 Ende des 19. Jahrhunderts nutzten europäische Mächte - u.a. Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Belgien und Portugal - Fortschritte in der Medizin (z.B. die Verwendung von Chinin gegen Malaria), im Transportwesen (z. B. Dampfschiffe) und in der Waffentechnik (z.B. Musketen und Kanonen), um ihre kolonialen Phantasien in Afrika in die Tat umzusetzen. Staatsmänner, die kaum etwas über die Territorien jenseits der Küstengebiete wussten, trafen sich in den Hauptstädten Europas, feilschten und rangelten um Grenzverläufe, die sie schließlich mit dem Lineal auf die Karten von Afrika zogen. Vgl. hierzu Basil Davidson: *Africa in History* (New York 1974); Howard W. French: *A Continent for the Taking: The Tragedy and Hope of Africa* (New York 2004); Philip Gourevitch: *We Wish to Inform You That Tomorrow We Will Be Killed with Our Families: Stories from Rwanda* (New York 1998); Adam Hochschild: *King Leopold's Ghost* (New York 1999); John G. Jackson: *Introduction to African Civilizations* (Secaucus 1999); Kasule: *The History Atlas*; David Lamb: *The Africans* (New York 1984); McEvedy: *Penguin Atlas*; Meredith: *Fate of Africa*; und Reader: *Africa*.

32 Haile Selassie: Rede vor dem Völkerbund am 20. Juni 1936 in Genf. Eine Aufnahme der Rede kann von [HistoryChannel.com](http://www.historychannel.com) heruntergeladen werden, <http://www.historychannel.com/broadband/home/> (Zugriff: 16. April 2006).

33 Ebd.

34 Kapuscinski: *Shadow*, S. 133f.

35 *The Unknown Famine*, unter der Regie von Ian Stuttard für *This Week* von Thames Television, wurde das erste Mal am 18. September 1973 auf ITV ausgestrahlt.

Weihnachten hatte der dreißigminütige Dokumentarfilm geschätzte 1,5 Millionen Pfund an Spenden eingebracht. Paul Harrison und Robert Palmer: *News out of Africa: Biafra to Band Aid* (London 1986), S. 44-62; und Jonathan Dimbleby: »Ethiopia Proves There Can Be Life After Death« in: *Observer*, 28. Juli 2002, <http://observer.guardian.co.uk/worldview/story/0,11581,764433,00.html> (Zugriff: 17. April 2006).

36 Zu Mengistu Haile Mariam und dem *Derg* siehe James Fenton: »Ethiopia: Victors and Victims« in: *New York Review of Books*, 7. November 1985, <http://www.newyorkreviewofbooks.com/>; Marcus: *History of Ethiopia*; Paulos Milkias: »Mengistu Haile Mariam: The Profile of a Dictator« in: *Ethiopian Review*, Februar 1994, http://ethiopianreview.homestead.com/Article_PaulosMilkias_Feb1994.html (Zugriff: 17. April 2006); Bernard Weinraub: »Ethiopia, an Unknown, Violent Country« in: *New York Times*, 30. Mai 1976; und Paul B. Henze: *Layers of Time: A History of Ethiopia* (New York 2000).

37 Zur Entdeckung und Ausbreitung des Aids-Virus siehe AIDS Education Global Information System: »So Little Time: An AIDS History«, <http://www.aegis.com/topics/timeline/default.asp>; Avert: »History of AIDS: Pictures and Posters«, <http://www.avert.org/historyi.htm> (Zugriff: 17. April 2006); CNN: »AIDS: 20 Years of an Epidemic«, <http://edition.cnn.com/SPECIALS/2001/aids/interactive/timeline/frameset.exclude.html> (Zugriff: 5. Juli 2005); Catherine Campbell: *Letting Them Die: Why HIV/AIDS Prevention Programmes Fail* (Oxford 2003); Jon Cohen: *Shots in the Dark: The Wayward Search for an AIDS Vaccine* (New York 2001); John Crewdson: *Science Fictions: A Scientific Mystery, a Massive Cover-up, and the Dark Legacy of Robert Gallo* (Boston 2002); Laurie Garrett: *The Coming Plague* (New York 1994); Jonathan Mann, Daniel Tarantola und Thomas Netter (Hg.): *AIDS in the World 1992* (Cambridge 1992); Jonathan Mann und Daniel Tarantola: *AIDS in the World II* (Oxford 1996); und Randy Shilts: *And the Band Played On* (New York 2000).

38 Zur Pathogenese von HIV und Aids siehe Avert: »Different Stages of HIV Infection«; McGovern u. a.: »Aids, Case Definition of«, S. 32-36; Kestler u.a.: »HIV, Description of«, S. 327-329; Horn: »AIDS, Pathogenesis of«, S. 37-40; und Darrell E. Ward: »The Medical Science of HIV/AIDS« in: *The Amfar AIDS Handbook: The Complete Guide to Understanding HIV and AIDS* (New York 1999), S. 279 bis 836.

39 Susan Hunter: *Black Death: AIDS in Africa* (Basingstoke 2003), S. 227.

40 Siehe hierzu: Thomas C. Quinn, Jonathan Mann, James W. Curran und Peter Piot: »AIDS in Africa: An Epidemiologic Paradigm« in: *Science* 234 (1986), S. 955-963.

41 Jonathan Mann: »AIDS: A Worldwide Pandemic« in: *Current Topics in AIDS*, Bd. 2, hrsg. v. Michael S. Gottlieb u. a., zitiert nach Avert: »History of AIDS, 1981-1986«, http://www.avert.org/his81_86.htm (Zugriff: 30. März 2006).

42 UNAIDS, UNICEF und USAID: *Children on the Brink, 2002: A Joint Report on Orphan Estimates and Program Strategies* (Washington 2002), S. 16, Tabelle zur geschätzten Zahl der Waisen in Afrika nach Jahr, Land, Status und Ursache, 1990.

http://www.unicef.org/publications/files/pub_children_on_the_brink_en.pdf (Zugriff: 17. April 2006).

43 Kapuscinski: *Shadow*, S. 134.

44 Amartya Sen: »Global Thoughts« (Ansprache anlässlich der Graduiertenfeier, 8. Juni 2000), <http://www.commencement.harvard.edu/2000/sen.html> (Zugriff: 16. April 2006). »Eine gut funktionierende Marktwirtschaft macht Demokratie, Bürgerrechte und politische Rechte nicht überflüssig. Letztere geben den Menschen nicht nur eine größere Freiheit, so zu leben, wie sie wollen (ohne herumkommandiert zu werden), sie erlauben es ihnen auch, ihre Stimme zu erheben und die Beachtung ihrer Interessen einzufordern. Die Tatsache, dass es noch niemals eine Hungersnot in einem demokratischen Land mit einer freien Presse und regelmäßig abgehaltenen Wahlen gegeben hat, wirft nur ein Schlaglicht auf diesen Zusammenhang.«

45 *Unheard Voices: Drought, Famine and God in Ethiopian Oral Poetry*. Herausgegeben von Fekade Azeze (Addis Abeba 1998).

- 46 Mark Heywood: »Drug Access, Patents and Global Health: ›Chaffed and Waxed Sufficient« in: *Third World Quarterly* 23, Nr. 2 (2002), S. 218.
- 47 Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen: *Human Development Report 2005*, Tabelle 1: Human Development Index, S. 222; Tabelle 25: Gender-Related Development Index, S. 302; Tabelle 3: Human and Income Poverty: Developing Countries, S. 229.
- 48 Samuel D. Uretsky: »Zoonosis« in: *Encyclopedia of Medicine*, hrsg. v. Jacqueline L. Long (Thomson Gale, 2002). Online unter <http://www.healthatoz.com/healthatoz/Atoz/ency/zoonosis.jsp> (Zugriff: 17. April 2006).
- 49 Preston Marx, Philip G. Alcabes und Ernest Drucker: »Serial Human Passage of Simian Immunodeficiency Virus by Unsterile Injections and the Emergence of the Epidemic Human Immunodeficiency Virus in Africa« in: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London. Series B - Biological Sciences* 356 (2001), S. 911.
- 50 Ernest Drucker, Interview mit Norman Swan: *The Health Report*, Australian Broadcasting Company Radio National, 27. November 2000. Transkription online unter <http://abc.net.au/m/talks/8.30/healthrpt/stories/s217997.htm> (Zugriff: 17. April 2000).
- 51 Edward Hooper: »The Story of a Man-Made Disease« in *Suppression of Dissent*, 22. April 2003; Brian Martin, University of Wollongong, Australien, 1. April 2006, <http://www.uow.edu.au/arts/sts/bmartin/dissent/documents/AIDS/Hooper03/Hooper03story.html>; und *London Review of Books* 25, Nr. 7 (Zugriff: 3. April 2003), http://www.lrb.co.uk/v25/n07/hoop01_.html (Zugriff: 1. April 2006).
- 52 UNICEF: »Die 1950's Era of the Mass Disease Campaign« in: *Fifty Years for Children: The State of the World's Children, 1996*, 11. Dezember 1995, *United Nations International Childrens Emergency Fund 16th Annual Report of the State of the World's Children, 50th Anniversary Edition*. 12. April 2006, <http://www.unicef.org/sowc96/11950s.htm>
- 53 Ebd.

- 54 Carlsen: »Quest for the Origin«.
- 55 Drucker: Interview mit Swan.
- 56 Preston A. Marx, Cristian Apetrei und Ernest Drucker: »AIDS as a zoonosis? Confusion over the origin of the virus and the origin of the epidemics« in *Journal of Medical Primatology* 33, Nr. 5/6 (Oktober 2004), S. 220-226, Auszug.
- 57 Drucker: Interview mit Swan.
- 58 Businesswire News: »UNIVEC Heralds Work of Scientists Pointing to Unsterile Injections as Source of Worldwide AIDS and Hepatitis Cases« in: *Aegis Today's News*, 13. September 2000, <http://www.aegis.com/news/bw/2000/BW000903.html> (Stand 20. April 2006).
- 59 Drucker: Interview mit Swan.
- 60 Businesswire News: »UNIVEC Heralds Work of Scientists«.
- 61 Gespräche mit der Autorin, Atlanta, 2005.
- 62 Preston Marx in einem Radiointerview mit Brian Lemberg. Gesendet am 10. März 2003, World Talk Radio, Science and Technology. Im Archiv unter <http://www.worldtalkradio.com/archive.asp?aid=1288>
- 63 Die Kongregation Medical Missionaries of Mary (MMM) wurde 1937 von der irischstämmigen Mutter Mary Martin in Nigeria ins Leben gerufen; 1960 kamen die Schwestern nach Äthiopien. Heute kümmern sich MMM in neunzehn Ländern um Notleidende, darunter Aids-Kranke, und bieten neben der medizinischen Versorgung unter anderem auch die Ausbildung von medizinischen Fachkräften an. Vgl. Website der katholischen Kirche von Äthiopien, <http://www.ecs.org>.
- 64 Sharon Lafraniere: »AIDS, Pregnancy and Poverty Trap Ever More African Girls« in: *New York Times*, 3. Juni 2005, <http://query.nytimes.com/gst/fullpage.html?res=9D04EFD81739F930A35755C0A9639C8B6&sec=health> (Zugriff: 17. April 2006).

- 65 Greg Behrman: *The Invisible People: How the United States Has Slept Through the Global AIDS Pandemic, the Greatest Humanitarian Catastrophe of Our Time* (New York 2004), S. 27.
- 66 Ebd.
- 67 Ebd.
- 68 Peter Piot, Thomas Quinn, Helena Taelman u. a.: »Acquired Immunodeficiency Syndrome in a heterosexual population in Zaire« in: *Lancet* 2 (1984), S. 65-69; zitiert nach Avert: »History of AIDS, 1981-1986«.
- 69 Robert Downing, Roger Eglin und Anne C. Bayley: »African Kaposi's sarcoma and AIDS« in: *Lancet* 1 (1984), S. 478-480. Siehe auch Lawrence K. Altman: »New Form of Cancer Seen in African AIDS Patients« in *New York Times*, 9. Dezember 2005, <http://query.nytimes.com/gst/fullpage.html?sec=health&res=9D02E6DD173BF93AA35751CIA963948260> (Zugriff: 18. April 2006).
- 70 WHO: »Acquired Immune Deficiency Syndrome Emergencies« (Sitzungsbericht, Weltgesundheitsorganisation, Genf, 22.-25. November 1983), zitiert nach Avert: »History of AIDS, 1981-1986«.
- 71 Avert: »History of AIDS, 1981-1986«.
- 72 Greg Behrman zufolge sprach Reagan in einer Rede anlässlich der »Meeting on the Potomac«-Gala, die Elizabeth Taylor im Sommer 1985 veranstaltete, zum ersten Mal öffentlich von Aids (vgl. *Invisible People*, S. 27), und Anfang 1987 hielt er Reden über Aids und Zwangstests. Den Begriff Aids nahm er laut Aegis zum ersten Mal öffentlich in den Mund, als er 1985 Fragen von Reportern beantwortete. Er erwähnte Aids in einer Ansprache vor dem Kongress im Februar 1986. Seine erste »wichtige Rede« über Aids hielt er erst im April 1987 (vor dem amerikanischen Ärzteverband in Philadelphia).
- 73 Paul Monette: *Borrowed Time: An AIDS Memoir* (New York 1988), S. 110.
- 74 Thomas Kamradt, Dieter Niese und Frederick Vogel: »Slim disease (AIDS)« in: *Lancet* 2 (1985), S. 1425, zitiert nach Avert: »History of AIDS, 1981-1986«.

- 75 Alex Duval Smith: »Focus AIDS: A Continent Left to Die«, in: *Independent*, 5. September 1999.
- 76 Lisa Garbus: »HIV/AIDS in Ethiopia« (AIDS Policy Research Center, University of California, April 2003), S. 6.
- 77 Clare Bishop-Sambrook: »The Challenge of the HIV/AIDS Epidemic in rural Ethiopia: Averting the Crisis in Low AIDS-Impacted Communities« (Welternährungsorganisation, Abteilung für Nachhaltige Entwicklung, Rom, März 2004), S. 2, http://www.fao.org/sd/dim_pe3/pe3_040402_en.htm (Zugriff: 17. April 2006).
- 78 David Shinn: »The Silence is Broken, the Stigma Is Not« in: *Africa Notes* (Center for Strategic and International Studies, Washington, D.C., Juli 2001), S. 5, http://www.csis.org/media/csis/pubs/anotes_0107.pdf (Zugriff: 15. April 2006).
- 79 UNICEF: »Africa's Orphan Crisis: Worst Is Yet to Come«, Johannesburg/Genf, Pressemitteilung vom 23. November 2003, http://www.unicef.org/media/media_16287.html (Zugriff: 1. Oktober 2005).
- 80 UNAIDS und WHO: »AIDS Epidemic Update, 2004«, S. 3, http://www.clintonfoundation.org/pdf/epiupdate04_en.pdf (Zugriff: 19. April 2006).
- 81 Zu AZT, Aids-Medikamenten und -Behandlung siehe George Manos, Leonardo Negron und Tim Horn: »Antiviral Drugs« in: *Encyclopedia of Aids*, S. 51-54; Darrell E. Ward: »Treatment of HIV Disease« in: *Amar AIDS Handbook*, S. 68-103; Ian V. D. Weller und I. G. Williams: »ABC of AIDS: Antiretroviral Drugs« in *British Medical Journal* 332 (2001), S. 1410-1412, <http://www.bmj.bmjournals.com/cgi/reprint/322/7299/1410> (Zugriff: 20. April 2006); US Department of Health and Human Services: »AIDSinfo Drug Database, <http://www.aidsinfo.nih.gov/DrugsNew/Default.aspx?MenuItem=Drugs> (Zugriff: 19. April 2006); Body Health Resources Corporation: »FDA-Approved Antiretrovirals«, http://www.thebodypro.com/antiretroviral_link.html (Zugriff: 19. April 2006); Avert: »Introduction to HIV/AIDS Treatment«, <http://www.avert.org/introtrt.htm> (Zugriff: 19. April 2006).

- 82 P. Chirac, T. von Schoen-Angerer, T. Kaspter und N. Ford: »AIDS: Patent Rights versus Patient's Rights« in: *Lancet* 356, Nr. 9228 (5. August 2000), S. 502.
- 83 John Henkel: »Attacking AIDS with ›Cocktail‹ Therapy: Drug Combo Sends Death Plummeting« in *FDA Consumer Magazine*, Juli/August 1999, http://www.fda.gov/fdac/features/1999/499_aids.html (Zugriff: 19. April 2006).
- 84 Ebd.
- 85 Chirac u. a.: »AIDS«, S. 502.
- 86 Alice Dembner: »Public Handouts Enrich Drug Makers, Scientists« in: *Boston Globe*, 5. April 1998, <http://www.bostonglobe.com/> (Zugriff: 19. April 2000), vgl. Marcia Angell: *The Truth About Drug Companies* (New York 2004), S. 65.
- 87 Darren E. Zinner: »Medical R & D at the Turn of the Millennium« in: *Health Affairs*, September/Okttober 2001, S. 202, zitiert nach Angell: *Truth About Drug Companies*, S. 64.
- 88 Vgl. Barton Gellman: »A Turning Point That Left Millions Behind: Drug Discounts Benefit Few While Protecting Pharmaceutical Companies' Profits« in: *Washington Post*, 28. Dezember 2000.
- 89 Angell: *Truth About Drug Companies*, S. 65.
- 90 Ebd., S. 115f.
- 91 Alexander Irwin, Joyce Millen und Dorothy Fallows: *Global AIDS: Myths and Facts* (Cambridge, Massachusetts 2003), S. 118. Einem kürzlich in der *New York Times* veröffentlichten Bericht zufolge »ist unter einigen Ärzten eine Rebellion gegen übereifrige Verkaufsmethoden unter den schätzungsweise 90 000 Pharmavertretern in diesem Land im Gang«. Besonders fragwürdig erscheint vielen Ärzten die elektronische Erfassung von Informationen, wer welche Medikamente verschrieben hat, die dazu führt, dass Ärzte von Arzneimittelherstellern unter Druck gesetzt werden, mehr von ihren Markenmedikamenten zu verschreiben. Vgl. Stephanie Saul: »Doctors Object to Gathering of Drug Data« in *New York Times*, 4. Mai 2006, <http://www.nytimes.com/2006/05/04/business/04prescribe.html> (Zugriff: 6. Mai 2006). New Hampshire hat als erster Bundesstaat ein Gesetz erlassen, das es

Konsumforschungsunternehmen, Apotheken und anderen untersagt, solche Informationen zu verkaufen. Vgl. Katie Zezima: »National Briefing: New Hampshire: Bill on Drug Data is Approved« in: *New York Times*, 5. Mai 2006, <http://www.nytimes.com/2006/05/05/us/05brfs.html> (Stand 6. Mai 2006).

92 Angell: *Truth About Drug Companies*, S. 118.

93 Irwin u. a.: *Global AIDS*, S. 118.

94 Laut Aussage der Centers for Disease Control und des Centre for the Epidemiological Monitoring of AIDS starben im Jahr 2003 in den Vereinigten Staaten 17 849 Menschen an Aids und in Westeuropa 3454 - im Vergleich zu den nach Schätzung von UNAIDS zwei bis 2,5 Mio. Menschen in Schwarzafrika. Centers for Disease Control: »HIV/ AIDS Surveillance Report: Cases of HIV Infection and AIDS in the United States, 2004«, Abb. 7: Geschätzte Zahl der Todesfälle infolge von Aids, nach Todesjahr und ausgewählten Merkmalen, 2000-2004, S. 16, <http://www.cdc.gov/hiv/stats/2004SurveillanceReport.pdf> (Stand 20. April 2006); EuroHIV: »HIV/AIDS Surveillance in Europe, Year-End Report 2004«, Abb. 24: Todesfälle unter Aidskranken nach Land und Todesjahr, S. 42, Abb. 2: Todesfälle infolge von Aids, S. 193, http://www.eurohiv.org/reports/report_71/pdf/report_eurohiv_71.pdf (Stand 20. April 2006); und UNAIDS: *2004 Report on the Global AIDS Epidemic* (Genf 2004).

95 Avert: »The History of AIDS, 1993-1997«, http://www.avert.org/his93_97.htm (Stand 19. April 2000).

96 Monette: *Borrowed Time*, S. 2.

97 Angell: *Truth About Drug Companies*, S. 7.

98 Ebd., S. 8.

99 Ebd., S. 9.

100 Ebd., S. 9f.

101 Irwin u. a.: *Global AIDS*, S. 119.

102 Avert: »History of AIDS, 1993-97«.

- 103 Zu TRIPS und das Recht am geistigen Eigentum siehe Avert: »TRIPS, AIDS, and Generic Drugs«, <http://www.avert.org/generic.htm> (Stand 19. April 2000); Avert: »Providing Drug Treatment for Millions«, <http://www.avert.org/drugtreatment.htm>.
- 104 Irwin u. a.: *Global AIDS*, S. 68.
- 105 Irwin u. a.: *Global AIDS*, S. 61.
- 106 Ebd.
- 107 Gellmann: »World Shunned«.
- 108 John Donnelly: »Prevention Urged in AIDS Fight: Natsios Says Fund Should Spend Less on HIV Treatment« in: *Boston Globe*, 7. Juni 2001. Siehe auch Brenda Wilson: »Treating AIDS in Africa Undermined by Lack of Funds« in: *All Things Considered*, National Public Radio, 28. November 2003, <http://www.npr.org/templates/story/story.php?storyId=1524909>
- 109 Global Fund to Fight AIDS, Tuberculosis and Malaria: »A Partnership to Prevent and Treat AIDS, Tuberculosis and Malaria«, <http://www.theglobalfund.org/en/files/publications/qaen.pdf> (Stand 20. April 2006).
- 110 Irwin u. a.: *Global AIDS*, S. 43.
- 111 Toby Kasper, David Coetzee, Françoise Louis, Andrew Boule und Katherine Hilderbrand: »Demystifying Antiretroviral Therapy in Resource-Poor Settings« in: *Essential Drugs Monitor* 32 (2003), S. 20f., http://mednet2.who.int/edmonitor/32/edm32_en.pdf (Stand 20. April 2006); WHO: »Scaling Up HIV/AIDS Care«. Zu Ärzte ohne Grenzen und die Treatment Access Campaign (1999 ins Leben gerufen, um mehr Menschen Zugang zu lebenswichtigen Medikamenten zu verschaffen) siehe <http://accessmed-msf.org/> (Zugriff: 20. April 2006).
- 112 Donald G. McNeil jr.: »Africans Outdo U.S. Patients in Following AIDS Therapy« in: *New York Times*, 3. September 2003.

- 113 Die Coca-Cola Africa Foundation hat zugesagt, bis Ende 2010 30 Millionen Dollar für den Kampf gegen HIV/Aids in Afrika zur Verfügung zu stellen und ist sich über die einzigartigen Möglichkeiten ihres Unternehmens im Klaren. »Der Einsatz unserer Kernkompetenzen - die Logistik, um mit unseren Lastwagen Kondome auszuliefern, und ausgefeilte Marketingstrategien, um Informationen über HIV/ Aids zu verbreiten - stellt ein großes Potenzial dar und muss mit dem größtmöglichen Nutzen ausgeschöpft werden.« Die Foundation hat in Krankenhäuser, Kinderzentren, Waisenhäuser und Projekte zur Schaffung von Arbeitsplätzen investiert. Coca-Cola Africa Foundation: »Our 2004-2005 HIV/AIDS Initiatives in Africa, Manzini, Swasiland«, http://www2.coca-cola.com/citizenship/TCCAF_HIVAIDS_report.pdf (Stand 25. April 2006).
- 114 UNAIDS: *Report on the Global HIV/AIDS Epidemic, June 2000*, S. 124, Tabelle mit länderspezifischen Daten und Schätzungen zu Aids, Ende 1999; und Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen für Südafrika: »HIV/ AIDS and Human Development: South Africa, 1998«, <http://www.unddp.org.za/docs/pubs/hdr.overview.htm> (Stand 20. April 2006).
- 115 L.J. Davis: »A Deadly Dearth of Drugs« in: *Mother Jones*, Januar/Februar 2000, http://www.motherjones.com/commentary/power_plays/2000/01/AIDS_drugs.html (Stand 20. April 2006); Alex Duval Smith: »Focus AIDS: A Continent Left to Die« in: *Independent*, 5. September 1999; »A War Over Drugs and Patents« in: *Economist*, 8. März 2001, http://www.economist.com/displaystory.cfm?story_id=529284 (Stand 20. April 2001); Chris McGreal: »South Africa's Sick Wait for Judgment Day« in: *Guardian*, 5. März 2001, <http://www.guardian.co.uk/Archive/Article/0,4273,4146083,00.html> (Stand 20. April 2001); Avert: »TRIPS, AIDS, and Generic Drugs«.
- 116 Edwin Cameron, Interview mit Carrie Grace am 22. August 2005, <http://news.bbc.co.uk/2/hi/africa/4166848.stm> (Stand 20. April 2006).
- 117 Subcommittee on Criminal Justice, Drug Policy and Human Resources, House Committee on Government Reform: *What Is the United States Role in Combating the Global HIV/AIDS Epidemic?: Hearing Before the Subcommittee on Criminal Justice, Drug*

- Policy, and Human Resources, House Committee on Government Reform*, 106. Kongress, 1. Sitzung, 19. Juli 1999, http://frwebgate.access.gpo.gov/cgi-bin/getdoc.cgi?dbname=106_house_hearing&docid=f:65308.pdf (Zugriff: 22. April 2006).
- 118 US-Außenministerium: »Report on U.S. government efforts to negotiate the repeal, termination or withdrawal of Article 15(c) of the South African Medicines and Related Substances Act of 1965«, 5. Februar 1999.
- 119 Al Gore an James E. Clyburn, 25. Juni 1999, <http://www.cptech.org/ip/health/sa/vp-feb-25-99.html> (Zugriff: 5. März 2006).
- 120 Subcommittee on Criminal Justice, Drug Policy and Human Resources: *What Is the United States Role?*
- 121 Irwin u. a.: *Global AIDS*, S. 124.
- 122 Soutik Biswas: »Indian Drugs Boss Hails Aids Deal«, 29. Oktober 2003, http://news.bbc.co.uk/2/hi/south_asia/3220619.stm (Zugriff: 22. April 2006).
- 123 Lindsey: »AIDS-Drug Warrior«.
- 124 Ebd.
- 125 Die Accelerating Access Initiative wurde als Gemeinschaftsinitiative von den Vereinten Nationen (UNAIDS-Sekretariat, UNICEF, UNFPA, WHO, Weltbank) und den fünf Unternehmen Boehringer Ingelheim, Bristol-Myers Squibb, GlaxoSmithKline, Merck & Co. und Hoffmann-La Roche ins Leben gerufen. Vgl. WHO/UNAIDS: »Accelerating Access« Initiative Moving Forward, 72 Countries Worldwide Express Interest«, Pressemitteilung vom 11. Dezember 2001, <http://www.who.int/inf-pr-2001/en/pr2001-54.html> (Zugriff: 21. April 2006); ACT UP Paris, »Access« Serves Pharmaceutical Companies While Corrupting Health Organizations«, Pressemitteilung vom 15. Mai 2002, http://www.actuupparis.org/pdf/nord_su/02_05_15_Accelerating_Access_ENG.pdf.
- 126 Indrias Getachew: »Ethiopia: Steady increase in street children orphaned by AIDS«, UNICEF, http://www.unicef.org/infobycountry/ethiopia_30783.html.

- 127 Pew Research Center: »Bush's Base Backs Him to the Hilt«, 26. April 2001, <http://people-press.org/reports/display/php3?ReportID=14> (Zugriff: 24. April 2006).
- 128 Anup Sha: »The U.S. and Foreign AID Assistance«, <http://www.globalissues.org/TradeRelated/Debt/USAid.asp> (Zugriff: 24. April 2006).
Länderstatistiken der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD): »Aid Statistics, Donor Aid Charts«, http://www.oecd.org/countrylist/02.2578,en_2649_34447_1783495_1_1_1_1.00.html (Zugriff: 24. April 2003).
- 129 Stephen Lewis: *Race Against Time* (Toronto 2005), S. 145.
- 130 Stephen Lewis: »Statement des UN-Sondergesandten für HIV/AIDS in Afrika zum Welt-Aids-Tag, 1. Dezember 2005«, http://www.unicef.de/fileadmin/content_media/AIDS/News/PDF/Statement.pdf.
- 131 Zu den Ereignissen in den Monaten nach Meles Zenawis Wiederwahl siehe Befekir Kebebe: »Historical Timeline: Politics; Ethiopia's Election and Its Aftermath«, http://www.ethiopianmillennium.com/timeline_politics.html (Zugriff: 21. April 2006).
- 132 Amnesty International: »Ethiopia: Prisoners of Conscience Prepare to Face Trial«, Pressemitteilung vom 22. Februar 2006, <http://www.amnestyusa.org/countries/ethiopia/document.do?id=ENGAFR250052006> (Zugriff: 21. April 2006).
- 133 Ebd.
- 134 Interview mit einem Freund, der anonym bleiben wollte, in Addis Abeba im November 2005.

Am 9. März 2006 berichtete das Committee to Protect Journalists (CPJ): »Dem CPJ wurde heute ausnahmsweise Zutritt zum Gefängnis in Kality am Stadtrand von Addis Abeba gewährt, in dem seit den Aufständen nach der Wahl im November [...] Dutzende von Oppositionsführern und mindestens 14 Journalisten festhalten werden. 14 äthiopische Journalisten stehen derzeit unter der Anklage des Verrats und des ›Genozids‹ vor Gericht. Sie befinden sich seit November in

Haft, als die äthiopischen Behörden massiv gegen private Presseorgane vorzugehen begannen. Die Polizei hat die meisten privaten Zeitungen an der Herausgabe gehindert, Dutzende von Journalisten gezwungen, sich versteckt zu halten oder ins Exil zu gehen, Razzien in Zeitungsverlagen durchgeführt, Computer, Unterlagen und andere Gegenstände konfisziert, zwei ausländische Journalisten ausgewiesen und eine ›Fahndungsliste‹ für Verleger, Autoren und Dissidenten veröffentlicht.« Committee to Protect Journalists: »Ethiopia: Court drops charges against five Voice of America journalists«, 22. März 2006, <http://www.cpj.org/news/206/africa/ethiopia22mar06na.html> (Stand 25. April 2006).

Am 22. März ließ das Oberste Bundesgericht die Anklagen wegen Verrats und Genozids gegen 18 Personen fallen, einschließlich fünf Journalisten von der Voice of America aus Washington. Diese fünf, Negussie Mengesha, Addisu Abebe, Tizita Belachew, Adanech Fessehaye und Solomon Kifle, befanden sich in Äthiopien zu keiner Zeit in polizeilichem Gewahrsam.

Ebenfalls im März 2005 wurden 395 Gefangene ohne weitere strafrechtliche Verfolgung freigelassen, Monate nachdem sie ohne Rechtsgrundlage in zum Teil entlegene und überfüllte Gefangenenlager gebracht und dort festgehalten worden waren. Die Freilassung dieser politischen Gefangenen erhöht die Zahl der seit den beiden Gewaltausbrüchen im vergangenen Jahr auf freien Fuß gesetzten Personen auf etwa 11 600. Die genaue Zahl politischer Gefangener ist nicht bekannt, aber vermutlich werden noch mehrere tausend Regierungsgegner ohne Anklage festgehalten. <http://www.ethiopianmillennium.com/news.html#> (Zugriff: 25. April 2006).

Siehe auch Amnesty International: »Ethiopia: Prisoners of Conscience«; Amnesty International: »Ethiopia: Fear of torture/possible prisoners of conscience«, Pressemitteilung vom 31. März 2006, <http://web.amnesty.org/library/Index/ENGAFR250082006?open&of=ENG-ETH> (Zugriff: 25. April 2006); Amnesty International: »Ethiopia: Further information on possible prisoners of conscience/fear of torture or ill-treatment/health concern: New names«, 19. Januar 2006 (Zugriff: 25. April 2006); Amnesty International: »Ethiopia: Disappearance/excessive use of force/impunity /detention without charge or trial«, 30. Januar 2006. Webseiten von ai auf Deutsch, die hier in Frage kommen:

Amnesty International: »Gewaltlose politische Gefangene«, 2. November 2005, <http://www2.amnesty.de/internet/deall.nsf/0/17a8dfda95570b2bc12570fc00575729?>

OpenDocument; <http://www2.amnesty.hagen.de/html/Aeth-mes-web.htm>.

135 Interview mit einem Mitglied des Vorstands von AHOPE am 15. Dezember in Addis Abeba. In gegenseitigem Einverständnis bleibt der Interviewte anonym.

136 »Progress on Global Access to HIV Antiretroviral Therapy: A Report on »3 by 5« and Beyond« in: *WHO Publications*, März 2006, World Health Organization and United Nations Programme on HIV/AIDS /UNAIDS), 30. März 2006, http://www.who.int/hiv/fullreport_en_highres.pdf. Für weitere Informationen zu »3 by 5« siehe Avert: »AIDS Treatment Targets and Results«.

137 Global Fund to Fight AIDS, Tuberculosis and Malaria: »Global Fund Closes Funding Gap: Round Five Grants Approved by Global Fund Board; Round Six Planned for 2006«, Pressemitteilung vom 16. Dezember 2005, http://www.theglobalfund.org/en/media_center/press/pr_05121.asp (Zugriff: 22. April 2006). Zum Zeitpunkt der Arbeit an diesem Buch verfügt der Global Fund nicht über genügend Mittel, um eine neue Runde an Hilfsleistungen zu finanzieren (Runde 6). Vgl. Avert: »The Global Fund to Fight AIDS, Tuberculosis and Malaria«, <http://www.avert.org/global-fund.htm> (Zugriff: 21. April 2006); Avert: »Funding the Fight Against AIDS«, <http://www.avert.org/aidsmoney.htm> (Zugriff: 21. April 2006); Bernard Rivers: »Stalled Growth: The Global Fund in Year Four« in: *Global Fund Observer Newsletter*, 7. November 2005, <http://www.aidspace.org/gfo/archives/newsletter/GFO-Issue-52.pdf> (Zugriff: 22. April 2006).

138 Madeleine Morris: »Apology Over Missed AIDS Target«, 25. November 2005, <http://news.bbc.co.uk/2/hi/health/4476978.stm> (Zugriff: 17. April 2006). Siehe auch International Treatment Preparedness Coalition: »Missing the Target: A Report on HIV/AIDS Treatment Access from the Frontlines«, 25. November 2005, <http://www.aidstreatmentaccess.org/itpdfinal.pdf> (Zugriff: 22. April 2006); WHO: »Progress on Global Access«.

- 139 Stephen Lewis, UN-Sondergesandter für HIV/AIDS in Afrika, Pressemitteilung vom 3. März 2004, <http://www.aegis.com/news/un aids/2004/UN040301.html> (Zugriff: 21. April 2006).
- 140 Sabine Vollmer: »Cheaper AZT on the Way« in: *Raleigh News and Observer*, 20. September 2005, http://www.natap.org/2005/HIV/092005_02.htm (Zugriff: 21. April 2006).
- 141 UNICEF: »UNICEF/Baylor Agreement Signals Brighter Outlook for Pediatric AIDS Treatment in Africa«, Pressemitteilung vom 27. Februar 2006, http://unicef.org/uniteforchildren/press/press_31343.htm (Zugriff: 22. April 2006).
- 142 UNAIDS und UNICEF: »A Call to Action: Children; the Missing Face of AIDS«, 4. Oktober 2005, http://www.unicef.org/publications/files/AIDS_Launch_final_14Oct.pdf (Zugriff: 22. April 2006).
- 143 Bis April 2006 hatte WWO 120 Kinder in das kostenlose Aids-Programm der Barlow Clinic aufgenommen und hofft, die Zahl bis Jahresende um weitere 80 Kinder zu erhöhen. Auf Anregung und mit Unterstützung der Regierung hat WWO begonnen, mit Waisenhäusern in der Hauptstadt und in anderen Städten zusammenzuarbeiten. Ebenfalls im April 2006 startete Dr. Jane Aronson (Gründerin und Leiterin von World Wide Orphans) mit Hilfe von Freiwilligen aus der amerikanischen Film- und Theaterwelt ein Projekt für HIV-positive Kinder zur Produktion eines Theaterstücks - komplett mit Bühnenbild, Kostümen und Maske. Mit der Aufführung sollte gezeigt werden, welche Kreativität und Freude in afrikanischen Waisenkindern steckt, auch in den HIV-positiven Waisenkindern. WWO plant ein modernes Gemeinschaftszentrum für Erwachsene und Kinder mit Aids, zu dem eine Krankenstation, Klassenräume, ein Theater und ein Fußballfeld gehören werden.
- 144 Tadesse Wuhib: »Speech on the Opening of National Pediatric Conference« (National Conference on Expanding Access to Pediatric HIV/AIDS Care and Treatment: Challenges and Prospects, Addis Abeba, 25. Januar 2006), http://www.columbia-icap.org/ethiopia/pdf/intro_2.pdf (Zugriff: 16. April 2006).

Danksagung

Ich bin *Waizero* Haregewoin Teferra zu Dank verpflichtet; sie öffnete mir ihre Tür nicht weniger bereitwillig als den Hunderten von Kindern, die um Einlass baten, und sie hat mich - auch in schweren Zeiten - niemals ausgeschlossen. Ich danke den vielen Äthiopiern, die mir geduldig Auskunft gaben und mich einluden und mir zeigten, worum es wirklich geht, und den Amerikanern, die mir ihre Geschichte und die Geschichte ihrer äthiopischen Kinder erzählten. Besonders danke ich Selamneh Techane, unterhaltsamer Führer, unentbehrlicher Übersetzer und unermüdlicher Fürsprecher der Armen.

Mein Bericht aus Äthiopien erschien zum ersten Mal im *New York Times Magazine*, betreut von Katherine Bouton, und in *Good Housekeeping* in Zusammenarbeit mit den Redakteurinnen Nancy Bilyeau und Evelyn Renold, unter der Chefredakteurin Ellen Levine. Das Engagement dieser Journalistinnen rief das Interesse Hunderte von Lesern wach, die zu Förderern, Adoptiveltern, Fürsprechern und Geldgebern wurden.

Mein Dank geht an John Baskin, Susan Merritt Jordan und Andrea Sarvady, die die ersten Entwürfe zu diesem Buch gelesen haben - sie waren unglaublich großzügig mit ihrer Zeit und erschreckend ehrlich in ihrer Kritik.

Professor Fekade Azeze von der Universität in Addis Abeba war ein wunderbarer Leser und erteilte mir die Erlaubnis, aus seinem einzigartigen Archiv mit der mündlichen Literatur von Überlebenden von Hungersnöten zu zitieren. Aubry D'Arminio und Hillina Seife in den Vereinigten Staaten und Helen Asemamaw in Addis Abeba halfen mir, Material von der äthiopischen Antike bis zur modernen Epidemiologie aufzuspüren und auszuwerten. Azeb Arega war ein stets verfügbarer Ratgeber in kulturellen Fragen, Assistent und Übersetzer, und Matico Josephson half mir bei Fragen zur Architektur.

Ich danke Dr. Mark Rosenberg, Stephen Lewis, Dr. Jane Aronson und Dr. Sofia Mengistu für die lebensrettende Arbeit, die sie tagtäglich leisten, und für die Freundlichkeit, mit der sie mir Einblick in diese Arbeit gewährten.

Nochmals Dank an die David Black Literary Agency - Susan Raihoffer, Leigh Ann Eliseo, Dave Larabell, Jason Sachar, Joy Tutela, Gary Morris, Jessica Candlin und den überschwänglichen David Black selbst; und an Lucy Stille von Paradigm.

Karen Rinaldi, Verlagsleiterin von Bloomsbury USA, Alexandra Pringle, Cheflektorin des Bloomsbury Verlags in England - und Panio Gianopoulos, Maya Baran, Amanda Katz, Annik LaFarge, Colin Dickerman, Greg Villepique, Alona Fryman, Peter Miller und Jason Bennett in der New Yorker Niederlassung - haben mich in ihrem erstaunlichen Verlagshaus willkommen geheißen. Ich fühle mich geehrt, zum erlesenen Kreis ihrer Autoren zu gehören.

Mein Mann, Don Samuel, und Molly, Seth und Lee Samuel haben mit *scharfem Blick* die ersten Entwürfe dieses Buchs gelesen und kommentiert. Die Jüngeren - Lily, Fisseha, Jesse und Helen - haben eher die Papierberge beiseitegeschoben, um sich einen Weg zum Familiencomputer zu bahnen, im Übrigen aber auf jede erdenkliche andere Art zum Entstehen dieses Buches beigetragen. Sie sind die wichtigsten Menschen in meinem Leben.

Ausgewählte Bibliografie

Angell, Mancina, *Der Pharma-Bluff*, 2005.

Arno, Peter und Feiden, Karyn L. *Against the Odds: The Story of AIDS Drugs Development, Politics and Profits*, 1992.

Azeze, Fejadem. *Drought, Famine and God in Ethiopian Oral Poetry*, Addis Abeba University Press, 1998.

Barnett, Tony und Whiteside, Alan. *AIDS in the Twenty-First Century: Disease and Globalization*, 2003.

Bayer, Ronald und Oppenheimer, Gerald M. *AIDS Doctors. Voices from the Epidemie: An Oral History*, Oxford University Press, 2000.

Behrmann, Greg. *The Invisible People: How the U. S. Has Slept Through the Global AIDS Pandemic, the Greatest Humanitarian Catastrophe of Our Time*, Free Press, 2004.

Bernstein, William, *Die Geburt des Wohlstands*, 2005.

Böhm, Karlheinz und Weyer, Helfried, *Äthiopien*, 2006.

Brooks, Miguel F., Hrsg. *A Modern Translation of the Kebra Nagast (The Glory of Kings)*. Lawrenceville, Red Sea Press, 1998.

Bryson, Bill. *African Diary*, Broadway Books, 2002.

Cameron, Edwin. *Der Tod in Afrika, Mein Leben gegen Aids*, 2007.

Campbell, Catherine. *Letting Them Die: Why HIV/AIDS Prevention Programms Fail*. Oxford, International African Institute, 2003.

Cohen, Jon. *Shots in the Dark: The Wayward Search for an AIDS Vaccine*, W. W. Norton, 2001.

Crewdson, John. *Science Fictions: A Scientific Mystery, a Massive Cover-up, and the Dark Legacy of Robert Gallo*, Little Brown, 2002.

Drenthal, Olaf, *AIDS in Afrika und die Rede von Gott*, 2002.

- Davidson, Basil. *Afrika, Stämme, Staaten, Königreiche*, 1985.
- Diamond, Jared. *Guns, Germs, and Steel*, W. W. Norton, 1997.
- Easterly, William. *The Elusive Quest for Growth: Economists' Adventures and Misadventures in the Tropics*, MIT Press, 2002.
- , *Wir retten die Welt zu Tode. Für ein professionelleres Management im Kampf gegen die Armut*, 2006.
- Eaton, Jenny und Etue, Kate. *The a WAKE Project: Uniting Against the African AIDS*, W. Publishing Group, 2002.
- Farmer, Paul. *Pathologies of Power: Health, Human Rights, and the New War on the Poor*, Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 2003.
- Foster, Geoff, Carole Levine und Williamson, John, Hrsg. *The Global Impact of HIV/AIDS on Orphans and Vulnerable Children*, Cambridge University Press, 2005.
- French, Howard W. *A Continent for the Taking: The Tragedy and Hope of Africa*, Alfred A. Knopf, 2004.
- Garrett, Laurie. *Die kommenden Plagen*, 2006.
- Goozner, Merrill. *The \$800 Million Pill: The Truth Behind the Cost of New Drugs*, University of California Press, 2004.
- Gordon, Frances Linzee. *Lonely Planet Ethiopia an Eritrea*, 2nd ed. Victoria, Australia, Lonely Planet, 2003.
- Gottlieb, Michael S., Jeffries, Donald J., Donna Mildvan, Pinching, Anthony J. und Quinn, Thomas C. *Current Topics in AIDS*. Vol 2, John Wiley and Sons, 1989.
- Goudsmit, Jaap. *Viral Sex: The Nature of AIDS*, Oxford University Press, 1998.
- Gourevitch, Philip. *We Wish to Inform You That Tomorrow We Will Be Killed with Our Families. Stories from Rwanda*, Picador, 1998.
- Guest, Emma. *Children of AIDS*, University of Natal Press, 2003.
- Guest, Robert. *The Shackled Continent: Power, Corruption, and African Lives*, Smithsonian Books, 2004.

- Hancock, Graham. *Lords of Poverty*, Nairobi, Camerapix, 2004.
- Hancock, Graham, Richard Parkhurst und Willets, Duncan. *Under Ethiopian Skies*, Nairobi, Camerapix, 1997.
- Harden, Blaine. *Africa: Dispatches from a Fragile Continent*, HarperCollins, 1993.
- Harrison, Paul und Palmer, Robert. *News out of Africa: Biafra to Band Aid*, Hilary Shipman, 1986.
- Heidemanns, Katja und Moerschbacher, Marco. *Gott vertrauen? Aids und Theologie im südlichen Afrika*, 2005.
- Henze, Paul B. *Layers of Time: A History of Ethiopia*, Palgrave, 2000.
- Hertz, Norcena. *Globalisierung oder Gerechtigkeit? Politische Gestaltung und soziale Grundwerte*, 2003.
- Hilts, Philip J. *Protecting America's Health: The FDA, Business, and One Hundred Years of Regulation*, Alfred A. Knopf, 2003.
- Hochschild, Adam. *Schatten über dem Kongo*, 2000.
- Hooper, Edward. *The River: A Journey to the Source of HIV and AIDS*, Little, Brown, 2000.
- Howe, Marie und Klein, Michael. *In the Company of My Solitude: American Writing from the AIDS Pandemic*, Persea Books, 1995.
- Hunter, Susan. *Black Death: AIDS in Africa*, Palgrave Macmillan, 2003.
- Irwin, Alexander, Joyce Millen und Fallows, Dorothy. *Global AIDS: Myths and Facts*, South End, 2003.
- Jackson, John G. *Introduction to African Civilizations*. Secaucus, Citadel, 1974.
- Jembere, Aberra. *Agony in the Grand Palace: 1974-1982*. Übers. Dr. Hailu Araaya, Addis Abeba, Shama Books, 2002.
- Kaplan, Robert D. *Reisen an die Grenzen der Menschheit. Wie die Zukunft aussehen wird*, 1996.
- Kapuscinski, Ryszard. *The Emperor*, Übers. W. R. Brand und Katarzyna Mroczkowska-Brand, Vintage International, 1989.

-, *The Shadow of the Sun*, Vintage, 2002.

Kastura, Thomas. *Warten aufs Leben*, 2006.

Kasule, Samuel. *The History Atlas of Africa*, Macmillan, 1998.

Kidder, Tracy. *Mountains Beyond Mountains*, Random House, 2003.

Klug, Christoph. *AIDS in Afrika. Ein Sofortprogramm für Millionen*, 2001.

Krafeld, Karl und Lanka, Stean. *Impfen - Völkermord im Dritten Jahrtausend*. Mit Beiträgen zur Geschichte und Aufklärung zu AIDS, BSE etc., 2003.

Lamb, David. *Afrika, Afrika*, 1989.

Levine, Donald N. *Greater Ethiopia: The Evolution of a Multiethnic Society*, University of Chicago Press, 2000.

Lewis, Stephen. *Race Against Time*. CBC Massey Lectures Series, Toronto, House of Anansi Press, 2005.

Long, Jacqueline, Hrsg. *Encyclopedia of Medicine*. Thomson Gale, 2002, online unter Health A to Z: Your Family Health Site, <http://www.healtatoz.com/healthatoz/Atoz/ency/zoonosis.jsp> (Zugriff 17. April 2006).

Lorasc, Enrico. *Aids und die Folgen für das Wirtschaftswachstum. Eine Untersuchung im südlichen Afrika*, 2007.

Mann, Jonathan und Tarantola, Daniel, Hrg. *AIDS in the World II*, Oxford University Press, 1996.

Mann, Jonathan, Daniel, Tarantola und Netter, Thomas, Hrsg. *AIDS in the World 1992*, Harvard University Press, 1992.

Marcus, Harold G. *A History of Ethiopia*. Updated ed. Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 2002.

McEvedy, Colin. *The Penguin Atlas of African History*, Penguin Books, 1995.

Meissner, Ursula, Methlitzky, Heinz, *Todestanz. Sex und Aids in Afrika*, 2003.

Meredith, Martin. *The Fate of Africa: A History of 50 Years of Independence*, Public Affairs, 2005.

Mezlekia, Nega. *Notes from the Hyena's Belly*, Picador, 2002.

- Monette, Paul. *Borrowed Time: An AIDS Memoir*, Harcourt Brace, 1988.
- Moorehead, Alan. *Die Quellen des Nil*, 1965.
- Weinreich, Sonja und Benn, Chr. *Aids - Eine Krankheit verändert die Welt, Daten - Fakten - Hintergründe*, 2005.
- Naim, Asher. *Saving the Lost Tribe: The Rescue and Redemption of the Ethiopian Jews*, Ballantine Books, 2003.
- Nattrase, Nicoli. *The Moral Economy of AIDS in South Africa*, Cambridge University Press, 2004.
- Pankhurst, Richard. *Äthiopien. Geheimnisvolles Land zwischen Blauem Nil und Rotem Meer*, 2001.
- Pankhurst, Richard und Gerard, Denis. *Ethiopia Photographed: Historic Photographs of the Country and Its People Taken Between 1867 and 1935*, Kegan Paul International, 1996.
- Plass, Adria und Brigitte. *Licht im Herzen der Finsternis. Erlebnisse und Begegnungen in Afrika*, 2006.
- Reader, John. *Afrika*, 2001.
- Reimer, Gronemeyer. *So stirbt man in Afrika an Aids*, 2006.
- Sachs, Jeffrey D. *Das Ende der Armut*, 2006.
- Schaaber, Jörg. *Keine Medikamente für die Armen?*, 2005.
- Schwab, Peer. *Africa: A Continent Self-Destructs*, Palgrave, 2001.
- Sen, Amartya. *Development as Freedom*, Anchor, 2000.
- Shelemay, Kay Kaufman. *A Song of Longing: An Ethiopian Journey*, University of Illinois Press, 1994.
- Shilts, Randy. *And the Band Played On*, St. Martin's, 2000.
- Smith, Dan mit Braein, Ane. *The Penguin State of the World Atlas*, Penguin Books, 2003.
- Smith, Raymond A., Hrsg. *Encyclopedia of AIDS: A Social, Political, Cultural, and Scientific Record of the HIV Epidemic*. Rev. ed. Vorworte von James W. Curran und Peter Pior, Penguin Books 2001.

Steinbuch, Rolf. *AIDS in Afrika und die Rede von Gott*, 2002.

Treichler, Paula A. *How to Have Theory in an Epidemic: Cultural Chronicles of AIDS*, Duke University Press, 1999.

Wanzek, Sönke. *Gemeinsam gegen Aids*, 2006.

Ward, Darrell E. *The Amfar AIDS Handbook: The Complete Guide to Understanding HIV and AIDS*, W. W. Norton, 1999.

Wedekind, Beate. *Nagaya heißt Frieden. Karlheinz Böhm und seine Äthiopienhilfe*, 2006.

Weinreich, Sonja und Benn, Chr. *Aids - Eine Krankheit verändert die Welt, Daten - Fakten - Hintergründe*, 2005.

Wootch, Jim. *We Are All the Same*, Penguin, 2004.

Wrong, Michela. *Auf den Spuren von Mr Kurtz. Mobutus Aufstieg und Kongos Fall*, 2002.

Zewde, Bahru. *A History of Modern Ethiopia: 1855-1991*, Ohio University Press; Oxford, James Curry Publishers; Addis Abeba. Addis Abeba University Press, 2001.

Ausgewählte Hilfsorganisationen

**Kontaktaufnahme mit Haregewoin Teferra oder Spenden an sie
bitte über die Autorin des Buches Melissa Gay Greene**

www.ThereIsNoMeWithoutYou.com

Aids in Afrika

SOS-Kinderdörfer helfen!

www.sos-kinderdoerfer.de

Missionswerk und Entwicklungshilfe

Afrika von Mission 21 - Hilfswerk Schweiz

www.mission-21.org/deutsch/20

Menschen für Menschen

Karlheinz Böhm (Äthiopien)

www.Menschen-fuer-Menschen.de

Ärzte ohne Grenzen

www.aerzte-ohne-grenzen.de

Unicef Aids

www.UNICEF.de

www.UNICEF.de/Projekte

AIDS Action Europe

ist ein europäisches Netzwerk, dem
178 Aids-Hilfsorganisationen aus 49 Ländern
angehören.

www.socialtimes.de

Dt. AIDS-Stiftung-Wikipedia

de.wikipedia.org/wiki/Deutsche-AIDS-Stiftung-17/c-

Ärzte der Welt

www.AerzteDerWelt.org/Aids-Hilfe

Patenschaften für Kinder in Afrika

www.plan-deutschland.de

EHAIA (G)

Ökumenische HIV-Aids-Initiative für Afrika,
gemeinsames Projekt von Kirche und
kirchlichen Hilfswerken in Afrika

www.wcc-coe.org/wcc/what/mission/ehaia-g.html

terres des hommes

Aids im südlichen Afrika

www.tdh.de

Amnesty International

auf der Web-Site sind die entsprechenden Projekte

aufgeführt

www.amnesty.de/

Rotary Club

Projekte: Child Spacing, Family Health und Aids-Hilfe

www.rotary-club.de/

AHOPE

Sidisse Buli, Projektmanager in Addis Abeba

Kathryn Pope Olsen, Direktorin in Vashon, Washington

Ein Heim für HIV-positive Kinder in Addis Abeba

www.ahopeforchildren.org

Blue Nile Children's Organization

Selmawit Kifle, Gründer und Leiter

Ein Heim für AIDS-Waisen in Bahir Dar, Äthiopien

www.bluenile.org

Barlow Clinic, World Wide Orphan Foundation (WWO)

Dr. Sofia Mengistu Abayneh, inländ. medizinische Direktorin

Dr. Jane Aronson, Gründerin und Direktorin, WWO

Unterstützung und Hilfe für äthiopische Waisen,
einschließlich Haregewoins Kinder und die Kinder

vom AHOPE-Heim

www.orphandoctor.com

American Jewish Joint Distribution Committee (JDC)

ärztlicher Direktor: Rick Hodes

www.jdc.org

Medical Missionaries of Mary

Hilfe für Arme und Kranke der

Äthiopischen Katholischen Kirche

www.medical-missionaries.com

Missionaries of Charity Sisters, Ethiopian Catholic Church

von Mutter Teresa 1950 in Calcutta gegründet,

kam 1973 nach Addis Abeba

www.ecs.org.et/congreg/Missionaries%20of%20Caharity%20Sisters.htm Miss CharSist

CARE International

In Äthiopien Projekte zur Weiterbildung über HIV/AIDS

www.care.org

Bill & Melinda Gates Foundation

www.gatesfoundation.org

Elisabeth Glaser Pediatric AIDS Foundation

www.pedaids.org

Global AIDS Alliance

P. O. Box 820

Bethesda, Maryland 20827

www.globalaidsalliance.org

The Global Fund to Fight AIDS, Tuberculosis and Malaria

www.theglobalfund.org

Make Poverty History

www.makepovertyhistory.org

United Nations Children's Fund (UNICEF)

www.unicef.org

Register

AA (Accelerating Access Initiative)
AAI (Ted Adoption Advocates International)
Abacavir (ARV)
Abbot Laboratories (Pharmaunternehmen)
Adoption
Adoption, internationale
Adoptionsagenturen
Adoptionsgeschäft, internationales
Adoptiveltern
AD-Spritzen
AFAA (Americans for African Adoptions)
Affen-Immunschwächevirus
Affen-SIV
Afrika
AHOPE for Children
AI (Amnesty International)
Aids (acquired immune deficiency syndrome)
Aids (Todesfälle)
Aids-Infektion, opportunistische
Aids-Medikamente (Äthiopien)

Aids-Medikamente

Aids-Pandemie

Aids-Tote (Afrika)

Aids-Tote (USA)

Aids-Tote (Westeuropa)

Aids-Vollbild

Aids-Waisen (Äthiopien)

Amhara (äthiop. Volksgruppe)

Analphabetentum

Angola

Annan, Kofi

Antibiotika, injizierbare

Apartheid, medizinische

ARC (Aids-assoziierter Komplex)

ARV (antiretrovirale Medikamente)

ARV, pädiatrische

ARV-Behandlungen

Arzneimittelkosten

Arzneimittelunternehmen

Ärzte ohne Grenzen

Ashe, Arthur

Atetegeb-Worku-Verein

Äthiopien (Waisenproblem)

Äthiopien

Ayalew, Lidetu

AZT (Kopie)

AZT (Zidovudin)

Bayer (Pharmaunternehmen)

Bayh-Dole-Gesetz

Berichterstattung

Bestechung

Blair, Tony

Bluttest

Bluttransfusion

Brasilien

Bristol-Myers Squibb (Pharmaunternehmen)

Brundtland, Gro Harlem

BSE

Budget (Pharmaunternehmen)

Bundeslade

Burroughs Wellcome s. Glaxo Wellcome

Bush, George W.

Candida-Pilzinfektion

Carter, Jimmy

Castro, Fidel

CD₄-Zellen (T₄-Zellen, Helferzellen)

Cipla (Pharmaunternehmen)

Cipla

Clinton, Bill

Crixivan (Indinavir)

Dehydration

Demokratische Republik Kongo

Derg (Rat, Komitee)

Diarrhö

Didanosin (ddI, ARV)

Dinkenesh, («Lucy», Hominide)

Dreifachkombinationstherapie

Dreifachkombinationstherapie, pädiatrische

Drogenmissbrauch

Dürreperiode

EDP (Ethiopian Democratic Party)

Einrichtungen, infrastrukturelle

Einwegspritzen

Eli Lilly & Company (Pharmaunternehmen)

Eltern, adoptionswillige

Enat-Haus

Entwicklung (Medikamente)

Entwicklungshilfeff.

Entwicklungsländer

Epivir (Lamivudin)

EPRDF (Ethiopian People's Revolutionary Democratic Front)

EPRP (Ethiopian People's Revolutionary Party)

Eritrea

Forschung (Medikamente)

Forschung (öffentliche Mittel)

Forschung (Pharmaunternehmen)

Frambösie

G8-Staaten

Gallo, Robert Dr.

Gates Foundation

Gates, Bill und Melinda

Geburt

Generika

Geschlechter

Geschlechtsverkehr, heterosexueller

Geschlechtsverkehr, homosexueller

Geschlechtsverkehr, ungeschützter

Gesundheitsausgaben

Gesundheitsinfrastruktur

Gesundheitsstrategie, globale

Gesundheitssystem (Äthiopien)

Gesundheitsvorsorge, globale

Gesundheitswesen, öffentliches

Getachew, Zewedu

Gewichtsverlust, extremer

Glaxo Wellcome (Pharmaunternehmen)

GlaxoSmithKline (Pharmaunternehmen)

Global Fund (to Fight Aids, Tuberculosis and Malaria)

Gorbatschow, Michail

Gore, Al

GRID (gay related immune deficiency)

Grundlagenforschung

HAART (hochaktive antiretrovirale Therapie), s. Dreifachkombinationstherapie

Haile Mariam, Mengistu

Haile Selassie., Kaiser

Hanks, Tom

Hepatitis B

Hepatitis C

Herstellungskosten (Medikamente)

HIV (Belgien)

HIV (China)

HIV (Dänemark)

HIV (England)

HIV (Frankreich)

HIV (human immunodeficiency virus)

HIV (Westdeutschland)

HIV/Aids

HIV/Aids-Epidemie

HIV/Aids-Pandemie

HIV-1

HIV-2

HIV-Medikamente

HIV-Virus

Hodes, Rick Dr.

Homosexualität

HTLV-III (Human T-cell lymphotropic virus, Typ III)

Hungergebiet (Äthiopien)

Hungersnot (Äthiopien)

Hungersnot

Immunisierungsprogramm

Impfkampagne

Impfung

Infektion, opportunistische

Infrastruktur, medizinische

Injektion

Injektionsbesteck

Injektionsnadel

Injektionsspritze

IWF (Internationaler Währungsfond)

Invirase (Saquinavir)

IPFMA (Internationaler Verband der Pharmazeutikhersteller)

Israel

Italien

Jäger-Theorie

JDC (American Jewish Joint Distribution Committee)

Johanson, Donald C.

Juden, äthiopische

Kaffeebohnen

Kapuscinski, Ryszard

Kebede, Worku

kebele (Gemeinde-, Stadtverwaltung)

Kinder

Kinder, HIV-positive

Kinderlähmung

Kindersterblichkeit

Kinshasa (Zaire)

Kirche, äthiopische

Kirche, äthiopisch-orthodoxe

Kolonialmächte

Kondom

König Salomon

Königin von Saba

Korruption

Krankheit, zoonotische

Krieg

KS (Kaposi-Syndrom)

Landreform

Landwirtschaft (Äthiopien)

LAV (Lymphadenopathievirus)

Layla House

Lazarus-Effekt

Legionärskrankheit

Lentivirus

Lewis, Stephen

Liberia

Libyen

Lobbyisten

Lungenentzündung

Lungentuberkulose

Makonnen, Tafari, s. Haile Selassie

Malaria

Managergehälter (Pharmaindustrie)

Mandela, Nelson

Mann, Jonathan Dr.

Markenmedikamente

Markenprodukte

Markenprodukte, patentierte

Marketing (Pharmaunternehmen)

Marketing, pharmazeutisches

Marx, Preston

Massenimmunsierung

Massenimpfprogramm

Massenimpfung

Medikamente, antiretrovirale s. ARV

Medikamentenmuster, kostenlose

Mehrwegspritze

Menelik I., Kaiser

Menelik II., Kaiser

Merck (Pharmaunternehmen)

Militärausgaben

MMM (Medical Missionaries of Mary)

Mobutu, Joseph

Monette, Paul

Montagnier, Luc

Mosambik

Museveni, Yoweri

Mutter Teresa

Mutter-Kind-Übertragung

Muttermilch

Nahrungsmittelknappheit

Namibia

Nebenwirkungen

NGO (Nichtregierungsorganisation)

Nigeria

Nomenklatur, pharmazeutische

Norvir (Ritonavir)

Nurejew, Rudolf

Ogadenkrieg

Organisation für Afrikanische Einheit

Passage, serielle

Pasteur, Louis

Patentanmeldungen

Patente (Medikamente)

Patentrechte

Patentschutz

Patentschutz, weltweiter

Pathogenität

PCP (Pneumocystis-carinii-Pneumonie)

Penicillin

PEPFAR (US President's Emergency Plan for AIDS Relief)

Pfizer (Pharmaunternehmen)

Pharmaindustrie

Pharmakonzerne

Pharmakonzerne, multinationale

Pharmaunternehmen

PhRMA (Pharmaceutical Research and Manufactures of America)

Polio-Impfstoff

Prävention

Preise (Medikamente)

Preisveränderungen (Medikamente)

Promiskuität

Protease-Hemmer

Provisionen (Pharmaindustrie)

Reagan, Ronald

Retrovirus

Reverse Transkriptase

Rhodesien

Ripley, Merrily

Roche (Pharmaunternehmen)

Rockefeller Foundation

Roxane Laboratories (Pharmaunternehmen)

Ruanda

Salk, Jonas Dr.

Sambia

Saquinar

Säuglingssterblichkeit
Schimpansen-Immunschwächevirus
Schimpansen-SIV
Schlacht von Adwa
Sekundärinfektion
Sen, Amartya
Sexualpraktiken
Simbabwe
SIV (Simiane Virus)
SIVcpz (Schimpansen-SIV)
SIV-DNA
SIVsm (Rauchmangaben-SIV)
Slim Disease (»Magerkrankheit«)
Somalia
Sponsoring (Pharmaunternehmen)
Stavudin (d₄T, ARV)
Sterblichkeitsrate (Europa)
Sterblichkeitsrate (USA)
Sterilisation
Stigmatisierung
Südafrika (Lebenserwartung)
Südafrika
Syphilis

Tabot, s. Bundeslade

Tabuisierung

TAC (Treatment Action Campaign)

Tätowierbesteck

Techane, Selamneh

Teferra, Haregewoin passim

Thailand

Theorie des gesellschaftlichen Umbruchs

Tigray (äthiop. Volksgruppe)

Toxoplasmose (Gehirn)

TPLF (Tigrayan People's Liberation Front)

TRIPS (Trade-Related Aspects of Intellectual Property Rights)

Tuberkulose

UdSSR

Uganda

Umbruchstheorie, s. Theorie des gesellschaftlichen Umbruchs

Umsatz (Arzneimittel)

Umsatz (Pharmaunternehmen)

UNAIDS (Aids/HIV-Programm der Vereinten Nationen)

UNICEF (Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen)

USA

Vereinigte Staaten von Amerika s. USA

Vermarktungsrechte (Medikamente)

Versorgung, medizinische

Vertrag von Ucialli

Veruntreuung

Verwaltung (Pharmaunternehmen)

Viramun (Nevirapin)

Viren, pathogene menschliche

Viren, pathogene tierische

Virus

WanHa House

Wasting-Syndrom, s. Slim Disease

Watch List

Wechselwirkungen

Weltbank

Werbung (Pharmaunternehmen)

WHO (Weltgesundheitsorganisation)

William J. Clinton Foundation

Wirksamkeit, antiretrovirale

Wirtschaftslage, äthiopische

Wistar-Impfstoff

Woldmariam, Teferra

Worku, Atetegeb

Worku, Suzanna (Suzie)

WTO (Welthandelsorganisation)

Zaire

Zalcitabin (ddC, ARV)

Zenawi, Meles

Zentralafrika

Zewde, Bahru

Zoonose, s. Krankheit, zoonotische

Zwangslizenz

Zytomegalie-Virusinfektion



Die Kinder versammeln sich abends im Säuglingszimmer zum Gutenachtgebet. © MELISSA FAY GREENE

Danach gibt es Gutenachtküsse © MELISSA FAY GREENE



Haregewoin mit Nardos © AARON ROSENBLUM



Haregewoin Teferra © AARON ROSENBLUM





Vor dem ersten Spiel der WWO-Waisenhaus-Fußballliga versammeln sich Haregewoins Jungen- und Mädchenmannschaften in ihren eigenhändig verzierten Trikots, Frühling 2006. © LEE SAMUEL

Kinder am Eingangstor von Haregewoins neuem Kinderheim © MELISSA FAY GREENE



Die Kinder in ihren Schuluniformen, November 2005 © MELISSA FAY GREENE



Henok (*rechts*), immer auf der Suche nach einer neuen Mutter, mit einer Freundin © MELISSA FAY GREENE

Dr. Rick Hodes und seine Familie in Festtagskleidung © MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON RICK HODES



Ababu, Sohn von Dave Armistead und Susan Bennett-Armistead, in Williamstown, Michigan, im Jahr 2006 © MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG DER FAMILIE BENNETT-ARMISTED



Amelezewd, das Mädchen, das Geschichtsbücher liebte, starb im AHOPE an Aids. Das Bild, das sie in der Hand hält, zeigt sie mit ihrem jüngeren Bruder Tilahun. © PER-ANDERS PETTERSON /GETTY IMAGES



William Mintesinot Eskender Cheney aus Phoenix, Arizona © MIT FREUNDLICHER
GENEHMIGUNG DER FAMILIE CHENEY





Meskerem mit ihren neuen Eltern, Rob Cohen und Claudia Cooper aus Middlebury, Vermont, vor HaregewoinsHaus, bevor sie 2004 mit ihnen nach Amerika flog. © MELISSA FAY GREENE



Yohannes war im Herbst 2005 dem Tod nah; in der Hand hält er ein Bild von sich, das im September des gleichen Jahres aufgenommen wurde. Jetzt, im Januar 2006, feiert Yohannes das äthiopische Neujahrsfest. Dank der Barlow Clinic von WWO ist Yohannes eines der wenigen HIV-positiven Kinder in Afrika, das den »Lazarus-Effekt« von Aids-Medikamenten am eigenen Leib erfahren durfte. © DR. RICK HODES



Mikki und Ryan Hollinger mit dem Großvater und einer Tante von Mekdes und Yabsira. © MIT
FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON RYAN HOLLINGER

Mekdes entdeckt ihr neues Schlafzimmer in Amerika. © RYAN HOLLINGER





Die Familie Hollinger in Snellville, Georgia © ERIKA LARSEN/REDUX

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»There Is No Me Without You, One Woman's Odyssey to Rescue
Africa's Children«
bei Bloomsbury, New York.

Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

© der Originalausgabe 2006 by Melissa Fay Greene © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by Blanvalet Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

eISBN : 978-3-641-01265-6

www.blanvalet.de

www.randomhouse.de